Hermann von Wissmann, Deutschlands grösster Afrikaner

Alexander Becker, C. von Perbandt

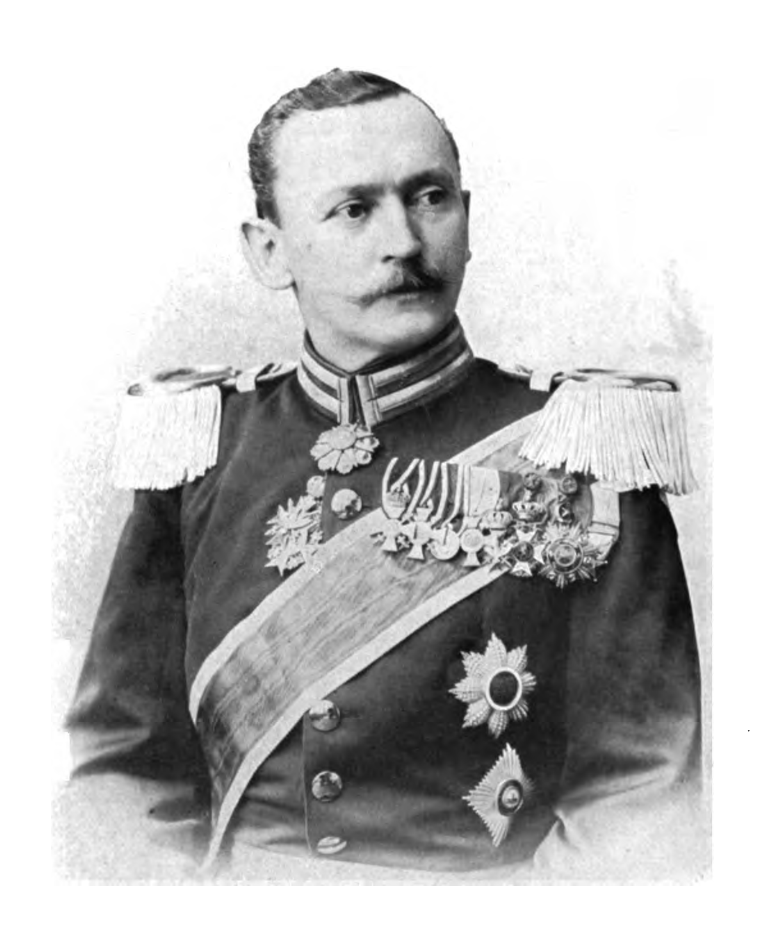





Digitized by Google

Hermann von Wissmann

— Wer den Besten seiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.



Dr. Hermann von Wissmann

Kais. Gouverneur z. D., Major à la suite der Armee.

geb. 4. September 1853 — gest. 15. Juni 1905.

„Inveniam viam aut faciam.“

Hermann von Wissmann

Deutschlands größter Afrikaner

Sein Leben und Wirken
unter Benutzung des Nachlasses

dargestellt von

Dr. A. Becker
Oberstabsarzt a. D.

C. v. Perbandt
Hauptmann a. D.

G. Richelmann
Oberstleutnant z. D.

Rochus Schmidt
Major d. 3. Gendarmerie-Brigade

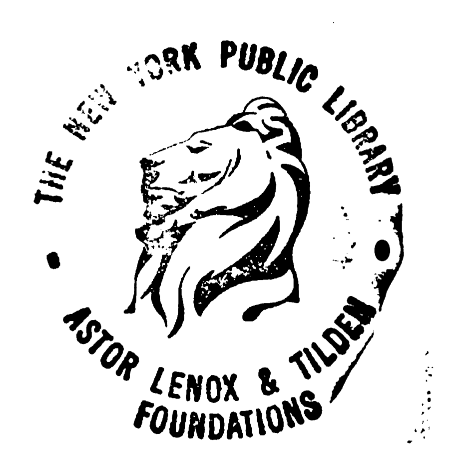
Dr. W. Steuber
Oberstabsarzt im Feldartillerie-Regiment Oranien

Mit zahlreichen Abbildungen, Facsimiles und Karten

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage



Berlin 1907
Verlagsbuchhandlung Alfred Schall
Kgl. Preuß. u. Herzogl. Bayer. Hofbuchh.
Verein der Bücherfreunde



Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort zur ersten Auflage.

Als Deutschlands größter Afrikaner dem Vaterlande durch einen jähen Tod entrissen war, tauchte allenthalben der Gedanke auf, dem deutschen Volke ein authentisches Bild vom Leben und Wirken unseres großen Pioniers zu geben. Für uns, die unterzeichneten Verfasser des vorliegenden Buches, war es geradezu eine Ehrenpflicht, der Bitte der Verlagsbuchhandlung von Alfred Schall zu entsprechen und die Abfassung des vorliegenden Werkes zu übernehmen.

Hatte doch unser ehemaliger Vorgesetzter die Absicht, sobald er Ruhe, Zeit und Muße hierzu fände, mit uns, seinen nächsten Freunden, eine Geschichte der schönen, für die Entwickelung des Ostafrikanischen Schutzgebietes grundlegenden Zeit zu schreiben, in der er unser großer Führer war! — Dürfen wir doch ferner behaupten, zu denjenigen zu zählen, die mit den Anschauungen, Absichten und Ansichten Hermann von Wissmanns über koloniale und afrikanische Verhältnisse am meisten vertraut, mit seinem Charakter und seinem Seelenleben am besten bekannt geworden sind.

Selbstverständlich nahmen wir jede uns von anderen Freunden des Verstorbenen gebotene für uns wertvolle Hilfe an. Von außerordentlicher Wichtigkeit war uns die Mitarbeit der Herren Oberstabsarzt Dr. Becker und Oberstabsarzt Dr. Steuber, die dem großen Afrikaner als Ärzte in seinem Heim und auf Expeditionen besonders nahe getreten und ihm im späteren Leben vertraute Freunde geworden sind.

Das vorliegende Werk ist nicht geschrieben, um den Namen Hermann von Wissmanns zu verherrlichen — dessen bedurfte der Träger dieses Namens nicht —, sondern um ein durchaus wahrheitsgetreues, objektives Bild von ihm selbst, seinem Wirken und dem Werdegang der Kolonialgeschichte, soweit

sie von ihm beeinflußt ist, zu geben. Auf eine kritische Beleuchtung getroffener Maßnahmen durfte selbstredend nicht verzichtet werden, gleichwie wir es auch für unerläßlich und mit unserer Pflicht als Freunde sehr wohl vereinbar gefunden haben, wenn es nötig war, die Sonde der Kritik an die Hauptperson des Buches selbst zu legen.

Das Zusammenarbeiten mehrerer Verfasser, von denen jeder für die von ihm bearbeiteten Kapitel verantwortlich ist, bot mancherlei Schwierigkeiten und brachte insbesondere die Gefahr von Wiederholungen nahe. Wir haben solche nach Möglichkeit zu vermeiden gesucht, sie aber, wo es sich um Abgabe von Urteilen handelt, nicht gänzlich ausschalten zu können gemeint. Wir gaben uns vielmehr der Hoffnung hin, daß die Beurteilung Hermann von Wissmanns von verschiedenen Seiten eine Stärke des Werkes darstellt. Der Mühe der Auswahl und Anordnung der Bilder hat sich im Verein mit dem Verleger, Herrn Hofbuchhändler Schall, unser Mitarbeiter, Herr Oberstabsarzt Dr. Becker, unterzogen.

Der Witwe unseres Freundes sagen wir an dieser Stelle herzlichsten Dank für die Bereitwilligkeit der Hilfeleistung an diesem Werk dadurch, daß sie das reiche vorhandene Material aus dem literarischen Nachlasse ebenso wie zahlreichen Bilderschmuck uns zur Verfügung stellte; ferner gebührt unser Dank der Mutter und den Schwestern unseres einstigen Führers, wie der Witwe seines ehemaligen Adjutanten, des Hauptmanns Heymons, die uns mit Material aus dem Nachlaß ihres Mannes unterstützte, sowie Herrn Victor von Wissmann und allen anderen, die sich beeiferten, das vorliegende Werk durch Mitteilungen zu fördern.

C. von Perbandt **G. Richelmann** **Rochus Schmidt**

Vorwort zur zweiten Auflage.

Innerhalb der kurzen Frist eines Jahres ist die erste Auflage unserer Wissmann-Biographie vergriffen worden. Wir freuen uns dieses schönen Erfolges, weil dadurch unser Bestreben, das Bild von Deutschlands größtem Afrikaner immer weiteren Kreisen vorzuführen und das Andenken an seine großen Verdienste um das Vaterland im Volke wach zu erhalten, mächtig gefördert ist. Gleichzeitig ist uns der Erfolg aber auch ein Beweis dafür, daß wir für die Verwirklichung unserer Absicht den richtigen Weg gefunden haben. Dankbar erkennen wir die wohlwollende Kritik an, die unser Buch in der Presse gefunden hat, und auch die von einsichtigen Kritikern gemachten Ausstellungen sind von uns gern vernommen worden und haben uns zu sorgfältigen Erwägungen veranlaßt. In einer eingehenden Besprechung gab uns Prof. Hans Meyer den wohlgemeinten Ratschlag, daß für eine Neuauflage auf dem Titel der Zusatz zu „Hermann von Wissmann" nicht „Deutschlands größter Afrikaner", sondern „Deutschlands großer Afrikaner" lauten möge. „Groß" besage in diesem Fall mehr wie „größter", und auf einem der schönsten Bismarckdenkmäler heiße es auch nur „Deutschlands großem Staatsmann". Wir stimmen dieser Auffassung des Prof. Hans Meyer vollkommen bei, und wir würden seinen Rat gern befolgen, wenn nicht das Buch in der ersten Auflage bereits in Tausenden von Exemplaren unter dem ursprünglich gewählten Titel seinen Weg gemacht hätte, und deshalb zu befürchten wäre, daß eine Titeländerung zu Irreführungen Veranlassung geben könnte.

Um so lieber sind wir der Anregung des Prof. Hans Meyer gefolgt, die im Bilderschmuck gebrachte Ansicht des Kilima-Ndjaro durch eine andere bessere, von ihm selbst in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellte, zu ersetzen. Wir sagen ihm dafür verbindlichsten Dank.

Die das Wissmann-Offizierkorps im Bild vorführenden Tafeln sind um eine weitere vermehrt worden, nachdem es uns inzwischen gelungen ist, die Photographie der darauf dar-

gestellten Personen, die wir beim Druck der ersten Auflage noch entbehrten, zu erhalten. Das Schlußwort ist neu bearbeitet worden.

So möge denn auch die neue Auflage der Wissmann-Biographie in die Welt hinausgehen und Deutschlands großem Afrikaner neue Verehrer und Nacheiferer erwerben.

Berlin, Feldafing, Lauban und Mainz,
im Februar 1907.

Dr. A. Becker C. von Perbandt G. Richelmann
Rochus Schmidt Dr. W. Steuber

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Kindheit und Jugendzeit. Verfasser G. Richelmann 1

Die erste Durchquerung Äquatorial-Afrikas von West nach Ost. Verfasser G. Richelmann 16

Wissmanns Erforschung des Kassaigebietes. Verfasser C. von Perbandt 69

Wissmanns zweite Durchquerung Afrikas. Verfasser C. von Perbandt . 131

Wissmann wird Kaiserlicher Reichskommissar. Verfasser G. Richelmann 173

Schaffung der Wissmanntruppe. Verfasser G. Richelmann 184

Besiegung der Feinde von Rufiji bis zum Umba. Verfasser G. Richelmann 202

Die Mpapua-Expedition — Wissmann, Emin und Stanley. Verfasser Rochus Schmidt 252

Die endgültige Niederwerfung Bana Heris. Verfasser Dr. A. Becker . . 292

Die Niederwerfung des Aufstandes im Süden. Verfasser Dr. A. Becker 316

Die Unterwerfung des Kilima-Ndjaro-Gebietes. Verfasser Dr. W. Steuber 341

Wissmann in Sansibar 1890. Verfasser Dr. W. Steuber 378

Wissmanns kulturelle und Pionierarbeit im zentralafrikanischen Seengebiet; der Dampfer „Hermann von Wissmann" auf dem Nyassa; Bekämpfung der Sklavenräuber. Verfasser Rochus Schmidt . . 387

Wissmann in Deutschland vor und nach seiner Verheiratung. Verfasser Rochus Schmidt 422

Wissmann als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Verfasser Rochus Schmidt 427

Reise nach Sibirien. Verfasser C. von Perbandt 467

Wissmanns Reise nach Südafrika. Verfasser C. von Perbandt 500

Wissmanns Leben, Wirken, Sorgen und Sterben auf seinem steirischen Ruhesitz; seine Beisetzung im deutschen Vaterland. Verfasser Rochus Schmidt 524

Schlußwort. Verfasser Rochus Schmidt 574

Verzeichnis der Abbildungen und Kartenskizzen.

Tafel 1. Dr. Hermann von Wissmann.
„ 2. Regierungsrat Wissmann — Frau Regierungsrat Wissmann — Geburtshaus — Hermann — Marie Wissmann — Ernst — Marie — Hermann Wissmann.
„ 3. Dr. Paul Pogge — Leutnant Hermann Wissmann.
„ 4. Pogges Haus in Mukenge — Partie vom Westufer des Tanganjika.
„ 5. Hamed bin Mohamed genannt Tibbu Tibb.
„ 6. Flußübergang — Steppenlager in Useguha.
„ 7. Leutnant Wissmann am Schlusse seiner ersten Afrikadurchquerung.
„ 8. Sansibar vom Hafen aus gesehen.
„ 9. Die Mitglieder der Kassai-Expedition.
„ 10. Wissmanns Reitstier — Reitstiere in Angola — Ein treuer Begleiter.
„ 11. Wohnhaus in Malange — Hollo-Dorf.
„ 12. Kalamba Mukenge — Kalamba Moana — Sangula Meta — Tschingenge.
„ 13. Station Luluaburg — Sangula Meta mit Baschilange-Weibern.
„ 14. In Leopoldsville — Baschilange in Leopoldsville.
„ 15. Kapitain de Macar — Leutnant Wissmann mit seinem treuen Bugslag — Leutnant Le Marinel.
„ 16. Belgische Station am unteren Kongo — Luluaburg.
„ 17. Am Luebo — Am Lubilasch.
„ 18. Karawane einen Fluß durchwatend — Baumbrücke im Urwald.
„ 19. Deap-Bai am Westufer des Nyassa-Sees — Am Nyassa-See.
„ 20. Wissmanntruppe beim Exerzieren — Parademarsch.
„ 21. Unteroffiziere der Wissmanntruppe an Bord des Dampfers „Martha“.
„ 22. Offizierkorps der Wissmanntruppe.
„ 23. Offizierkorps der Wissmanntruppe.
„ 24. Offizierkorps der Wissmanntruppe.
„ 25. Offizierkorps der Wissmanntruppe.
„ 26. Offizierkorps der Wissmanntruppe.
„ 27. Buschiri, Führer der aufständigen Araber.
„ 28. Station Bagamoyo — Station Daressalaam.
„ 29. Kroki zum Gefecht um Buschiris Lager.
„ 30. Kroki des Gefechts von Pangani.
„ 31. Station Pangani — Station Tanga.
„ 32. Arabischer Originalbrief des Rebellenführers Buschiri.
„ 33. Expeditionstruppe fertig zum Abmarsch — Gefangene Araber.
„ 34. Emin Pascha — H. Stanley — G. Casati.
„ 35. Station Mpapua — Station Saadani.
„ 36. Bana-Heri — Abdallah und Bana Omari.
„ 37. Station Kilwa — Station Lindi.
„ 38. Adelswappen für Major H. von Wissmann.
„ 39. Major von Wissmann beim Fürsten Bismarck in Kissingen.

Tafel 40. Major von Wissmann bei den Seinen in Lauterberg.
„ 41. Der Kibo-Gipfel des Kilima-Ndjaro.
„ 42. Teilnehmer an der Kilima-Ndjaro-Expedition — Wadschagga-Krieger von Kibosho.
„ 43. Wadschagga von Moschi — Inneres eines Wadschagga-Gehöftes.
„ 44. Kroki des Gefechts von Kibosho.
„ 45. Situationsplan der Station Moschi — Grundriß der Station Moschi.
„ 46. Denkmal für die Gefallenen der Wissmanntruppe in Bagamoyo.
„ 47. Der Sultan von Sansibar — Das Wissmannhaus in Sansibar — Soliman bin Nasr.
„ 48. Transport des zerlegten Dampfers „Hermann von Wissmann“ auf dem Wege nach dem Nyassa-See. In Leichtern längsseits eines englischen Kanonenbootes auf dem Sambesi-Schire — Über Land beim Übersetzen über einen Fluß
„ 49. Flußufer am oberen Schire — Lager im Mpimbi.
„ 50. Zusammensetzen des Dampfers „Hermann von Wissmann“ auf der Werft in Mpimbi — Kesselschmiede auf der Werft in Mpimbi.
„ 51. Dampfer „Hermann von Wissmann“ auf dem Nyassa-See — Station Langenburg.
„ 52. Das Ehepaar „von Wissmann“.
„ 53. Doktordiplom für Hermann von Wissmann.
„ 54. Major von Wissmann auf der Jagd beim Reichskanzler Fürsten Hohenlohe.
„ 55. Daressalaam vom Hafen aus gesehen.
„ 56. Die Gouverneursvilla in Daressalaam.
„ 57. Gouverneur H. v. Wissmann — Frau Gouverneur H. v. Wissmann.
„ 58. Gouverneur von Wissmann und sein Stab.
„ 59. Sibirische Bahn — Poststation.
„ 60. Im Reisewagen — Wissmanns Zeltlager bei — 10° Reaumur.
„ 61. Karawane in der Mongolei — Bepacken der Pferde.
„ 62. Lastwagen der Kalmücken — Mit der Jurte beladene Kamele.
„ 63. Wissmanns Besuch bei einem Kirgisenhäuptling — Eine Kirgisenbraut.
„ 64. Hirsch tot — Russisches Bauernhaus.
„ 65. Kosakenvorspann — Turkestanische Karre.
„ 66. Swakopmund — Eisenbahnzug auf der Strecke Swakopmund—Windhuk, von Maultieren gezogen — Station Rössing.
„ 67. Steenbockrikke — Kudubulle.
„ 68. Kapstadt mit Tafelberg — Johannesburg.
„ 69. Gut Weißenbach — Auf dem Gutshof.
„ 70. Familie von Wissmann im Viererzug — Der Stolz der Eltern.
„ 71. Der Gutsherr von Weißenbach — Im Jagdwagen.
„ 72. Elternglück — Das Nesthäkchen.
„ 73. Wissmann-Gedenkmedaille, modelliert von M. A. Wolff.

Kindheit und Jugendzeit.

Verfasser: G. Richelmann.

Hermann Wilhelm Leopold Ludwig Wissmann wurde am 4. September 1853 zu Frankfurt a. O. geboren, woselbst sein Vater, Hermann Wissmann, als Regierungsrat tätig war.

Als das Knäblein in der elterlichen Wohnung das Licht der Welt erblickte, da tönte von draußen, von einem freien Platz herauf, der Trommelwirbel einer aufziehenden Wachparade, und unter den Klängen des Präsentiermarsches empfing der glückliche Vater seinen Erstgeborenen, indem er der Gattin zurief: „Du, Lieschen, aus dem Jungen wird 'mal was Großes werden." Daß die Eltern von einer glänzenden Zukunft ihres Jungen träumten — welche Eltern täten das nicht — ist begreiflich, aber in wie hohem Maße und vor allen Dingen auf welche Art und Weise dieser Traum und des Vaters prophetische Worte sich erfüllen sollten, das hat damals keiner von ihnen geahnt.

Väterlicherseits hatten Wissmanns Vorfahren großenteils der preußischen Armee als Offiziere angehört, mütterlicherseits — seine Mutter ist eine geborene Schach von Wittenau — entstammte er einer ausgesprochenen Offiziersfamilie und es ist sehr erklärlich, daß sich die Neigungen des heranwachsenden Knaben frühzeitig in einer dementsprechenden Richtung entwickelten.

Die Beamtenlaufbahn des Vaters brachte es mit sich, daß die Familie bald in diesem, bald in jenem Orte ihren Wohnsitz fand, und nach nicht langer Zeit ging es von Frankfurt a. O. nach dem thüringischen Städtchen Langensalza. Dort lernte der Schreiber dieser Zeilen den kleinen Hermann als Spielgefährten kennen. Deutlich steht er mir noch in der Erinnerung als bildhübscher Junge mit vollem Lockenkopf und großen Augen, wie er nachdenkend vor sich hinsieht, um dann plötz-

lich in tollster, kindlicher Ausgelassenheit dahinzustürmen. Der ebenso hübsche, wie lebhafte und ungemein begabte Knabe war aller Leute Liebling und wußte das auch, denn eines Tages von der Mutter mit den Worten gescholten: „Du unartiges, häßliches Kind," entgegnete er erstaunt: „Das kleine, hübsche Lockenköpfchen ist nicht unartig."

Um Antworten war er schon als Kind nie verlegen, ließ sich überhaupt nicht leicht verblüffen, und als die Mutter ihn einst mit den Worten ermahnte: „so kann dich der liebe Gott nicht lieb haben und in den Himmel nehmen, sondern da kommst du in die Hölle," da antwortete der kleine Kerl schnell entschlossen: „dann baue ich mir dort ein Haus." An Entschlußkraft fehlte es somit schon dem Knaben in den frühesten Jahren nicht, und wenn irgendwo, so trifft hier das Dichterwort zu: Das Kind ist des Mannes Vater.

Seine Hauptfreude fand er im Zusammenspielen mit Altersgenossen, bei deren Wahl er wenig danach fragte, ob er es mit seinesgleichen zu tun hatte oder nicht. Wenn es nur muntere, waghalsige Bürschchen waren, dann behagten sie ihm, schnell war er mit ihnen gut Freund, um bald bei all den lustigen kleinen Streichen oder kindlichen Kriegszügen einer der Führer zu sein, dessen Anordnungen und Vorschlägen die anderen willig folgten. Mit besonderer Zärtlichkeit hing er als Kind, wie auch später sein ganzes Leben lang, an seinen Geschwistern: einer älteren Schwester Marie, einem jüngeren Bruder Ernst und einer ebenfalls jüngeren Schwester Lieschen.

Der kleine Hermann war überhaupt, trotz aller Lebhaftigkeit und seines stürmischen Wesens, ein Kind von einer geradezu bestrickenden Freundlichkeit und sonnigem Frohsinn, das sich durch Liebe lenken und erziehen ließ. Bei strenger Behandlung dagegen kam sofort ein ausgesprochener Trotzkopf zum Vorschein, der selbst bei empfindlichen Strafen niemals eine Träne vergoß. War nun auch der Vater dennoch im allgemeinen streng, so ließ er dem Knaben doch Raum zu freier Entfaltung.

In Langensalza begann der muntere Junge zuerst den Ernst des Lebens in Gestalt von Privatstunden kennen zu lernen, etwas später besuchte er dann eine Schule in Erfurt, wohin der Vater inzwischen versetzt worden war. Bereits 1866 siedelte dann die Familie infolge einer abermaligen Versetzung nach



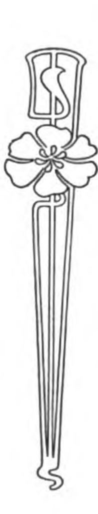
Regierungsrat
Hermann Wissmann.



Frau Regierungsrat
Elise Wissmann
geb. Schach von Wittenau.







Geburtshaus Wissmanns in Frankfurt a. O.



Hermann — Marie Wissmann.



Ernst — Marie — Hermann Wissmann.

dem für Preußen neugewonnenen Schleswig-Holstein, und zwar nach Kiel über. Die Einrichtung und Umgestaltung der Verwaltungs- resp. Regierungsangelegenheiten erforderte die Heranziehung besonders tüchtiger Kräfte, zu welchen der Regierungsrat Wissmann unbedingt zu rechnen war.

Aber auch unser kleiner Hermann hatte für seine Person sozusagen eine Aufgabe zu lösen, denn in der eben preußisch gewordenen Stadt hatte der dreizehnjährige Knabe als Altpreuße seinen neupreußichen Schulgenossen gegenüber begreiflicherweise keinen leichten Stand. Die Gemüter der kleinen Burschen platzten aufeinander, von den Neckereien ging es zum Faustkampf über und der kleine Held, ein so strammes Bürschchen er auch war, wurde von der Überzahl der Gegner oft übel zugerichtet. Als die Mutter eines Tages die besonders deutlichen Spuren eines solchen Kampfes bemerkte und die Sache dem Schuldirektor anzeigen wollte, da geriet der Junge ganz außer sich und bat flehentlich: „Mutter, das wirst du mir doch nicht antun und so etwas petzen; ich werde mir schon selber helfen und mit den fremden Jungens fertig werden.“ Mit anerkennenswerter kindlicher Energie hielt er all den feindlichen Stürmen stand, überwand durch Mut und Freundlichkeit siegreich die feindselige Stimmung der Schulkameraden, um sich sogar schließlich unter denselben manchen Freund zu gewinnen. Noch als Mann hat er sich über seine Standhaftigkeit, aber auch über das forsche Selbstbewußtsein der „Kieler Jungens“ gefreut, ein Zeichen, daß solch einem kindlichen Unfug doch auch eine erziehende Wirkung innewohnte.

Eine Hauptanziehungskraft übte auf den unternehmungslustigen Knaben naturgemäß der Kieler Hafen aus. An Baden und Schwimmen schlossen sich bald auch Bootsfahrten an. Letztere von Hermann mit seinem einige Jahre jüngeren Bruder Ernst, natürlich ohne Erlaubnis, ganz allein ausgeführt, erwiesen sich zum Schrecken der Mutter als keineswegs immer ungefährlich, allein der sonst strenge Vater ließ in diesen Fällen, erfreut über den frischen Wagemut seiner Lieblinge, Milde walten.

Bereits nach noch nicht dreijähriger Tätigkeit in Kiel wurde der Regierungsrat Wissmann nach Berlin in ein Mi-

nisterium berufen, doch leider war sein Gesundheitszustand so erschüttert, daß selbst eine Reise nach dem Süden keine Besserung zu bringen vermochte. Der Familie wurde der fürsorgende Vater im Jahre 1869 durch den Tod entrissen. Krankheit und Tod des Vaters hatten dazu geführt, daß Hermann Wissmann aus dem Elternhaus in eine Pension nach Neu-Ruppin gekommen war, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Als die Zeit der Konfirmation herannahte, bereitete er dem lehrenden Geistlichen eine unvermutete Überraschung, indem er sich durchaus nicht mit dem Satz einverstanden erklären wollte, daß der Mensch nicht aus eigener Kraft selig werden könne.

Er liebte es nicht, mechanisch auswendig zu lernen, er wollte die Sachen verstehen, von ihrem Inhalt überzeugt sein. Das Lernen fiel ihm bei seiner hervorragenden Begabung nichts weniger denn schwer und an manchen Fächern, wie Geschichte, Erdkunde und dergleichen, fand er Gefallen. Für das Studium des trockeneren Lernstoffes dagegen, besonders Mathematik, aber auch Latein und besonders Griechisch, empfand er weniger Begeisterung. An Römern und Griechen bewunderte er mehr deren Kriegstüchtigkeit denn andere Leistungen, und ließ er es sich dementsprechend z. B. mit Vorliebe angelegen sein, den Spartanern nachzueifern.

Die Fechtgeräte aus des Vaters Heidelberger Studienzeit waren mit nach Neu-Ruppin gewandert, wo Hermann seine und seiner Mitschüler Fechtkunst zu fördern versuchte. Bei einer solchen, von anderer Seite nicht gern gesehenen Paukerei, wurden die Teilnehmer durch einen Lehrer überrascht, welcher erklärte: „Die Rapiere sind konfisziert." Da trat der besorgte Besitzer schirmend vor seinen Waffenschatz mit der Entgegnung: „Nein, die Rapiere sind nicht konfisziert." Dieser Widerspruch erfolgte jedoch gleichzeitig in jener niemals verletzenden, fast könnte man sagen versöhnenden Art und Weise, wie solche Wissmann sein ganzes Leben lang zu eigen war, so daß der Lehrer wirklich erweicht wurde und den Missetätern gegenüber Gnade für Recht erging.

1870 bei Ausbruch des Krieges meldete sich Wissmann als Kriegsfreiwilliger, wurde jedoch zu seinem großen Schmerz seiner Jugend wegen noch nicht angenommen. Der früher

schon gehegte Wunsch, Offizier zu werden, war jetzt zum festen Entschluß geworden, und, um dieses Ziel schneller zu erreichen, wurde nunmehr das Neu-Ruppiner Gymnasium mit dem Kadettenkorps vertauscht.

Wenn auch das Leben im Kadettenkorps in vieler Beziehung Wissmann zusagte, so war es für ihn anderseits doch nicht ganz leicht, sich nach dem bisherigen, in den freien Stunden ungebundenen Leben, ohne weiteres in eine straffe Disziplin zu finden. Kein Wunder, daß der übermütige Kadett mehrfach Bekanntschaft mit dem Arrestlokal machte, dessen Wände, Öfen, Fenster und dergl. zu verschönen oder übel zuzurichten er keine Gelegenheit versäumte. Da mußte mit ihm dann manchmal scharf ins Gericht gegangen werden, allein trotzdem blieben ihm nicht nur die Kameraden, sondern auch die Vorgesetzten gewogen.

Nach glücklich bestandener Fähnrichsprüfung wurde er in das Mecklenburgische Füsilierregiment Nr. 90 eingestellt und in diesem nach Absolvierung der Kriegsschule im Jahre 1874 zum Offizier befördert.

Die ersten Jahre der Leutnantszeit sind vielleicht nicht die militärisch interessantesten, aber dennoch die schönsten im Leben des Offiziers. Noch jung an Jahren erfreut man sich doch schon einer oft beneideten Stellung, stolz trägt man des Königs Rock in dem erhebenden Bewußtsein, seinem Kriegsherrn und dem Vaterlande, und zwar nur diesen beiden zu dienen. Die noch überreiche, jugendliche Phantasie läßt tausend Träume erstehen, und welche Freude ist es gleichzeitig für den echten Soldaten, die wehrfähige Jugend im Waffendienste zu schulen. Doppelt glücklich aber ist derjenige, der in der Lage ist, auch in körperlichen Fertigkeiten durch eigene Leistungen der Mannschaft nicht nur ein Lehrer, sondern gleichzeitig ein Vorbild zu sein. In dieser angenehmen Lage war unser Wissmann, denn alle körperlichen Übungen wie Turnen, Fechten, Schwimmen und dergl. waren ihm von jeher eine Lieblingsbeschäftigung gewesen und hatte es in anderen Unterrichtszweigen hier oder da einmal etwas gehapert, in jenen Fächern waren seine Zeugnisse stets glänzend ausgefallen.

Auch in anderer Beziehung leistete er das, was eine der

Hauptaufgaben des Offiziers, und zwar selbst schon des jüngsten sein muß: er war für seine Mannschaft ein Erzieher. Und zwar war er es, ohne sich dabei besonders abzumühen. Er brauchte nicht lange zu überlegen, nicht nach bestimmten Grundsätzen, nach Regeln zu arbeiten, welche erprobte Leute an der Hand langjähriger Erfahrungen aufstellen. Er schöpfte unmittelbar aus dem Born der Natur, kann man sagen, d. h. aus seinem eigenen Ich. Freundlich und derb, ohne je zu verletzen, streng aber stets gerecht und äußerst gutherzig, dabei von einer unverwüstlichen oft überschäumenden Heiterkeit war sein Wesen und ganz dazu angetan, Vertrauen zu erwecken.

Bei der ganz ungekünstelten, oft geradezu verblüffend natürlichen Art sich zu geben, kamen alle diese Eigenschaften nicht nur seinesgleichen, sondern überhaupt allen Menschen gegenüber ungeschminkt zum Vorschein. Den jungen Offizier kennt fast kein Mensch genauer als sein Bursche, Wissmanns Burschen die gingen aber für ihren Leutnant durch's Feuer und mit den übrigen Untergebenen stand es just genau so. Jeder Offizier, der seinen Untergebenen diesen Geist einflößt, erfüllt damit eine der höchsten und idealsten Aufgaben: er erweckt im Soldatenherzen jene vertrauensvolle Anhänglichkeit und Kameradschaft, die nie erlischt und nie versagt.

Dem jungen Offizier ist es nicht zu verdenken, wenn er nach dem Dienst sich nicht gleich wieder in Reglements oder wissenschaftliche Bücher vertieft, sondern wenn er Zerstreuung sucht und je nach seiner Neigung, dem einen oder anderen Vergnügen nachgeht. Wissmann suchte diese Zerstreuung nicht nur in Gemeinschaft mit seinen Kameraden, sondern er fühlte sich auch von anderen Kreisen angezogen und besonders in Rostock als Universitätsstadt, bot sich ihm reichlich Gelegenheit, anregende Gesellschaft zu finden. Da nicht nur Altersgenossen, sondern oft auch gereiftere Männer die Tafelrunde bildeten, an der Wissmann teilnahm, so liegt es auf der Hand, daß er die verschiedenartigsten Eindrücke empfing. Oberflächliche und belehrende Unterhaltung, Ernst und Scherz wechselten in bunter Reihe miteinander ab. Doch auch aus dem Scherz kann manchmal Ernst, selbst bitterer Ernst erwachsen, wie Wissmann bereits im ersten Jahre seiner Leut-

nantszeit erfahren sollte. Es war da am Orte ein junger Mann, der neben guten Eigenschaften den Fehler besaß, sich gern in herausfordernder Weise aufzuspielen. Das war nun Wissmann gegenüber allerdings wenig angebracht, denn neben all seiner Gutherzigkeit war er doch auch eine kampfesfrohe Natur, und als ihm eines Tages der Fehdehandschuh hingeworfen wurde, da nahm er ihn ohne Säumen auf und ein Pistolenduell war die Folge.

Der Gegner wurde im Zweikampf verwundet und nur dem Umstand, daß ihn sonst kein Vorwurf traf, hatte es Wissmann zu danken, daß die unvermeidliche Strafe nicht gar zu hart ausfiel: 4 Monate Festungshaft. Auf der Zitadelle in Magdeburg verbrachte er diese Zeit und erzählte dem Schreiber dieses, als er später der Erinnerung wegen jene Zitadelle einmal aufsuchte, mit dem ihm eigenen Humor so manches „ut der Festungstid." „Eigentlich," sagte er, „war es gar nicht so schlimm, wenn es nur nicht so scheußlich langweilig gewesen wäre." Manchmal freilich konnte man sich auch helfen. Der Mensch muß doch baden und da hatten sich denn die Internierten nach Wissmanns erfindungsreichem Kopf in einem stillen Winkel ein Wellenbad eingerichtet, indem aus einem Fenster herab den Untenstehenden eimerweise ein kräftiges Sturzbad verabreicht wurde. Am unterhaltendsten aber wurden zwischen den Wällen veranstaltete Hetzjagden, als es Wissmann gelungen war, einige wilde Kaninchen zu kaufen. In der Zitadelle befand sich damals, vor nunmehr zwanzig Jahren, noch eine Offizierwache und ein älterer Kamerad, der dort oft Wachhabender gewesen war, erzählte häufig von Wissmanns lustigen Streichen, seinem Glück und Geschick, drohende Gewitter zu beschwören und der Nemesis ein Schnippchen zu schlagen.

Sollte es aber wirklich, wie manche behaupten, ein so schweres Vergehen sein, die eigene Ehre einem Mitmenschen gegenüber heutzutage mit der Waffe im Zweikampfe nach alter ritterlicher Art zu verfechten, nun dann hat Wissmann jenes Vergehen bald darauf glänzend gesühnt. Schon im folgenden Jahre glückte es ihm, ein Menschenleben zu retten. In der Schwimm- und Badeanstalt hatte ein Mann sich zu weit hinausgewagt, seine Kräfte versagten. Da eilte der junge Offizier zur Hilfe herbei. Der Ertrinkende suchte sich, wie das ja

oft geschieht, an seinem Retter festzuklammern, doch dieser machte ihn rasch entschlossen, durch einen kräftigen Faustschlag widerstandslos, um ihn dann dem nassen Element zu entreißen. Die Rettungsmedaille war der Lohn für diese mutige Tat. Bereits ein Jahr später rettete er abermals zwei Menschenleben und wurde hierfür aufs neue ausgezeichnet, und zwar durch Verleihung des Kronenordens. Diese wohlverdienten Orden trug Wissmann mit besonderem Stolz, aber von seinen edlen Taten sprach er nie. Seinen Mitmenschen im Augenblicke der Gefahr beizuspringen, sein eigenes Leben dabei in die Schanze zu schlagen, das erschien ihm als etwas ganz Selbstverständliches, sich aber einer solchen Tat zu rühmen, das wäre ihm wie Renommage erschienen und einer solchen war er durchaus abhold.

Von dummen oder tollen Streichen dagegen, die er losgelassen, davon sprach er gern, und an solchen Streichen hat er es in der Jugendzeit nicht fehlen lassen. Wenn es draußen aus vollen Backen blies und eine schwere See stand, dann gerade war es ihm ein Hochgenuß, den Schiffer zu begleiten. Doch nicht etwa um spazieren zu fahren, nein, da faßte er selbst mit zu, arbeitete regelrecht mit und lernte gar manches, das ihm später im wilden Lande von Nutzen sein sollte. Die wetterharten Seeleute aber, die hatten ihre helle Freude an dem jungen Tollkopf, der ganz so erschien als ob er zu ihnen gehörte, wenn er auch sonst ein feiner Herr war.

Auch andere Leute der verschiedensten Berufskreise, bis zum einfachsten Mann herab, waren dem „tollen Leutnant" oder „tollen Wissmann", wie sie ihn nannten, zugetan und mancher Streich, den man anderen Menschen übel vermerkt hätte, wurde ihm willig verziehen oder höchstens belacht. Einige Streiche gingen auch etwas weit und bedurften der Nachsicht, wie vielleicht das folgende Beispiel zeigt. Eines Abends geht Wissmann, nachdem er als Rondeoffizier seinen Dienstgang beendet und dann noch mit Bekannten zusammengesessen hatte, in ausgelassener Stimmung und nicht gerade übermäßig schweigsam heimwärts. Da vertritt ein Herr in Zivil den Weg und ersucht in mahnenden Worten um Ruhe.

„Wie kommen Sie zu diesem Verlangen? Wer und was sind Sie denn?"

„Ich bin . . . . . die polizeiliche Ordnung ist meine Sache."

„So? Das kann Ihnen aber kein Mensch ansehen, da müssen Sie doch eine Legitimation haben."

Eine solche Legitimation war aber nicht zur Stelle und nun drehte der übermütige Leutnant den Spieß um:

„Aha, Sie maßen sich ein Amt an, das Ihnen gar nicht zusteht. Das muß aufgeklärt werden und nun kommen Sie mit zur Wache!"

Es half nichts, der Betreffende mußte mit zur nächsten militärischen Wache, um von dort aus in der vorgeschriebenen Form seinen eigenen Polizeiorganen zugeführt zu werden.

Wissmann bestätigte uns einst lachend die Richtigkeit dieser Sache mit den ungefähren Worten: „Ja, ich habe diese Dummheit begangen, die ich selbst dann bedauerte, denn der Betreffende hat sich gegen mich riesig nett benommen."

Ob solche Streiche allgemeine Billigung finden, ist freilich die Frage und manche Leute werden kopfschüttelnd sagen: junge gebildete Menschen dürfen so etwas nicht tun.

Das ist ganz schön und es hat gewiß auch schon eine ganze Zahl nicht nur spießbürgerlicher, sondern selbst hervorragender Männer gegeben, die in der Jugend ruhig und artig ihres Weges gingen, ohne ihren Mitmenschen durch Seitensprünge aufzufallen. Aber das waren Geisteshelden, nur in den allerseltensten Fällen Männer der Tat. Den Tatmenschen dagegen, und Wissmann war ausgesprochenermaßen ein solcher, denen wohnt eben auch ein anderes Temperament inne. Die Überfülle von Kraft und Tatenlust sucht schon in früher Jugendzeit Betätigung und kommt dann, weil die geregelten, friedlichen Verhältnisse ihr im Berufe und im alltäglichen Leben keinen Raum zur Entfaltung bieten, in anderer Weise zum Ausbruch. Dem jungen Adler können die Schwingen zum kühnen Fluge über Felsen und Abgründe nicht in beschaulicher Käfigsruhe wachsen.

Haben nicht fast alle jene, die für unser Vaterland als Männer der Tat zu geschichtlicher Größe heranwuchsen, in ihrer Jugendzeit eine Sturm- und Drangperiode zu verzeichnen gehabt? Ein Ziethen und Seydlitz, ein Blücher, ein Göben und unser unvergleichlicher Kanzler Fürst Bismarck vor allem, — sie alle sind in ihren Jugendjahren nicht immer wie folg-

same Lämmlein dahingegangen. Charakteristisch ist aber für alle diese Leute und ebenso für unsern Wissmann: übermütig waren ihre Streiche stets, aber niemals schlecht!

Ob Wissmanns militärische Vorgesetzte an solchen Streichen ihre ungeteilte Freude hatten, das kann man füglich bezweifeln, denn der Vorgesetzte soll den Untergebenen ja nicht nur als Soldat schulen, er soll ihn auch erziehen und ist für ihn und sein Verhalten, besonders wo es sich um Offiziere handelt, verantwortlich. Wissmann hatte jedoch das Glück, Vorgesetzte zu besitzen, welche die Sache richtig zu beurteilen verstanden und einer derselben äußerte sich dem Schreiber dieses gegenüber: „Ja, er hat mir den Kopf oft höllisch warm gemacht der Wissmann und ich mußte ihn mir dann gründlich vornehmen. Aber grollen konnte ich ihm nie, er war ein zu netter Kerl und ich war auch überzeugt, daß aus ihm etwas Besonderes werden müßte. Freilich, daß er so Großes leisten würde, das hatte ich doch nicht erwartet."

Daß Wissmann bei seiner Beanlagung zu guten Leistungen als Soldat befähigt war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Schonung seiner Person bei Anstrengungen wie sie der militärische Dienst mit sich bringt und bringen muß, kannte er nicht. Er stellte vielmehr, auf seinen kräftigen und zähen Körper pochend, Anforderungen an sich, die man als zu weitgehend bezeichnen muß und die deshalb auch ein Leiden hervorriefen, mit welchem er später häufig schwer zu kämpfen hatte: Asthma. Schon als Schüler zog er sich durch übertriebene Laufübungen eine Erkrankung der Atmungsorgane zu, und später wirkten regnerische Biwaksnächte, in denen er sich als junger Offizier den Unbilden der Witterung, ohne daß es nötig gewesen wäre, übermäßig aussetzte, äußerst nachteilig ein. Nur so ist es zu erklären, daß sich in dem geradezu erstaunlich widerstandsfähigen Körper bereits frühzeitig jenes Leiden entwickelte.

Die Zufriedenheit der Vorgesetzten mit dem jungen Offizier geht aus mehrfachen Kommandos hervor, welche sie ihm auch außerhalb des Regiments zu teil werden ließen. Derartige Kommandos, wie z. B. bei den 18. Dragonern und dem 9. Pionierbataillon, gaben ihm Gelegenheit, Fertigkeiten zu erlernen, oder sich in denselben zu vervollkommnen, welche ihm

später von wesentlichem Nutzen sein sollten. Wo es angebracht oder nötig war, hat es übrigens auch nicht an ruhigem Ernst gefehlt, denn andernfalls hätten ihm die Vorgesetzten, noch dazu in einer Universitätsstadt, nicht die Ausbildung der Einjährig-Freiwilligen anvertraut, ein Dienst, der ihm wie er selbst sagte, „eine besonders schöne Aufgabe“ darbot.

Hervorheben muß man noch, daß trotz seines überschäumenden Temperaments, Wissmann von frühester Jugend an gegen Roheit und Gefühllosigkeit einen tiefen Abscheu empfand. Ebenso waren ihm schon als Jüngling unmanierliches Wesen und Mangel an gesellschaftlichen Formen bei seinesgleichen äußerst unangenehm. Er war trotz aller Ungebundenheit ein Freund von dem, was man im gewöhnlichen Leben Gesellschaften nennt — es sei denn, daß dieselben gar zu langweilig oder kommißmäßig waren — und er selbst war als munterer Unterhalter und guter Tänzer ein gern gesehener Gast. Musikalisch sehr gut beanlagt und mit einer angenehmen Stimme begabt, war er doch nie dazu gekommen, sich musikalisch zu schulen. Er sang und pfiff in heiterer Stimmung oft alle möglichen Weisen vor sich hin und hatte nicht nur Sinn für das leichtere Genre, sondern fand auch Freude an ernster, gediegener Musik, für die er reges Verständnis besaß.

Von besonderer Bedeutung sollte für Wissmann das Jahr 1879 werden, in welchem er, für sich selbst wie andere gleich unerwartet, aus der lustigen Leutnantszeit in schwere, aber rühmlichste Mannesarbeit eintrat. In jenem Jahre lernte er in Rostock Dr. Pogge kennen, der sich als Afrikaforscher in den Kreisen der Fachleute allgemeiner, hoher Anerkennung erfreute. Die Großtaten auf dem Gebiete geographischer Forschungen und Entdeckungen, Schweinfurths, Stanleys und anderer Forscher Aufsehen erregende Werke hatten Wissmann schon des Öfteren lebhaft gefesselt. Jetzt endlich sah er einen kühnen Forscher von Angesicht zu Angesicht, hörte ihn sprechen und erzählen. Diese Erzählungen in ihrer schlichten Einfachheit, das bescheidene, ansprechende Wesen Pogges, der aus seinen eigenen Leistungen so gar nichts machte, alles das trug so unverkennbar den Stempel der Wahrheit, daß es packend wirken, einen tatenlustigen und leicht zu begeisternden Mann mächtig anziehen mußte.

Es fiel Wissmann sozusagen wie Schuppen von den Augen, gewaltig regte sich in ihm der Gedanke: Das ist etwas für mich! Ich muß nach Afrika, will mitarbeiten an dem großartigen Werke der Erschließung des dunklen Erdteils! Denken, einen Entschluß fassen, dann handeln, das folgte bei ihm stets unmittelbar aufeinander, und ohne lange Umschweife trug er seinen Wunsch Dr. Pogge vor. Der ernste, energische, klar denkende Mann hatte an dem jungen, wenn auch so anders gearteten Offizier schon Gefallen gefunden und seinen inneren Wert erkannt, denn andernfalls hätte gerade er sich nimmermehr bereit erklärt zur Erfüllung jenes Wunsches behilflich zu sein.

So ganz einfach war das Ziel nicht zu erreichen. Wissmann war Soldat, da hatten also auch noch andere Leute ein gewichtiges Wort mitzusprechen, und um hier nachzuhelfen, dazu erwählte er sich einen Onkel in Stettin. Dieser Onkel, ein Bruder des verstorbenen Regierungsrates Wissmann, war Sanitätsrat und ein viel begehrter Arzt. Aber die Riesenpraxis führte doch nicht dazu Schätze zu sammeln, denn der „Onkel Dr.“, wie er in der Familie allgemein hieß, faßte seinen Beruf von der idealen Seite auf, er war seinen leidenden Mitmenschen ein Helfer in der Not. Diese unendliche Herzensgüte, verbunden mit einem frischen, kernigen Wesen, hatte ihm alle Herzen gewonnen, besonders auch dasjenige seines lustigen, tollen Neffen Hermann, dem er an Vaterstelle so manch liebes Mal gründlichst den Kopf gewaschen. Dieser Onkel sollte jetzt Hilfe schaffen und wie sich das zutrug, das erfahren wir wohl am besten daraus, wie es der Onkel selbst erzählt und Wissmanns Cousine, Frau M. v. Unruh, berichtet hat.

„Nun denke dir, bekomme ich plötzlich ein Telegramm aus Berlin von Hermann: „Ich muß dich heute notwendig sprechen, komme doch nach Berlin. Hermann.“ Natürlich denke ich, er hat wieder einmal eine Dummheit gemacht und für einen Kameraden gut gesagt, was ihm schon einmal übel bekam und auch seine Angehörigen in Unannehmlichkeiten versetzte, schimpfe über den Bengel (ein wohlgemeinter Ausdruck des frischen Onkels), der mich zu der Ausgabe veranlaßte, und fahre hin, so daß ich abends ankomme, mußte aber mit dem letzten Zuge nach Stettin zurück. Steht er da

auf dem Bahnhof mit lachendem Gesicht: „Na nu, was ist denn los?“ zieht meinen Arm durch den seinen: „Ach, laß' das, das ist ja egal, kommt später, erst wollen wir nur hingehn Austern essen und Champagner trinken, dabei bespricht sich alles besser.“ „Ja glaubst du denn, daß der Onkel auf einem Geldsack sitzt? Zu Austern und Champagner reicht das nicht!“ „Aber Onkelchen, so selten wie du mal den Neffen siehst, und noch dazu solchen Neffen —“

„Infamer Bengel, na komm.“

Und so zogen wir denn hin, aßen Austern, tranken Sekt und da sagt er mir dann, daß er Urlaub nehmen will und mit Pogge nach Afrika gehen.

„Ja, aber wie willst du das denn anstellen, solchen langen Urlaub zu bekommen?“

„Das ist deine Sache, lieber Onkel, den mußt du mir verschaffen.“

„Ich? Du bist wohl verrückt!“

„Nein gar nicht. Sieh' mal, du hast doch die Schulbank gedrückt mit dem jetzigen Kriegsminister v. Kamecke, wenn du nun einfach zu ihm gehst und sagst: „Ich habe da einen Neffen, einen ganz famosen schneidigen Kerl, der arm wie eine Kirchenmaus, sehr an Asthma leidet, eigentlich zur Erholung und Heilung in südliches Klima muß und nun gern langen Urlaub haben möchte, um sich der Poggeschen Expedition anzuschließen — kann er es dir doch aus alter Kameradschaft nicht abschlagen.“

„So, und da denkst du nun, dein alter Onkel soll zum zweitenmal nach Berlin fahren, denn jetzt um 10 Uhr kann ich dem Kriegsminister doch nicht damit kommen. Und nur um mir das zu sagen, reist du nach Berlin und läßt mich aus Stettin kommen, anstatt einfach einen Brief zu schreiben, der dasselbe getan hätte?“

„Nein, Onkel. Sieh' mal, hätte ich dir geschrieben, ich will Urlaub nehmen und nach Afrika gehen, hättest du ganz bestimmt gedacht: ‚Der arme Kerl ist verrückt geworden!‘ Jetzt aber, wo wir erst ein Stündchen zusammengesessen, denkst du schon: mein Neffe ist ein schneidiger Kerl, der wird schon etwas erreichen, ich werde versuchen ihm behilflich zu sein! Und du glaubst jetzt, daß Kopf und Herz auf

dem richtigen Fleck sitzen, außerdem verleben wir doch einen sehr gemütlichen Abend.“ —

Na, und nun bin ich schon zum zweitenmal in Berlin gewesen, habe Kamecke aufgesucht und mir scheint, er bekommt den Urlaub. Kamecke fragte mich also: „Wissmann? In Rostock? Will doch mal in der Rangliste nachsehen.“ Er schlägt diese auf: „Was, er hat ja schon Rettungsmedaille und Kronenorden?“ „Er hat drei Menschen mit Lebensgefahr vom Ertrinken gerettet, Rettungsmedaille das erste Mal erhalten, Kronenorden für die nächsten zwei.“ „So! Na, da scheint er ja den Kopf auf dem rechten Fleck zu haben, werde sehen, was sich machen läßt.“ —

War so bezüglich seiner Stellung als Offizier durch den prächtigen Onkel der Weg geebnet, so galt es nun auch das Einverständnis anderer, für afrikanische Expeditionen maßgebender Leute, zu gewinnen. Hierbei war glücklicherweise Pogge ein gewichtiger und warmer Fürsprecher. Von dem damaligen Vorsitzenden der Afrikanischen Gesellschaft, dem leider allzu früh verstorbenen Dr. Nachtigal, erfuhr Wissmann die Bedingungen, unter welchen es möglich wäre, als Geograph bei einer Expedition Verwendung zu finden. Die Anforderungen an wissenschaftliche Vorbildung waren keine geringen, die Lücken aus der Schulzeit aber groß. Dafür sehen wir jetzt den jungen Leutnant eine Energie entfalten, welche ihn, der sonst dem Stubenhocken so abhold war, in einem ganz neuen, überraschenden Lichte erscheinen läßt.

Wo immer der Dienst es erlaubt, da liegt er ernsten wissenschaftlichen Arbeiten ob, und daß dies nicht leicht war, geht auch aus seinen damaligen Briefen hervor, in deren einem er seiner Mutter unter anderem schreibt: „Es ist mir sehr störend, daß mich immer dienstliche Beschäftigung von der Arbeit abhält. Ich muß mir immer halbe Stunden abstehlen, um etwas tun zu können, und das ist kein ordentliches Arbeiten.“

Sechs Monate lang war er mit astronomischen und meteorologischen Studien an der Seemannsschule in Rostock beschäftigt, sich gleichzeitig in topographischen Aufnahmen vervollkommnend, um so zu geodätischen Arbeiten befähigt zu werden. Ferner spannte er alle Kräfte an, um an der Universität auch geologische und zoologische Kenntnisse zu erwerben.

Aber hiermit noch nicht genug, sehen wir ihn zu einfachen Leuten in deren Werkstätte gehen, um Handfertigkeiten zu erwerben, von welchen er mit Recht voraussah, daß sie ihm im wilden Lande, abgeschnitten von den Hilfsmitteln der Kultur, von Nutzen sein könnten. Hier tritt schon der praktische Blick des für Afrika vom Schicksal geradezu auserlesenen Mannes zutage, denn von solchen Handfertigkeiten war keine einzige eine Vorbedingung für die Verwendung.

Das ernste Streben fand bei seinen Vorgesetzten steigende Beachtung und Verständnis, der Dienst wurde ihm mehr und mehr erleichtert, selbst eine längere Beurlaubung fand statt. Unter Leitung von Dr. Kersten, dem früheren Begleiter des im Somali-Lande ermordeten Barons v. d. Decken, sehen wir den angehenden Forscher seine Kenntnisse in spezifisch afrikanischen Dingen bereichern.

Mit Feuereifer hatte er monatelang ununterbrochen gearbeitet, gelernt und, dank seiner ausgezeichneten Beanlagung, einen Ausbildungsgrad erreicht, welcher bei der Neuartigkeit des Lernstoffes in Erstaunen setzen muß. Der „tolle Wissmann" war über Nacht zum Manne herangereift, zu einem Manne, dessen Leistungen und Taten schon in wenigen Jahren die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt erregen, den freudigen Stolz seiner deutschen Landsleute bilden sollten.

Die erste Durchquerung Äquatorial-Afrikas von West nach Ost.

Verfasser: G. Richelmann.

Die Afrikanische Gesellschaft hatte im Jahre 1879 beschlossen, in das Innere des tropischen Afrikas südlich des Äquators, gleichzeitig von Westen und Osten, also vom Atlantischen und Indischen Ozean aus, Expeditionen zu entsenden. Hier im zentralsten Teile jenes Kontinents waren damals noch weite Gebiete völlig unbekannt.

Die Engländer Cameron und Stanley hatten allerdings den von Forschern so heiß umstrittenen Erdteil schon von Osten, d. h. der Sansibarküste, ausgehend in seinem äquatorialen Teile durchzogen und hochwichtige Aufklärungen gebracht.

Ganz besonderes Aufsehen erregte vor allem die Feststellung des Kongolaufes durch Mr. Stanley, eine der gewaltigsten Großtaten geographischer Forschung.

Durch diese Entdeckungsreise fand eine vielumstrittene Frage ihre Lösung, aber diese Lösung wiederum rollte eine ganze Reihe neuer wichtiger Fragen auf.

Der Lauf des Kongo, wie er nunmehr festgestellt war, erwies sich als ein mächtiger Bogen, den jener Strom nach Norden beschreibt, wie stand es aber mit dem gewaltigen Ländergebiet, das innerhalb jenes Bogens, und südlich davon gelegen ist? Darüber fehlte noch jede Kunde; hier zwischen Stanleys und Camerons Weg, bildete ein riesiges Stück des zentralsten Afrikas noch eine terra incognita, einen weißen Fleck auf der Karte.

In diese unbekannte Wildnis vorzustoßen, jenes Rätsel für die gebildete, wissensdurstige Welt lösen zu helfen, dazu war die Expedition bestimmt, welche die Afrikanische Gesellschaft von Westen aus in das Innere Afrikas zu entsenden beschlossen hatte.

Als Führer dieses schwierigen Unternehmens war Pogge ausersehen, der seinerseits Wissmann als Begleiter gewünscht

und zugewiesen erhalten hatte. Zunächst erschien die Entsendung der Expedition noch keineswegs gesichert, da nur äußerst geringe Mittel, 20000 Mark, zur Verfügung standen. Ob diese für afrikanische Forschungszwecke winzige Summe hinreichte, Erfolge, wenn auch nur dementsprechend kleinere Erfolge zu erzielen, das konnte Pogge allein an der Hand seiner in Westafrika gesammelten Erfahrungen beurteilen. Daß angesichts der geringfügigen Mittel die ohnehin sehr großen Schwierigkeiten sich ins Ungemessene steigern mußten, darüber war sich Pogge völlig klar, doch unternehmungslustig wie er war, zögerte er nicht, das Wagnis gemeinsam mit Wissmann auf sich zu nehmen.

Als spezielle Aufgabe ward nunmehr der Expedition aufgetragen, von Angola aus zur Muhsumbra des Lundareiches vorzudringen.

Pogge sollte dann an geeigneter Stelle eine Station errichten, um von dort aus Vorstöße in die noch unbekannten Gegenden, besonders in nördlicher Richtung zu unternehmen. Wissmann war dazu ausersehen, den zurückgelegten Weg geodätisch aufzunehmen und die verschiedenen neu zu erschließenden Gebiete kartographisch, so weit dies sich bei einer Reise tun läßt, festzulegen. Botanisch und zoologisch fleißig zu sammeln, war selbstverständlich ebenfalls eine Aufgabe der Expedition.

Die Schwierigkeiten, welche sich bei der Erforschung unbekannter, afrikanischer Länder dem Europäer entgegenstellen, liegen nur zum weitaus kleineren Teil im Lande selbst, d. h. in der Beschaffenheit des Geländes, obgleich durchaus nicht zu verkennen ist, daß auch dieses sehr beträchtliche Hindernisse entgegenstellt: Überfluß an Wasser in Gestalt von Sümpfen oder Strömen, üppiger, schwer gangbarer Pflanzenwuchs an solchen Stellen, und, im schroffen Gegensatz dazu, auch wieder unwirtliche Landstriche mit Wasser- und Nahrungsmangel, sind Dinge, deren hemmende Wirkung nicht gering anzuschlagen ist. Aber diese Hindernisse verschwinden im Vergleich zu den beiden Hauptfaktoren, mit denen der Europäer zu rechnen hat und besonders damals in schier unglaublichem Maße rechnen mußte: einem uns Nordländern feindlichen Klima und einer schwer zu behandelnden, oft ausgesprochen feindseligen Bevölkerung.

Die klimatischen Verhältnisse erheischen für die Europäer eine sorgfältig und reichhaltig bemessene Ausrüstung.

Es war dies Pogge aus eigener Anschauung, Wissmann aus dem, was er gehört und gelernt hatte, vollauf bekannt, und dennoch verzichteten sie mit kühnem Entschluß auf Dinge, die sonst für afrikanische Expeditionen als unabweisbar nötig angesehen werden, wie z. B. Zelte, Reisebetten, Moskitonetze und vieles andere. Nur das unbedingt Nötige an Kleidungsstücken, Wäsche, Instrumenten und Waffen wurde beschafft. Selbst in bezug auf Konserven und Getränke beschränkten sie sich auf einen winzigen, für Krankheitsfälle bestimmten Vorrat.

Zu dieser Entsagung zwang die Geringfügigkeit der Mittel. Sollte überhaupt die Möglichkeit eines Erfolges gewahrt bleiben, dann mußte von der kleinen Summe soviel als nur irgend angängig für die Reise im Innern Afrikas aufgespart werden.

Dieses Reisen aber ist teuer, gilt es doch nicht nur die eigene angeworbene Mannschaft, wie Träger u. dergl. zu bezahlen, noch weit größere Ausgaben heischt die Bevölkerung der Länder, welche man durchzieht.

Sämtliche Beschaffungen, soweit solche in Europa gemacht werden konnten, wurden in Deutschland besorgt. Während dieser Vorbereitungen unterbrach Wissmann seine Arbeiten nicht, sondern setzte dieselben bis zum letzten Augenblick erfolgreich fort.

Auf Grund seines von den Vorgesetzten warm befürworteten Gesuches war ihm von Sr. Majestät dem Kaiser ein zweijähriger Urlaub bewilligt worden, ausnahmsweise sogar mit der Erlaubnis, diesen Urlaub, falls nötig, zu überschreiten. Es zeigt das wohl deutlich, welches Interesse und Wohlwollen man auch an Allerhöchster Stelle dem Unternehmen des jungen Offiziers entgegenbrachte.

Mitte November verabschiedete sich Wissmann von seinen Angehörigen durch nachstehenden Brief:

„Hamburg, 19. 11. 80.

Mein liebes Mutterchen.

Deinen sowie Miezens letzten Brief habe ich durch Ernst erhalten. Vergelten kann ich Euch Eure große Liebe nicht, nur danken und Gott bitten für Euch.

Um 12 Uhr, jetzt ist es 9 Uhr, muß alles an Bord sein. Leichter als ich glaubte wurde mir der Abschied von Rostock, und habe ich überhaupt das Gefühl, nachdem ich Euch adieu gesagt hatte, als wäre ich überall zu Hause. Heute ist mir z. B. nicht anders zu Muthe, als wenn ich nach Warnemünde führe.

In Rostock war großer Zauber. Beim Diner saß ich zwischen den beiden Obersten; mein Regimentskommandeur sprach famos etc. Abends empfing mich eine Gesellschaft von ca. 50 Personen und das dauerte natürlich sehr lange. Körperlich habe ich alles sehr gut überstanden, bis auf einen gehörigen Jammer.

Gestern war ich den ganzen Tag mit Ernst (Wissmanns Bruder) zusammen und abends beim Onkel Emil.

Doch nun für heute adieu, schon in 4—5 Tagen sind wir in Lissabon und dann mehr.

Mit herzlichen Grüßen an Mieze und Lieschen (Schwestern) Dein

dich innig liebender Sohn

Hermann."

Der leichte Ton, welchen Wissmann in seinem Briefe anschlägt, frei von jedweder sentimentalen Grübelei, war nur dazu bestimmt, seinen Angehörigen, besonders der über alles geliebten Mutter, den Abschied zu erleichtern.

Im Innersten war er doch nicht gleich „überall zu Haus", schreibt er doch selbst, als die „Montevideo"*) den heimischen Strand verließ: „Nicht allzu leichten Herzens sah ich, als vollkommener Neuling im Reisen, die Elbmündung, das letzte Stückchen deutschen Bodens, allmählich den Blicken entschwinden. Der Abschied von all meinen Lieben hatte mich doch sehr ergriffen."

Darüber, daß er einem großen Wagnis entgegenging, war sich Wissmann vollständig klar, und um so größer war das Wagnis, als es für ihn niemals halbe Arbeit gab; was er einmal unternahm, das mußte auch durchgeführt werden.

Die Durchführung von Plänen ist auch heutzutage in Af-

*) In dem Werke „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost" ist das Schiff irrtümlich „Buenos Ayres" genannt.

rika nicht leicht, damals aber war sie unsagbar schwerer als jetzt.

Für wie schwer Wissmann seine Aufgabe ansah, wie ernst er es damit nahm, das geht am besten daraus hervor, daß er beim letzten Zusammensein mit der Mutter und den Geschwistern das Abendmahl gemeinsam — auf seinen eigensten Wunsch — genommen hatte.

Nach fünftägiger Fahrt war Lissabon erreicht, von wo, nach längerem Aufenthalt, der Dampfer „Bengo" die Reisenden nach Loanda brachte. In Loanda war ein längerer Aufenthalt nicht beabsichtigt, vielmehr wurde die Reise sofort landeinwärts fortgesetzt, um erst tiefer im Innern, in Malange, etwa 300 km von der Küste entfernt, die Ausrüstung und Zusammenstellung der erforderlichen Karawane ins Werk zu setzen.

In Malange waren die Reisenden zu längerem Verweilen gezwungen. Einmal galt es die abschließenden Vorbereitungen für die Hauptreise zu treffen, und dann mußte auch das Ende der großen Regenzeit abgewartet werden, da die Träger sich auf einen früheren Abmarsch, dem dort herrschenden Brauche entsprechend, nicht eingelassen hätten.

Für Wissmann war dieses längere Verweilen an jenem Vorpostenplatz des portugiesischen Handels nicht ohne wesentliche Vorteile, bot sich ihm doch Gelegenheit, seine Kenntnisse in der portugiesischen Sprache zu vervollkommnen, und ein günstiger Zufall sollte es fügen, daß er auch in wertvollen praktischen Dingen sein Können und Wissen zu bereichern vermochte. Ganz überraschend traf, aus dem Innern kommend, Dr. Buchner ein, welcher im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft längere Zeit im Lunda-Reiche als Forscher tätig gewesen war.

Wissmann konnte in Buchner einen alten Bekannten begrüßen: derselbe war einst auf der Zitadelle in Magdeburg sein Zimmernachbar gewesen. Die Freude des plötzlichen Wiedersehens, fern von der Heimat, war natürlich eine große. Buchner teilte dem alten Bekannten manche von ihm gesammelte wertvolle Erfahrung mit, vor allem aber vervollständigte er damals durch praktische Unterweisung Wissmanns Kenntnisse in astronomischen und topographischen Arbeiten.

Etwas später als Dr. Buchner traf noch ein anderer deutscher Forscher, Major v. Mechow, ein, welcher mit seinen

Begleitern Bugslag und Theus aus dem nördlich gelegenen Quango-Gebiete zurückkehrte.

Dieses unvermutete Zusammentreffen dreier deutscher Forschungsexpeditionen an einem Punkte zeigt deutlich, welchen hohen Wert man der Erschließung jener äquatorialen Gebiete südlich des Kongo beilegte und zugleich auch, wie schwierig und langwierig die Erreichung der gesteckten Ziele war.

Die Träger und sonstigen Leute, welche man während des Aufenthalts in Malange annahm, wurden zunächst bis Kimbunda, 450 km weiter landeinwärts, verpflichtet. Neben anderen Dingen waren auch einige Reittiere zu beschaffen, und hierbei kamen Wissmann seine hervorragenden körperlichen Fertigkeiten jetzt schon in hohem Maße zustatten.

Das brauchbarste, oder richtiger gesagt, das einzig brauchbare Transportmittel bildet für den Europäer in jenen Gegenden der Reitstier. Pferde halten des Klimas wegen nicht aus, der Stier ersetzt sie aber mehr als ausreichend. Ist letzterer auch nicht so schnell wie das Pferd, so hat er dafür den Vorteil besserer Nerven und großer Unerschrockenheit.

Hindernisse, wie sie in der Wildnis oft auftreten, z. B. Sümpfe und steile Hänge, überwinden Stiere mit erstaunlicher Sicherheit. Der Karawane standen 6 Reitstiere zur Verfügung, deren einer, ein geradezu ausgezeichnetes Tier, aber gleichzeitig so bösartig war, daß er den Namen „Malucko", d. h. der Wahnsinnige, führte.

Dieses unbändige Geschöpf gefügig zu machen, unternahm Wissmann mit solchem Erfolge, daß Malucko seinem Bezwinger nicht nur gehorchte, sondern ihm eine ausgesprochene Anhänglichkeit bewies, und Wissmann selbst hat dem braven, vierfüßigen Reisegefährten, der ihm so manchen unschätzbaren Dienst geleistet, immer eine treue Erinnerung bewahrt.

Kurz bevor der Abmarsch ins Innere angetreten werden konnte, trug sich ein tief bedauerliches Ereignis zu. Dr. Pogge, von heftigem Zahnweh geplagt, sah sich gezwungen, drei Zähne entfernen zu lassen. Beim dritten Zahn wurde er vor dessen Entfernung gewarnt, und als er auf dieser bestand, wurde eine Seite des unteren Kinnbackens zerbrochen. Trotz der furchtbaren Qualen, welche diese Verletzung herbeiführte, ließ Pogge sich von der Reise nicht abhalten. Wissmann hebt die erstaun-

liche Energie und fast unglaubliche Selbstbeherrschung Dr. Pogges rühmend hervor, und jeder wird ihm in der ungeteilten Anerkennung dieses ausgezeichneten Mannes beipflichten.

Die schwere Verletzung, an welcher Pogge litt, heilte nicht aus, sondern nahm vielmehr einen noch größeren Umfang an, und es ist daher ganz natürlich, daß Wissmann seine eigenen Leistungen in entsprechender Weise steigern mußte und auch merklich gesteigert hat, wenn er selbst das auch in seiner Darstellung mit der ihm eigenen Bescheidenheit nicht hervortreten läßt.

Am 3. Juni 1880 konnte die Expedition den Vormarsch mit 88 Trägern pp. antreten. Eine kleine Zahl, angesichts des Umstandes, daß von nun ab Zahlungen in Geld nicht mehr möglich waren, vielmehr alles, also Löhnung und Verpflegung der Träger selbst und vor allem die für Landeseinwohner nach afrikanischer Sitte unbedingt nötigen Geschenke, in Waren mitgeführt werden mußten.

Aber auch die vorgenannte Kopfzahl hatte sich doch nur dadurch erreichen lassen, daß Pogge und Wissmann für die eigene Person auf alles verzichteten, was einen afrikanischen Marsch angenehm oder vielmehr erträglich gestalten kann.

Der Weg führte zunächst nach Sanza, dem äußersten Vorposten der portugiesischen Herrschaft.

Dicht hinter Sanza lag die Grenze des portugiesischen Machtbereichs, hinein ging es jetzt in das noch herrenlose, unabhängige afrikanische Land.

Vorn an der Spitze des Zuges befand sich Wissmann, der nunmehr einen findigen Angola-Neger, „Humba“ mit Namen, das deutsche Banner entfalten ließ.

Zum erstenmal flatterten auf afrikanischem Boden, tief im Innern des Landes, die schwarz-weiß-roten Farben, um einer Expedition voranzuwehen, welche, obwohl schwach an Mitteln, gering an Zahl, doch dazu ausersehen war, unter jener Flagge Großes zu leisten und hohen Ruhm zu erwerben.

Die Geringfügigkeit der Mittel hatte, wie schon erwähnt, es nicht gestattet, Zelte mitzunehmen, an deren Stelle nun im Lager aus Zweigen und Laub errichtete Hütten treten mußten.

Die Errichtung solcher Hütten ist naturgemäß zeitraubend, bisweilen auch überhaupt nicht möglich. Stets aber haben sie den

großen Nachteil, daß der Reisende ihrer Finsternis wegen, die unbedingt nötigen schriftlichen Arbeiten (Wegskizze, Tagebücher pp.) nicht annähernd so leicht wie im Zelt ausführen kann und ungleich weniger Erholungszeit für sich behält.

Freilich zur Ruhe kommt ein Forscher, welcher wie Wissmann auf eigene Faust reist, überhaupt nicht, es sei denn, daß er sich in menschenleerer, und dann auch stets öder, wasserarmer Wildnis befände. Im allgemeinen ist Äquatorialafrika freilich kein unbewohnbares, menschenleeres Gebiet.

Kaum ist mit dem Aufschlagen des Lagers begonnen, so finden sich auch schon die Bewohner der näheren oder selbst weiteren Umgegend, allen anderen voran die Häuptlinge ein, um die Durchreisenden nicht etwa bloß anzustaunen, sondern um von ihnen so viel als möglich herauszuschlagen. Je nachdem die Karawane schwach oder stark erscheint, von unsicheren oder energischen, klugen Männern geführt wird, steigern oder mäßigen die eingeborenen Häuptlinge ihre Ansprüche. In erster Reihe war allerdings Pogge der verantwortliche Führer, aber mehr und mehr trat auch Wissmann in den Vordergrund, weil Pogges Gesundheitszustand sich zusehends verschlechterte.

Die Kinnbackenverletzung, welche er sich in Malange zugezogen hatte, war stark in Vereiterung übergegangen, so daß selbst mehrere gesunde Zähne verloren gingen. Fast täglich mußte ihm Wissmann kleine Knochensplitter entfernen und den Schwerkranken auch sonst nach besten Kräften pflegen, da sich infolge der mangelhaften Ernährung Dysenterie und Fieberanfälle zeigten. Pogge vermochte sich oft kaum im Sattel zu halten, und schon der einfache Ritt ermüdete ihn, so daß er gezwungen war, sich im Lager sofort niederzulegen. Wissmann pflegte den Ärmsten mit nie ermüdender Fürsorge gleich einem Bruder und dieser Fürsorge hatte es Pogge neben seiner eigenen staunenswerten Energie zu danken, daß er in der Lage war, die Reise fortzusetzen, statt umzukehren und in der Heimat Heilung zu suchen.

Von diesem heldenhaften Ausharren Pogges hat Wissmann stets nur mit Bewunderung gesprochen, wie er überhaupt seinem Reisegefährten bei jeder Gelegenheit die höchste Anerkennung zollte. Als er später in der Reihe der hervorragendsten Afrikaforscher stand, als sein Ruhm Pogges Ruf weit über-

strahlte, da bezeichnete er ihn in anhänglicher Dankbarkeit immer noch als sein Vorbild, als seinen mustergültigen Lehrer auf afrikanischem Boden.

Besonders in einer Beziehung hatte er von diesem Lehrer allerdings von Anfang an eine hochwichtige Sache gelernt: die Behandlung der Schwarzen. Pogge hatte ihm, sozusagen, die Augen für das Wesen der afrikanischen Eingeborenen geöffnet, ihm den Weg gezeigt, den man einschlagen muß. Der Schüler aber war so gelehrig, daß er nach kurzer Zeit schon jenen Weg nicht nur allein gehen konnte, sondern auf ihm sogar den Meisterschaftspreis erringen sollte.

Wer hätte wohl früher dem stürmischen jungen Offizier jene Engelsgeduld zugetraut, die dazu gehört, nach anstrengendem Marsche ewig lange mit Negern zu verhandeln, ohne je aus der Rolle zu fallen, d. h. ohne heftig zu werden oder ohne, der lieben Ruhe wegen, allzu nachgiebig zu sein.

Übrigens hat der Reisende auf afrikanischem Boden gerade mit den eigenen Trägern oft die größten Ärgerlichkeiten und Schwierigkeiten, wie Wissmann bereits fünf Tage nach dem Abmarsch aus Malange erfahren sollte. Als er sich mit Pogge schon zur Nachtruhe niedergelegt hatte, erstieg ein alter Angola-Neger einen Termitenhügel und hielt von hier aus an die übrigen Träger eine Ansprache, um sie zu weitgehenden Anforderungen aufzureizen. Der Dolmetscher Germano, ein glücklicherweise zuverlässiger Schwarzer, verständigte Wissmann hiervon, und diesem gelang es unbemerkt an den schwarzen Volksredner heranzukommen, um ihn mit einer gewaltigen Ohrfeige von seinem hohen Standpunkte herab und zur Ruhe zu bringen.

Die schallende Heiterkeit der schwarzen Zuhörer bewies Wissmann, daß die Lacher jetzt auf seiner Seite waren, und daß er das richtige Mittel angewandt hatte, um den schwarzen Agitator zu widerlegen.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens gleich hervorgehoben, daß Wissmann kein Freund von körperlichen Züchtigungen und überhaupt harter Behandlung abhold war. In diesem Falle aber hatte er, kurz und bündig handelnd, das Richtige getroffen.

Mit dem weiteren Vordringen in das fremde Land hinein steigerten sich die Geländeschwierigkeiten, eine Sache, mit wel-

cher gerade er, dem die Aufnahme des zurückgelegten Weges oblag, ganz besonders zu rechnen hatte. Bisher waren für die Expedition, im Gebiete des Quanza-Stromes marschierend, keine durch Gewässer gebildete Hindernisse zu überwinden. Beim 18° ö. v. Gr. trat man nunmehr in das Stromgebiet des Kongo und damit in Länder von erstaunlichem Wasserreichtum ein.

Die sämtlichen, nach Norden, also dem Kongo zuströmenden Wasserläufe, besaßen in überwiegender Mehrzahl entweder tief eingeschnittene Flußbetten oder waren, falls es sich um eine Niederung handelte, von ausgedehntem Sumpfland begleitet. Mit äußerster Gewissenhaftigkeit sehen wir Wissmann jeden einzelnen dieser Wasserläufe in der Nähe der Übergangsstelle, wo ihm Zeit bleibt, sogar auf eine größere Strecke erkunden und durch Messungen von Breite, Wassertiefe u. dergl. ein Bild von solcher Klarheit entwerfen, wie es für einen im ununterbrochenen Vormarsch begriffenen Reisenden überhaupt nur möglich ist. Wie genau diese Angaben des hochverdienten Forschers sind, dafür sei als Beispiel einer der zuerst erreichten Flüsse, der Quango angeführt, von welchem er schreibt:

„Bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande hatte er eine Breite von 35 m, von denen jedoch nur 8 m auf eine 7 m tiefe Rinne kommen, während vom linken Ufer 20 m, vom rechten 7 m mit nur 0,5 m tiefem Wasser bedeckt sind. Das Ufer zeichnet genau, daß in der Regenzeit der Stand auf weitere 4 m wächst."

Eine naturgemäße Folge der reichlichen Bewässerung des Landes ist auch dessen gute Bewachsung, ein Umstand, welcher die Aufnahme der Wegeskizze in hohem Maße erschwerte. Da die afrikanischen Wege, wenn überhaupt ausgetreten, stets nur Fußpfade aller einfachster Art sind, welche in ganz unglaublichen Windungen laufen, in Windungen, für welche das Gelände oft gar keinen Grund bildet, so gehört sehr viel Übung und scharfe Beobachtungsgabe dazu, um ein annähernd richtiges Bild des zurückgelegten Weges entwerfen zu können.

Wissmann wendete, um dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, ein sehr praktisches Verfahren an, indem er sich von dem Führer schon im Vorterrain Punkte bezeichnen ließ, an welchen er vorbeikommen mußte. Hierdurch war er in der Lage durch vorherige Anvisierung dieser Punkte eine Kontrolle zu schaffen.

Die Förderung des Marsches war zweifellos ein Verdienst des an der Spitze marschierenden Wissmann, und man muß es angesichts der Geländeschwierigkeiten, zumal der brückenlosen, tiefeingeschnittenen oder sumpfigen Flüsse, als eine sehr gute Leistung ansehen, daß die Karawane bereits am 20. Juli das von Malange rund 500 km entfernte Kimbundu erreichte.

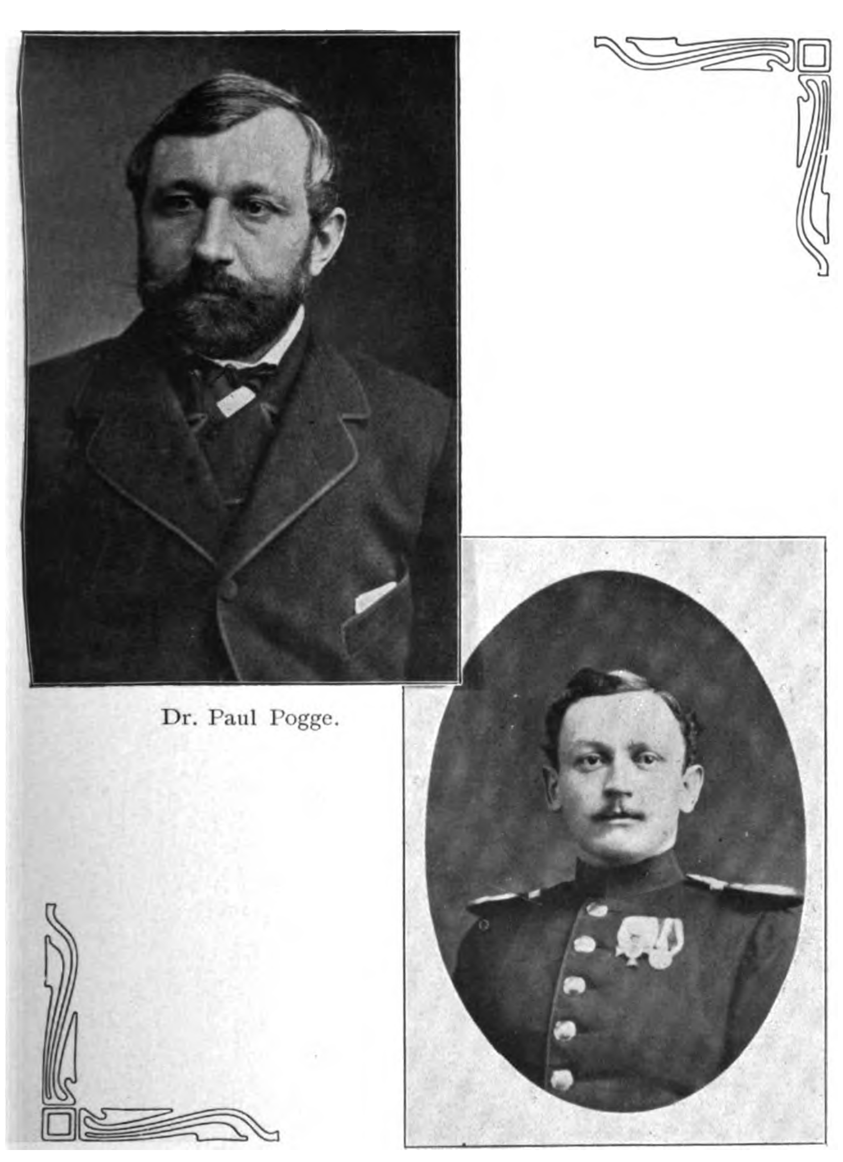
Hier an dieser Stelle macht Wissmann auf die unheilvollen Einflüsse des Sklavenhandels aufmerksam, indem er darauf hinweist, daß einst, als Europäer an der westafrikanischen Küste einen schwungvollen Sklavenhandel betrieben, Kimbundu ein lebhafter Handelsplatz war, ohne daß aber hierdurch etwas Bleibendes geschaffen worden wäre. „Wieder ein Zeichen," schrieb er damals, „daß dieser scheußliche Handel trotz des billigen Verkehrs und der großen Arbeitskraft, die mit ihm in Verbindung steht, Hunderte von Jahren bestehen konnte, ohne irgend welchen kulturellen Vorteil zu hinterlassen."

Jener Ort besaß jedoch immer noch insofern eine Bedeutung, als dort vier der wichtigsten Handelsstraßen von Süden, Westen, Osten und Norden kommend resp. dorthin ausstrahlend, vorhanden waren. Die nördliche Straße wurde indes einige Jahre später durch Wissmann ausgeschaltet, indem dieser durch seine Erforschung des Kassai, den von der Natur selbstgeschaffenen großartigen Handelsweg erschloß.

Von Kimbundu erfahren wir, außer den ungünstigen Folgen des Sklavenhandels, noch interessante Mitteilungen über die Deportation von Verbrechern. Einem Deportierten war es gelungen, sich der behördlichen Überwachung zu entziehen, um dann eine Reihe von Jahren hindurch als regelrechter Räuberhauptmann weithin zum Schrecken der Bevölkerung zu werden. Wissmann weist mit Fug und Recht darauf hin, daß Afrika, auch in seinen tropischen Teilen, nicht das Land sei, dem eine von Europa ausgestoßene Verbrechergesellschaft aufgeladen werden dürfe.

Sollte jemals die Frage der Deportation bei uns in Erwägung gezogen werden, so wird man hoffentlich diese Mahnung des hervorragenden Kenners afrikanischer Verhältnisse für unsere dortigen Besitzungen nicht aus den Augen lassen.

An die Expedition trat jetzt eine wichtige Frage heran. Der ihr erteilte Auftrag verlangte in das Lunda-Reich einzu-



Dr. Paul Pogge.

Leutnant Hermann Wissmann.

dringen, hier aber, — wo außerdem auch schon Expeditionen gewesen waren — hatten sich inzwischen die Verhältnisse verschoben. Es fragte sich, ob der ursprüngliche Auftrag jetzt noch solch hohen Wert besaß, oder ob es nicht besser war, ihn auf eigene Verantwortung abändernd, in nördlicher Richtung vorzudringen. Ob ein solches Vorgehen hohen, wissenschaftlichen Wert besitzen, ob man bei den geringen Mitteln der Schwierigkeiten und Gefahren Herr werden könnte, dafür fehlte jeder Anhalt; noch hatte keines weißen Mannes Fuß die weiter nördlich liegenden Länder betreten. Aber gerade das alles mußte einen Mann von Kühnheit und Entschlußkraft reizen, und bald lautete die Parole: „Auf nach Norden, hinein in das unbekannteste Afrika!"

Einigermaßen enttäuscht von diesem Plan waren die schwarzen Träger, und es galt daher einen großen Teil derselben durch andere zu ersetzen. Mit welchem Humor Wissmann die Schwarzen zu schildern, übrigens auch zu behandeln verstand, davon gibt wohl die nachstehende Schilderung eines in Kimbundu angeworbenen Dolmetschers den besten Beweis:

„Kaschawalla war die genaue Übersetzung eines Falstaffs ins Schwarze, nur in jüngeren Jahren als unser alter Bekannter. Der erste Abgott dieses schwarzen Sybariten war sein Bauch, der zweite der Schlaf und der dritte die Bequemlichkeit; dabei trank er gern so viel, daß er sich in dem Stadium befand, das man bei uns in der Armee vom Feldwebel abwärts Trunkenheit nennt. In diesem Zustande schwang er sich manches Mal so hoch empor, daß er die ihm eigene, wahrhaft phänomenale Feigheit ganz vergaß, ja, sich zu kriegerischen Reden hinreißen ließ, die er in heroischen Stellungen mit Gesten so hübsch bekleidete, daß er mit seiner hohen, gewichtigen Figur, die leider etwas zu viel Fettbildung zeigte, einem schwarzen Ajax glich. Bei derartigen Vorgängen konnte er sich dann, wieder ernüchtert, gar nicht genug über sich selbst wundern. Aber Kaschawalla hatte auch seine guten Seiten. Er war durchaus ehrlich, für einen Neger eine Eigenschaft, die schon allein genügt, um ihn unschätzbar zu machen. Dann hatte er ein derartig großartig entwickeltes Sprachtalent, daß er uns oft mit dieser Begabung große Dienste leistete."

Die erste große Schwierigkeit erwuchs der Expedition

durch den Stamm der Kiogue, welche den Durchzug nicht dulden wollten, fürchtend, daß sie die Vorteile einbüßten, die ihnen aus der Vermittelung des Handels in die unberührten Länder bisher erwuchsen. Jetzt konnte Wissmann so recht seine hohe Befähigung zur Geltung bringen und geduldiges Verhandeln einerseits, andrerseits aber der offen gezeigte Entschluß, wenn nötig, mit Waffengewalt vorzugehen, führten zum Ziel: die Handelssperre, stärker, als selbst das größte Stromhindernis, sie wurde erfolgreich durchbrochen und noch dazu, was besonders hervorgehoben werden muß, ohne, trotz der feindseligen Haltung der Bevölkerung, auch nur einen einzigen Schuß zu tun!

Beim weiteren Vormarsch hatte Wissmann Gelegenheit, Erfahrungen über die viel umstrittene Kulturfähigkeit der Neger zu sammeln. Er stieß auf einen Stamm, die Tupende, von welchem er feststellte, daß dieser, früher im Tale des Quango ansässig, mit den Einflüssen europäischer Kultur in Berührung getreten war. Hiervon war aber nicht nur nichts mehr zu erkennen, sondern die Tupende erwiesen sich vielmehr als ausgesprochene Wilde. Diese Beobachtung ist ein neuer, interessanter Beweis dafür, daß der Neger eine höhere Kultur schnell wieder verliert, wenn nicht mehr eine fortdauernde Einwirkung der Zivilisation stattfindet.

An dieser ohnehin nicht ungefährlichen Stelle wurde die Lage der Expedition kritisch, indem die Träger Erpressungen versuchten, durch die Drohung, die Lasten nicht mehr weiter zu tragen, sondern umzukehren. Das wäre das Ende der Reise, aller großen Pläne und Hoffnungen gewesen. Glücklicherweise hatten Pogge und Wissmann in Erfahrung gebracht, daß ein Teil ihrer Leute sich mit der Absicht trug, in Lubuku, dem nächsten noch 200 km entfernten Reiseziel, eigene Geschäfte abzuschließen. Es ließ dies die Hoffnung erstehen, daß die Leute doch nicht auf diese erwarteten Vorteile verzichten würden, und daß man es wagen könne, scheinbar auf ihre Entlassung eingehend, die Ablieferung der Lasten zu befehlen. Als am folgenden Morgen dieser Befehl gegeben wurde und nunmehr unter den Leuten eine lebhafte Verhandlung entstand, bestieg Wissmann schnell entschlossen seinen Reitstier und befahl einigen ihm besonders ergebenen Leuten, ihm mit ihren

Lasten zu folgen. Der wackere „Humba" folgte sofort mit der Flagge, ihm schloß sich sein Anhang an; damit war das Eis gebrochen, und die ganze Karawane bald wieder im Marsch. Die Krisis, welche so leicht der Expedition ein jähes Ende bereiten konnte, war überwunden, überwunden nur durch unseres jungen Helden Entschlußkraft.

Dem Unkundigen mögen solche Vorkommnisse kaum erwähnenswert sein, aber wie groß ist ihre Bedeutung! Wie viele, selbst tüchtige Forscher, sind daran, und nur daran, gescheitert.

Noch am selben Tage wurde der Kassai erreicht.

Majestätisch wälzte der Strom, obgleich noch unendlich fern von seiner Mündung, schon 300 m breit, seine gewaltigen Wassermassen zu Tal; weithin vermochte das Auge dem nach Norden gerichteten Laufe zu folgen. Wissmann war kein schwärmerischer Träumer, aber es ist verständlich, daß ihn dieser Anblick ergriff, daß in ihm geradezu brennend die Frage aufstieg: Kassai, durch welche Lande und Völker wälzest du deine Fluten? Wem wird es vergönnt sein, das Rätsel dieses letzten, uns Kulturmenschen noch unbekannten mächtigen Stromes zu lösen?

Daß er selbst in einigen Jahren der ruhmreiche Erforscher werden sollte, das ahnte er nicht!

Zum Träumen war übrigens nicht viel Zeit, vor allem kam es darauf an, den Strom zu überschreiten, denn erst, wenn dieses Riesenhindernis hinter ihr lag, war die Expedition ihrer schwarzen Träger völlig sicher, dann waren diese durch die Macht der Verhältnisse an ihre Führer gebunden.

Bald hatte Wissmann mehrere große Kanus aufgefunden, mit welchen er folgenden Tages so früh wie irgend möglich das Übersetzen begann. Diese rastlose Tätigkeit sollte schnell ihren Lohn finden, denn am anderen, rechten Ufer, traf der Reisende schon eine Gesandtschaft der Eingeborenen, welche den Auftrag hatte, den Anwohnern des linken Ufers mit Krieg zu drohen, falls sie die Europäer übersetzten.

Wissmann verhinderte in seiner ebenso entschiedenen, wie gleichzeitig auch immer lustigen Weise das Übersetzen jener Biederleute, welchen überlassen blieb, sich eine andere Fährstelle zu suchen. Bevor ihnen aber das gelang, hatte die Ex-

pedition in emsigster Arbeit das Übersetzen beendet, stand vollzählig am anderen Ufer, und abermals war die Entscheidung glücklich gefallen.

Ein hochwichtiger Schritt war damit geschehen. Nicht allein der zentralste Teil Afrikas war jetzt betreten, sondern es schien auch, als ob eine andere Natur sich öffne. Seit mehreren Tagen bereits hatte Wissmann, der die Natur stets mit offenem, verständnisvollem Auge ansah, den Eindruck gewonnen, als ob sich in einem großen Teile der umgebenden Pflanzenwelt ein Wechsel anbahne, der naturgemäß auf die Tierwelt nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte.

Wissmanns Beobachtungsgabe traf auch hier sofort wieder das Richtige, denn tatsächlich dringen hier die Pflanzen- und Tierformen der westafrikanischen Region nach Süden hin vor, während das bisher durchzogene Land weit mehr der ostafrikanischen Fauna und Flora angehört. Dem Laien mag dies wunderbar erscheinen, und doch ist es so, denn die ostafrikanische Region, welche mehr Steppencharakter hat, zieht sich um die westafrikanische Region mit ihren vorwiegenden Waldformen rings herum.

Obgleich „ostafrikanisch" genannt, reicht diese Region bis an den Atlantischen Ozean und zwar sogar bis an die Mündung des Senegal. Die bis dahin unbekannte Ausdehnung der westafrikanischen Region in südlicher Richtung hatte hier Wissmann sofort erkannt, eine für den Naturforscher ungemein wichtige Entdeckung.

Mit nicht geringer Spannung sahen die Reisenden vor allem aber den Volksstämmen entgegen, mit denen sie jetzt in Berührung treten mußten, handelte es sich doch um Leute, die vom „weißen Mann" überhaupt noch keine Kenntnis besaßen, wenn auch europäische Erzeugnisse durch den Tauschhandel bis in diesen verschlossenen Erdenwinkel gelangt waren.

Es wurde festgestellt, daß die Bevölkerung, mit der er zu tun hatte, die Baschilange, eine Unterabteilung des großen Balubavolkes bildeten, dessen Wohnsitze sich bis zum Tanganjika hinziehen. Interessant waren die Mitteilungen, welche Wissmann dem Baschilangehäuptling Tschingenge, einem für die Negerverhältnisse gut unterrichteten Manne, zu entlocken wußte. Es gehörte Wissmanns scharfe Beobachtungs- und Kom-

binationsgabe dazu, um Wahrheit und Dichtung scheidend, z. B. sogar Mitteilungen über die Akka zu erhalten, jenen zwerghaften Menschenstamm, von dem aus altersgrauer Zeit schon berichtet wurde, den man dann für eine Mythe hielt, bis unser berühmter Landsmann Schweinfurth die Existenz des Zwergvolkes der Akka feststellte.

Stanley, den mancher für den Entdecker jener Zwerge hält, ist mit ihnen erst viel später in Berührung gekommen.

In dem glücklich erreichten neuen Lande hatte Wissmann die freudige Überraschung, im Herzen Afrikas Menschen zu finden, die von der bisher angetroffenen Bevölkerung ganz gegen alle Erwartung vorteilhaft abwichen. Das neu erschlossene Land war dicht besiedelt, und die Menschen nicht mehr unstät und wild, diebisch und frech. Die sauber gehaltenen Dörfer lagen inmitten ausgedehnter, gut gehaltener Felder. In dem von der Außenwelt abgeschlossenen Volke war noch nicht der begehrliche Sinn erweckt, den unsere europäische Kultur durch ihre Erzeugnisse bei den Naturvölkern stets wach ruft.

Dennoch trat eines Tages der Fall ein, daß die Bewohner ganz plötzlich den Weg versperrten und dem Fahnenträger sein Banner entreißen wollten. Schon waren die Träger im Begriff, von den Waffen Gebrauch zu machen, als Wissmann schnell entschlossen mit seinem Reitstier Malucko in den Menschenhaufen hineinsprengend, diesen auseinandertrieb, um Blutvergießen zu vermeiden. Wie richtig er auch jetzt wieder gehandelt hatte, das zeigte sich, als man Grund und Zweck des Angriffs feststellte. Die Eingeborenen hatten es nur darauf abgesehen, den wunderbaren weißen Mann festzuhalten, damit auch die Weiber und Kinder ihn anstaunen könnten.

Am 30. Oktober ging es hinab in das Tal des Lulua und unter dem Jubel einer geradezu riesigen Volksmenge fand der feierliche Einzug in die Residenz des Häuptlings Tschingenge statt. Feierlich kann man sagen, denn die im feierlichen Triumph Einziehenden durften nicht sofort ihren Lagerplatz aufsuchen, sondern mußten vielmehr erst einen feierlichen Umzug halten.

Nach harten, rastlosen Märschen war endlich das erste hohe Ziel erreicht, ein bisher unbekanntes Gebiet: Lubuku, „das Land der Freundschaft“. In diesem Lande nun gönnte sich

die Expedition eine längere, reichlich verdiente Erholungszeit, deren besonders der arme schwerkranke Pogge dringend bedurfte. Wissmann selbst verstand es, diese Zeit in den verschiedensten Richtungen nutzbringend zu verwenden.

Bald unternahm er Ausflüge, um das Land nebst seiner Flora und Fauna näher kennen zu lernen und Sammlungen anzulegen, bald suchte er durch die Unterhaltung mit den Eingeborenen einen Einblick in deren Wesen zu gewinnen, um hierbei ein reiches, für die Völkerkunde jener Gebiete ungemein wichtiges Material zu sammeln. Es ist hier nicht der Ort, diese wissenschaftlich wertvollen Ergebnisse eingehender zu besprechen, nur eins sei rühmend hervorgehoben: es war ein Glück, daß gerade ein Mann wie dieser junge Forscher zuerst das Land betrat, ein Mann, der es verstand, gleich zu Anfang, bevor äußere Einwirkungen sich geltend machten in den noch ursprünglichen Verhältnissen, richtig zu beobachten und richtig zu sammeln, d. h. Nebensächliches und Gewöhnliches von wirklich Wichtigem und Neuem zu unterscheiden.

Neben diesen wissenschaftlichen Fragen galt es aber, sich vor allem mit rein praktischen Dingen zu befassen. Lubuku war das Ziel, bis zu welchem sich die bisherigen Träger verpflichtet hatten; ein großer Teil derselben zog nun wieder heimwärts. Einige Leute jedoch, zwar nur wenige, aber glücklicherweise nicht die schlechtesten, ließen sich für den Weitermarsch gewinnen, und im übrigen halfen die Baschilange aus. Es war dies schon der großen Billigkeit wegen nicht nur erwünscht, sondern dringend nötig, denn der ohnehin kleine Vorrat an Tauschwaren war inzwischen auf ein für afrikanische Expeditionen lächerlich geringes Maß zusammengeschrumpft. Über europäische Konserven und andere Dinge zum eigenen Gebrauch verfügten die Reisenden schon seit Monatsfrist nicht mehr.

Ein einflußreicher Häuptling, Mukenge, hatte sich mit einer Anzahl seiner Untergebenen entschlossen, die Karawane zu begleiten, und Wissmann sagt mit Recht:

„Es ist wohl hier der Ort, darüber nachzudenken, wie diese Wilden dazu kamen, den ersten weißen Mann, den sie gesehen, ein fremdes, Scheu und Bewunderung einflößendes Wesen, zu begleiten. Ein Volk, das bis vor kurzer Zeit in steter Fehde mit seinen Nachbarn gelebt, sich kaum über die Grenzen des

Gebiets seiner Dorfschaft wagen konnte, das von den Ländern, in die es uns begleiten sollte, auch nicht die geringste Kenntnis hatte, ja nach allen Seiten hin nur von Kannibalen, von Zwergen, Waldmenschen und andern Ungeheuern zu berichten wußte, war so schnell bereit, Leben und Freiheit dem weißen Fremdlinge anzuvertrauen."

Als Erklärung hierfür erzählt Wissmann, daß die Baschilange ihn und Pogge für zwei früher spurlos verschwundene Häuptlinge angesehen hätten, die nunmehr aus dem großen Geisterwasser — dem Meer — in veränderter Gestalt zurückgekehrt seien. Dieser Aberglaube hat zweifelsohne gute Dienste geleistet. In seiner großen Bescheidenheit verschweigt Wissmann jedoch, daß etwas anderes mindestens ebenso sehr zum Erfolge beitrug: seine hohe Befähigung, die Eingeborenen richtig zu behandeln, ihnen zu imponieren und gleichzeitig ihre Zuneigung zu gewinnen.

Die Expedition verfügte jetzt über 40 Mann, welche mit 15 Steinschloßgewehren und 6 Hinterladern bewaffnet waren; hierzu trat noch Mukenge mit 80 Mann, und leider auch 70 Weibern und Kindern, durch deren Anwesenheit alles wesentlich verzögert und erschwert werden mußte, besonders da der Marsch bald wieder zwischen wilden, raublustigen Stämmen hinführen sollte.

Die Reise verlief jedoch vorläufig in ruhiger, ja, fast kann man sagen, angenehmer Weise, und ohne allzu langen Aufenthalt an den zahlreichen Wasserläufen. Erstaunlich sind die Gerüchte, welche auf afrikanischem Boden den Reisenden vielfach zugetragen werden, und denen gegenüber es, selbst bei genauer Kenntnis der Eingeborenen, unsagbar schwer hält, Wahrheit und Dichtung voneinander zu scheiden.

Weithin, selbst bis in die schon von Europäern besuchten Gegenden war die Kunde von einem großen See gedrungen, der sich in jenem Gebiete befinde, welchem die Expedition sich näherte.

Da das zentrale Afrika eine ganze Reihe großer Seen aufweist, so war es sehr wohl möglich, daß jenes Gerücht auf Wahrheit beruhte, und die Expedition hatte es sich als eins ihrer Ziele gesetzt, den Tatbestand festzustellen. Wissmann selbst hegte Zweifel, welche sich mehr und mehr verstärkten, weil die

bezüglichen Nachrichten mit dem weiteren Vordringen immer unklarer wurden. Endlich war der sagenhafte Munkamba-See erreicht, und Wissmann hatte die allerdings unangenehme Genugtuung, seine Zweifel so ziemlich bewahrheitet zu sehen. In wenigen Stunden umritt er das Wasser, dessen Längenausdehnung nur 5 und dessen größte Breite 2 km betrug.

Das Bestreben, welches ihn als Forscher stets beseelte, sich nicht einfach mit einer Tatsache zu begnügen, sondern wenn irgend möglich, die Sache auch zu erklären, tritt auch bei dieser Gelegenheit zutage, und es ist interessant und einleuchtend zugleich, wie er die Entstehung jener bis nach Europa gelangten Gerüchte erklärte. Er sagte hierüber: „Die früher gehörten Übertreibungen, die auch andere Reisende mit heimbrachten, sind nur dadurch zu erklären, daß Seebildungen in diesem Teile Afrikas nicht vorkommen, und dieser kleine Weiher, weil breiter als die Flüsse, Ausgeburten der Negerphantasie veranlaßte.“

Am Munkamba-See versuchten die noch aus Westafrika stammenden Träger abermals durch passiven Widerstand, d. h. durch regelrechten Streik eine höhere Bezahlung zu erpressen.

In der sehr richtigen Erkenntnis, daß diese schlechten Elemente auf die Dauer geradezu eine Gefahr bilden und auf die braven Baschilange nachteilig einwirken mußten, setzte Wissmann es nunmehr durch, daß eine gründliche Scheidung eintrat, und die unbotmäßigsten Leute, hauptsächlich Kimbunduträger, endgültig entlassen wurden.

Die eigenen Leute verringerten sich hierdurch auf 19, eine allerdings lächerlich geringe Zahl, aber die übrig bleibenden waren doch wenigstens wirklich tüchtige Menschen, und im übrigen vermochten als Träger Mukenges Leute auszuhelfen.

In nordöstlicher Richtung vom Munkamba-See weitermarschierend, trat die Expedition nach einigen Tagen aus dem Waldgebiet wieder in Savannenland ein, welches einer Prärie ähnlich bewachsen, einen weiten Rundblick gestattete. Die dortige kriegerische Bevölkerung trat den Reisenden so herausfordernd entgegen, daß den Trägern der Mut zu sinken begann. Wissmann vertrieb daher persönlich die in das Lager eindringenden Bewaffneten und belebte durch seine Tatkraft den gesunkenen Mut. Hierbei kam ihm allerdings zu statten, daß die Bewohner jenes Gebietes von den europäischen Dingen

auch noch nicht die leiseste Ahnung besaßen, ein Zeichen, daß die Expedition jetzt völlig den Charakter einer Entdeckungsreise trug. Feuerwaffen waren dort etwas Unerhörtes, und so gelang es, jede Gefahr zu beschwören und den Weg sogar ohne Blutvergießen zu öffnen.

Ende September wurde dann das bisher ebenfalls noch unbekannte, dicht besiedelte Land der Bena-Tschia und Bagua Lukalla erreicht. Ein Häuptling mit über 1000 Männern in vollstem Kriegsschmucke trat dem an der Spitze reitenden Wissmann entgegen, der in seiner unerschütterlichen Ruhe glücklicherweise erkannte, daß es wohl mehr auf eine Begrüßung, denn auf feindselige Handlungen abgesehen sei. Es stellt Wissmann als Afrikaforscher ein überaus glänzendes Zeugnis aus, daß er in einer höchst zweifelhaften Situation die Menschen, mit denen die Expedition zusammentraf, richtiger zu beurteilen verstand, als selbst die ihn begleitenden Afrikaner, welche am liebsten zur Waffe gegriffen hätten. Umschwärmt, oft dicht umdrängt von der bald waffenschwingenden, bald jubelnden Menge, zog er gelassen und den Leuten freundlich zuwinkend dahin, um binnen kurzem mit der Bevölkerung das beste Einvernehmen herzustellen. Letzteres hatte nur den Nachteil, daß im Lager ein ewiges Kommen und Gehen, eine Unruhe herrschte, die so groß war, daß die Reisenden förmlich aufatmeten, als sie einige Tage später eine ruhige Waldgegend aufnahm. Durch diesen Urwald hindurch wurde der wasserreiche Lubi erreicht, an dessen anderem Ufer das neu aufgefundene Volk der Bassonge wohnte.

Mißtrauisch wie Wilde es stets sind, da sie von Fremden in erster Linie Feindseligkeiten erwarten, verhielten diese Leute sich in jeder Beziehung ablehnend, bis auch hier Wissmann das Mißtrauen besiegte, so daß die Karawane in den auffallend großen, gut gebauten Kanus der Bewohner den Fluß überschreiten konnte.

Das zutrauliche Benehmen, welches im näheren Verkehr an Stelle des Mißtrauens getreten war, ermöglichte bald einen harmlosen Verkehr, durch den man in den Bassonge zwar einen kriegerischen, im übrigen jedoch auffallend geweckten und liebenswürdigen Menschenschlag kennen lernte. Wissmann entwirft von demselben eine eingehende Schilderung, aus der

wiederum hervorgeht, mit welchem tiefen Verständnis, mit welcher Gründlichkeit er zu beobachten verstand.

Durch Urwaldgebiet weitermarschierend, war er eines Tages einer ernsten Gefahr ausgesetzt, indem er sich auf der Jagd mit zwei schwarzen Begleitern verirrte. Den Söhnen der Wildnis stößt derartiges eigentlich nie zu, sie finden sich immer wieder zurecht, und wenn dies hier nicht geschah, so ist das nur ein Beweis für die Schwierigkeit der Lage. In unseren zivilisierten Verhältnissen kann man sich schlechterdings keinen Begriff davon machen, welchen Eindruck im wilden Lande die Wahrnehmung hervorruft: „Du bist verirrt.“ Verirrtsein ist oft geradezu ein Todesurteil, das leider schon allzu viel Opfer gefordert hat.

Kein Wunder, daß selbst die sonst so sorglosen schwarzen Begleiter geradezu den Kopf verloren und blind darauf los zu rennen versuchten, nur Wissmanns nie versagende Besonnenheit wendete das drohende Unheil ab und führte dazu, daß die Verirrten mit Mukenge und seinen ebenfalls auf der Jagd befindlichen Leuten zusammentrafen. Es ist das ein neuer sprechender Beweis dafür, in wie hohem Maße gerade dieser unser Landsmann dazu geschaffen war, siegreich all den Gefahren die Stirn zu bieten, welche dem Forscher in der unerschlossenen Wildnis drohen.

Weiter und weiter ging es im fremden Lande dahin, bis eines Tages die Expedition einen Strom erreichte, der ein bedenkliches Hindernis zu werden drohte: den Lubilasch. Ein mächtiger Strom ist es, von dem die Eingeborenen deshalb viel erzählten und — fabelten. Weithin war daher schon dieser Name gedrungen, so daß auch Dr. Buchner in dem entfernten Lundareich den Namen hörte. Als dem anwohnenden Häuptling die Absicht mitgeteilt wurde, den Strom zu überschreiten, erfaßte den schwarzen, wie es schien wohlgesinnten, Biedermann geradezu Entsetzen. Er erklärte, am anderen Ufer wohnten wilde Kannibalen, die alles erschlügen, und weder er noch einer seiner Leute würden beim Übersetzen helfen oder auch nur den richtigen Weg zeigen. Es schien nicht einmal möglich überhaupt nur bis an den Fluß zu gelangen. Bei einem Jagdausflug benutzte jedoch Wissmann die günstige Gelegenheit und zwang seinen eingeborenen Begleiter durch Drohungen,

ihn nach dem gesuchten Flusse zu führen. In unglaublichem Zickzack und Dickicht, das nur kriechend zu passieren war, erreichte der Forscher das Ufer und blickte hinab auf den Strom, den noch nie eines weißen Menschen Auge erschaute. Leise rauschend und gurgelnd zog die braune, 200 m breite Wassermasse zwischen den mit Urwald bewachsenen Ufern dahin. Überall, wohin das Auge schweifte, tiefste Wildnis. Kein Pfad war zu sehen, der zum Strom herabführte, keine Spur einer Fährstelle oder eines Kanus. Es war klar, ohne die Eingeborenen oder gar gegen deren Willen war dieses Hindernis unüberschreitbar.

In der Unterhaltung mit den Eingeborenen fiel nun auch das Wort: „Sankuru".

Sankuru, das war ja abermals ein Rätsel, ein Fluß, von dem schon so viel erzählt und gefabelt war, dessen Lauf einige aufs Geratewohl schon in Karten eingetragen hatten, während andere sein Vorhandensein überhaupt rundweg bestritten. Gab es doch einen Sankuru? War er sogar hier in der Nähe?

Doch nichts war zu erfahren, die Eingeborenen leugneten jede, auch die geringste Kenntnis. Katschisch aber, jener vorher erwähnte alte Häuptling, blieb trotz seiner sonstigen Freundlichkeit bei seiner Weigerung, den Lubilasch zu zeigen, oder gar überschreiten zu helfen.

Um das Maß der Verlegenheit voll zu machen, hatten außerdem die fortgesetzten Erzählungen über die wilden Kannibalen jenseits des Stromes die Expeditionsträger derart eingeschüchtert, daß ihr Mut gänzlich gesunken war. Unter diesen Umständen war die Gefahr größer denn je, daß ein weiteres Vordringen nach Osten unmöglich wurde.

Selbst Pogge riet, nach Norden auszubiegen, während Mukenge mit seinen Baschilange aus Angst vor den nördlich wohnenden Bakuba auch hiervon nichts wissen, sondern umkehren und dann weiter nach Süden ausbiegend, den Lubilasch viel weiter stromauf zu überschreiten behilflich sein wollte. Nur Wissmann ließ den Mut nicht sinken, für ihn gab es nur ein „vorwärts, vorwärts auf jeden Fall." Er erkannte ganz klar, daß eine Umkehr das Ende der Expedition werden müßte. Drehte man um, dann erwachte in der schwarzen Begleitung der Zug nach der Heimat mit solcher Macht, daß man sie zu

keiner anderen Unternehmung zu bewegen vermochte, und zwar um so weniger, als die Expedition den Leuten keine Belohnungen mehr bieten konnte, welche für neue Entbehrungen und Gefahren Entschädigung gewährten.

Alle schwarzen Begleiter waren der Ansicht, daß Weitergehen Wahnsinn sei. Nur Mukenges Schwester Sangula machte eine Ausnahme, indem sie erklärte: „Ich bleibe bei Kassongo und Kabassu (d. h. Pogge und Wissmann); mögen unsere Söhne daheim sagen, unsere Männer sind Memmen, sie haben die Baschangi ihrer Brüder verlassen; mich sollen sie nicht beschimpfen." — „Welch ein Weib, eine Negerin, woher der Mut, woher die hohen Worte?!" ruft Wissmann aus.

Er selbst war es, der schließlich aus der kritischen Lage den einzig möglichen Ausweg fand. Katschitsch galt für einen großen Zauberer, darauf beruhte sein, je nachdem er wollte, hemmender oder fördernder Einfluß. Unser junger Forscher suchte deshalb den Häuptling auf, um ihm ebenso freundlich wie bestimmt zu erklären, daß er an seine, des Katschisch, Zauberei nicht glaube. Aber sie, die Europäer, besonders Pogge, der Mann mit dem mächtigen grauen Barte, seien Zauberer von einer gewaltigen Macht, und heute würden sie mit ihrem Werke beginnen.

Wer sich dann noch ihren Absichten widersetzte, über den würde furchtbares Unheil kommen. Pogge wurde für den Plan gewonnen, dem man einen Teil der geringen noch vorhandenen Hilfsmittel opferte. Nachts, als tiefe Ruhe herrschte, wurde zunächst aus Hinterladern ein Schnellfeuer eröffnet, welches rings am Urwaldrande und den Talhängen lauten Widerhall weckte und die ganze Bevölkerung aufscheuchte. Dann flammte bengalisches Licht auf; zischend sausten einige Raketen nach Osten hin und mit einem gewaltigen Kanonenschlag schloß das Fest. Diese im Innersten Afrikas unerhörte und den dortigen Bewohnern unheimliche Erscheinung verfehlte nicht einen tiefen Eindruck hervorzurufen. Wissmann schmiedete nun das Eisen, so lange es warm war, indem dem braven Katschisch mitgeteilt wurde, der Zauberer habe den Weg nach Osten durch Sterne gezeigt, jetzt könne sie nichts mehr aufhalten. Der eingeschüchterte Häuptling stellte Führer zum Fluß, und ohne Säumen trat man den Marsch an.

Zwei Tagereisen weit sollte die Fähre entfernt sein; wie groß war daher das Erstaunen, als dieselbe noch am selben Vormittag und zwar schon um 10 Uhr erreicht wurde. Bald kam vom anderen Ufer ein Kanu herüber, und Wissmann als erster mit seinem getreuen Fahnenträger zog über den Strom.

Um zu erfahren, wie dieser von den jenseits Wohnenden genannt wurde, wurde der schwarze Fährmann befragt, und — „Sankuru" hieß es zurück! Wie tönte dieses Wort in Wissmanns Ohr, wie gewaltig ergriff es ihn! Lubilasch und Sankuru, sie waren ein und dasselbe, das Rätsel des sagenumwobenen Stromes, an dessen Vorhandensein die Geographen überhaupt nicht mehr glauben wollten, dieses Rätsel war gelöst, gelöst durch die unbeugsame Energie und Tatkraft eines Mannes, der vor kurzem noch ein Neuling auf afrikanischem Boden war! Jubelnd winkte Wissmann von dem glücklich erreichten Ufer aus mit der deutschen Flagge dem Gefährten an der anderen Stromseite einen Gruß zu. So wurde der 28. Januar 1882 zu einem Gedenktag in der Forschungsgeschichte des riesigen Gebietes des Kongostromes.

Jetzt zeigte es sich auch, was der brave, alte Katschisch, um von der Expedition möglichst viel herauszuschlagen, zusammengelogen hatte. Der größte Teil seines eigenen Reiches lag überhaupt östlich des Sankuru. Fast noch mehr als früher schon war aus wissenschaftlichen Gründen die Kärglichkeit der Expeditionsmittel zu bedauern. Die Landeseinwohner eilten zu Handelszwecken massenhaft ins Lager und mit Leichtigkeit hätten sich die schon gesammelten etnographischen Schätze durch überaus wertvolle Gegenstände vermehren lassen. Aber daran war nicht mehr zu denken, reichte der knappe Warenvorrat doch kaum noch aus, um die Verpflegung auf dem Weitermarsch sicher zu stellen.

Noch bis zum 6. März dauerte der Marsch durch das Katschisch gehörige oder tributpflichtige Gebiet, dann erst wurde das dichtbesiedelte Land der Bena Katende erreicht. Viele Kilometer weit zieht sich die beiderseits mit Hütten besetzte, dem Gelände angeschmiegte Dorfstraße dahin. Dichte Massen drängten sich heran, und sah Wissmann, rückwärts blickend, die dünne Linie der eigenen Leute in diesem Menschengewimmel, so beschlich ihn mehr denn einmal der Gedanke, wie leicht diese

erdrückende Übermacht sie zu vernichten vermochte, bevor überhaupt nur ein Gebrauch der Schußwaffen möglich war. Zum Durchschreiten des Ortes war ein voller Tagemarsch erforderlich, und auch später noch zeigte das Land längere Zeit hindurch eine ähnliche dichte Besiedelung, welche womöglich noch zunahm, als man das Reich der Bene Ki betrat, von denen Wissmann mitteilt, daß ihre Wohnsitze, abgesehen von der Größe der Häuser, eher den Namen von Städten als von Dörfern verdienen. 17 km weit zog sich die größte der durchzogenen Städte dahin, Gehöft unmittelbar neben Gehöft. Die Hauptstraße selbst besaß etwa 20 bis 40 m Breite. Mächtige Schattenbäume wie andere Anzeichen sprachen dafür, daß man es hier mit einer schon längst ansässigen Bevölkerung zu tun hatte. Solche Volksbilder hatte auf afrikanischem Boden noch keines Europäers Auge erschaut, niemand hatte auch nur geahnt, daß es unter „Wilden", fern von unserer, wie man oft glaubt, allein segenspendenden Kultur, so ausschauen könne.

Dieses zahlreiche, glückliche und friedliche Volk, das Wissmann hier fand und uns kennen lehrte, an dem er, der tief und warmherzig empfindende deutsche Mann so freudigen, innigen Anteil nahm, dieses in fast paradiesischer Harmlosigkeit lebende Volk, sollte leider schon wenige Jahre später durch das Vordringen der Menschen jagenden Araber hingemordet, gefangen oder zersprengt werden.

Beim Weitermarsch machte sich nach einiger Zeit auch jetzt schon der Einfluß des zur Zeit noch sehr weit entfernten Arabertums bemerkbar, denn die Bewohner erwiesen sich mißtrauischer, da bereits die Kunde verübter Greueltaten zu ihnen gedrungen war.

Im Gebiete der Kalebue versuchten daher eine Anzahl Krieger den Durchzug durch einen Ort zu verhindern, indem sie mit wurfbereit gehaltenen Speeren entgegentraten.

Nur die Unerschrockenheit Wissmanns verhinderte auch hier Blutvergießen, indem er furchtlos bis dicht heran ging, gleichzeitig laut versichernd, daß er gar nicht daran denke Krieg zu führen.

Vom Lomami ab, der am 8. März überschritten wurde, führte der Weg wieder durch unkultiviertes, wildreiches Land. Auf dieser Strecke wurde auch die Route gekreuzt, welche der erste

Durchquerer Afrikas, von Ost nach West, Leutnant Cameron gezogen war.

Cameron hatte sich dann aber viel weiter südlich gewendet, so daß er z. B. den Lubilasch und Lulua nur in deren Quellgebieten berührte.

Die Märsche waren jetzt äußerst beschwerlich geworden; teils führten sie durch wasserreiche dichte Sümpfe, teils mußte man sich das Vorwärtskommen von der dornigen Vegetation sozusagen erkämpfen, bis endlich ausgedehnte tiefe Wassermengen des Moariflusses ein endgültiges Hindernis bildeten. Da in dieser menschenleeren Gegend von Fahrzeugen gar keine Rede war, wurde wohl oder übel der zeitraubende Bau eines Kanus unvermeidlich.

Der alte Häuptling Mukenge mit seinen Baschilange brachte das Werk zustande, so daß endlich ein Weiterziehen möglich ward, durch welches es zugleich gelang, wenigstens einigermaßen den Moskitos zu entrinnen, die lange schon die Nachtruhe raubten und die Reisenden der Verzweiflung nahe brachten.

Aber „durch Nacht zum Licht“ sagt ein Spruch, der sich auch an der Expedition bewahrheiten sollte, und am 15. April wurde, durch das Land der wilden Wakussu marschierend, der Lualaba oder Kongo erreicht. Wie mag Wissmann das Herz geklopft haben, als er den Riesenstrom gewahrte, der selbst hier in seinem oberen Laufe schon ein Breite von 1200 m besitzt. Eine solche Wassermasse konnte sich gar nicht in einem Sumpfe, selbst nicht in einem großen Binnensee verlieren, sie mußte den Ozean erreichen, das hatte sich Stanley bei seiner epochemachenden Erforschung des Kongolaufes sagen müssen.

Außer Stanley hatten noch zwei Europäer schon früher den Lualaba gesehen: Livingstone und Cameron. Sie aber kamen von Osten; die ersten, welche von Westen kommend diese zukünftige Lebensader des zentralsten Afrika erreichten, das waren unsere Landsleute Wissmann und Pogge.

Das Erreichen dieses Stromes war für die Expedition von geradezu entscheidender Wichtigkeit: hier am jenseitigen Ufer lag der am weitesten vom indischen Ozean, der Sansibarküste aus vorgedrungene, arabische Posten: Nyangwe. Nicht wie die früher von Osten gekommenen Europäer mit überreichen

Mitteln kam die Karawane an, nein mit leeren Händen, ganz arm an jenen Dingen, die dem Europäer im unzivilisierten Lande den Weg bahnen müssen. Jetzt aber durfte man hoffen, mit Hilfe der Araber sich neu ausstatten zu können, denn als handelsgewandte Menschen verfügten dieselben unbedingt über Vorräte, wie man sie tief im Innern benötigt. Fraglich war nur, wie das Entgegenkommen arabischerseits sich gestalten würde, zumal man in arabischen Kreisen, der Sklavenfrage wegen, dem Europäertum äußerst abgeneigt war. Wohl der Umstand, daß die Expedition, als von Westen kommend, in der Sklavenfrage ganz ungefährlich erschien, bewog die Araber dazu, sich überaus entgegenkommend zu verhalten, und sie zeigten sich um so eher bereit, Tauschgegenstände auf Kredit zu geben, als die Reisenden von vornherein erklärten, daß sie Nyangwe bald wieder zu verlassen wünschten, indem Wissmann nach Sansibar weiterreisen, Pogge die Baschilange in ihr Land zurückbringen würde.

Wissmann begab sich nunmehr, da in Nyangwe der Warenvorrat augenblicklich sehr gering war, nach Kassongo, dem Hauptsitz des weithin berühmten Tibbu Tibb. War letzterer leider auch nicht selbst anwesend, so entstanden doch keine Schwierigkeiten, vielmehr zeigten sich seine Vertreter so entgegenkommend, daß die benötigten Gegenstände sofort abgesandt wurden.

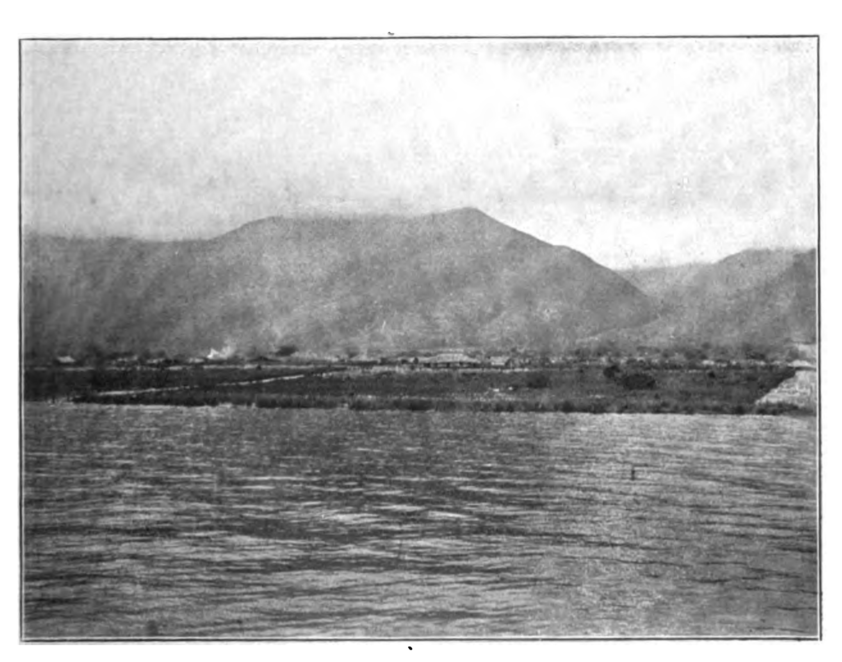
Der Aufenthalt in Nyangwe brauchte daher nicht übermäßig lange ausgedehnt zu werden.

Am Abend des 3. Mai besuchte Wissmann noch einmal das Lager der treuen Baschilange. Mukenge hielt ihm eine Abschiedsrede, deren Worte die andächtig lauschenden Schwarzen regelmäßig im Chor wiederholten und zwar in nachstehender Weise: „Gruß, großer Gruß — morgen, morgen wollen wir gehen — nach dem Lulua — nach Lubuku — Kabassu Babu (Wissmann) — geht zum Wasser — zum Geisterwasser (Meer) Kabassu Babu Gruß — Gruß auf den Weg — ich habe gesprochen.“ —

Schwer wurde Wissmann der Abschied von den braven Begleitern, denen er soviel verdankte, aber am schwersten fiel ihm begreiflicherweise die Trennung von Pogge. Manch ernstes Wort wurde zwischen beiden Männern gewechselt, zumal



Pogges Haus in Mukenge.



Partie vom Westufer des Tanganjika.

Pogge, vor kurzem noch der meisterhafte Lehrer, jetzt großes Gewicht auf die Ansichten und etwaigen Ratschläge des von ihm erzogenen Schülers legte, dessen Tatkraft und scharfes Verständnis für afrikanische Dinge er in so reichem, ihn selbst erstaunendem Maße kennen und schätzen gelernt hatte. Am folgenden Morgen, den 4. Mai, begleitete Wissmann die Heimkehrenden an den Strom. Rasch trugen große Kanus die alten Gefährten davon, noch einmal winkten von Ufer zu Ufer über den Kongo hinweg die schwarz-weiß-roten Flaggen sich einen Gruß zu, dann stand Wissmann allein und fast mittellos da, mitten im schwarzen Erdteil, fern von allen geistes- und stammverwandten Geschöpfen. Nur drei Neger, darunter der treue Humba, mit ihren Frauen und zwei Knaben bildeten seine Begleitung. Zwei Jagdgewehre und drei Hinterlader waren die Schutzmittel, ein winziger, kaum nennenswerter Warenvorrat bildete das Vermögen, mit dem er sich weiterhelfen sollte. Wahrlich eine Lage, welcher die Stirn zu bieten, nur ein ganzer Mann vermag. Aber ein solcher war unser junger Held, für den es nur ein Ziel gab: vorwärts, der aufgehenden Sonne entgegen, zum fernen indischen Ozean.

Um diesem Ziele entgegenzumarschieren, dazu bedurfte es aber noch mehrfacher Vorbereitungen, besonders der Erlangung von Trägern, die nicht so rasch von statten ging, als Unkundige vielleicht erwarten könnten. Mehrere Wochen noch blieb Wissmann hierdurch an Nyangwe gefesselt, wobei er nicht versäumte, gleichzeitig Beobachtungen und Erkundigungen aller möglichen Art anzustellen.

Der Kaffee, welcher von den Arabern auch dort viel genossen wird, stammte aus Ukussa, einer westlich gelegenen Landschaft, woselbst sein Gebrauch schon längst vor Ankunft der Araber bekannt gewesen war. Übrigens hatte Wissmann diese Nutzpfanze auch wild zwischen Sankuru und Lomami gefunden.

Durch genaue Messungen wurde aufs neue die Tiefe des Lualaba (Kongo) an verschiedenen Stellen ermittelt und eine Durchschnittstiefe von 8,8 m festgestellt, während sich noch ein 200 m breites Überschwemmungsgebiet von 2—3 m Höhe an das Flußbett anschloß.

Stanleys Messungen hatten nur ca. 6 m ergeben, dieser

Unterschied beruhte jedoch nicht auf Fehlern, sondern auf der in den verschiedenen Jahreszeiten regelmäßig wechselnden Wasserfülle.

Erstaunlich schnell hatte Wissmann das Vertrauen der Araber zu gewinnen verstanden, und hierdurch erfuhr er vieles von ihnen, was sonst Europäern verborgen bleibt. So erzählte man ihm, daß Stanley seiner Zeit zur Berichterstattung über das Sklavenwesen von Said Bargasch (Sultan von Sansibar) entsandt worden sei; deshalb habe man die in Ketten arbeitenden Sklaven nach abseits gelegenen Gegenden geschickt. Noch interessanter war es zu hören, daß Tibbu Tibb, welcher Stanley bis zu den weit stromab gelegenen Fällen begleitet hatte, an der linken Stromseite zurückkehrte und massenhaft Sklaven mitbrachte. Seitdem hatte das Arabertum stromabwärts zum Zwecke des Sklaven- und Elfenbeinhandels große Fortschritte gemacht, denen noch größere Unternehmungen folgen sollten. In Vorahnung der entsetzlichen Folgen schrieb Wissmann damals in sein Tagebuch: „Wehe jenen armen Völkern!"

Wie großes Vertrauen man Wissmann entgegenbrachte, wie hoch man seine Klugheit schätzte, dafür spricht am deutlichsten der Umstand, daß man ihm mehrfach zwischen Arabern schwebende Streitfragen zur Entscheidung vorlegte. Ja, in einem Falle übergab man ihm sogar alle Kostbarkeiten und Papiere eines Verstorbenen, um selbige aufzubewahren, bis durch Erscheinen der Verwandten die Erbschaftsangelegenheit geregelt sei.

Unter solchen Umständen lag der Wunsch nahe, mit einem der zur Küste ziehenden Araber zu reisen. Als sich jedoch diese Möglichkeit mehr und mehr hinauszog, entschloß sich Wissmann, den Zug allein zu unternehmen, obgleich ihm allseitig davon abgeraten wurde. Viele der an der Straße wohnenden Stämme galten für ebenso feindselig wie stark, so daß allgemein die Ansicht herrschte, nur mit zahlreicher, gut bewaffneter Mannschaft könne man jene Länder betreten. Über solche Hilfskräfte verfügte der Forscher auch nicht annähernd, vielmehr hatte er von dem Araber Abed ben Salim nur noch 14 Wakussu-Sklaven mit 10 Vorderladegewehren geliehen erhalten. Um das Maß vollzumachen, waren diese Wakussu unbändige, wilde Gesellen, welche statt zum Schutz beizutragen,

viel eher durch ihre Roheiten den Eingeborenen gegenüber die Gefahr vergrößern konnten.

Trotzdem scheute Wissmann vor dem tollkühnen Wagnis nicht zurück und brach am 1. Juni zum Tanganjika-See auf.

Gleich anfangs bereiteten die Wakussu ihm durch ihr Benehmen Schwierigkeiten ernstester Art, doch da wurde sofort scharf durchgegriffen und die wilden Gesellen in kurzer Zeit baldigst zu gehorsamen Untergebenen geschult. Wunderbarerweise zeitigte die strenge Zucht bei den verrufenen Gesellen sogar ein Gefühl der Anhänglichkeit gegen denselben Menschen, der sie zum ersten Male zügelte, denn anders kann man es nicht erklären, daß jene Leute sich nachts freiwillig, auf ihre Hütte verzichtend, um ihren Herrn herumlagerten, als ihnen die Umgebung bedrohlich erschien.

Vier Wochen waren seit dem Abmarsch von Nyangwe verstrichen, als Wissmann von einem ruhrartigen, schweren Leiden heimgesucht wurde. Die Krankheit war um so gefahrdrohender, als ihm keinerlei Arzneimittel zur Verfügung standen, ein wenig Chinin war das einzige noch vorhandene Medikament. Mit Aufbietung aller Willenskraft schleppte er sich noch weiter, bis die Kräfte versagten. Unfähig zu gehen, ja sich nur zu erheben, ließ er sich tragen: vorwärts, vorwärts, um jeden Preis! Die einzige Möglichkeit der Heilung bestand in strenger Diät, soweit diese überhaupt möglich war, und so lebte er eine Reihe von Tagen nur von Reiswasser. Und wirklich, der zähe, und von erstaunlicher Energie beseelte Körper siegte, erholte und kräftigte sich wieder. Es war aber auch höchste Zeit, denn sehr bald geriet die schwache Karawane in eine äußerst gefahrdrohende Lage.

Humba war eines Tages auf der Jagd von Eingeborenen heimtückisch überfallen und ihm sein Hinterlader entrissen worden. Der Verlust eines solchen Gewehrs war unersetzlich, es mußte unbedingt zurückerlangt werden, da andernfalls auch das Ansehen der Expedition den raubgierigen Eingeborenen gegenüber untergraben war. Freundschaftliche Vorstellungen, daß sie mit der Waffe ohne Patronen nichts anfangen könnten, halfen nichts, und so beschloß Wissmann Gewalt anzuwenden, jedoch wenn irgend möglich ohne Blutvergießen. Die Nacht

hindurch tönten die Kriegstrommeln der Feinde, der Mulolwa, von allen Seiten Antwort findend. Die Wakussu waren hierdurch so eingeschüchtert, daß sie dringend baten, von einem Angriff abzusehen; sie wollten dafür sogar einen Teil des Trägerlohnes opfern; doch Wissmann blieb fest.

Noch während der Dunkelheit ging er gegen das feindliche Dorf vor, das er mit beginnender Dämmerung erreichte. Der Ort lag jenseits einer breiten und tiefen Schlucht, die nur auf einer schmalen, schwankenden, aus Lianen hergestellten Hängebrücke zu überschreiten war. Im Dorfe herrschte noch tiefe Stille. Während ein Teil der Leute am Brückenanfang zurückblieb, überschritt Wissmann diese mit nur fünf Begleitern und weckte drüben die Schläfer durch einen in die Luft abgegebenen Schuß. Schlaftrunken stürzten die Räuber aus ihren Hütten; schreiende Weiber und Kinder zwischen sich, konnten sie ihrer Bestürzung nicht Herr werden und gaben die geraubte Waffe zurück. Mit schier unglaublicher Verwegenheit war ein unblutiger, aber durchschlagender Erfolg erzielt, und den Eindruck desselben benutzend, konnten die Sieger jetzt, ohne ihr Ansehen zu schädigen, den Marsch fortsetzen, allerdings in flottem Tempo, denn es war doch ratsam, baldmöglichst aus dem Bereich einer mehr denn hundertfachen Übermacht zu verschwinden.

Waren bisher die Menschen das Haupthindernis gewesen, so verschwand nach nicht mehr langer Zeit diese Gefahr, aber dafür umgab die Wanderer eine tiefe, unbewohnte Wildnis, in welcher gebleichte, menschliche Gebeine den Schmerzenspfad beklagenswerter Sklaventransporte bezeichneten. Das Gespenst des Hungers drohte in solchem Gebiete, und die Kräfte mußten doppelt angespannt werden, um diese Gefahrzone möglichst schnell zu überwinden.

Endlich am 18. Juli winkte der Lohn, der wohlverdiente Lohn, denn in $1^1/_2$ Monaten waren trotz aller Hemmnisse, trotz Krankheit und Feindseligkeiten 400 km in tropischer Wildnis zu Fuß zurückgelegt worden, wahrlich eine Leistung, die ihresgleichen suchte. Als an jenem 18. Juli der Gipfel einer nach der anderen Seite steil abfallenden Höhe erreicht war, da glänzte der blaue Spiegel des Tanganjika-Sees den Wanderern entgegen. Laut jubelten die Wakussu, erstaunt und ängstlich schauten

die Westafrikaner auf die weite, mit dem Horizont verschwimmende Wasserfläche. Dort sollten sie hinüber?

War das überhaupt möglich? Doch da richteten sich ihre Blicke vertrauensvoll auf ihren jungen Führer, den Kabassu-Babu; der konnte ja alles, der würde sie schon beschirmen. Nicht lange mehr und der See war erreicht, Wissmann konnte endlich wieder einem Europäer die Hand drücken. Mr. Griffith war es, ein englischer Missionar, der hier tief im Herzen Afrikas in edler Entsagung und voller Wagemut eine Missionsstation, „Plymouth Rock“, errichtet hatte. Herzlich schüttelte er dem ankommenden Forschungsreisenden die Hand, ihn als Gast in seinem Hause begrüßend.

Unter dem gastlichen Dache des Mr. Griffith war Wissmann nunmehr eine Erholungspause vergönnt, da eine sofortige Weiterreise ausgeschlossen blieb.

Zunächst kam es darauf an, Waren zur Bezahlung der Wakussu und ein größeres Segelboot zum Überschreiten des Sees zu erhalten, da die vorhandenen leichten Fischerboote für die Expedition, so klein sie auch war, doch nicht genügten, denn diese Fischerboote sind nur einfache Einbäume. Deshalb wurde Humba mit einem Mann aus Plymouth Rock nach der arabischen Niederlassung in Udjidji entsandt, um dort alles Nötige zu besorgen. Die freie Zwischenzeit benutzte Wissmann, um die näher gelegenen Teile des Sees zu untersuchen. Vor allem lenkte er seine Schritte nach dem Lukuga. Cameron hatte dort früher nur einen Creek, Stanley einen seichten, versumpften Abzug gefunden.

Wissmann erblickte einen ausgesprochenen Strom, dessen Breite er auf 145 m feststellte, bei einer durchschnittlichen Tiefe von 4 m und einer Stromgeschwindigkeit von 1 m in der Sekunde. Durch eingehende Untersuchung des Untergrundes sowohl wie der näheren Umgebung wurde es Wissmann möglich, zu ergründen, daß dieser Abfluß schon seit uralten Zeiten bestehe, ebenso wie er eine ausreichende Erklärung für das periodische Verschwinden und Auftreten des Abflusses ermittelte. Durch Unterhaltung mit den freundlichen Anwohnern wurde festgestellt, daß sie alle das frühere Fehlen des Stromes kannten, aber nichts davon wußten, daß derselbe in noch früherer Zeit, schon bestanden habe, wohl ein Beweis

dafür, daß sich der Wechsel in längeren Zeiträumen vollzieht. Wissmann machte mit Recht darauf aufmerksam, daß das mit dem Lukuga-Abfluß zusammenhängende Fallen und Steigen des Sees für Schiffahrt wie die Uferbauten von nachteiligstem Einfluß sei, und bemerkte vorausschauend, daß bei der weitreichenden Wichtigkeit des Tanganjika für den Handel, sein Wasserstand durch Schleusen u. dergl. am Lukuga einst mit Leichtigkeit würde auf demselben Stande erhalten werden können.

Wissenschaftliche Arbeiten brachten wichtige Ergebnisse, aus denen hervorging, daß hier am Tanganjika die meteorologische Grenze zwischen West- und Ostafrika liegt. Dieser Umstand in Verbindung mit dem trennenden großen Wasserbecken bedingt auch eine Scheidung in der ost- und westafrikanischen Tierwelt, für welche Tatsache Wissmann als erster ebenfalls eine Reihe von Beweisen zu finden wußte.

Nach zweiwöchentlicher Abwesenheit kehrte Humba mit den benötigten Waren und Segelfahrzeugen, arabischen Daus, zurück, so daß die Expedition nunmehr mit dem Ausdruck herzlichsten Dankes das gastfreie Heim von Mr. Griffith verlassen konnte, der in seiner liebenswürdigen Güte ihr auch noch Medikamente, einige Konserven, Wäsche u. dergl. verabfolgte.

In Udjidji fand Wissmann bei den Arabern bereitwilliges Entgegenkommen, und es bot sich ihm Gelegenheit, einen tieferen Einblick in den Sklavenhandel zu gewinnen, wodurch der Abscheu gegen dieses wüste Gewerbe sich nur immer mehr verstärkte. Schon nach wenigen Tagen wurden für einen auf Sansibar lautenden Schuldschein die zur Reise nötigen Waren erstanden und 15 Waniamwesiträger angeworben.

Auch jetzt wieder war mit äußerster Sparsamkeit gewirtschaftet, die sogar so weit ging, daß für die Träger nicht einmal Gewehre angeschafft wurden, so daß die Karawane nur über vier Hinterladegewehre und eine Schrotflinte verfügte, was doppelt gefährlich erschien, als der Weg nach Tabora für nichts weniger denn sicher galt. Besonders warnten die Araber vor dem Wege durch Uha, einer Landschaft, die ihrer Bewohner wegen übel berüchtigt war. Selbst Stanley, dem es doch wahrhaftig nicht an rücksichtslosem Wagemut gebrach,

hatte trotz seiner großen Expedition mit Bedauern darauf verzichtet, Uha zu durchziehen, indem er erklärte, dazu bedürfe er der doppelten Macht. Und wie stark war dessen Karawane, die nach Hunderten zählte!

Nicht aus leichtsinniger Freude an Abenteuern, sondern weil noch keine Wegeaufnahme in Uha stattgefunden hatte, entschloß sich Wissmann zu jenem gefährlichen Wege, und dieser Entschluß wurde auch dadurch gerechtfertigt, daß zu jener Zeit der andere durch Uwinsa führende Weg ebenfalls infolge kriegerischer Wirren erschwert sein sollte. Nach wenigen Tagen schon zeigte sich die feindselige Gesinnung der Bewohner durch den Raub eines der bei der Karawane befindlichen Weiber. Durch die Bemühungen, dasselbe wiederzuerlangen, war ein Reisetag verloren gegangen, und zwar zum Heil der Expedition, denn wie Humba ermittelte, war ihnen ein Hinterhalt gelegt worden, den man nunmehr glücklich zu umgehen vermochte. Bald aber drohte neues Unheil.

In glühender Sonnenhitze bot nur ein Baum Schatten, und obgleich die Waniamwesiträger behaupteten, daß dieser Platz nicht betreten werden dürfe, wurde hier doch das Lager bezogen, zumal die Eingeborenen keinen Widerspruch erhoben, sich vielmehr sehr freundlich benahmen. Kaum aber war das Lager aufgeschlagen, als auch schon eine bewaffnete Schar auf dasselbe eindrang.

Die wohlbewaffneten Wilden standen in allernächster Nähe, jeden Augenblick konnte die Katastrophe eintreten, denn ein ernster Widerstand war ausgeschlossen. In diesem hochkritischen Augenblick kam Wissmann der Gedanke einer rettenden Notlüge. Er streifte einen Ärmel auf und rief auf eine Narbe zeigend: „Mirambo, Mirambo, rafiki jangu!“ (Mirambo, Mirambo ist mein Freund!) Bei dem Namen Mirambo stutzten die Wilden, denn weithin durch Afrika war Mirambo, der gewaltige Herrscher von Uniamwesi, bekannt und gefürchtet. Von Westen konnte, so mußte der Feind denken, der Europäer unmöglich kommen, alle weißen Menschen, auch die Araber, stammten aus dem Osten, waren daher in Mirambos Reich gewesen, und dieser Weiße war ein Blutsfreund des mächtigen Nachbars. Das wirkte, die Waffen senkten sich.

Dafür versuchte man es aber mit einer unglaublichen Er-

pressung als Bezahlung für die Fährboote, ohne deren Hilfe am folgenden Tage ein Überschreiten des Malagarassi unmöglich war. 880 Ellen Zeug wurden gefordert, während Wissmann, der überhaupt nur ein Fünftel davon besaß, 8 Ellen bot! Aufs neue gewaltige Aufregung. Da mußte abermals die List helfen. Noch bevor der Morgen graute, brach die Karawane auf, setzte sich selbst über den Fluß und hielt die Fährboote am anderen Ufer fest, so daß eine feindliche Verfolgung nicht mehr zu befürchten blieb. Jetzt galt es, einen völlig wasserlosen Landstrich zu passieren, was in zwei sehr starken Märschen gelang. So unerquicklich dieser Weg war, so bot er trotzdem einen eigenartigen Reiz, denn gerade die unwirtlichen Steppen sind das Dorado des Jägers. An solchen Stellen drängt sich das afrikanische edle Hochwild zusammen, und klopfenden Herzens sah Wissmann zum ersten Male Rudel resp. Herden von Giraffen und Zebras, deren überraschende Erscheinung auch das Staunen seiner westafrikanischen Begleiter hervorrief.

Die Grenze von Mirambos Reich war überschritten, und kurz darauf ein Grenzort erreicht, dessen Befestigung Staunen erregen und dem Beschauer die Bedeutung jenes Negerfürsten vor Augen führen mußte. Der Ort, mit überall freiem Schußfeld, lehnte sich teilweise an ungangbares Sumpfgelände an und bildete ein Viereck mit 300 m Seitenlänge. Ringsum lief ein Wall, dahinter ein Schützengraben, während die Krone von undurchdringlichen Euphorbien bewachsen und mit zahlreichen Schießscharten versehen war. Eine zweite Verteidigungslinie wurde durch hohe, feste Palisadenwände hergestellt. Acht maskierte, schwere Tore bildeten die Eingänge.

Im Innern war jedes Gebäude ebenfalls durch Palisaden besonders geschützt, während die Wohnung des Befehlshabers eine Art Zitadelle darstellte. Jeder erwachsene Mann führte sein Gewehr, kurz, das Ganze trug ein durchaus militärisches Gepräge.

Der Befehlshaber begrüßte Wissmann in Mirambos Namen und gab ihm Gelegenheit, folgenden Tages einer ganz überraschend geschickten Gefechtsübung beizuwohnen.

Kein Wunder, daß die Spannung zunahm, jenen Mann kennen zu lernen, welchen Stanley als den Napoleon von Ost-

afrika bezeichnete. In wenigen Tagen sollte dieser Wunsch erfüllt werden, nachdem kurz vorher der vorausgeschickte Humba einen Salaam (Gruß) zurückgebracht hatte, mit der gleichzeitigen Einladung die Residenz zu besuchen.

Am 28. August war diese erreicht, und Mirambo kam dem Fremdling bis vor das Palisadentor entgegen. Einen Augenblick standen, nach Wissmanns eigener Erzählung, beide Männer sich mit musternden Blicken gegenüber, dann reichte ihm Mirambo freundlich die Hand und geleitete ihn nach seinem Hause. Wissmann sprach von diesem, für afrikanische Verhältnisse ganz außergewöhnlichen Manne, stets mit einer gewissen Bewunderung, und es ist wohl gerechtfertigt, einen Augenblick bei demselben zu verweilen.

Mit einem Hüftentuch und einem einfachen, grauen europäischen Rock bekleidet, fiel an diesem Manne vor allem das magere Gesicht mit einem freundlichen, stillvergnügten Lächeln auf. Er sprach leise und ruhig, und selbst bei überraschenden Nachrichten verlor er nie seine Seelenruhe und Selbstbeherrschung, ein Beweis für die in ihm wohnende Willenskraft. In der Jugend hatte er von einem Araber, in dessen Diensten er stand, einen Stockschlag erhalten, welche Beleidigung er später furchtbar rächte. Er sammelte von jener Zeit an Bewaffnete um sich und wurde zum ausgesprochenen Feinde der Araber, deren Karawanen und Niederlassungen schwer durch ihn litten. Mehr und mehr wuchs sein Reich, dessen streitbare Scharen er straff organisierte und schulte. Wer immer ihm entgegentrat, wurde geschlagen, und kriegerische von Süden her vordringende Sulus scheiterten an den von ihm geführten Kriegern, ja siedelten sich sogar, als zur Heeresfolge verpflichtet, in seinem Gebiete an. Obgleich, wie schon gesagt, ruhig in seinem Wesen, wußte er doch seine Untergebenen durch eine kurze Rede zu entflammen und mit sich fortzureißen. Im Kriege war die Schnelligkeit seiner Züge der Schrecken der Feinde.

Heute noch sechs Tagemärsche entfernt, war er schon am folgenden Tage zur Stelle, um überraschend zu schlagen. Ein deutlicher und lehrreicher Beweis, zu welchen Leistungen die Afrikaner infolge ihrer staunenswerten Ausdauer befähigt sind. Mirambo war eine jener bei den Afrikanern so überaus selte-

nen Ausnahmeerscheinungen, die wie ein leuchtendes Meteor durch die Sphäre der Negerwelt sausen, um dann zu erlöschen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Willig folgte wohl das ganze Volk dem gewaltigen Stammesgenossen, aber verstanden hat ihn niemand, und niemand ist da, der das begonnene Werk fortsetzen, geschweige denn weiter ausbauen könnte.

Hatte Mirambo schon gleich zu Anfang durch sein ganzes Benehmen einen ungemein günstigen Eindruck gemacht, so wurde dieser durch die sich anschließenden Unterhaltungen noch wesentlich erhöht, indem seine überraschenden geistigen Fähigkeiten zum Ausdruck kamen, die um so höher anzuschlagen waren, als dieser Mann mitten im wilden Lande unter unwissenden rohen Leuten lebend, alles aus sich selbst heraus entwickeln mußte.

Ganz unbefangen sprach er Wissmann sein Erstaunen aus, daß es ihm gelungen sei, diese weite Reise durchzuführen und ein Land wie Uha ohne Machtmittel zu durchziehen. Dann ließ er sich von der Fechtweise der deutschen Truppen erzählen, neue Dinge erklären, fragte nach verschiedenen taktischen Regeln und folgte den Mitteilungen des deutschen Offiziers nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern vor allen Dingen mit Verständnis.

Von Deutschlands gewaltigem Krieg und Sieg hatte er gehört und bewunderte den großen Kaiser, der in so hohem Alter derartiges geleistet.

Über die Masse seiner schwarzen Stammesgenossen erhob ihn riesenhaft die Vornehmheit der Gastfreundschaft, welche er bot. Da war nichts von negerhaftem Betteln, nichts von brennender Habsucht zu merken.

Während Wissmanns Anwesenheit erschien auch ein Abgesandter Tibbu Tibbs, um mit Mirambo zu verhandeln. Der einflußreiche, schlaue Araber, damals in Tabora befindlich, glaubte zu solcher Verhandlung keinen besseren Augenblick wählen zu können, wohl wissend, daß der deutsche Forscher, später auf seine Unterstützung angewiesen, ihm vielleicht jetzt etwas behilflich sein würde. Der Abgesandte war Tibbu Tibbs Sohn, Zefu-ben-Mohammed, ein ebenso gewandter, und wenn es angebracht schien, liebenswürdiger, wie gleichzeitig durch-

triebener Mensch, ja mehr als das: ein gewissenloser Halunke, wenn er es ungestraft sein konnte.

Der Schreiber dieses lernte später, während unserer Kämpfe gegen die Araber, Zefu in Sansibar kennen. Ich brachte damals einige wichtige Mitteilungen von der Küste zu unserem in Sansibar weilenden Kommandeur. In Wissmanns Zimmer traf ich einen dunkelfarbigen, nach vornehmer Art gekleideten Araber, der mich sofort in verbindlicher Weise grüßte, während sich ungefähr folgende Unterhaltung abspielte:

Wissmann (in deutscher Sprache): Ach famos, daß Sie kommen, Sie können gleich einen der größten afrikanischen Schurken kennen lernen, Tibbu Tibbs Sohn Zefu. (Zu diesem gewendet in der Kisuahelisprache) Ich sage meinem Freunde eben, wer du bist.

Zefu: Ja, wir sind alle Freunde.

W. (zu mir auf deutsch): Der Kerl hat den Galgen hundertfach verdient, mich hat er auch gemein behandelt und fast umgebracht. (Zu Zefu, der sich lächelnd etwas vorbeugt, auf Kisuaheli): Ich erzähle, daß wir schon oft zusammen waren.

(Wieder zu mir): Das Tollste ist, daß ich den Kerl sogar gut behandeln muß. Ich muß Unterhändler für Bwana Heri haben, und wenn er seinen Vorteil zu finden glaubt, ist Bwana Zefu ein ebenso gerissener wie brauchbarer Mensch.

(Zu Zefu): Ich erzähle eben, daß du mit Bwana Heri verhandeln wirst.

Zefu: Ich werde versuchen, was ich tun kann. (Zu mir): Du kommst von Bagamojo, hast du vielleicht von Tibbu Tibb gehört? Er war krank, ich muß bald von ihm Nachricht erhalten.

Ich: Heute früh kamen Boten an, die ich auf dem Schiffe gleich mitgenommen habe. Tibbu Tibb ist jetzt gesund, hat sehr viel Elfenbein und schickt Briefe für dich. —

Schließlich verabschiedete sich Zefu von uns mit weltmännischer Formengewandtheit, wobei Wissmann noch lachend ausrief: „Ach so ein Schurke kann reizend sein, wenn er nur will!“ —

Doch wieder zurück zum Gang unserer Geschichte.

Damals riet Zefu, daß Wissmann seine Reise nach Ta-

bora beschleunigen möchte, da Tibbu Tibb in nächster Zeit nach der Küste aufbrechen wolle, und für diesen Weg sei eine starke Karawane nötig.

Am 31. August verließ Wissmann Mirambo, der ihn noch zum Wiederkommen einlud, mit dem Versprechen, ihm jede mögliche Hilfe zu gewähren. Gern hätte Wissmann später dieser Aufforderung Folge geleistet, allein, als er wieder im zentralen Afrika weilte, da war Mirambo eben gestorben, wie man behauptete, durch arabisches Gift.

Anfangs verlief die Reise glatt, und als Wissmann am 2. September ein Dorf als Lagerplatz erwählte, kamen die Bewohner ihm bereitwilligst entgegen, halfen sogar die Lasten in den befestigten Ort hineintragen und dort das Lager aufschlagen.

Kaum aber war dies geschehen, da warfen sie die Maske ab, und der Häuptling nahm die üblichen ihm zugedachten Geschenke nicht an, was offene Feindschaft bedeutete. Die unbewaffneten und deshalb ängstlichen Waniamwesi waren abseits untergebracht, Wissmann befand sich mit seinen drei Bewaffneten allein. Nicht einen Augenblick ließ er den Gegner aus dem Auge, um ihn so im Zaum zu halten. Aber was sollte werden? Eine gewaltige Übermacht umschloß sie im dichten Kreise, ein rascher, kühner Vorstoß war hier gänzlich ausgeschlossen, um so mehr, als auch die Ausgänge verrammelt waren. Spöttisch rief man ihnen zu, sie möchten ihre Sachen nur gleich abliefern, in der Nacht gäbe es doch ein Ereignis. Schon begann es zu dämmern, jeden Augenblick mußte die Entscheidung fallen. Da plötzlich schritt durch die Menge in gelassener Ruhe ein Mann, trat auf Wissmann zu, sagte laut einen Salaam von Mirambo und gab ihm einen Brief an Tibbu Tibb.

Mit der Erklärung, daß er heute noch in Mirambos nächstes Dorf zurückgehen müsse und melden werde, wo er Wissmann getroffen, ging der Bote dann, ohne sich umzusehen, in stolzer Haltung durch die raubgierige, schwarze Meute zurück. Der Name Mirambo, der Gruß desselben an den weißen, ihm befreundeten Mann, hatte blitzartig gewirkt, die Expedition war gerettet, zum zweiten Male gerettet durch den Namen des gewaltigen afrikanischen Kriegshelden.

Wohl murrte das Raubgesindel noch und umschlich das Lager, schwankend zwischen seiner Gier und der Furcht vor dem Gewaltigen, immer noch kam es darauf an, Ruhe zu bewahren, damit nicht durch einen unglücklichen Zufall die Leidenschaften entfesselt würden. Deshalb hielt auch Wissmann den Versuch eines sofortigen Abmarsches, besonders da auch die Träger sich abseits befanden, für nicht ratsam. Wachend, die Büchse auf den Knien, verbrachte er die Nacht zu seinem 29. Geburtstage. Erst sehr spät hatte sich die Menge allmählich beruhigt, und der reichliche Genuß von Pombe (Hirsebier) hatte glücklicherweise zuletzt nach vorhergegangener Erregung eine einschläfernde Wirkung geübt.

Kaum zeigte sich ein Lichtschimmer am östlichen Horizont, da weckte Wissmann seine bewaffneten Begleiter mit dem Befehl, die Träger zu holen. Bald waren diese zur Stelle, die Lasten aufgehoben, und fort ging es, nachdem durch kräftigen Stoß eine Pforte geöffnet war. Im beschleunigten Tempo war bald ein kleiner Hügel erreicht, und hier erst konnte man aufatmen; jetzt draußen im Freien, da mochte der Feind angreifen, da konnte man ihm schon die Stirn bieten.

Von hier ab ging es ohne Beunruhigung noch einige Tage weiter, bis das weithin bekannte Tabora, der Hauptsitz des Arabertums im Innern Ostafrikas, erreicht war. Vor einer großen Tembe (Haus in Uniamwesi) wurde Halt gemacht. Es war eine französische, katholische Missionsanstalt der „Weißen Väter“, und freundlich wurden die Reisenden vom Père supérieur Hautcœur willkommen geheißen. Dieser Missionar ist ein Mann, der weithin, besonders in den Ländergebieten des Viktoria-Nyansa durch seine kühne und segensreiche Tätigkeit eine Berühmtheit erlangt hat.

Es bietet sich, hier anknüpfend an die bei Mr. Griffith und nun bei Père Hautcœur verlebten Tage die Gelegenheit, der Anschauungen Wissmanns bezüglich der Missionen zu gedenken, ja es ist eine Notwendigkeit, weil sich auf diesem Gebiete Mißverständnisse eingeschlichen haben. Diese Mißverständnisse zu berichtigen, wurde Wissmann mehrfach von Freunden gebeten, er lehnte es jedoch mit den Worten ab: „Das ist zwecklos, denn es gibt viele Leute, die mich nicht verstehen wollen. Lange Auseinandersetzungen sehen aus, als

ob ich die Leute für mich gewinnen wollte, und das fällt mir gar nicht ein, ich laufe niemand nach!"

Der Schreiber dieses war mit Wissmann mehrfach auf afrikanischen Missionsstationen, und wir haben uns oft über diesen Gegenstand so eingehend unterhalten, daß mir seine Anschauungen bis in geringfügige Einzelheiten hinein bekannt sind. Im Missionar sah Wissmann einen Mann von Entsagungsfähigkeit, Opfermut und Tapferkeit, kurzum, von heldenhaften Eigenschaften. Für solche Leute empfand er aber an und für sich schon Sympathie, und diese wurde gesteigert durch die Tatsache, daß diese Männer idealen Zwecken ihre Dienste, ihr Leben weihten. Wie hätte da jemand, der selbst ein ideales Empfinden in der Brust trug, unberührt bleiben können?

Was das Missionswerk anbelangte, so war Wissmann der Überzeugung, daß eine richtig geleitete Mission einer der Hauptfaktoren sei, durch welche Afrika erschlossen und für seine Bewohner ein segenspendender Fortschritt herbeigeführt werden könne. Über die Mission als solche, über ihre Notwendigkeit war er gar nicht im Zweifel, nur über die Art, wie sie zu arbeiten hat, stimmte er einigen Kreisen nicht zu.

Es gibt Leute, welche auf dem Standpunkt stehen, daß die Mission nur zu unserem Christenglauben zu bekehren habe, und diesen Standpunkt konnte Wissmann nicht teilen. Daß die Verfechter jener Richtung aus tiefster Überzeugung, aus den reinsten Beweggründen handeln, das zu bezweifeln kann niemand in den Sinn kommen. Aber diese Leute irren sich in der Beurteilung des Negers, den sie gründlich zu kennen behaupten, während sie in ihrem begeisterten Idealismus von der Verstellungskunst der ihnen nur wie ungezogene Kinder erscheinenden Schwarzen getäuscht werden. Wirkliche Kenner dagegen, und ein solcher war Wissmann in unerreichtem Maße, können nicht darüber im Zweifel sein, daß zur Lehre noch eins hinzukommen muß: die Erziehung; Erziehung zum brauchbaren Menschen. Ohne diese erreicht man nur einen äußeren, glänzend erscheinenden Firnis. Es mag derartiges dem von heiligem Eifer beseelten Idealisten beklagenswert erscheinen, aber rütteln läßt sich an dieser Tatsache nicht. Übrigens haben viele Missionare auch ihre Arbeit dementsprechend eingerichtet, und zwar nicht nur Katholiken, sondern auch Pro-



Hamed bin Mohamed genannt Tibbu Tibb.

testanten. Bei Beurteilung der beiden Konfessionen in ihrem Missionswerk machte Wissmann keinen Unterschied; er ging dabei, ohne jemals seinen protestantischen Standpunkt aufzugeben, von einer rein christlichen Anschauung aus, rühmte und unterstützte, wo er es konnte, jeden, einerlei, ob Protestant oder Katholik; ihm kam es bei der Mission nur darauf an, daß sie den Weg einschlug, der nach seiner Erfahrung und genauen Kenntnis der Schwarzen diesen letzteren zum Heile gereichte.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung dahin zurück, wo wir Wissmann in Tabora verließen.

Einer seiner ersten Schritte war es, den mächtigen Araber Hamed-ben-Mohammed, meist Tibbu Tibb genannt, zu besuchen. Derselbe zeigte sich ganz entgegenkommend, so daß schnell eine Einigung wegen der gemeinsamen Reise erzielt war, indem Tibbu Tibb sich damit einverstanden erklärte, unterwegs die benötigten Waren gegen in Sansibar erfolgende Bezahlung abzugeben. Hierdurch konnte Wissmann auch vermeiden, Gewehre anzukaufen und eine größere Karawane aufzustellen, es genügte vielmehr eine kleine von ihm selbst anzuwerbende Trägerzahl.

Bis zur Weiterreise mußte noch einige Zeit vergehen, und diese Zeit benutzte Wissmann, um eine deutsche Expedition zu besuchen, welche sich damals nur wenige Tagemärsche von Tabora befand. Die Führer derselben, Herr Reichard und Dr. Böhm, hatte er bereits bei dem ihnen in Berlin gegebenen Abschiedsfeste kennen gelernt.

Von den Landsleuten wurde er ebenso herzlich wie gastfrei aufgenommen, und die Stunden flogen nur so dahin, galt es doch tausenderlei Erlebnisse sich zu erzählen und von der Zukunft zu sprechen, für welche besonders jene Herren noch weit ausschauende Pläne hatten. Dr. Böhm fiel später den Gefahren des afrikanischen Forscherlebens zum Opfer, Herr Reichard kehrte in die Heimat zurück, nachdem er fünf Jahre hindurch mit eiserner Gesundheit und Energie allen Strapazen Trotz geboten. Wissmann bezeichnete ihn als den hervorragendsten Kenner des weiten Uniamwesi und war der Überzeugung, daß diese hochschätzbare Kraft der geographischen Wissenschaft und den deutschen Interessen noch manchen Dienst leisten könne.

Nach Tabora zurückgekehrt, wurden 25 Träger angenommen und dann am 24. September, indem sich noch ein durch Krankheit geschwächter Gärtner der katholischen Mission anschloß, nach dem Dorfe Kisui abmarschiert. Dort sollte sich die ganze Karawane sammeln, denn außer Tibbu Tibb und seiner Mannschaft schlossen sich noch mehrere Araber und Händler dem Zuge an.

Am 27. begann der Abmarsch der Riesenkarawane von etwa 2000 Köpfen, die sich, Wissmann mit seinen Leuten an der Spitze, in endloser Reihe, denn die Fußpfade gestatten nur zu einem zu gehen, dahinzog. Die dortige, schon aus mehrfachen Beschreibungen hinlänglich bekannte Landschaft, bot wenig Abwechslung. Reizvoll waren nur mehrfache, der Beschleunigung wegen, unternommene Nachtmärsche, bei welchen das blendend helle afrikanische Mondlicht die uns Nordländern dann doppelt fremdartige Umgebung märchenhaft erscheinen läßt. Die Eintönigkeit des Landes wurde jedoch wenigstens durch eine Erscheinung angenehm belebt, durch massenhaftes Wild. Antilopen der verschiedensten Arten in großer Zahl, Büffel, Wildschweine, Zebras, Giraffen, Nashörner ließen sich sehen, selbst das edelste Wild der Erde, der Elefant, fehlte nicht. Die Nachmittagsruhe wurde deshalb vielfach der Jagd geopfert und die Mitreisenden durch Fleischspenden gelabt.

Am 9. September wurde Mdaburu erreicht, ein Ort, den man als wüstes Raubnest bezeichnen muß. Da jedoch die Araber mit dem dortigen Oberhaupt auf gutem Fuße standen, wurde hier sogar ein Rasttag gehalten, welcher mit dazu diente, Festlichkeiten, d. h. Kriegstänze zu veranstalten. An diesen beteiligten sich sogar zwei junge Araber, die hierbei in solche fanatische Erregung gerieten, daß sie sich auf Wissmann gestürzt haben würden, wären sie nicht durch Tibbu Tibb und einige ältere Araber festgehalten worden. Von den Angriffslustigen trug der eine, welcher als vorzüglicher Schütze galt, dem jungen Forscher einen persönlichen Haß nach, weil er von ihm bei einem Wettschießen weit übertrumpft worden war.

Wissmann tat zunächst so, als wäre ihm das Schauspiel nur interessant, im stillen überlegend, wie er den unangenehmen

Eindruck verwischen könne. Gleich darauf ließ er sich einen seiner Hinterlader und fünf Patronen reichen, sprang selbst auf den Festplatz, der Menge zuwinkend, daß sie ihm Raum gebe. Nachdem dies geschehen, gab er auf einen einzeln stehenden Baum einen Schuß ab, sprang schnell vor, warf sich nieder, schoß abermals und fuhr so fort, bis alle Patronen verbraucht waren. Die Araber traten jetzt an den Baum heran und hielten nicht mit ihrem Erstaunen zurück, daß sämtliche Kugeln saßen, während der glückliche Schütze ihnen erklärte: so kämpfen die Männer in Uleia (Europa), und bei uns Wadutschi (Deutschen) schießt jeder so gut wie ich.

Selbst auf den oben erwähnten wilden Selim machte die Sache Eindruck, und er benahm sich von jetzt ab weniger feindselig.

Am 11. wurde Ugogo erreicht, ein Land, welches besonders der raublustigen Bevölkerung wegen übel berüchtigt war. Gern würden es die Karawanen umgehen, doch Bodengestaltung und auch Wasserverhältnisse der ebenfalls von kriegerischen Stämmen bewohnten Nachbargebiete erschweren den Marsch daselbst noch mehr. Aus dieser Sachlage zogen die Wagogo Nutzen, indem sie an den einzelnen Wasserstellen einen hohen Durchgangszoll, sogenannten Hongo, erpreßten. Die Araber hatten dieses für sie äußerst lästige und kostspielige Unwesen nicht zu beseitigen vermocht, selbst Stanley mit seiner starken Karawane fügte sich dem schier Unvermeidlichen, und erst Dr. Peters bahnte sich selbst den Weg, indem er 1890, trotz seiner schwachen Begleitung, jenen Hongo mit Pulver und Blei bezahlte.

In Ugogo begegnete den Reisenden eine von der Küste kommende Karawane, deren Führer die für Araber frohe Botschaft verkündeten, in Ägypten seien die Europäer erschlagen oder vertrieben, mit dem Europäertum gehe es jetzt bergab. Diese Mitteilung war der Widerhall von dem in mohamedanischen Kreisen übermäßig aufgebauschten Aufstande Arabi Paschas. Wissmann bot sich hierbei Gelegenheit an seinen Begleitern zu erkennen, daß bei den Arabern, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, im Herzensgrunde ein tiefer Haß gegen uns Europäer schlummert.

Östlich an Ugogo schließt sich die Marenga Mkali (Bitter-

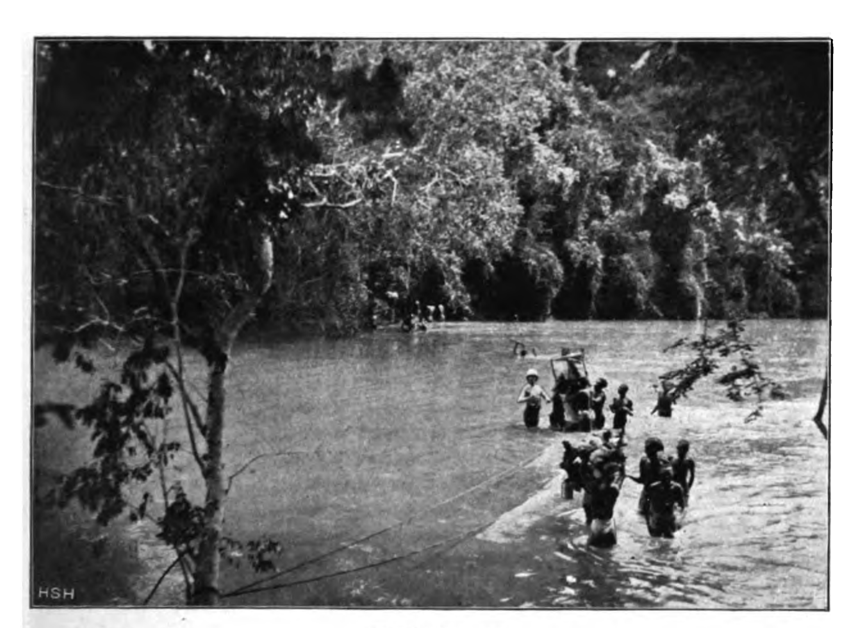
wasser) an, ein Landstrich, welcher das übelbeleumundete Ugogo an Unwirtlichkeit noch weit übertrifft.

Trinkbares Wasser ist hier, wie schon der Name besagt, überhaupt nicht vorhanden. Naturgemäß ist dieses Gebiet unbewohnt, Räuberbanden der anwohnenden Stämme jedoch lauern in dem unübersichtlichen, schwer gangbaren Dorngestrüpp häufig den durchziehenden Karawanen auf. Trotz der drohenden Gefahren beschloß Wissmann hier Tibbu Tibb in Gewaltmärschen vorauszueilen und brach, nachdem letzterer ihm noch zwei wegkundige Bewaffnete mitgegeben hatte, ungesäumt auf.

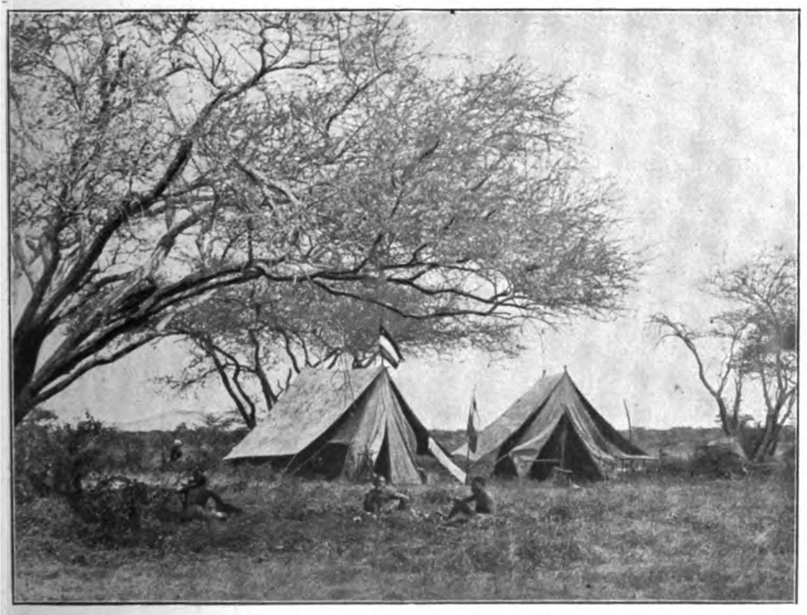
Unter Zuhilfenahme der Nacht gelang es ihm tatsächlich vollständig unbehelligt durchzukommen und schon am folgenden Tage, allerdings erst abends, Mpapua zu erreichen, woselbst ihn englische Missionare in liebenswürdigster, gastfreier Weise aufnahmen. Als später die arabische Riesenkarawane eintraf, erfuhr man, daß sie in der Marenga Mkali Angriffe erlitten, Menschen und auch Waren eingebüßt hatte, ohne trotz ihrer Stärke die Angreifer züchtigen zu können.

Von Mpapua ab trennten sich Tibbu Tibb, welcher nach Bagamojo zog, und Wissmann, der den Weg nach Sadani wählte. In Usagara wie Usseguha waren Schwierigkeiten nicht zu befürchten, so daß der dortige Marsch im Vergleich zu dem Vorhergegangenen geradezu eine Erholung bildete, um so mehr als auch das zum Teil bergige Land mit seiner besseren Pflanzenhülle einen freundlichen Anblick bot.

Am 14. November, als der Gipfel einer Anhöhe erstiegen war, da brachen die begleitenden Sansibariten in den Jubelruf aus: Baharr, Baharr! (Das Meer, das Meer!) Weithin ins Unendliche sich dehnend lag der blaue, schimmernde Indische Ozean vor Wissmanns Augen. Er selbst sagt hierüber: „Überwältigt hielt ich einen Augenblick, und vor tiefer Rührung wurden mir die Augen feucht. Das Herz war mir zum Springen voll und nur mit Gewalt konnte ich das Gefühl des Dankes und der Freude niederkämpfen. Ich fühlte mich schon jetzt zum großen Teil belohnt für alles Schwere. Ernst und still umstanden mich meine Leute, als ob sie mich verständen. Ich mußte ihnen die Hände schütteln, den schwarzen Kindern, die mir trotz aller ihrer Fehler doch ans Herz gewachsen waren."



Flußübergang.



Steppenlager in Useguha.

Wahrlich dieses Empfinden, welches in solchem Augenblick des jungen, kühnen Forschers Herz und Sinn durchzitterte, kann jeder Mensch begreifen, und, hat er jemals packende Ereignisse selbst erlebt, auch mitfühlen.

Dann ging es hinab zum Dörfchen Ndumi, um zum letzten Male ein Lager zu beziehen, denn schon am folgenden Morgen wurde Sadani erreicht, woselbst Bwana Heri den Reisenden freundlich aufnahm, während Humba sofort nach dem gegenüber gelegenen Sansibar, dessen Insel sich vom Horizont wie ein leichter Nebelstreif abhebt, vorausgesandt wurde. Am 16. folgte Wissmann mit der übrigen Mannschaft, doch kamen sie der Windstille wegen nur äußerst langsam vorwärts. Erst am 18. füllte eine frische Brise die Segel und führte das Fahrzeug, die deutsche Flagge zeigend, der ostafrikanischen Metropole zu. Dort stand Humba schon wartend am Strande und feuerte als Gruß die letzten drei Patronen ab, während zwei deutsche Herren dem Landsmann die Hand schüttelten, um ihn dann nach dem stattlichen Gebäude des Hamburger Handelshauses O'Swald zu führen.

Die Kunde, daß ein von Westen quer durch den Kontinent gezogener Europäer eintreffe, hatte man zuerst in Sansibar gar nicht geglaubt. Von West nach Ost, das war ja noch nie dagewesen und nun vollends ein Mann, dessen Name unter den Afrikaforschern noch gar nicht verzeichnet stand. Wie hätte ein Neuling ein solches Werk vollbringen können, ein Werk, vor dem selbst die erprobtesten Männer bisher zurückscheuten. Aber nun war dieser Mann tatsächlich erschienen, von allen aufrichtig bewundert, beglückwünscht und von seinen deutschen Landsleuten herzlich, mit freudigem Stolze und hilfsbereit aufgenommen. Letzteres war auch dringend nötig.

„Abgerissen, fast zerlumpt, mit langen Haaren, einem Wegelagerer ähnlicher als einem anständigen Menschen, so bin ich in Sansibar eingezogen," erzählte Wissmann selbst. Nun, diese äußere Hülle wurde mit Hilfe der Herren O'Swald schnell in Ordnung gebracht, der Kern aber, den die Hülle barg, der brauchte nicht gebessert zu werden, der war so vortrefflich, daß er den Stolz seiner deutschen Landsleute bildete.

Die durch Wissmann für sich und Pogge bei den Arabern gemachten Schulden wurden selbstverständlich sofort beglichen

und die Träger schon am Tage nach der Landung in Sansibar abgelöhnt. Die drei treuen Westafrikaner wurden entsprechend belohnt, ganz besonders der vortreffliche Humba, und dann dem belgischen Kapitän Cambier anvertraut, der sie glücklich auf einem Dampfer in ihre Heimat führte.

Einer der kleinen Knaben, Pitti, kehrte mit derselben Gelegenheit zurück, während der andere, von Wissmann Sankuru genannt, seinem Herrn nach Deutschland folgte.

Vor allem aber gab Wissmann seinen Angehörigen in der Heimat, an denen er mit inniger Liebe hing, Nachricht, und auf dem Telegraph, der Sansibar schon mit Europa verband, schickte er der sorgenden Mutter die Freudenbotschaft:

„Ick bün all hier. Hermann."

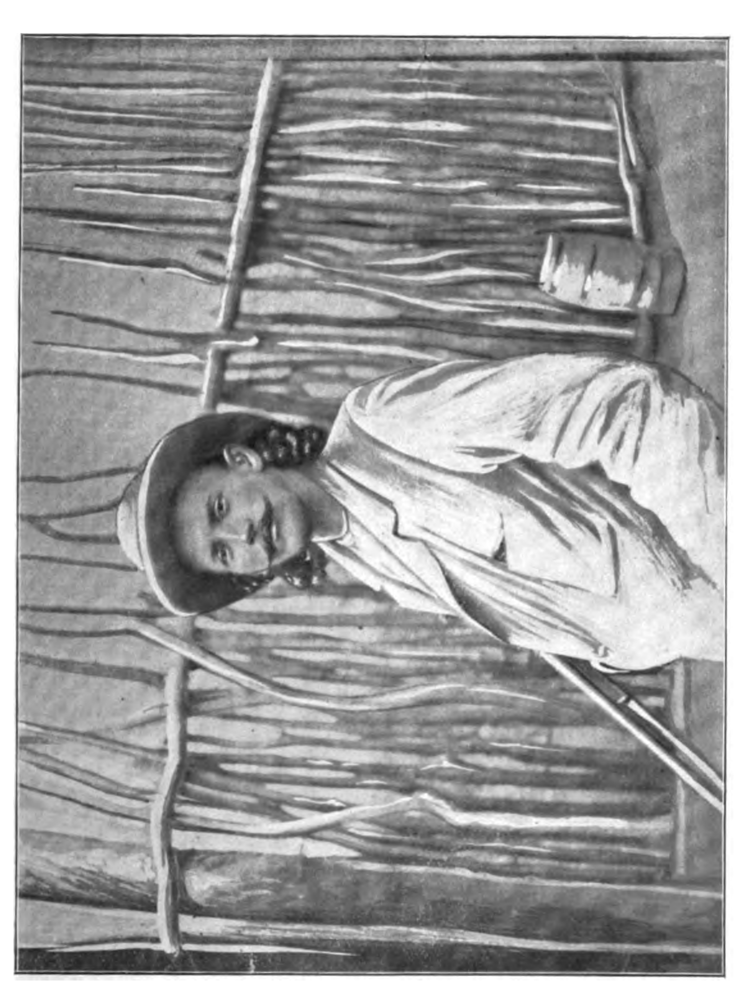
Diesem Telegramm ließ er aus Sansibar umgehend nachstehenden Brief folgen:

„Liebes Herzensmutterchen!

Hoffentlich hast Du meine Depesche erhalten und weißt jedenfalls, daß ich gesund und glücklich hier angekommen bin. Meine höchsten Hoffnungen hat mich Gott erreichen lassen, ja wahrlich, Gott hat mich oft wunderbar beschützt. Fast stets gesund, bin ich hier ohne jeden körperlichen Fehler angelangt, ja sogar viel gesunder denn vorher. Seit Malange habe ich nicht an Asthma gelitten, das Fieber in Malange ist eigentlich mein einziges geblieben, denn gegen kleine Fieber bin ich zu hart. Ich habe meist gelebt wie ein Neger, habe dabei mehr Anstrengungen gehabt, als wohl je ein Europäer sich hier leisten kann, hauptsächlich um der leidenschaftlich geliebten Jagd nachzugehen.

Bis zum Lualaba bin ich mit Pogge zusammengereist, dann allein, meist nur mit fünf Gewehren, zur Küste.

Ich hoffe, daß meine Karten, meine Observationen, sowie eine reiche etnologische Sammlung die Gesellschaft befriedigen werden, daß meine Reise, die erste große der Gesellschaft, mir einige Anerkennungen für die Mühen und Entbehrungen einbringen wird. Ich habe zugleich meine Zukunft in pekuniärer Hinsicht etwas gesichert, da ich evtl. stets auf dem Felde meiner letztjährigen Tätigkeit Beschäftigung und Verdienst finden kann.



Leutnant Wissmann am Schluß seiner ersten Afrika-Durchquerung.

Gestern ist für mich ein Kredit von 20 000 Mark hier angekommen, vermittelst dessen ich Schulden an die Araber (denn von Nyangwe aus reise ich schon auf Kredit) bezahlen, mich anständig ausrüsten und Reisekosten bestreiten werde. Ich werde zunächst nach Kairo gehen, dort einige Tage bleiben, dann über Smyrna, Konstantinopel und Wien nach Hause kommen.

Ich wähle diese etwas weitere Route, da ich diesen Teil der Erde kennen zu lernen wünsche, denn Italien, der direkte Weg, ist später immer einmal leichter kennen zu lernen. Zu sehr beeilen werde ich mich nicht, da ich nicht zu viel von Eurem Winter abbekommen möchte. Du erhältst noch öfter unterwegs Nachricht, auch bevor ich nach Wien komme, die Bitte, mir meine Uniform dorthin zu senden.

Einen kleinen Reisegefährten, späteren Diener, einen Knaben von außergewöhnlicher Begabung, eine Ausnahme in diesem Halbviehvolk, den ich für 2 Ellen im Centrum gekauft habe, bringe ich mit.

Hier bin ich von dem Hamburger Hause O'Swald auf das Freundlichste aufgenommen, und von dem hiesigen Sultan, den Vertretern der europäischen Staaten mit Höflichkeiten gefüttert.

Diese Zeilen gehen mit einem Dampfer des Sultans nach Aden etc., an die Gesellschaft schreibe ich erst mit der officiellen Post ausführlich, und bitte ich Dich, nichts von diesem Briefe öffentlich werden zu lassen, damit sich die Gesellschaft nicht zurückgesetzt fühlt.

Um den ersten Unkosten in Deutschland durch neue Equipierung etc. zu begegnen, werde ich mir das Gehalt nachzuzahlen bitten, evtl. für Reise und Ausgaben und Leben in Berlin zum Zweck der Ausarbeitung meiner Reise von der Gesellschaft aussetzen lassen. Den Gewinnst meines Reisewerkes, das ich in den ersten $1^1/_2$ Jahren schreiben werde, teile ich mit Pogge.

Eine große Beruhigung ist mir, daß bei Euch alles wohl zu sein scheint, da ich Gott sei Dank ein dementgegenstehendes Telegramm nicht erhalten habe, und so hoffe ich denn Euch alle gesund, fröhlich und glücklich Ende Februar oder im März in die Arme zu schließen.

Vorher tausend Glückwünsche zum Weihnachtsfest, zum neuen Jahr und zu Lieschens Geburtstag, die herzlichsten Grüße an meine liebe Mieze, an Ernst, der wohl schon dicht vor dem Examen steht, und an Liesputtchen, an den treuen Onkel Wilhelm und an alle Freunde und Verwandten.

Auf ein glückliches Wiedersehen, mein liebes, teures Mütterchen! Gott mit Dir! Dein Dich innig liebender Sohn

Hermann."

Am 14. Dezember sagte Wissmann Sansibar Lebewohl, erreichte am 31. Suez und begab sich von hier nach Kairo, woselbst er längeren Aufenthalt nahm, da eine schnelle Rückkehr in den rauhen nordischen Winter nicht ratsam erschien.

In der Perle des Orients lernte er den berühmten Afrikaforscher Professor Schweinfurth kennen, und es waren genußreiche und zugleich belehrende Stunden, welche diese Koryphäen auf dem Gebiete geographischer und etnographischer Forschung zusammen verlebten.

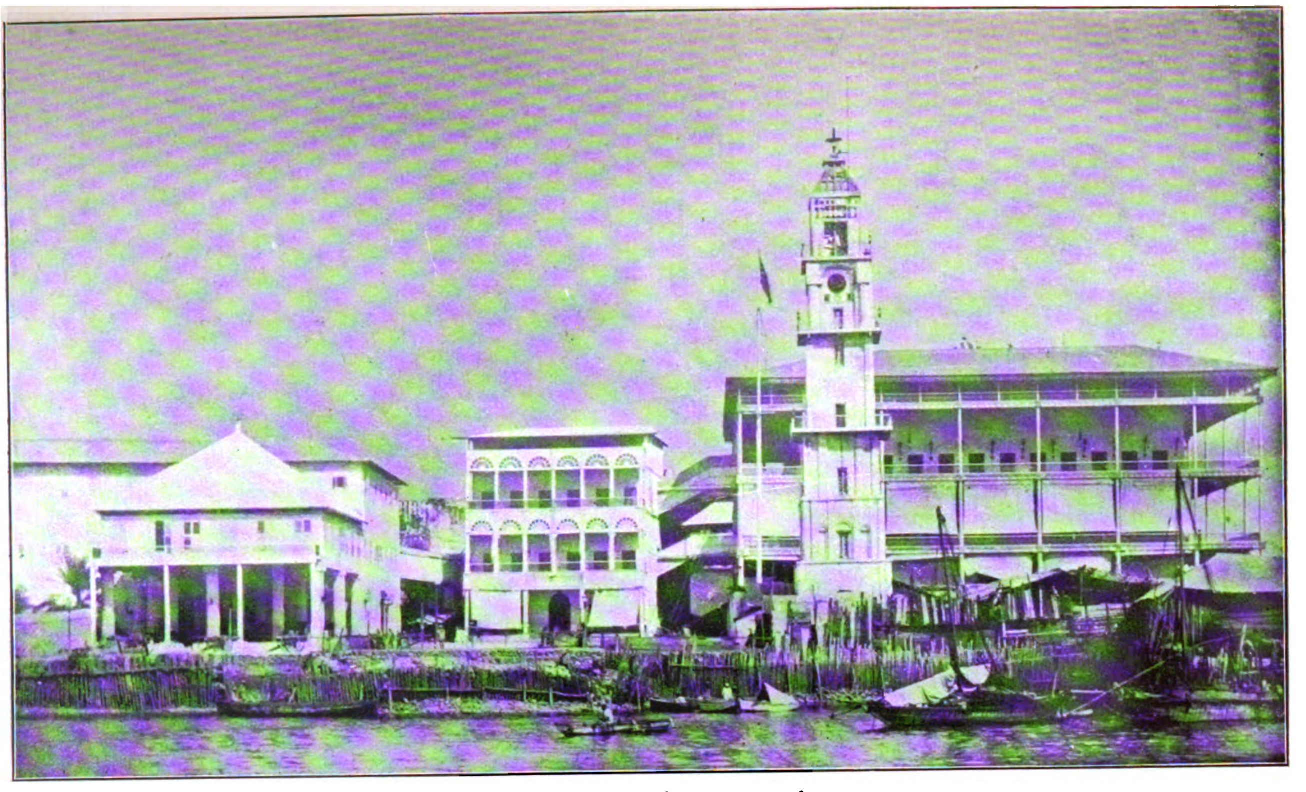
Im Februar 1883 hatte Wissmann die Ehre Seine Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Karl von Preußen kennen zu lernen, und es wurde ihm das hohe Glück zuteil, den ritterlichen Prinzen auf einer Reise nach Arabien, speziell nach dem Sinai begleiten zu dürfen. Der Prinz fand an dem jungen Offizier soviel Gefallen, daß er ihm bis an sein Lebensende ein huldvoller Gönner blieb.

Wissmann selbst sprach von diesem Gönner immer mit hoher Bewunderung und gedachte stets in dankbarer Erinnerung der Stunden, welche er später noch oft in der Tafelrunde des Feldherrn vom Hohenzollernstamme hatte zubringen dürfen.

Auf dem Wege über Italien kehrte er dann im April in die Heimat und zu seinen Angehörigen zurück und legte der Afrikanischen Gesellschaft noch im selben Monat Rechenschaft darüber ab, wie er die ihm drei Jahre vorher zuteil gewordenen Aufträge ausgeführt hatte.

Der vorstehende, wörtlich wiedergegebene Brief Wissmanns zeigt, wie er selbst dachte und fühlte am Schlusse seiner ersten großen Forschungsreise. Dankbarkeit gegen die Vorsehung, Freude über das gelungene Werk paaren sich mit

Tafel 8.



Sansibar vom Hafen aus gesehen.

einer Bescheidenheit, welche jeden für diesen hervorragenden Mann einnehmen.

Nichts liegt ihm ferner, als sich nun vorzudrängen, sich mit seinem Werke zu brüsten, obwohl er selbst aus eigenster Anschauung wußte, was er vollbracht hatte: eine Riesenleistung.

Ja, tatsächlich eine Riesenleistung! Er war der erste Deutsche, der das tropische Afrika durchquerte, der unsere vaterländischen Farben von Ozean zu Ozean trug. Zwei englische Helden der Forschung, Cameron und Stanley, hatten allerdings schon vor ihm das äquatoriale Afrika durchquert, und mit Fug und Recht sind deren Namen mit leuchtender Schrift in die Tafeln der Geschichte eingetragen. Cameron hat das Verdienst, als erster jenen Weltteil durchzogen zu haben, Wissmann gebührt der Ruhm, als erster von West nach Ost durchgedrungen zu sein.*) Wer einigermaßen afrikanische Verhältnisse kennt, besonders die Verhältnisse der damaligen Zeit, der weiß auch, was das besagen will: von West nach Ost!

Alle großen Forschungsreisenden waren bis dahin von Osten aus vorgedrungen: Livingstone, Speke, Burcou, Cameron, Stanley.**)

Der Grund hierfür lag darin, daß in Sansibar, wie an der gegenüberliegenden Küste, das beste, zuverlässigste Trägerpersonal nicht nur Afrikas, sondern vielleicht aller unkultivierten Länder der Erde vorhanden und leicht zu erlangen war, Träger, welche weite Reisen gewohnt, ihren Führer, der sie zu behandeln wußte, nicht verließen. Mit solchen Leuten läßt sich reisen, läßt sich, wenn es sein muß, kämpfen.

Aber die Westafrikaner!***) Da, wo diese mit Europäern in näherer Berührung waren, haben sich alle schlechten Eigenschaften des Negervolkes entwickelt, und die guten Seiten treten nur ausnahmsweise hervor. Jeder Kenner wird in bezug auf diese Leute den nachstehenden Worten aus Wissmanns Tagebüchern beistimmen:

*) Serpa Pinto's Durchquerung auf größtenteils viel begangenen Handelsstraßen und vom mittlerem Sambesi nach Pretoria abbiegend, muß man als eine sehr große, jedoch nach Südafrika gehörende Leistung ansehen.

**) Schweinfurth drang von Norden (Ägypten) aus vor.

***) Unter Westafrikanern sind hier natürlich nur die Bewohner der entsprechenden Länder ungefähr von Kamerun bis 18° Südbreite zu verstehen, also z. B. die Bihèleute nicht.

„Unsere Träger sind eine Rotte lärmender, zankender, unzuverlässiger, feiger und elend denkender Neger.“ „Jedes freundliche Wort, das man ihnen gönnt, wird benutzt, um eine Bettelei anzubringen, jedes Lächeln als ein geeignetes Zeichen angesehen, etwas zu erlangen zu suchen, jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen.“ „Nie Zufriedenheit, nie Arbeitslust, wohl aber Trunk- und Streitsucht und dazu eine phänomenale Feigheit den Eingeborenen gegenüber, sobald sich dieselben nicht wie Lämmer behandeln lassen, und letzteres wird dann wieder mit aller Brutalität ausgenutzt.

Das sind unsere Untergebenen.

Strenge ruft Flucht, Nachsicht Frechheit und Meuterei hervor. So ist es ein ewiges Lawiren, Reden, Mühen und Sorgen von früh bis spät, denn der Erfolg ist durch diese Helden bedingt.“

Der mehrfach erwähnte Humba bildet eine rühmliche Ausnahme, wie sie im Westen eben nur selten, sehr selten vorkommt.

Daß diese Schilderungen nicht übertrieben, sondern die Westafrikaner ganz minderwertig sind, dafür lieferte Stanley einen schlagenden Beweis. Als dieser den den Kongo aufwärts geplanten großen Hilfszug für Emin Pascha ins Werk setzte, holte er sich selbst erst aus Sansibar über 600 Mann nach der Kongomündung. Freilich gehörten dazu eben Mittel, wie sie Stanley zur Verfügung standen.

Die schlechten Eigenschaften der Westafrikaner brachten es mit sich, daß die von der Westküste ausgehenden Expeditionen nicht annähernd solche Früchte tragen konnten, wie die von Osten kommenden.

Angesichts dieser Tatsachen erscheint die von Wissmann ausgeführte Durchquerung in doppelt glänzendem Lichte.

Und nun bedenke man mit welch geringen Mitteln Wissmann rechnen mußte. Welche Unsummen hatten den anderen großen Entdeckern zur Verfügung gestanden. Die erste Expedition Stanleys, als er, um Livingstone zu suchen, zum Tanganjika-See und zurück zog, kostete beispielsweise 200000 Mark; die späteren waren dann ihrem Umfang entsprechend noch teurer.

Stanley selbst aber, den man doch wirklich als Autorität

ersten Ranges auf diesem Felde anerkennen muß, hat einst ausgesprochen, ihm sei das Kriterium für einen Forscher die Beantwortung der Frage: wieviel kostet die Meile in einem absolut wilden Lande?

Damit trifft Stanley, wie so oft, den Nagel auf den Kopf. Wissmann (und Pogge, der nicht vergessen sein darf) hatte 30000 Mark gebraucht. Keiner hat das vorher gekonnt, und keiner macht es nach — bis in nicht mehr ferner Zeit „Feuerkanu" und Dampfroß den Reisenden von Küste zu Küste tragen.

Freilich. diese geringfügigen Mittel legten dem Forscher auch Entbehrungen und Anstrengungen sondergleichen auf: ohne Tropenzelt, ohne Feldbett, ohne Moskitonetz durchzog er, bei einer Verpflegung, wie sie sonst nur der Neger genießt, das wilde, äquatoriale Land. Was das besagt, kann jeder Gebildete sich ungefähr denken, nachempfinden, voll verstehen kann es aber nur der, der selbst im tropischen Afrika gelebt, an Expeditionen teilgenommen hat.

Ohne Übertreibung kann man behaupten, daß Wissmanns Reise einen neuen Abschnitt in der Ära der afrikanischen Forschungsreisen anbahnte. In früheren Zeiten schlossen sich die Reisenden bei geringeren Mitteln anderen großen Karawanen an. Das soll deren Leistungen nicht herabsetzen, im Gegenteil, sie taten wohl daran. Nur so konnten sie sich ihren wissenschaftlichen Obliegenheiten voll und ganz widmen. Stanley sehen wir dann sozusagen eine zweite Gruppe eröffnen, d. h. ganz auf eigenen Füßen stehen, aber seine Mittel erlaubten ihm, durch europäische Begleiter eine ersprießliche Arbeitsteilung einzurichten, er selbst war das Haupt, die Seele des Ganzen. Daß dem so sein konnte, das war ein Verdienst seiner englischen (auch amerikanischen) Landsleute, welchen ein hochentwickelter Gemeinsinn innewohnt, der sich nicht allein für hohe Ziele begeistert, sondern sie auch mit offenen Händen fördert.

Wissmann eröffnet dann die dritte Gruppe: auch er steht auf eigenen Füßen und ist gleichzeitig alles in einer Person: Organisator, Führer und Leiter, wissenschaftlicher Beobachter und Jäger, Büchsenmacher usw.

Doch das wird noch an besonderer Stelle eingehender beleuchtet werden. Für jetzt nur noch eins:

Ohne ernstes Blutvergießen durchzog Wissmann den ganzen Kontinent. Das war sein ganzer Stolz! Und wir? Nun wir Deutschen, wir können und müssen stolz sein auf solche Riesenleistung eines Mannes von unserem Stamme, der so ganz aus eigener Kraft unser schwarz-weiß-rotes Banner rein und fleckenlos von Ozean zu Ozean geführt.

Mutet uns Wissmanns kühne Entdeckungsfahrt nicht an wie eine moderne Odyssee? Einsamer und einsamer wird es um ihn herum, ärmer und ärmer wird er an Mitteln. Nur eines bleibt unerschüttert und stark, seine Kraft, sein Geist und sein Mut. Immer entschlossen, nie verzagend, zieht er von Volk zu Volk, von Land zu Land, bis in noch nie erschaute Fernen, von Gefahr zu Gefahr!

In der Tat eine zweite Odyssee!

Wie herrlich ist jene unsterbliche Dichtung Homers, aber der antike griechische Held, seine Erlebnisse und Taten, sie sind eben — nur Dichtung! Unser junger deutscher Held, er hat gelebt, seine Erlebnisse und Taten, sie sind Wahrheit. Dort schön erträumte Märchen, hier kühn erkämpfte Wirklichkeit.

Die Erforschung des Kassai-Gebietes.

Verfasser: C. von Perbandt.

I. Von Hamburg über San Paulo de Loanda nach Mukenge.

Der König der Belgier, Leopold II., war es, der den durch seine erste Afrikadurchquerung berühmt gewordenen Leutnant Wissmann zum zweiten Male in den schwarzen Erdteil rief, und der Ruf galt der Lösung des Kassai-Problems.

Da deutsche Mittel für diese Zwecke damals nicht aufgebracht werden konnten, nahm der von edelstem Forschertrieb durchdrungene junge Offizier auf besonderen Rat des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, das Anerbieten des Königs Leopold an. Er tat dieses um so lieber, als König Leopold in großherzigster Weise nicht nur dem tapfern Forscher gestattet hatte, seinem zurzeit im dunklen Afrika fast verschollenen Freunde, dem Dr. Pogge, in jeder Weise Hilfe zu bringen, sondern sogar bewilligte, daß ethnographische und sonstige wissenschaftliche Sammlungen den Königlichen Museen in Berlin zu gute kommen sollten. Schließlich durfte Wissmann, obgleich im Solde des Königs der Belgier, auch diese neue Expedition unter „deutscher Flagge" ausführen. Er tat es unter der ihm vom „Roten Prinzen", dessen hoher Gönnerschaft Wissmann sich gleichfalls rühmen durfte, geschenkten Fahne. Und der tapfere Prinz hätte sein Geschenk nicht zu bereuen gehabt, sofern er die Durchführung dieses Unternehmens noch erlebt hätte; hat doch auch bei dieser Expedition Wissmanns das deutsche Banner nur über Taten geweht, die dem deutschen Namen Ehre brachten.

Mit reichen Mitteln ausgestattet, machte sich Wissmann mit gewohntem Feuereifer an die Zusammenstellung und Ausrüstung seiner neuen Expedition, und schon am 16. November

1883 konnte dieselbe an Bord des „Professor Woermann" von Hamburg in See gehen, ihrem fernen Ziele zu.

Wissmann hatte zu seinen Begleitern folgende Herren gewählt:

den sächsischen Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, der auf tropischen Gebieten selbst kein Neuling mehr war und den leider ein zu früher Tod (in Dahome) schon im Jahre 1889 der deutsch-kolonialen Sache entriß. Dr. Wolf war Anthropologe der Expedition;

den preußischen Hauptmann Curt v. François, späteren Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika, als Geographen;

den preußischen Leutnant Franz Müller, dem die meteorologischen und photographischen Obliegenheiten zufielen. Auch dieser äußerst tüchtige und brave junge Offizier hat Deutschland nicht wiedergesehen;

den preußischen Leutnant im Feldjägerkorps und Forstreferendar, jetzigen Forstmeister, Hans Müller, als Zoologen und Botaniker;

schließlich noch den Schiffszimmermann Bugslag, der sich schon auf den Reisen des Majors v. Mechow in Afrika bestens bewährt hatte, und die Büchsenmacher Schneider und Meyer, welch letzterer durch seinen frühen Tod die Expedition bald in Trauer versetzen sollte.

Als Bewaffnung nahm Wissmann 500 Gewehre mit und ein von Friedrich Krupp geschenktes, eigens für diese Reise angefertigtes, kleines Geschütz, und da die Expedition in der Hauptsache der Erforschung von Flüssen galt, ein nach seinen Angaben in Deutschland angefertigtes zerlegbares, für 16 Trägerlasten eingerichtetes Stahlboot, welches unseren Reisenden in Afrika gute Dienste leisten sollte. Pietätvoll, wie Wissmann sein ganzes Leben über gewesen ist, hatte er dieses Boot „Paul Pogge" getauft.

So ausgerüstet, traf diese bis dahin größte, ins Innere Afrikas entsandte, europäische Expedition am 17. Dezember in Kamerun ein, woselbst die Teilnehmer Gelegenheit hatten, etwas von unserer späteren deutschen Kolonie zu sehen, wenngleich ihnen auch nur wenige Tage hierzu vergönnt blieben.



F. Mueller I. H. Mueller II. Dr. Wolf. von François.
Wissmann.

Die Mitglieder der Kassai-Expedition.

Am 23. Dezember lichtete der „Professor Woermann" bereits wieder die Anker, um dem ersten Reiseziel und Ausgangspunkt der Expedition, dem in Portugiesisch-Westafrika liegenden Loanda, zuzustreben.

Man hatte übrigens Kamerun nicht verlassen, ohne eine beinahe übel abgelaufene Episode durchlebt zu haben. Infolge einer von einem Europäer einem Schwarzen zu Unrecht applizierten Ohrfeige hätte es den weißen Angestellten einer Faktorei schlecht ergehen können, wenn sich unsere Reisenden, die zufällig Zeugen des Vorfalls wurden, nicht ins Mittel gelegt hätten. Auch hier war es in erster Linie Wissmann, der auf seiner Expedition stets dort gestanden hat, wo die meiste Gefahr war, welcher mit gespanntem Revolver die unvorsichtigen, bereits aus mehreren Wunden blutenden Faktoreiangestellten vor den sie in übelster Absicht verfolgenden Schwarzen schützte.

Es sei hier der Auszug eines Briefes Wissmanns an seine Mutter wiedergegeben, den er von Banana am 10. Januar 1883 an sie richtete, und der auch des eben geschilderten Ereignisses Erwähnung tut:

„Liebes Mutterchen!

Heute kamen wir am Kongo an und ca. 4 Tage später werden wir in Loanda sein. Viel Schönes habe ich gesehen und erlebt, kam aber über tausenderlei nicht recht zum Genusse.

Ein neues Expeditionsmitglied habe ich in Kamerun erworben. Eine prachtvolle dänische Dogge. Der Hund hatte seinen Herrn, einen Deutschen, Herrn Schmidt, Vertreter des Hauses Woermann, gegen Neger verteidigt und zwar so kräftig, daß die Eingeborenen ihn, wenn er dort geblieben wäre, wohl getötet hätten. Bei dieser Gelegenheit holte ich den Herrn Schmidt, Referendar Müller, der ihm zu Hilfe geeilt war und noch zwei Deutsche mit dem Revolver aus der Prügelei heraus, die sonst schlimm für die Herrn hätte werden können.

Wir legen jetzt fast vor jeder Faktorei an der Küste an.

Weihnachten haben wir in Elola, unter 20 Deutschen, dank Deiner netten Idee mit dem Baum sehr nett ver-

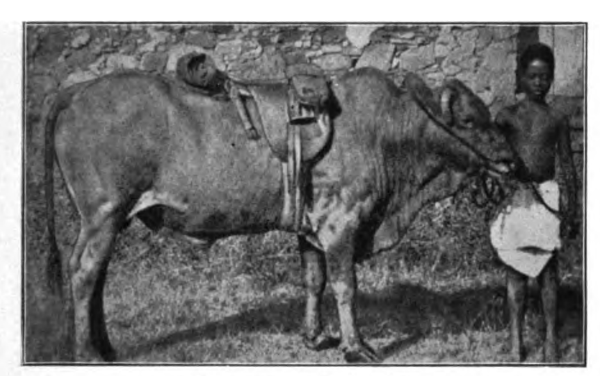
lebt; dem deutschen Konsul in Gabun, der auch da war, und der lange nicht zu Hause war, traten beim Anblick des Weihnachtsbaumes die Tränen in die Augen.

Herzlichen Dank für die Überraschung usw. usw

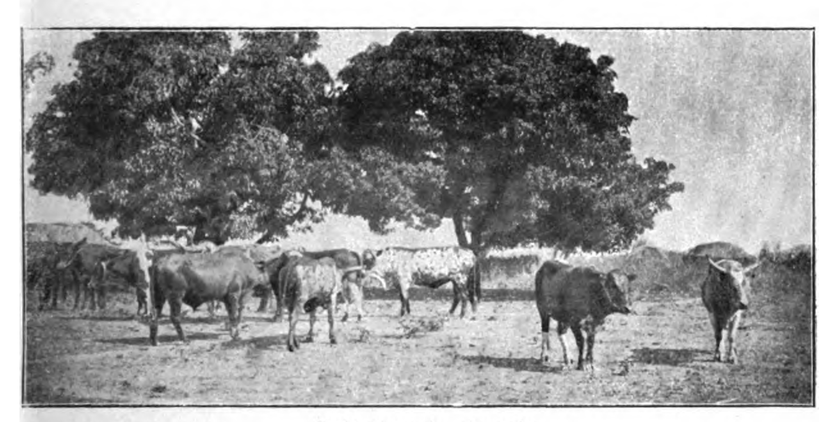
Dein Dich innig liebender Sohn Hermann."

Am 17. Januar 1884 traf der „Professor Woermann" als erster deutscher Postdampfer im Hafen von Loanda ein, welches Wissmann aber bereits am 23. Januar wieder mit dem Flußdampfer „Serpa Pinto" den Kuansa aufwärts verließ, weil ihm daran lag, baldmöglichst Malange zu erreichen, wo er seine Expedition für den Marsch ins Innere zusammenstellen wollte. Bis zum 27. Januar ging es stromaufwärts, an welchem Tage Dondo erreicht wurde. Hier mußte die Expedition wohl oder übel, wie es bei Reisen im schwarzen Kontinent so oft vorkommt, 4½ Wochen liegen bleiben. Vorbereitungen zur Weiterreise, Jagdausflüge und der Besuch des Kambambafalles mußte den Reisenden die unwillkommene Zeit der Rast verkürzen, dann erst konnte es, nun per Fußmarsch, weiter nach Malange gehen.

Auf dem Marsche von Dondo nach Malange traf die Expedition ganz zufällig mit dem aus dem Innern Afrikas zur Küste strebenden Dr. Pogge zusammen, doch wurde die Freude des Wiedersehens für Wissmann durch das schlechte Befinden Pogges sehr gestört. Wie oft hat Wissmann, der bis zu seinem Lebensende treu in seiner Freundschaft war, später mit zuckender Lippe und feuchtem Auge von diesem Zusammentreffen erzählt. Paul Pogge, von dem Wissmann das Reisen in Afrika gelernt hat, eine Kunst, in der er es dann selbst bis zur Meisterschaft gebracht hat, Paul Pogge war ein Sterbender. Wissmann konnte ihm nur noch, kraft seiner ihm vom König Leopold verliehenen Vollmacht, die Fortsetzung seiner Reise erleichtern, er konnte die schwierigen Geschäfte für ihn abwickeln und den kranken Freund, wenn er in wilden Delirien auf seinem Krankenlager rang, beruhigend zur Seite stehen. Er konnte ihn aber nicht mehr retten. Paul Pogge starb, ohne die geliebte Heimat wiedergesehen zu haben, in Loanda, während der Dampfer, der ihn nach Deutschland bringen sollte, im Hafen lag.



Wissmanns Reitstier.



Reitstiere in Angola.



Ein treuer Begleiter.

Wissmann schreibt über den Tod Pogges an seine Mutter:

„Gestern kam hier die Nachricht von Pogges Tode in Loanda an. Er starb an einer Lungenentzündung. Schon 4 Jahre hatte er einen schlimmen Husten. Auf der Rückreise hatte er Blut gehustet und wie er in Malange ankam, schrieb ich Dir schon.

Nicht einmal das bißchen Ruhm für 3 mühe- und sorgenvolle Jahre konnte der arme Freund ernten. Schreibe doch ja gleich an seine Schwester.

Leider kann ich wegen Geschäften nicht nach Loanda, um Pogges Grab zu besuchen."

Pogge hatte Wissmann noch wertvolle Fingerzeige für die Weiterführung der Expedition gegeben und ihm seinen prächtigen Reitstier „Moscho" geschenkt, auf dessen Rücken Wissmann dann einen großen Teil seiner gefahrvollen Reise zurückgelegt hat. In der zweiten Hälfte des März kam die Expedition in Malange an. Malange war damals der am weitesten nach Osten vorgeschobene Posten der portugiesischen Macht in Angola, und Wissmann hatte diesen Ort als eigentlichen Ausgangspunkt für seine Expedition gewählt, weil er hoffen durfte, hier am schnellsten seine Karawane zusammenstellen zu können, da er dort unter den Eingeborenen wohl bekannt und beliebt war und sicher sein konnte, alte Freunde zu treffen; zudem ist Malange im Gegensatze zu Dondo in seiner 1211 Meter hohen Lage über dem Meere verhältnismäßig gesund und war so auch für die europäischen Reisenden für voraussichtlich längeren Aufenthalt am geeignetsten. Es soll aber gleich hier gesagt sein, daß, trotzdem sich sofort eine ganze Reihe alter Getreuer bei Wissmann zum Eintritt in seine Expedition meldete, wie die Dolmetscher Kaschawalla und Germano, ferner Humba und Joaquim Miranda, ebenso die beiden Angola-Neger, welche ihn schon einmal von West nach Ost durch den schwarzen Erdteil begleitet hatten, daß trotzdem die Anwerbung der nötigen Träger sich so verzögerte, daß der Abmarsch von Malange erst am 16. Juli erfolgen konnte. Aber wen, der im wilden Afrika gereist hat, wird dieses wundern! Ist doch das Geschäft, die richtigen Träger anzuwerben, nicht nur das langwierigste und schwierigste, son-

dern auch mit das wichtigste für einen zu erhoffenden guten Ausgang einer Expedition. In diesem Falle wurde die Arbeit noch dadurch erschwert, daß nur kurze Zeit vor diesen Ereignissen ein portugiesischer Elfenbeinhändler mit einer großen Karawane, ebenfalls von Malange aus, ins Innere gegangen war. Dieser hatte alles, was an besserem Trägermaterial zurzeit vorhanden war, mit sich genommen. Es läßt sich daher denken, daß, trotzdem unsere Reisenden das größte Entgegenkommen vonseiten der Portugiesen und speziell auch von dem Chef von Malange, einem Mulatten mit Kapitänsrang, gezeigt wurde, ihr schwieriges Geschäft nur langsam vorwärts ging. Sehen wir also, was sich während der langen Zeit des Anwerbens und Ausrüstens der Karawane bei der Expedition zutrug.

Zunächst traf am 20 März der zurückgebliebene Franz Müller, mit dem Rest der Ausrüstung aus Europa kommend, in Malange ein, ein Ereignis, das um so erfreulicher war, als sich unter den Ausrüstungsstücken auch Dinge befanden, die der bevorstehenden Kaisersgeburtstagsfeier besonderen Glanz verleihen konnten. So wurde der 22. März unter Entfaltung allen nur möglichen Prunkes und unter Beteiligung aller portugiesischer Honoratioren festlich und würdig begangen. Diesem Freudentag aber folgte am 26. März ein Tag ernster Trauer. Die Expedition hatte unter ihren europäischen Mitgliedern den ersten Toten: Der allgemein beliebte Büchsenmacher Meyer war einer Dysenterie und perniziösen Malaria erlegen. Es ist ein schönes Zeichen für den Geist, welcher in der Expedition herrschte, daß die Vorgesetzten des Verstorbenen es sich nicht nehmen ließen, den toten Kameraden selbst zu Grabe zu tragen. Wissmann, Wolf, François und Franz Müller unterzogen sich der traurigen Pflicht.

Beim Tode Meyers schrieb Wissmann an seine Mutter:

„Liebes Herzensmutterchen!

Eine traurige Angelegenheit zwingt mich noch per Eilboten Briefe nach Loanda zu senden für diese Post, und will ich Dir einen herzlichen Gruß mitsenden.

Der Büchsenmacher Meyer (nicht Schneider, dem Du den Weihnachtsbaum übergeben hattest) ist vorgestern gestorben. Er hatte schon einen Monat an Dysenterie ge-

litten und bekam bei dem geschwächten Körper noch einen starken, von Dondo herrührenden Fieberanfall. Es ist schade um den Mann, er war ein prächtiger, fleißiger ruhiger Mensch.

Sonst sind wir alle wohl und vergnügt und in Arbeit zum Aufbruch. Franz Müller ist gesund hier eingetroffen und hat mir die lieben Briefe und Geschenke von Euch überbracht. Herzlichen Dank für beides. Lebe wohl für heute, Herzensmutterchen, grüße Geschwister und Bekannte und sei tausendmal umarmt und geküßt von Deinem

Dich innig liebenden Sohn

Hermann."

Am 11. April traf auch das letzte europäische Mitglied der Expedition in Malange ein, der Schiffszimmermann Bugslag. In ihm hat Wissmann noch lange einen treuen und tüchtigen Gefährten auf seinen Reisen im schwarzen Kontinent gehabt und ihm stets ein ehrendes und liebevolles Andenken bewahrt.

Der lange Aufenthalt in Malange hatte für die afrikanischen Neulinge in der Expedition auch sein gutes. Sie konnten hier nicht nur den Charakter des Negers im allgemeinen, unter der bewährten Anleitung Wissmanns, studieren, sondern speziell auch diejenigen Negerstämme, aus welchen die Träger für die Karawane geworben wurden. Es ist schon erwähnt worden, daß die Trägerfrage die schwierigste und wichtigste für das gute Gelingen derartiger afrikanischer Unternehmungen ist; ebenso wichtig aber ist es, daß die Europäer der Karawane die Eingeborenen richtig und nach ihren besonderen Eigentümlichkeiten behandeln. Dieses „richtige Behandeln" aber will gelernt sein. Wissmann war der rechte Lehrmeister in dieser schwierigen Frage. Er selbst hatte das Karawanenführen von Pogge gelernt, wie er oft und dankbar erzählt hat, und er hat dieses nicht nur seinen Gefährten auf der hier zu beschreibenden Expedition weiter gelehrt, sondern auch in späteren Zeiten noch vielfach Gelegenheit gehabt, seine Untergebenen in dieser Kunst zu unterweisen. Und wenn auch nur ein Teil dieser Kunst auf einige von ihnen übergegangen sein mag, so werden diese doch, besonders in schwie-

riger Lage, es dankbar anerkannt haben, daß sie einen solchen Lehrmeister besitzen durften, und sie werden in solchen Momenten freudig gefühlt haben, daß ein Funken Wissmannschen Geistes sich auch auf sie übertragen hatte.

Doch zurück zu unserer Expedition. Die Negerstämme, die zur Gestellung für Träger in Frage kamen, waren vor allen die Songo-, Schinga-, Malange-, Dondo- und Bondo-Neger. Sie alle waren von verschiedener Veranlagung und verschiedenem Naturell, sie alle mußten studiert, sie alle verschieden behandelt werden. Es war daher dieses Studium für unsere Reisenden keine Kleinigkeit, und es war gut, daß sie in Malange Muße dazu fanden.

Endlich war das schwierige Geschäft des Trägeranwerbens vollbracht, und wenn Wissmann auch nicht die ganze gewünschte Zahl hatte erhalten können, sondern anstatt 400 nur 320, so wollte er doch nicht länger mit dem Aufbruch zögern. Der 16. Juli wurde für den Abmarsch von Malange festgesetzt. Alles war bereit und auch die nötige Anzahl Reitstiere in Malange in bester Auswahl beschafft worden.

Am genannten Tage setzte sich die Karawane in Bewegung, nicht ohne die üblichen Schwierigkeiten beim Verteilen der Lasten durchkostet zu haben. Jeder Träger hat das Bedürfnis, sich die leichteste und bequemste Last zu sichern, und so machte besonders die Unterbringung des „Paul Pogge", der in 6 Abteilungen zu 60—65 Kilo zerlegt war, große Mühe. Je 2 Mann mußten eine solche Last tragen. Schließlich war aber auch diese Schwierigkeit überwunden, und der Marsch konnte angetreten werden. Schon nach den ersten Tagen, in denen es Reibereien aller Art, Desertionen und mancherlei andere Widerwärtigkeiten gegeben hatte, sah sich Wissmann gezwungen, die auf über 500 Köpfe angewachsene Karawane (es hatten sich bei derselben auch kleinere Händler und Verwandte aller Art eingefunden), zu teilen, um von nun ab getrennt zu marschieren, und auch, entgegen der anfänglichen Absicht, getrennt zu lagern. Wolf mit Bugslag wurde die erste, François mit Schneider die zweite und Franz Müller mit seinem Bruder die dritte Abteilung der Expedition übergeben. Wissmann selbst marschierte mit ausgesuchten Leuten unabhängig von den Karawanen und behielt so stets die Ober-



Wohnhaus in Malange.



Hollo-Dorf.

führung und Oberaufsicht über sämtliche Teile derselben in der Hand, sehr zum Nutzen des Ganzen, denn jeder der Leute in jeder dieser 3 Teile der Expedition fühlte das Auge des Oberherrn über sich wachen, da Wissmann seine Marschgeschwindigkeit ganz nach Wunsch einrichten und bald an diesem, bald an jenem Teile der Gesamt-Karawane auftauchen konnte.

So ging der Marsch verhältnismäßig gut und rasch vonstatten, und auch die Verpflegung konnte durch das getrennte Lagern der einzelnen Abteilungen besser und leichter geregelt werden. Die Eingeborenen der durchwanderten Landstriche benahmen sich im allgemeinen friedlich und legten dem Marsche keinerlei Schwierigkeiten in den Weg, bis man in das Gebiet eines kleinen Songo-Stammes kam, das inmitten der Bondo-, Hollo- und Bangalaländer lag. Hier wäre es durch die Unverschämtheit des Häuptlings Kilundale beinahe zu Kämpfen gekommen, die nur durch rasches und besonnenes Handeln unserer Expedition vermieden wurden.

Nach etwa vierwöchentlichem Marsche kam die Karawane an den ersten größeren Flußlauf, den Kuango, über welchen am 17. August das Übersetzen, zum ersten Male mit Hilfe des „Paul Pogge", begann. Das Stahlboot bewährte sich so gut, daß das Passieren des Flusses in verhältnismäßig kurzer Zeit und unabhängig von den Eingeborenen bewerkstelligt werden konnte. Es war das um so wertvoller, als die Bangala, in deren Gebiet das Überschreiten des Kuango vor sich gehen mußte, durchaus nicht geneigt schienen, dasselbe friedlich geschehen zu lassen. Sie verfügten über 5000 Gewehre und hatten schon manchem weißen Händler Schwierigkeiten gemacht und sie waren selbst den portugiesischen Kolonialtruppen nicht ohne Erfolg entgegengetreten. Mit Hilfe des Stahlboots aber war der Kuango überschritten, ehe die Balanga noch recht wußten, an welcher Stelle das geschehen sollte.

Am rechten Ufer des Kuango, auf 8° 31′ südl. Breite und 17° 47′ östl. Länge von Gr. schreibt Wissmann an seine Mutter:

„... Nachdem ich dem großen Herrn Bangala ein Schnippchen geschlagen und den Straßenräubern Ma Hollo die Faust unter die Nase gehalten habe, bin ich hier am

rechten Ufer des Kuango mit meinen fast 600 Menschen eingetroffen und gesund wie alle andern Herrn.

Sehr viel dazu tat mein Stahlboot, mit dem ich innerhalb zweier Tage den Fluß passiert habe, sonst hätten sie (die Bangala!) mich doch noch gelangt. Das Boot heißt „Paul Pogge" und faßt bis zu 25 Menschen. Es wird in 3 Teilen leicht transportiert, kann in 2 Stunden fertig zusammengesetzt sein und geht mit 6 Ruderern wie ein Dampfboot.

Mein Seemann Bugslag bewährt sich vorzüglich. Du könntest vielleicht mal an seine Frau Meta schreiben; sie würde sich sehr freuen.

Ich habe die Genugtuung zu sehen, daß meine Einrichtungen, sowie die Ausrüstung sich gut bewähren. Das Leben hier ist mir schon so zur Gewohnheit geworden, daß ich faktisch eigentlich nichts entbehre. . . .

Hermann."

Auf dem rechten Ufer des Kuango befand die Expedition sich bereits im Lande der Maschinsche, in dem die Reisenden freundlich aufgenommen wurden, trotzdem die Maschinsche der Kultur der Küste schon weiter entrückt schienen. Der Sklavenhandel stand hier noch in voller Blüte, und die Bekleidungsstücke von Mann und Weib wurden immer primitiver.

Die Expedition lagerte in der Nähe des Residenzortes jenes Landstriches und wurde von den Abgesandten der Machthaber in grotesk-komischer Form bewillkommnet, was mit ernster Würde quittiert wurde.

Von hier ging es weiter durch das breite Tal des Lomoni über Kahaesa-Mukansu nach Mona-Ndumba-Mukamba, wo die Reisenden Gelegenheit hatten, eine besondere Art Totenkult zu beobachten, der eine eigenartige Ehrung verstorbener Häuptlinge darstellte, nach unsern Begriffen aber ekelerregend wirken dürfte.

Jetzt begannen schwere Tage für die Karawane, sie mußte eine Gegend durchziehen, in der es für sie weit und breit nichts Eßbares gab. Durch glühend heiße Savannen ging der Marsch, und schon mußten Würmer, Engerlinge und ähnliches Getier mit Blättern gekocht den Magen der ermatteten Träger füllen,

bis man endlich nach dem Passieren einer Waldung in eine fruchtbarere Gegend gelangte, aus der ausgedehnte Bohnen- und Maniokfelder den wiederauflebenden Reisenden entgegenlachten. Die Karawane war damit in das Reich der Lunda eingetreten und machte in dieser üppigen Gegend zwei Ruhetage, welche die Leute wieder so frisch machten, daß der Marsch mit neuen Kräften fortgesetzt werden konnte. Inzwischen hatte am 28. August die Regenzeit sehr heftig eingesetzt; das Thermometer sank häufig innerhalb 15 Stunden von 30° auf 10° C. Trotzdem ging der Marsch flott vorwärts. Die Expedition durchzog jetzt die Waldeinöden von Kundungulu und mußte öfters angeschwollene Bäche passieren, was nicht immer ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte. Unterwegs wurde eine mit Sklaven aus dem Innern kommende Bangala-Karawane angetroffen, welche die armen Opfer ihren Häuptlingen zuführte, der sie mit dem Sklavenankauf betraut hatte. Auf einer künstlich geschaffenen Lichtung des Waldes erblickten die Reisenden im Vorbeiziehen ein schreckliches Wahrzeichen, welches dem Andenken eines hier vor ca. 30 Jahren von den Tupende grausam ermordeten Häuptlings der Bangala errichtet war. Am Todestage jedes Jahres sollen an diesem Orte den Manen des Ermordeten ein Mann und ein Mädchen, möglichst aus dem Stamm der Tupende geopfert werden, und so stand denn auf dieser Lichtung eine ca. 10 Meter hohe Stange, von welcher der Kopf und das Gerippe des letzten hier Geopferten den Reisenden entgegenstarrte. Durch wildreiche Gegenden, in welchen auch der Löwe, der Tiere König, nicht fehlte, ging es rastlos vorwärts, immer durch die Einöde des Waldes, deren Monotonie nur zuweilen durch ein schönes Tal oder einen Flußlauf unterbrochen wurde. Am 15. September erst trat die Karawane, immer nordöstlich, dem Tale des Kingongo entlang marschierend, bei der malerisch gelegenen Quelle des Katschazela aus der Waldeinsamkeit heraus und bezog hier Lager in der erfrischenden Luft der sich vor ihr ausbreitenden Savanne.

Nach beschwerlichem Marsche durch die Sumpfstrecken des Kamissombobaches und des Lubale, die namentlich den Stieren große Schwierigkeiten bereiteten, ging die Reise wieder durch eine Waldregion nach Scha-Kabuita, wo ein Träger der Karawane starb und mit dem üblichen Gebrauch begraben wurde.



Leute einer Bangalakarawane, welche die Reisenden besuchten, gaben interessante Auskunft über den großen Bondahäuptling Muata-Kumbana, von dem noch wiederholt die Rede sein wird, wie über die Lage seiner gleichnamigen Residenz, die mit der Kassaifähre bei Kikessa in Verbindung stehen sollte. Auch erzählten diese Leute, daß der Kuilu nicht wie bisher angenommen wurde, in den Kassai münde, sondern ein direkter Nebenfluß des Kongo sei. Der Marsch ging weiter über den Luito zum Kuilu, zum Gulungo und Kambombobach, einem kleinen Zuflusse des Gulungo. Wiederholt waren nicht unerhebliche Schwierigkeiten beim Überschreiten der Flüsse und Passieren der Sumpfgegenden zu überwinden. Hier traf die Expedition wieder mit einer von Mussumba kommenden Bangala-Sklavenkarawane zusammen. Die 40 gänzlich unbekleideten Sklaven, meist Weiber und Kinder, machten, fast nur noch Haut und Knochen, einen bedauernswerten Eindruck. „Wie viele dieser Armen," so fragt Wissmann in seinem von ihm und seinen Genossen geschriebenen Buche „Im Innern Afrikas", „mögen den Bestimmungsort erreicht haben? Wie viele mögen auf den einsamen Waldpfaden im Kundungulu dem Hunger oder dem blutigen Messer ihrer grausamen Bedrücker zum Opfer gefallen sein?" Man hatte auf dem ganzen bisherigen Wege und namentlich im Kundunguluwalde schon Sklavenfesseln für Arme und Beine gefunden, mit denen die Unglücklichen zur Nachtzeit belastet werden, um ein Entfliehen zu verhindern. Ebenso war man wiederholt auf menschliche Skelette gestoßen, die Überreste ihren Leiden erlegener Sklaven. Stirbt ein solch armes Opfer nicht von selbst, wenn es ermattet und halb verhungert nicht weiter kann und den Marsch der Karawane zu sehr aufhält, so schlachtet der Bangalahändler es unbarmherzig ab, um seinen Raub nicht vielleicht anderen nach ihm desselben Weges ziehenden Menschenjägern zu lassen. Wie hat den Reisenden hier, wenn sie die Greuel des Sklavenhandels aus nächster Nähe beobachten mußten, oft das Herz geblutet — aber sie waren zurzeit machtlos dagegen. Wissmann aber hat nichts von den Schandtaten der Sklavenräuber vergessen. Er hat einen tiefen Haß gegen dieses grausamste aller menschlichen Gewerbe gefaßt, und als ihm später in seiner Eigenschaft als Reichskommissar von Ostafrika Gelegenheit ge-

geben wurde, gegen diese gefühllosen Menschenhändler und Menschenschlächter vorzugehen, da hat er dem schuldigsten Teil dieser Barbaren, dem Arabertum, und damit dem Sklavenhandel wohl den schwersten Stoß versetzt, der ihm im 19. Jahrhundert überhaupt in Afrika versetzt worden ist.

Es ist und bleibt das ein Ruhmestitel des „Menschen" Wissmann.

Der schwierige Übergang über den reißenden Kangollobach brachte der Karawane einen unerwünschten Aufenthalt. Ein Träger hatte die Gelegenheit benutzt und war mit seiner Last, seinem Gewehr und seinem Mädchen, das er noch dazu, wie sich jetzt herausstellte, im Bondolande geraubt hatte, desertiert. Wissmann durfte derartiges nicht ungestraft vorübergehen lassen. Sofort, nachdem das Verschwinden des Trägers bemerkt worden war, und der Cabo, eine Art Rottenführer, verantwortlich für eine bestimmte Anzahl Träger, mit blutigem Kopfe aus dem Dorfe, in welches der Träger geflüchtet war, erfolglos zurückkehrte, machte Wissmann sich mit Hans Müller und 20 bewaffneten Trägern auf, um den Deserteur selbst wiederzuholen und das Dorf für seine ungehörige Parteinahme zu bestrafen. Durch energisches Eingreifen und geeignete Bestrafung gelang es Wissmann auch, sowohl des Deserteurs mit allem von ihm der Karawane Entwendeten wieder habhaft zu werden, als auch sich selbst den nötigen Respekt bei den Eingeborenen zu verschaffen. Ein ganz ähnliches Vorkommnis ereignete sich nur kurze Zeit später; wieder war ein Träger mit Gewehr und seiner Freundin entwischt; Wissmann sandte Wolf mit dem Zimmermann Bugslag und 25 Bewaffneten sofort in das fragliche Kioquedorf und verlangte Herausgabe. Später stellte sich erst heraus, daß der Häuptling des Dorfes den Träger selbst zur Flucht veranlaßt hatte, um in den Besitz des Gewehres und Mädchens zu kommen. Deshalb ging es dieses Mal ohne ein kleines Gefecht nicht ab, bei welchem es verschiedene Verwundungen gab — aber der Wille der Expedition wurde durchgesetzt, die Kioque wurden bestraft und der Träger wieder ausgeliefert. Hingegen wurden den Kioque die unverschämten Forderungen, welche sie für Rückgabe des Trägers stellten, nicht bewilligt, trotzdem die Ablehnung beinahe zu ernsteren Konflikten Veranlassung gegeben

hätte, die nur durch das gute Einvernehmen Wissmanns mit dem Häuptling jener Gegend, Mona-Uta, einem Sohne des vorhin schon erwähnten Muata-Kumbana oder Muata-Sambwo, wie sich der große Lundahäuptling lieber nennen hörte, vermieden wurden.

Ich habe früher schon von Wissmanns Kunst des Reisens in Afrika gesprochen; zu dieser gehört unter vielem anderen nicht nur die richtige Behandlung der eingeborenen Träger der Karawane, sondern auch diejenigen der Eingeborenen der durchzogenen Gegenden und speziell diejenigen der Häuptlinge und Standespersonen, mit denen man in Berührung kommt, und von deren Verhalten — damals — oft der ganze Fortgang der Expedition abhing. So wenig Diplomat Wissmann in seiner freimütigen und zu seinem Nachteil oft zu offenen Art im Umgange mit von Europens übertünchter Höflichkeit beleckten Erdenbürgern war, so sehr war er es im Umgange mit Afrikas schwarzen und braunen Söhnen. Dazu kam sein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn und sein unübertroffenes Vermögen, sich in die für einen Europäer oft recht schwierigen, afrikanischen Verhältnisse fast spielend hineinzufinden und — zu denken. Und dieses Vermögen gerade, verbunden mit seinen sonstigen hervorragenden Eigenschaften gaben ihm das Übergewicht über die Eingeborenen Afrikas, wie über die meisten sonstigen in Afrika reisenden Europäer. „Akili tenaschara" wurde er von den Eingeborenen Ostafrikas und den Arabern genannt, der Mann mit dem 12-fachen Verstande. Eine schöne Bezeichnung, wenn man weiß, wie der Afrikaner seine Beinamen gibt. Er versteht den Europäer schnell so gut zu charakterisieren, daß sich schon mancher darüber gewundert hat. Man sollte dem Naturmenschen ein so feines Gefühl in seiner Beobachtungsgabe nicht zutrauen. Es ist übrigens auch interessant zu hören, was Wolf im oben bezeichneten Buche über den Verlauf der hier beschriebenen Reise, speziell in bezug auf das eben Gesagte, ausführt. „Wenn wir (Wolf spricht von wir, weil gedachtes Buch von den 4 überlebenden europäischen Führern herausgegeben ist) im Verlauf unserer Reise verhältnismäßig geringe Verluste durch Desertion und Raub gehabt haben, so muß dieses unserem energischen und auch peinlich gerechtem Vorgehen bei

derartigen Vorkommnissen zugeschrieben werden. Unsere Leute hatten doch schließlich die Überzeugung gewonnen, daß mit uns nicht zu spaßen sei, und wußten ihr Benehmen danach einzurichten. Da wir uns auch stets nach den Gesetzen und Rechtsauffassungen der Eingeborenen richteten, so ist eine Verständigung und friedliche Beilegung der vielen unvermeidlichen Streitigkeiten zu beiderseitiger Zufriedenheit in jedem Falle möglich gewesen."

Dieses „Richten nach den Gesetzen und Rechtsauffassungen der Eingeborenen" ist einer der wichtigsten Punkte in der Behandlung derselben, und mancher Europäer, der sonst auch Großes geleistet hat in der Erforschung und bei der Kultivierung des schwarzen Erdteiles, hat durch das Nichtbeachten dieser Momente, meist wohl nur aus Unkenntnis und Unverständnis, seine „weiße Weste" befleckt, die sich Wissmann bekanntlich, nach dem Ausspruch Otto v. Bismarcks, stets sauber erhalten hat.

Bei Kassambo am Loange traf die Expedition wieder mit einer Sklavenkarawane zusammen; dieses Mal waren es Kalunda, die solche Ware mit sich führten. Wissmann erteilte hier Hans Müller den Auftrag, zu Muata-Kumbana zu gehen, um von diesem Nachrichten über den Lauf des Kassai einzuziehen. Über den Erfolg dieser Expedition sprechen wir später.

Das gastliche Machtgebiet Mona-Utas wurde wieder verlassen und die Reise in gleicher Weise wie bisher und mit den gleichen Schwierigkeiten, die besonders immer wieder bei den zahlreichen Flußläufen eintraten, fortgesetzt. Bei dem reichen Kioquedorfe Scha-Mukiriba, wo Halt gemacht wurde, bot man den Reisenden Elfenbein und Balubasklavinnen zum Kaufe an, und es setzte die Europäer der Karawane in Erstaunen, daß die nur mit einem Läppchen bekleideten jungen Mädchen mit ihrem Lose keineswegs unzufrieden schienen, sondern im Gegenteil schäkernd und scherzend mit den Leuten der Karawane verkehrten. Nachdem in den nächsten Tagen der Kissua-Gunde zweimal überschritten und ein Ausflug in das 8 km entfernte sehr schöne Tschikapatal unternommen war, betrat die Expedition das Land der Tupende. Wissmann schreibt von hier am 12. Oktober 1884:

„Auf meinem alten Wege:

Herzensmutterchen!

Tausend herzliche Grüße und Küsse. In 5 Tagen hoffe ich den Kassai zu passieren und in 25 Tagen in Lubuku zu sein. Wir sind alle gesund und munter und lassen sich alle Herrn bestens empfehlen. Besonderes zu berichten ist Gott sei Dank nichts, oder ich müßte Romane schreiben. Den Eingeborenen habe ich zweimal Lektionen erteilen müssen. Die eigenen Leute sind, soweit überhaupt möglich, in Disziplin. Mit tausend herzlichen Grüßen und Küssen Dein

Dich innig liebender Sohn

Hermann."

Der erste größere Ort der Tupende, der berührt wurde, war Kassansche. Obgleich die Tupende, wegen ihres heimtückischen und hinterlistigen Charakters, im schlechten Rufe standen und einzelne Händler ohne Gefahren ihr Gebiet nicht betreten konnten — der Expedition verschwand hier ein Träger mit seiner Last spurlos — so wurden unsere Reisenden doch vielversprechend mit dem Rufe empfangen: „Tuaqua Kumba, Tuaqua wuma." — „Wir sind eure Freunde, wir sind Verwandte." Später fand man die Erklärung für die überraschend freundliche Begrüßung. Die Tupende meinten mit den Weißen die Bangala als die gleichen Feinde zu haben, weil sie vor diesen vom Westen, ihren Sitzen am Kuango, nach dem Osten hatten zurückweichen müssen.

Am 18. Oktober erreichte die Expedition ihr ersehntes Ziel, den Kassai. Der Fluß war hier nur 250—300 Meter breit. Wohin wälzten sich seine Wasser? Ins Ungewisse. Es war die Aufgabe der Expedition, das Dunkel aufzuklären. Eine schwere Arbeit stand bevor, aber Wissmann hoffte zuverlässig, mit Hilfe der Baluba, die am Lulua, einem rechten Nebenfluß des Kassai saßen, das Rätsel zu lösen.

Das Überschreiten des Kassai ging mit Hilfe der Eingeborenen glatt vonstatten. Dabei wurde die Höhenlage des Stromes, seine Breite und Geschwindigkeit bestimmt und einige Tiefenmessungen vorgenommen. Dann ging der Marsch weiter auf Tschimbundu, den ersten größeren Ort der Baluba.

Die Baluba selbst, wie deren Dörfer und Felder, machen zunächst keinen besonders günstigen Eindruck. Auffallend ist die Tätowierung bei den Geschlechtern und die Haartracht. Leztere ist in manchen Gegenden umgekehrt wie bei uns: Frauen haben kurzes Haar, Männer langes, dieses selbst in mehrere Zöpfe geflochten! Was würden unsere Damen dazu sagen! Die häufig recht primitive Bekleidung wurde durch um so reichere Tätowierung ersetzt! Eine Mode in der Toilette, die vielleicht auch kostspielig werden kann, und ein Luxus, an dem sich die Männer in der gleichen Weise wie die Frauen beteiligen. Indessen ist dieser Umstand, wie auch die unmotiviert verkehrte Haartracht, dadurch zu entschuldigen, daß bei den Baluba die Frauen mit gut gebauten Körpern das stärkere Geschlecht zu sein scheinen, während die Männer schwächlich und verkommen aussahen. Auffallend war bei den Baluba ferner die häufig ganz verschiedene Hautfärbung, man konnte in demselben Dorfe Lichtbraun und Ebenholzschwarz beobachten.

Von Tschimbunda aus machte Wissmann mit Franz Müller, Hans Müller war von seiner Expedition zu Muata-Kumbana noch nicht zurückgekehrt, und François, sowie 27 Trägern eine Tour zu den Kassaifällen. Nach anstrengendem Marsche wurden dieselben erreicht und belohnte das großartige Schauspiel in schönster Szenerie die Reisenden für die überwundenen Mühen. Wissmann taufte den Fall „Pogge-Fall".

Nach Tschimbunda zurückgekehrt, wurde der Marsch nach Osten fortgesetzt; die Reisenden sehnten sich, endlich Mukenge zu erreichen, wo sie nach den vielen Strapazen, eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe zu finden hoffen durften. Durch parkartige Gegenden, offene Savannen und träumerisch halbdunkeln Wald, der durch dichtes Gestrüpp und schlangenartig sich windende Lianen den Fuß des Reisenden hemmte, ging der Marsch unaufhaltsam vorwärts bis zum Luebo, der etwa halbwegs zwischen dem Kassai und dem Lulua überschritten wurde. In einem Dorfe hätte es noch zu unliebsamen Auseinandersetzungen zwischen den Trägern der Karawane und den Baluba kommen können, wenn nicht François schnell dazwischen tretend dieses verhindert hätte. Seit 116 Tagen befanden sich unsere Reisenden jetzt auf dem Marsche mit seinen stetig



wechselnden Bildern und Eindrücken; Natur und Menschen hatten ihnen viel des Interessanten geboten und manche Erfahrung hatten sie sammeln können, aber auch Strapazen und Entbehrungen waren nicht ausgeblieben. Die verzehrenden Strahlen der Sonne, die beschwerlichen Märsche und Flußübergänge, die lästigen Insekten und nicht am wenigsten Hunger und Durst traten oft niederdrückend und ermattend den Genüssen und Freuden der so vielseitigen und anregenden Reise entgegen, doch half das Interesse zur Sache und die Freude an der Arbeit hierüber hinweg. Jetzt in der Nähe der Residenz des großen Balubafürsten Kalamba winkten Tage der Ruhe und sodann die der Vorbereitung für die Fahrt auf dem Kassai. — So schildern die Reisenden selbst ihre Gefühle in dem mehrfach zitierten Buche, bei der Annäherung an Mukenge.

Bis hierhin konnte Wissmann mit dem Erfolg seiner Reise zufrieden sein, die Hauptarbeit aber lag noch vor ihm. Die zahlreichen größeren und kleineren Gewässer, welche die Expedition bis jetzt, das heißt von Malange bis Mukenge überschritten hatte, bildeten 5 Flußsysteme, die sämtlich ihr Wasser durch den Kassai dem Kongo zuführten. Es waren die Flußgebiete des Kuango, Loange, Lowoa, Tschikapa und Lulua.

II. Im Lande der Baschilange.

Am 8. November sollte der Einzug in Mukenge vor sich gehen, der in Anbetracht der Verhältnisse (Wissmann war bekanntlich ein Freund Kalambas und der Baluba oder Baschilange, wie sie richtiger genannt werden) mit besonderer Feierlichkeit in Szene gesetzt wurde. Es verlief denn auch alles programmmäßig und unter dem Jubel der Bevölkerung ging der Einzug vor sich. Kalamba-Mukenge, der sich mit den Großen seines Reiches auf der Kiota (Marktplatz) eingefunden hatte, wurde gebührend begrüßt. Kabassu-Babu (Wissmann) aber und seine Genossen fühlten sich endlich in Ruhe und unter guten Freunden.

Am 15. November traf auch Hans Müller von seiner Reise zu Muata-Kumbana bei der Expedition wieder ein, die nun wieder unter ihrem Führer vereinigt war. Er brachte von seiner mit Umsicht, Geschick und Schneid ausgeführten Expedition

wichtige Nachrichten über die einschlägigen hydrographischen Verhältnisse mit, die für die weiteren Unternehmungen von Wert waren.

Nachdem die Einzugsfeierlichkeiten vorüber waren und die ersten Besprechungen mit Kalamba-Mukenge stattgefunden hatten, ging Wissmann an die Anlage einer befestigten Station, die so eingerichtet sein sollte, daß sie auch den Angriffen feindlicher Stämme standhalten konnte. Und er hatte berechtigten Grund, sich auf solche Eventualitäten vorzubereiten, da die im Lande der Baschilange handeltreibenden Kioque und Bangala sich bereits als Feinde der Weißen erklärt hatten. Zudem war der „erste Minister" Kalambas, Kokoba, ein Bangala. Man mußte daher bei dem unsicheren Charakter der Neger immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß die Bangala gelegentlich bei Kalamba derartig ans Ruder kamen, daß sie in die Lage versetzt werden konnten, unfreundliche Absichten in Taten umzusetzen. Wissmann wählte demzufolge nicht Mukenge selbst als Stütz- und Ausgangspunkt für sein nunmehr beginnendes Unternehmen, sondern einen Ort, der 10 Kilometer nördlich davon, am Lulua, lag, 70 Meter seine Umgebung überhöhend und ca. 1000 Meter vom linken Flußufer entfernt. Die hier entstehende Station taufte er Luluaburg; sie hat sich in der Folgezeit so gut bewährt, daß sie noch jetzt einen wichtigen Zentralpunkt des westlichen Zentralafrika bildet. Kalamba-Mukenge, der die Weißen gern in seiner Hauptstadt gehabt hätte, war naturgemäß zunächst mit diesem Entschluß Wissmanns durchaus nicht einverstanden, aber dem großen Einfluß „Kabassu-Babus" gelang es sehr bald, ohne daß das gute Einvernehmen zwischen ihm und Kalamba auch nur vorübergehend gestört wurde, den Häuptling von der Notwendigkeit seiner Maßnahmen zu überzeugen. Es wurde ihm unter kluger Verschweigung des wahren Grundes gesagt, daß Mukenge einmal für die Zwecke der Expedition zu weit vom Lulua entfernt läge und daß das Haus, in dem Pogge 1881 gewohnt und das Kalamba Wissmann zur Verfügung gestellt hatte, so verfallen sei, daß es ganz unbewohnbar geworden, zudem auch viel zu klein sei. So mußte Kalamba dem Willen Wissmanns nachgeben, der dagegen versprach, daß Wolf zurückkehren werde, um Haus, Hof und Garten Pogges wieder instand zu

setzen. Kalamba war zufrieden und stellte sogar seine Begleitung wie die seiner Schwester Sangula-Meta, die von überragendem Einfluß auf ihren Bruder war, auf der Kassaireise in Aussicht. Dieses Anerbieten war von außerordentlicher Wichtigkeit für die Fortsetzung der Reise, die allein schon dadurch gesichert schien. Ein großer Teil der Küstenträger, die zunächst über Mukenge nicht hinausgehen wollten, erklärte, wenn Kalamba mitginge, täten sie es auch. Wissmann war dadurch großer Sorge behoben und froh darüber, einen Teil seiner tüchtigen Träger auch fernerhin behalten zu können.

Bevor wir zur Beschreibung der weiteren Ereignisse übergehen, erscheint es angezeigt, einiges über Land und Leute der Baschilange, die eine so wichtige Rolle bei der Erforschung des schwarzen Erdteils spielen sollten, zu sagen.

Wissmann ist der Ansicht, daß die Bezeichnung Baschilange und nicht Baluba für die hier in Frage kommenden Negerstämme die richtigere ist. Das Volk ist ein Mischvolk aus Baluba und Baschilange, hat aber in erhöhtem Grade alle besonderen Eigentümlichkeiten der Baschilange. Wir werden daher im Verlaufe der Erzählung die letztere Bezeichnung wählen.

Wissmann teilt die Baschilange ein in:

1. Baschilamboa (Baschi = Leute, mboa = Hund). Bewohnen den größten und westlichsten Teil des Landes und erkennen, dem Namen nach, Katende als ihr Haupt an. Es wird später erzählt werden, wie Kalamba mit Hilfe Wissmanns, Katende gänzlich unterwarf. „Hundeleute“, weil sie im Kriege wie Hunde bissen (allegorisch), oder weil sie Hundefleisch aßen.
2. Baschilambembele (bembele = Moskito). Bezeichnung ebenfalls allegorisch, weil sie wie Moskitos stachen (mittels Pfeilen!) oder weil sie zahlreich wie Moskitos gewesen seien. Sie verdrängten die Baschilamboa nach Westen.
3. Baschilakassanga (kassanga-sanga = weiße, kleine Termiten). Um die lästigen Moskitos zu vertreiben, verbrennt man dort in den Hütten Stücke von Termitenzellen mit ihren Innewohnern; so sollen die Baschilakassanga die Baschilambembele nach Nordwesten verdrängt haben.

4. Die Bena-Luntu (Bena = Söhne). Sie wohnen im Nordosten des Landes, sind der am wenigsten zivilisierte Stamm der Baschilange, vielleicht sogar noch Anthropophagen und tätowieren sich im Verhältnis zu den anderen drei Stämmen nur äußerst selten. Ihrem Körperbau nach ähneln sie noch am meisten den Baluba.

Die Baschilange waren früher ein sehr kriegerisches Volk; sie wurden nach und nach milder in ihren Sitten durch einen Kultus, der sonst gerade nicht nachahmenswert erscheint, und zwar durch den vielleicht Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eingeführten „Hanfrauchkultus". Dieser schloß die den Kultus annehmenden Stämme enger zusammen, brachte eigene, verhältnismäßig milde Gesetze und Sitten zustande und hob die Bena-Riamba (Söhne des Hanfes, Riamba-Hanf) auf eine höhere Kulturstufe. Der Handel hob sich im Lande und wurde frei auch für andere Stämme, die in Lubuku (dem Lande der Freundschaft, wie man das Land der Hanfraucher genannt hatte) nichts zu fürchten hatten.

Das Land liegt in günstiger Höhenlage, ist reich bewässert und hat eine gute Humusschicht, so daß die Baschilange, wie Wissmann erzählt, alle ihm bekannten afrikanischen Feldfrüchte und seit seiner Reise nach Nyangwe, auch Reis bauten. Selbst europäisches Gemüse wurde gezogen.

Überhaupt bemühten sich die Baschilange, alles, was ihnen von europäischer Kultur gebracht wurde, anzunehmen und nachzuahmen. Pogge und Wissmann waren die ersten Weißen, welche die Baschilange sahen, als sie 1881 zu ihnen ins Land kamen. Sie wurden nicht nur freundschaftlich, sondern mit Ehren aufgenommen, und da die Baschilange an eine Art Seelenwanderung glauben, als 2 ihrer früher verstorbenen großen Häuptlinge empfangen, Pogge als Kassongo und Wissmann als Kabassu-Babu, welchen Namen er seitdem dauernd beibehalten hat. So erklärt sich auch wohl der große Einfluß, den Wissmann jederzeit bei den Baschilange gehabt hat.

Wissmann meint, daß die Baschilange, wohl von allen ihm bekannten zentralafrikanischen Stämmen, am schnellsten sich der Zivilisation nähern würden. Er gibt die Veränderung an, die in den letzten 10 Jahren mit ihnen vorgegangen waren, und die er zum größten Teil selbst beobachten konnte.

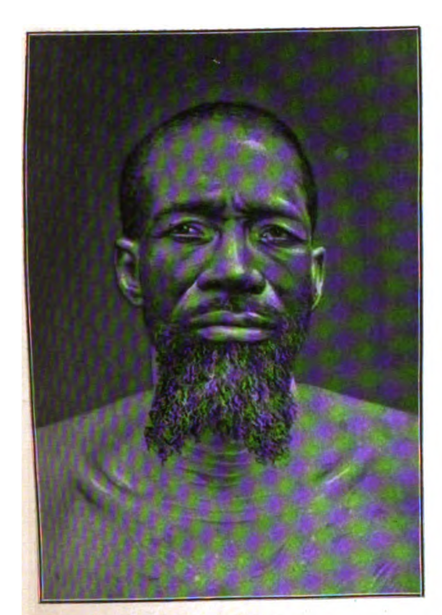


Sie reisen, im Gegensatz zu allen andern sie umwohnenden Völkern, gern mit Weißen. Sie haben die Reiskultur angenommen und ihren Haustierstand erhöht, viele Mißbräuche abgestellt, alle Fetische verbrannt, ja sogar die Todesstrafe abgeschafft. Sie verfertigen gute Stoffe, sind imstande, ihre Gewehre selbst auszubessern, beginnen Lehmhäuser, sogar zweistöckige zu bauen, sie versuchen, sich europäisch zu kleiden, Tisch und Lehnstühle anzufertigen, ja selbst von Tellern mit Messer und Gabel zu essen.

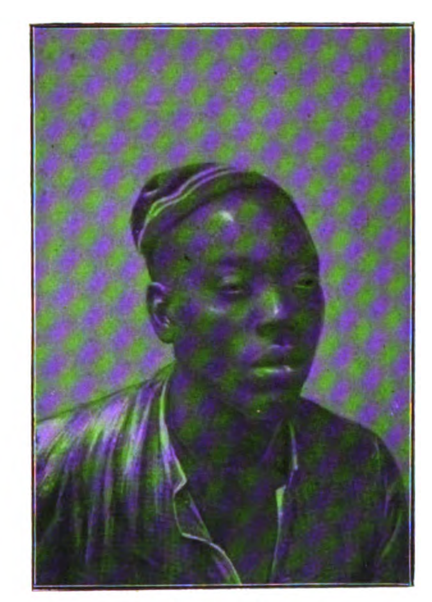
Am meisten hat Wissmann an ihnen noch auszusetzen, daß die Männer nicht an Arbeit gewöhnt sind, er hofft aber, daß auch dieses mit der Zeit sich ändern wird, was er den ihm lieb gewordenen Baschilange wünscht und was er als beste Belohnung für seine an Mühen, Entbehrungen, häufige Enttäuschungen und Sorgen, aber auch an Erfolgen reiche bei ihnen verlebte Zeit betrachten würde.

Der Bau von Luluaburg schritt emsig fort, und bald konnte Kalamba dort Wissmann seinen Gegenbesuch machen, wobei wieder von beiden Seiten besonderer Pomp gemacht wurde. Wissmanns Grashütte, neben der das von Krupp geschenkte Geschütz postiert, und die für diese Festlichkeit feierlich geschmückt war, diente als Empfangssalon. Mit Kalamba kamen die Großen des Reiches. So vor allem der schon vorher erwähnte Premierminister Kakoba, der präsumtive Thronfolger Kalambas, Kalamba-Muana, der Häuptling Tschingenge, ebenfalls ein Muschilange (Muschilange, Singular von Baschilange) ein alter Freund Wissmanns aus dem Jahre 1881, in dessen Dorf Wissmann damals lange Zeit gewohnt hatte und der sich jetzt als unfreiwilliger Gast bei Kalamba befand, und last not least, Sangula-Meta, die Schwester Kalambas und Hohepriesterin des Riamba-Kultus. Über die beiden letzteren, die später mit Kalamba Wissmann ebenfalls auf der Kassaifahrt begleiteten, muß, bevor wir fortfahren, noch einiges gesagt werden.

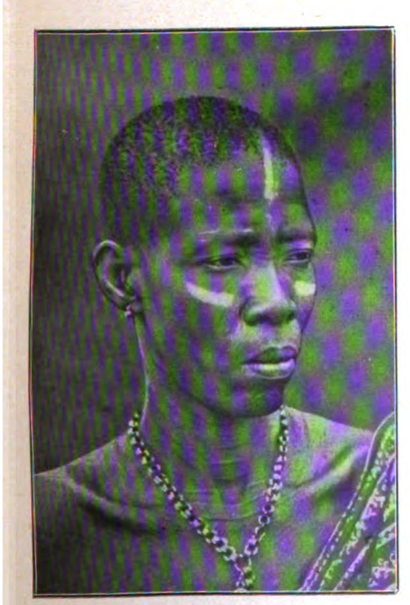
Tschingenge war, als Wissmann zum erstenmal ins Land kam, ein unabhängiger Häuptling, der Kalamba an Macht gleichkam und infolgedessen sein Gegner war. Wissmann wohnte damals bei ihm, während Pogge bei Kalamba blieb. In der Zwischenzeit hatte aber Kalamba den Unbotmäßigen völlig



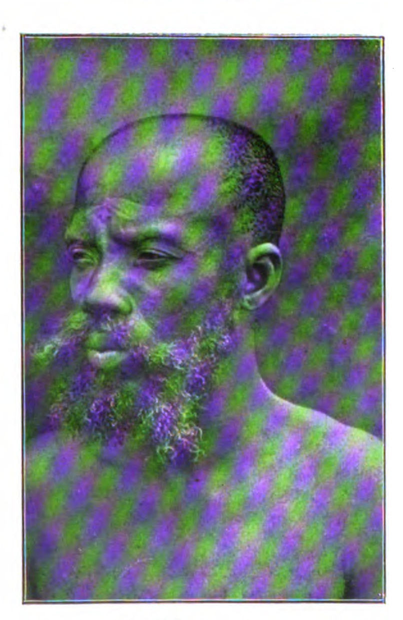
Kalamba Mukenge,
Häuptling in Mukenge



Kalamba Moana,
Thronfolger in Mukenge.



Sangula Meta,
Schwester Kalambas.



Tschingenge,
Häuptling der Baluba.

unterworfen und ihn, der besseren Überwachung wegen, mit sich nach Mukenge genommen. Hier weilte er jetzt noch gezwungen, sich nach seinem Dorf, seiner Herrschaft und seiner Freiheit sehnend. Er hoffte dieses alles durch seinen Freund Wissmann wieder zu erlangen, welche Hoffnung auch durch den Einfluß Wissmanns bei Kalamba in Erfüllung gehen sollte. Wissmann gelang es wirklich, Kalamba milde zu stimmen, und schon kurze Zeit nach dem hier geschilderten Besuch konnte Wissmann mit François Tschingenge in seine alte Residenz zurückbegleiten. Kalamba hatte nur verlangt, daß er selbst Tschingenge wieder in seine Würde einsetzen wolle, um vor jedermann die Abhängigkeit Tschingenges von ihm, dem Oberhäuptling, dokumentiert zu sehen. Tschingenge ist später ein guter Vasall Kalambas und treuer Freund Wissmanns bis zu seinem Tode geblieben.

Sangula-Meta, die Schwester Kalambas, war auf ihren Bruder häufig von bestimmendem Einfluß und ebenso, als Oberpriesterin des Riamba-Kults, auf alle Handlungen der Baschilange. Sie muß eine Frau von großen Charakteranlagen und nicht gewöhnlichem persönlichen Mute gewesen sein, wovon sie häufige Proben abgelegt hat. Sie war ihrem Bruder eine ebenso treue Schwester, wie unseren Reisenden eine treue Freundin. Manche Schwierigkeiten während der Kassaireise hat Wissmann mit Hilfe dieser bedeutenden Frau leichter überwinden können.

In dieser Begleitung also stattete Kalamba seine Staatsvisite ab, die zu allseitiger, größter Zufriedenheit verlief. Nachdem „Kischila" getrunken war, was zur Blutsbrüderschaft verpflichtet, und hier zum ersten Male, wie von Kalamba vorgeschlagen und von Sangula-Meta sanktioniert, nach Riambakultus geschah, was zu um so festerer Freundschaft verbinden sollte, kam man zu einem für Wissmann und unsere Reisenden überaus wertvollen Abkommen: Kalamba, Sangula, Tschingenge und mehrere große Häuptlinge wollten mit ihrem Gefolge Wissmann auf der Kassaiexpedition begleiten. Was vorher nur Wünsche und Hoffnungen gewesen waren, konnte man jetzt so ziemlich als Tatsachen betrachten.

Immerhin hielt es Wissmann für gut, während an der Be-

festigung und Herstellung von Luluaburg gearbeitet wurde, Wolf nach Mukenge zu delegieren. Er sollte dort einerseits Pogges Haus mit seinen Anlagen wieder herstellen, um es für die Afrikanische Gesellschaft in Berlin zu erhalten — wir sehen also auch hier wieder, Wissmann, so weit er es mit seiner ihm vom König der Belgier anvertrauten Mission in loyaler Weise vereinbaren konnte, die Interessen seines deutschen Vaterlandes wahrnehmen —, anderseits aber sollte Wolf auch dem feindseligen Einfluß der Kioque und Bangala entgegenarbeiten und Kalamba immer wieder an sein Reiseversprechen erinnern.

Es war somit einstweilen alles in schönster Ordnung, und die Reisenden konnten der Zukunft mit einiger Ruhe entgegensehen.

Wissmann schreibt jetzt von der Station Luluaburg-Lubuku an seine Mutter:

> „Wir sind alle gesund und wohlbehalten auf der reizend am Lulua gelegenen Station Luluaburg, wie ich sie genannt habe. Die Aussicht ist prächtig. Hier oben weht stets ein kühler Wind. Jedem habe ich sein Arbeitsressort zugeteilt, so daß es an Beschäftigung nicht fehlt, natürlich auch mir nicht, am allerwenigsten.
>
> In 2—3 Monaten breche ich von hier auf und hoffe am Kongo im April 1885 anzukommen (wir werden sehen, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllte, und Wissmann erst im Juli in Kwamouth am Kongo eintraf. Der Verf.).
>
> Beiliegenden großen Brief an den König. Versiegelt und rekommandiert absenden. Den kleinen Brief an Frau v. François (François ist im Dienste abwesend und kann nicht schreiben), damit sich seine Mutter nicht ängstigt. (Man beachte die zarte Rücksichtnahme auf seine Gefährten und deren Verwandte, die sich in fast allen Briefen Wissmanns ausspricht. Der Verf.)
>
> Wir bauen Häuser, Kanus, machen Felder und Gärten, sind sehr beschäftigt und befriedigt. . . .
>
> Hermann.“

Sehr bald aber wurden sie aus dieser Ruhe in ziemlich unliebsamer Weise gerissen.

Kalamba pochte an Wissmanns Tür, um Waffenbrüderschaft von ihm zu heischen. Feinde waren ante portas. Und

Wissmann mußte eingedenk des „Kischila", Kalamba wohl oder übel willfahren. Andernfalls würde sich auch Kalamba aller Verpflichtungen gegen Wissmann los und ledig gefühlt haben.

Katende, ein Unterhäuptling Kalambas, verweigerte den Tribut. Auf wiederholte Mahnung war dem Boten des Oberhäuptlings erwidert worden: Katende wird dem Kalamba keinen Tribut mehr zahlen, er verlangt im Gegenteil Geschenke von Kalamba, da er der Ältere ist! Ein solches Verbrechen forderte Blut. Am 9. Dezember erfolgte von Katende die Kriegserklärung, und Wissmann mußte sich auf Kalambas Seite an diesem Kriege beteiligen. Mit Wolf, François, Franz Müller und 50 seiner besten Angolaträger zog er am 11. Dezember ins Feld.

In Tschingenge, wo Kalamba mit seiner Kriegsmacht bereits stand, aber den vielleicht stärkeren Katende nicht anzugreifen wagte, vereinigte sich Wissmanns Streitmacht mit der Kalambas. Neuer Mut zog in des letzteren Lager ein, und es war Zeit, denn Kalambas Ansehen hatte bereits bedenklich gelitten. Nun aber ging es mit echt afrikanischem Trara auf den Feind.

Wissmann, dem naturgemäß an diesem Kriegszuge nur wenig liegen, der ihm aber aus oben angeführtem Grunde auch nicht fern bleiben konnte, hatte noch weniger Veranlassung, besonders freundschaftliche Gefühle für Katende zu hegen; denn einmal hatte dieser sich im Jahre 1881 schon feindlich gegen Pogges Expedition gestellt, diesen sogar beschimpft, andererseits aber konnte man gewiß sein, falls Katende etwa über Kalamba siegen sollte, daß es dann mit jeglicher Unterstützung für die Ausführung der Kassaireise nicht nur aus und vorbei war, sondern daß man sich sogar äußerster Feindseligkeiten gegen die Fortführung der Expedition versichert halten mußte. Schließlich kam aber bei unseren Reisenden noch die Überlegung hinzu, daß ihre Gegenwart bei den kriegerischen Ereignissen unnütze Grausamkeiten und übertriebenes Blutvergießen, wie sie sonst bei afrikanischen Kriegen üblich sind, verhindern konnte.

Da also der Ausgang des Kampfes Wissmann durchaus nicht gleichgültig sein konnte, ging es mit Interesse und Energie in den Streit.



Katende und seine Heerscharen benahmen sich, entgegen ihrem frech-höhnischen Verhalten vor Beginn des Krieges, nun durchaus nicht übermäßig mutig. Es stellte sich später heraus, daß gerade die Gegenwart der Weißen ihm und seinen Tapferen den Mut benommen hatte.

So trieben die Verbündeten die Katendeleute vor sich her, wobei es dem Einfluß Wissmanns gelang, Kalamba zu einem „Moio" (Ukas an sein Volk) zu bewegen, der das unnütze Morden, namentlich auch der alten Leute, was sonst durchaus kommentmäßig war, bei Todesstrafe verbot.

Katende wurde in unaufhaltbarem Siegeslauf auf der ganzen Linie geschlagen, und er selbst schon am 17. Dezember als Gefangener eingebracht. Die ihm verbündeten Kioque hatten ihn nicht nur verraten, sondern selbst festgenommen und einem Häuptling Kalambas ausgeliefert. In der Freude seines Herzens über den errungenen Sieg und die Gefangennahme des bis dahin so stolzen Katende, versprach Kalamba den Kopf des Gegners seinem weißen Bundesgenossen; er wußte, daß Wolf Schädel sammelte.

Das Anerbieten wurde von Wissmann nur in der Weise akzeptiert, daß er den ganzen Katende verlangte. Dieser wurde dann auch lebendig unseren weißen Freunden ausgeliefert, denen er unter allen Zeichen der Devotion nahte und die ihn in Gewahrsam nahmen und auch darin behielten, trotzdem später wiederholt sein Tod von Kalamba verlangt wurde.

Nachdem Katende seine Reichskleinodien, unter denen sich, als stärkster Fetisch, eine Trommel befand, schweren Herzens an Kalamba ausgeliefert hatte, konnte dieser als unbestrittener Sieger in seine Residenz zurückkehren. Auch Wissmann konnte mit dem Ausgange dieses Krieges zufrieden sein, nicht nur aus den oben angeführten Gründen, sondern auch besonders deshalb, weil Kalamba sehr wohl wußte, daß er seinen Sieg hauptsächlich der Beteiligung Wissmanns an dem Zuge zu verdanken hatte. Katende hatte bei seinem Verhör direkt gesagt, daß er ohne Hilfe der weißen Männer jetzt wohl nicht gedemütigt vor Kalamba stehen würde. Kalamba sowohl wie Sangula-Meta, die selbstverständlich ihren Bruder auf dem Kriegszuge begleitet hatte, dankten Wissmann in herzlichen Worten für seine Unterstützung.

So war durch diesen Krieg nicht nur die Macht und das Ansehen Kalambas wieder hergestellt und gesichert, sondern auch der Einfluß Wissmanns weiter gestiegen. Katende aber wurde mit nach Luluaburg genommen, und seine Auslieferung von dort verweigert, als eine große Partei in Mukenge später seinen Tod verlangte. Kalamba, der selbst nicht blutdürstig war, schien es ganz recht, daß Wissmann in diesem Punkte auch ihm gegenüber durchaus fest blieb. Später, als unsere Reisenden sich schon auf die Kassaifahrt begeben und Kalamba zu ihrer Begleitung bereits seine Residenz verlassen hatte, schickte Wissmann Katende mit des ersteren alten Dolmetscher Germano in sein Land zurück und ließ ihn dort wieder als Häuptling einsetzen.

Unter tätiger Mitwirkung der Europäer, namentlich der beiden Müller und des unermüdlichen Bugslag wurde die Station Luluaburg in verhältnismäßig kurzer Zeit fertiggestellt. Sie bestand, als die Expedition sie zur Kassaifahrt verlassen mußte, aus zwei Wohnhäusern, Küche, Wasch- und Badehaus, Mannschaftskaserne, Magazinen, Werkstätten, Arbeitsschuppen, Ställen und einem meteorologischen Beobachtungshaus; das Ganze war zum Schutze gegen Überfälle in 6eckiger Form von einem hohen Zaun umgeben. Zudem waren in einem Garten Anbauversuche der verschiedensten dortigen und europäischen Kulturgewächse gemacht, zum Teil mit allerbestem Erfolge. In der gleichen Zeit hatte Wolf in Mukenge die von Pogge angelegte Station, die, wie oben erwähnt, gänzlich verfallen war, wieder hergestellt und neu eingerichtet. Außer dem Wohnhaus waren, auf einem von Bananen- und Ananaspflanzung bestandenen Platze, noch 6 weitere Häuschen errichtet, zu denen ebenfalls ein solches für meteorologische Beobachtungen kam. Alles war fertiggestellt und harrte der Expedition der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin, welche die hübsch angelegten Stationen übernehmen sollte.

Der Gesundheitszustand der Europäer war bei sehr regelmäßigem Leben ein recht günstiger gewesen, bis am 7. Januar plötzlich Franz Müller heftig am Fieber erkrankte. Unter seiner speziellen Aufsicht war im Alluvialboden des Lulua der zum Häuserbau notwendige Ton ausgestochen worden, und er hatte sich hierbei eine schwere perniziöse Malaria zugezogen. Schon

am Abend des nächsten Tages verschied der ehrenhafte und pflichtgetreue junge Offizier in den Armen seines trostlosen Bruders.

Unter einem Eriodendron wurde Müller in würdiger Weise und mit militärischen Ehren zur letzten Ruhe gebettet. Bugslag zierte das Grab mit einfachem Holzkreuz und umgab es mit einer Umzäunung.

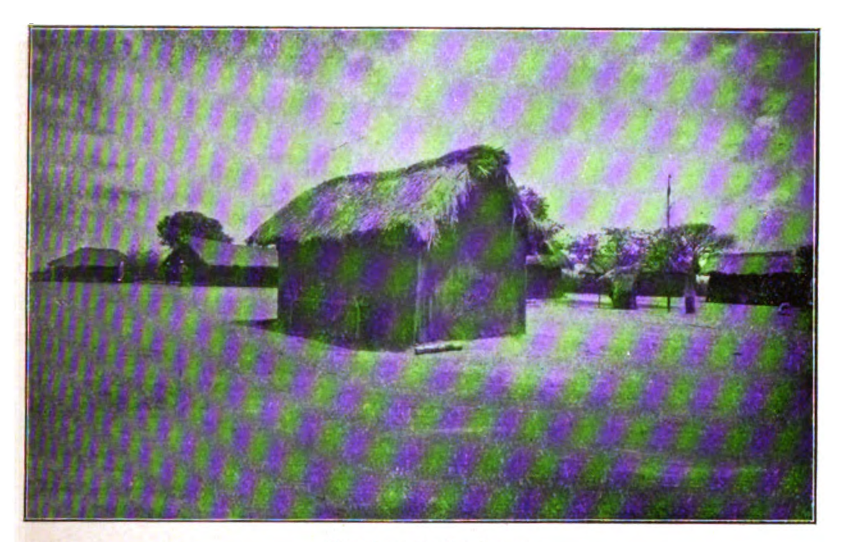
Sonst blieb der Gesundheitszustand der Europäer, bis auf Hans Müller, ein guter. Dieser hatte sich bei der Anlage der Kulturen ebenfalls die Malaria zugezogen, welche durch die seelische Erregung beim Tode des Bruders einen solchen Grad annahm, daß er nach 6wöchentlichem schweren Krankenlager, zur Luftveränderung nach Mukenge gebracht werden mußte, wo er bis auf weiteres die Leitung der Station übernahm.

Inzwischen hatte Wissmann Wolf den Auftrag gegeben, mit einer Expedition zum Bakubahäuptlinge Lukengo zu gehen, um mit diesem freundschaftliche Beziehungen herzustellen, was für die Weiterreise aus den verschiedensten Gründen als durchaus notwendig erschien.

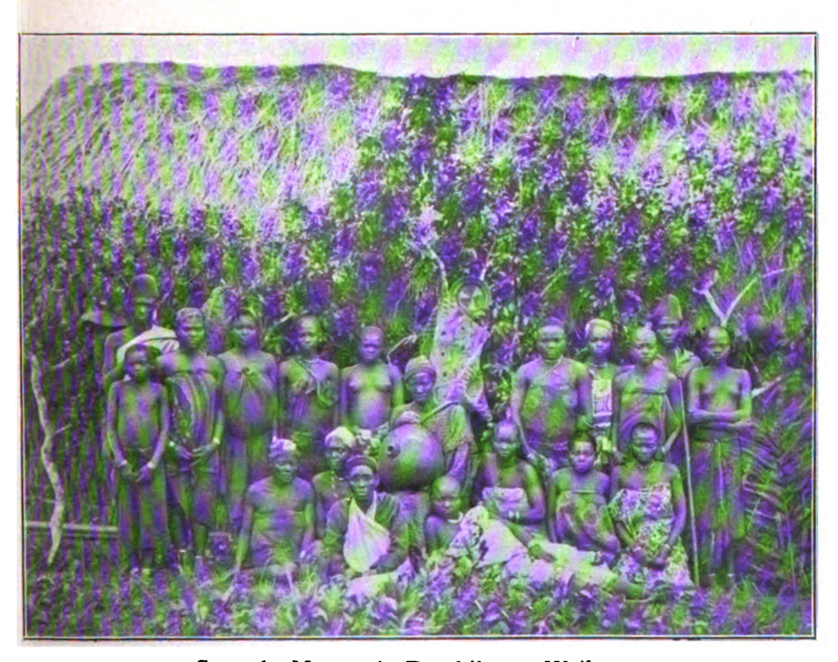
Wolf entledigte sich seiner Aufgabe mit so großer Umsicht und so großem Takte, daß der Erfolg seiner Reise von großem Nutzen für den Fortgang der Expedition wurde.

So stellte er gleich anfangs seiner Reise die Schiffbarkeit des Lulua unterhalb des Bena-Tschidila-Falles fest, und der Bericht hierüber an Wissmann veranlaßte diesen später, den Kanubauplatz und die Einschiffung der Expedition zur Kassaifahrt dorthin zu verlegen. Auch sonst brachte Wolf wichtige hydrographische Nachrichten mit, daß der Sankuru wahrscheinlich in den Kassai münde und der Muansangomma kein selbständiger Fluß sei, sondern in den Lubudi fließe.

Mit dem Bakubahäuptling Lukengo aber, in dessen Land noch nie ein Weißer gewesen war, ja das selbst die umwohnenden Nachbarn nicht betreten durften, und von dessen Macht und Grausamkeit die Baluba nicht genug zu erzählen wußten, schloß Wolf so enge Freundschaft, daß Lukengo seinem Lande verkündete, er habe mit Wolf unverbrüchliche Freundschaft geschlossen und sein Land stünde ihm stets offen. Es war das deshalb wertvoll für die Expedition, da dieselbe auf der



Station Luluaburg.



Sangula Meta mit Baschilange-Weibern.

Kassaifahrt eine große Strecke durch das Land der Bakuba kommen mußte. Am 17. März kehrte Wolf wieder nach Luluaburg zurück, welches, ein Werk der unermüdlichen Schaffenskraft Wissmanns, in seinem Ausbau und mit seinen üppigen Feldern so weit vorgeschritten war, daß es einen überraschenden Eindruck auf ihn machte.

Nicht unerwähnt soll bei der Wolfschen Reise bleiben, daß er auch nach den Besuchen in Bakuba eine Niederlassung des Pygmäenvolkes der Batua aufstöberte und wichtige Mitteilungen über diese Zwerge mitbrachte, welche er als die Ureinwohner des Landes anspricht.

Am 24. März kam auch François von der Reise zum Kanjokahäuptling Mona-Tenda zurück, zu welchem Wissmann ihn gesandt hatte, um diesem Geschenke zu bringen und gleichzeitig die Route kartographisch festzulegen. Mona-Tenda hatte schon wiederholt Gesandte und Geschenke an Wißmann geschickt und um den Besuch eines Weißen gebeten. Über das Verhalten Mona-Tendas und seiner Leute war François allerdings nicht besonders entzückt; er hatte sich sogar wiederholentlich ganz energisch seiner Haut wehren müssen . Auf dem Rückmarsche traf François Kalamba, der noch seit seinem Siege über Katende, und seitdem ihn Wissmann damals verlassen hatte, also seit dem 21. Dezember, in seinem Lande umherzog, um Tribut einzuziehen und abtrünnige Häuptlinge zu züchtigen. Er war begleitet von Sangula-Meta, Kakoba und Tschingenge und war mit dem Stand seiner Geschäfte recht zufrieden. François forderte Kalamba im Namen Wissmanns auf, bald nach Mukenge zurückzukehren, da die Expedition bereit sei, die Kassaireise anzutreten und nur auf Kalambas Rückkehr warte. Kalamba versprach auch zu kommen, er habe alle die Orte, von denen er Tribut haben wolle, bereist und warte nur noch die Rückkehr seiner detachierten Abteilung ab, um in seine Residenz zurückzukehren.

Es wurde Zeit, die Vorbereitungen für die Weiterreise ernstlich in die Hand zu nehmen, und so wurde Müller mit Bugslag zur Auswahl eines Platzes abgesandt, an dem der Bau von Kanus für die Wasserfahrt erfolgen konnte. Es ist schon erwähnt, daß nach Wolfs Erkundungen der Lulua unterhalb der Bena-Tschidila-Fälle schiffbar war. Dorthin ging also Müller

ab. Nach mehreren anstrengenden Tagemärschen wurde Tschiliwu unterhalb der genannten Fälle erreicht, und da Müller hier passende Bäume fand, die wohl geeignet zum Kanubau waren, wurde sogleich der Bau einiger Boote in Angriff genommen. Unter Vorarbeit Bugslags wurde emsig an der Fertigstellung der Boote geschafft. Inzwischen traf auch François mit weiteren Leuten auf der Baustelle ein, so daß die Arbeit noch schneller gefördert werden konnte.

Die Wasserverhältnisse (es war Ende April geworden, und die trockene Zeit konnte bald wieder eintreten) machten es ratsam, die Kanus noch weiter stromabwärts nach den in jeder Beziehung günstig gelegenen Hafen Kalamba-ku-maiu zu schaffen, was unter allerhand Schwierigkeiten, aber ohne Unfall gelang.

Die Arbeit ging munter vorwärts, auch nachdem Bugslag am 4. Mai nach Luluaburg zurückgekehrt war, wo er während der nun folgenden Kassaireise allein den Oberbefehl führen sollte. Am 5. Mai traf Büchsenmacher Schneider mit weiteren 14 Mann auf dem Bauplatz ein.

In dieser Zeit hatte Müller, als er in der Umgegend von Kalamba-ku-maiu große Mengen von Lebensmitteln für die Arbeiter und die Weiterreise einkaufte, einen ernstlichen Kampf in einem am Lombello gelegenen Dorfe zu bestehen, in welchem 3 seiner Leute fielen, er selbst und ein vierter Mann verwundet wurden; es gelang ihm nur durch die größte Geistesgegenwart, sich und die übrigen seiner wenigen Leute vor dem sicheren Tode zu retten.

Kalamba, der immer noch nicht zurückgekehrt war, wurde von seinem oben erwähnten Beutezuge von Wolf zurückgeholt und machte bald nach seiner Rückkehr Wissmann seinen Besuch in Luluaburg, um seine für die Beteiligung an der Kassaireise bestimmten Geschenke abzuholen und noch verschiedene Regierungsangelegenheiten zu besprechen.

Er wurde wieder feierlich empfangen, und Wissmann begrüßte ihn mit den Worten: „Sei gegrüßt, Kalamba, wir wollen gehen, wir wollen zusammen gehen, um das große Wasser zu besuchen; es ist weit bis dorthin, ich werde dich hinführen und dir Sachen zeigen, die du noch nicht gesehen hast. Heute sind wir zusammengekommen, um alles mündlich zu verabreden. Ich habe gesprochen."

So ganz ohne alle Schwierigkeiten ging die Angelegenheit aber doch nicht ab; nachdem schon alles zur Zufriedenheit erledigt schien, erklärte Kakoba, das Volk wünsche, daß Kalamba die Kassaireise nicht mitmache, sondern daß Kalamba-Muana an seiner Statt mitreise. Kalamba aber entschied darauf: „Kalamba wird selbst die große Reise mitmachen und freut sich darauf, den großen Strom zu sehen. Wer vor dem Wasser Angst hat, ist eine Memme und mag in seiner Hütte bleiben. Kalamba geht, und wenn er einmal unterwegs ist, wird er nicht vor dem Ziele umdrehen. Kalamba-Muana bleibt in Mukenge und ihm hat das Volk während meiner Abwesenheit zu gehorchen!"

Damit war die Frage entschieden, und Kalamba hielt an seinem Versprechen fest, trotzdem vor Antritt der Reise nochmals versucht wurde, ihn umzustimmen.

Wissmann ging nun selbst zum Bauplatz ab, wo er alsbald die Oberleitung übernahm, unter welcher dann noch innerhalb 6 Tagen das größte Kanu angefertigt wurde, welches Wissmann selbst durch die Stromschnellen zum Abgangshafen steuerte.

Von hier schreibt Wissmann am 16. Mai an seine Mutter:

„. . . Da ich einen Dolmetscher nach Malange sende, findet sich Gelegenheit, Dir zu berichten, daß ich mich wohl befinde.

Endlich bin ich kurz vor der Abreise von hier, den Lulua und Kassai hinab. Die Flotte ist fertig für 200 Mann, 50 meiner Leute und 150 Baschilange. Dr. Wolf, v. François und der jüngere Müller, Kalamba, Sangula und Tschingenge begleiten mich.

Der ältere Müller ist leider vor 4 Monaten einem perniziösen Fieber erlegen; es ist der, von dem Du sagtest, daß er schwächlich aussähe und Du besorgtest, er würde es nicht aushalten. Bitte schreibe einige Worte an seine arme Mutter. Alle übrigen Herren sind von der besten Gesundheit.

Müller II habe ich eine Reise nach Muata Kumbana, Dr. Wolf zu Lukengo, v. François nach Kanioka (Mona-Tenda) machen lassen. Ich selbst bin fast immer auf der Station geblieben und bin stolz auf diese Zivilisationsinsel

im Wildnismeer. Es ist eine Art Burg mit 10 Häusern, Wohnhäusern, Scheunen, Ställen, Kasernen usw. Mit 4 Gärten, die prachtvoll viel europäische Gemüse liefern, Bohnen, Zwiebeln, Salat, Radieschen, Erbsen, Reis, Kohl, Mohrrüben, Kohlrüben, rote Rüben, Tabak usw. Der Viehstand besteht aus 20 Stück Rindvieh, 20 Schafen, 20 Ziegen, 40 Hühnern, 10 Schweinen, 10 europäischen Hunden, 14 Enten, Perlhühnern usw.

Gelegen nördlich von Kalamba-Mukenge am Lulua.

Da die Verhältnisse, trotz aller Anstrengungen, nicht gestatteten, vorher abzureisen, war mir die Station ein ordentlich gemütliches Heim geworden. Einmal war ich von hier abwesend, behufs eines Krieges, verbündet mit Kalamba, gegen den bedeutendsten hiesigen Häuptling.

Es war mehr eine Jagd als ein Krieg, denn nur zweimal versuchte Katende Widerstand. 8 Dörfer wurden niedergebrannt und Katende ausgeliefert, war als Gefangener auf der Station. Diese Vorgänge waren von einem derartigen Eindruck, daß ich seitdem viel in hiesiger Politik gemacht habe. —

Leider ist der Lulua so voller Fälle und Schnellen, daß ich die Kanus weiter abwärts bauen ließ, und immer noch werden wir große Schwierigkeiten haben.

Wahrscheinlich wird Dich der nächste Brief, den ich von einer der Stationen am Kongo zu senden hoffe, eher erreichen als dieser. . . .

Hermann."

Wolf kam mit Kalamba und seinem immer noch anwachsenden Gefolge nach. Alles wollte jetzt mit Wissmann und Kalamba die Reise mitmachen.

Die Zahl der Reiselustigen war so groß geworden, daß keine Möglichkeit vorhanden war, sie alle in den 12 großen und 10 kleinen Kanus unterzubringen, vor allem auch deswegen nicht, weil jeder Häuptling und Krieger wenigstens einige seiner Frauen mitnehmen wollte. Als nun angekündigt wurde, daß nur wenige Kalamba begleiten dürften, wurde diesem gesagt, daß Böses gegen ihn geplant sei, und daß man ihn in die Sklaverei schleppen wolle. Er müsse entweder viele Krieger mitnehmen oder dürfe gar nicht reisen. Das erfordere die Vorsicht und

das Wohl des Landes. Aber Kalamba ließ sich nicht irre machen. Er erklärte, daß sein Vertrauen zu Wissmann und den Weißen unerschütterlich sei und daß nicht mehr Leute mitgenommen werden könnten, als in den Booten Platz fänden.

Am nächsten Tage wurde definitiv bestimmt, wer mitreisen sollte. Den Häuptlingen wurde je eine Frau zugestanden, und selbst Kalamba begnügte sich mit einer, während Tschingenge es keinesfalls unter zweien tun wollte, die ihm denn auch bewilligt wurden. Sangula-Meta begleitete, wie schon erwähnt, ebenfalls die Reisenden. Nun wurden alle Designierten von Kalamba ins Wasser geschickt, um von ihm „Pemba" zu erhalten, d. h. er feite sie, nachdem sie dem Bade entstiegen waren, durch symbolische Striche mit flüssigem Thon über Stirn, Brust und Unterleib gegen Krankheiten, Unglücksfälle und Verwundungen während der bevorstehenden Reise.

Nach Sonnenuntergang wurde noch eine Besprechung über alle Formalitäten usw. während der Reise gehalten, und dann konnte am nächsten Morgen die Fahrt ins Ungewisse angetreten werden.

III. Auf dem Lulua, Kassai und Kongo. Von Luluaburg nach Leopoldville.

Am 28. Mai morgens um 9 Uhr konnte Wissmann das Zeichen zum Besteigen der Boote geben, und nachdem von unsern Reisenden auch der letzte Versuch glücklich zurückgewiesen war, daß sich zur Reise Nichtausgewählte im letzten Moment doch noch in die Kanus drängten, konnte die Fahrt beginnen. Die Boote waren mit bunten Flaggen geschmückt; jeder Mann hatte ein Gewehr erhalten.

Wissmann befand sich als Führer der Expedition im Stahlbot „Paul Pogge". Wolf, François und Müller führten je ein großes Kanu mit 14—18 Bewaffneten, welche sich zum Schutze der Expedition gegen etwaige Angriffe dort zu befinden hatten, von woher eventuell Gefahr drohte. Kalamba, Sangula und Tschingenge hatten ebenfalls größere Boote zu ihrer Verfügung. Die Fahrt ging den Lulua abwärts.

Am 5. Juni schon lief die Expedition in den mächtigen Kassai ein, früher, als sie zu hoffen gewagt hatten.

Und doch war der Fortgang der Reise wiederholt in Frage gestellt worden. Schon am ersten Tage waren beim Überschreiten von Stromschnellen beinahe Unglücksfälle vorgekommen; dann hatte Kalamba beängstigende Träume gehabt, die bei den abergläubischen Negern weitgehende Folgen haben konnten, und deren Befürchtungen erst zerstreut wurden, nachdem Wissmann mit Kalamba eine Pfeife Riamba geraucht hatte; ein wirklicher Unglücksfall aber war am 1. Juni eingetreten beim Passieren von Stromschnellen, die durch 3 parallel laufende Felsreihen gebildet wurden. Wissmann, Kalamba und Tschingenge hatten mit ihren Booten die gefährliche Passage als erste glücklich überwunden, während die andern Kanus alle mehr oder weniger in Gefahr gekommen waren, an den Felsen zu zerschellen und in die Tiefe zu sinken. Das Boot des Dolmetschers Bimba war untergegangen und mit ihm der hervorragende Häuptling und treue Freund Kalambas Ndemba mit 2 Mann. Andere Boote waren so stark beschädigt worden, daß sie nur mit knapper Not dem Untergange entrannen. Diese Katastrophe hätte zweifellos die übelsten Folgen für die Fortsetzung der Expedition gehabt, wenn nicht Kalamba und Sangula treu zu Wissmann gehalten hätten, mit dem sie in derselben Nacht noch eine Unterredung hatten, in der sie bestimmt erklärten, daß sie sich nicht von ihm trennen und nicht zurückkehren würden.

Sangula aber hatte die erregten Gemüter der Baschilange dadurch zu beruhigen gesucht, daß sie in einem nächtlichen „Moio“ erklärte, Ndemba sei nicht ertrunken, sondern ein böser Zauber hielte ihn nur im Lulua gefangen, er würde aber später von diesem befreit, wieder in die Heimat zurückkehren.

Am nächsten Morgen hatte die Fahrt fortgesetzt werden können, nachdem festgestellt war, daß für die nächsten Tage keine weiteren Stromschnellen zu befürchten seien.

So war es weiter durch üppige Tropengegend gegangen, am Einfluß des Luebo in den Lulua vorbei, mit einem Ruhetage, der auf Wunsch Kalambas eingelegt war, ohne weiteren Unfall in den Kassai, der von den Reisenden froher Hoffnung begrüßt wurde. Und wenn es auch ins Ungewisse ging, was tat es, dem Mutigen gehört die Welt. Hatte man doch einen erprobten Führer und in Kalamba und seinen Baschilange treue Begleiter.

Etwa 2000 Meter von der Einmündung des Lulua in den Kassai wurde an einer dichtbewaldeten Insel im Kassai festgemacht, von wo man freien Ausblick nach beiden Seiten auf den mächtigen Strom hatte, der schon hier eine Breite von 1500—1600 Meter aufwies.

Man befand sich jetzt nicht mehr im Lande der Baluba, sondern schon seit der Einmündung des Luebo in den Lulua im Gebiete der Bakete und Bakuba.

Unsere Reisenden erhielten sehr bald auf ihrer kleinen Insel Besuch von umwohnenden Eingeborenen, die zunächst sprachlos vor Erstaunen waren, weiße Menschen zu sehen; nachdem sie aber die schönen Tauschartikel alle betrachtet hatten, baten sie sehr bald, daß die Expedition doch länger bleiben möchte. Sie brachten dann alles möglich Eßbare an, forderten aber ziemlich hohe Preise dafür, da sie möglichst viel von all den schönen Dingen erwerben wollten.

Man erfuhr, daß der Kassai hier Nschari und N'dchalle-Melle genannt wurde, und daß am linken wie rechten Ufer die Bakongo säßen, während weiter unterhalb am rechten Ufer die als Kannibalen gefürchteten Bassongo-Mino den Fluß beherrschten, von denen die Reisenden früher schon allerlei Schauerliches gehört hatten. Am 7. Juni ging es weiter. Die Breite des Flusses wechselte zwischen 900 und 2000 Meter; häufig war das Fahrwasser an den breitern Stellen so flach, daß die Bootsbemannung ins Wasser steigen mußte, um die festsitzenden Kanus über die Untiefen zu schieben. Die Tierwelt wurde mannigfaltiger, viele Flußpferde zeigten sich, und am Ufer wurde eine Büffelkuh zur Strecke gebracht.

Die Bakuba, deren Ortschaften passiert wurden, waren wohl infolge des Wolfschen Besuches bei Lukengo meist zutunlich. Auch von ihnen erfuhr man, daß weiter unterhalb im Westen böse Menschen säßen, die Bassongo-Mino, und daß der Kassai so breit würde, daß man von einem Ufer das andere nicht sehen könne.

Die Fahrt ging ohne Störung weiter bis zum 10. Juni. An diesem Tage ließ Kalamba, der Geschmack an den Ruhetagen gefunden hatte, Wissmann wieder um Einlage eines solchen bitten, was aber nicht bewilligt wurde, da das Streben Wissmanns und seiner Europäer dahinging, zunächst das ge-

steckte Ziel zu erreichen und erst auszuruhen, wenn ihnen dieses beschieden sein sollte. So ging es am 11. Juni weiter durch wildreiche Gegenden; auch Spuren von Elefanten und zahlreichen Antilopen wurden entdeckt. Am 13. Juni wechselte der Kassai wieder seine Breite häufig. An einigen Stellen betrug sie nur 500 Meter, während sie an anderen bis 3500 Meter wuchs. Die Strömung betrug hier durchschnittlich 50 Meter in der Minute.

Als Lagerplatz wurde wieder eine mit dichtem Busch bestandene Insel gewählt, auf die bald Bakuba mit Lebensmitteln und Palmenwein kamen. An dem letztern betranken sich die Leute der Expedition derart, daß der Rest weggeschüttet werden mußte, um es nicht in der Trunkenheit zu Streitigkeiten kommen zu lassen. Einige Bakubaleute brachten schöne Elfenbeinzähne zum Kauf; sie gaben an, daß sie Lukengo mit denselben schicke, der der einzig berechtigte Elfenbeinhändler in seinem Lande sei, und daß man demzufolge wohl einen guten Preis zahlen würde. Es stellte sich aber heraus, daß die Behauptung von dem Eigentumsrecht des Lukengo an den Zähnen nur ein Geschäftskniff war, und die Zähne blieben ungekauft.

Der Fluß wurde nun bis zu 4000 Meter breit und bildete viele Inseln.

Die Expedition hatte sich in den letzten Tagen stets auf der rechten Seite des Flusses gehalten, weil man, wenn Wolfs Erkundungen bei den Bakuba richtig waren, in dieser Zeit die Einmündung des Sankuru in den Kassai passieren mußte. Da, wie gesagt, der Strom hier sehr breit war und bei einem Labyrinth von Inseln und Sandbänken die hydrographischen Verhältnisse desselben schwer zu übersehen waren, wurde wiederum auf einer Insel Halt gemacht, um zunächst die Einmündung des Sankuru zu erforschen. Die Eingeborenen wollten nichts von diesem Flusse wissen; endlich aber erfuhr man von einigen Fischern, die in kleinen Hütten auf einer benachbarten Insel wohnten, von einem großen Fluß, der hinter einer bewaldeten Spitze, ca. 2—3000 Meter von der Insel entfernt münden sollte und der Nschallekeke genannt wurde. Wissmann fuhr hierauf mit Wolf und Müller im Stahlboot „Paul Pogge“ weiter stromab und sie fanden dann richtig die Einmündung

des Flusses, der seine Fluten in Deltaform in den Kassai sandte. Der eine Arm wurde als 250 Meter, der andere als 300 Meter breit festgestellt. Die Strömung war hier so stark, daß der „Paul Pogge" sie nicht überwinden konnte, und so kehrten die Entdecker der Sankurumündung, als welcher Fluß der Nschallekeke zweifellos festgestellt wurde, zur Expedition zurück.

Wissmann beschloß, hier einige Tage zu bleiben, um über den Sankuru, den Wolf später weiter erforschte, wie über den Kassai möglichst genaue Erkundigungen einzuziehen. Die Eingeborenen waren zutunlich und versahen die Expedition mit allem Nötigen. Von Müller wurde gelegentlich einer Kahnfahrt noch die Mündung eines zweiten kleinen Flusses entdeckt, der von den Eingeborenen Lubudi genannt wurde und von links in den Kassai ging.

Von dem Häuptling eines kleinen Mateke- und Baschileledorfes erfuhr man, daß auf beiden Seiten des Flusses Baschilele wohnten; weiter unterhalb säßen Badinga am linken Ufer, am rechten aber Bakutu vom Stamm der Bassongo-Mino und die Bassongo-Mino selbst. Er warnte vor der Weiterfahrt, da die Bassongo-Mino alle Fremden töteten und verspeisten. Am 16. Juni beschlossen die Baschilange einen allgemeinen Riambatanz aufzuführen, um den weiteren glücklichen Verlauf der Reise sicher zu stellen. Es wurde die ganze Nacht durch getanzt und zum Überfluß wurden in der künstlich erregten Stimmung am Morgen Gewehre abgeschossen, bis von den Weißen schon wegen der Munitionsvergeudung eingeschritten werden mußte. Kalamba wurde von Wissmann wegen des Verhaltens seiner Leute Vorwürfe gemacht, und Sangula übernahm es an Kalambas Stelle, in einem „Moio" den Leuten das Törichte ihres Benehmens vorzuhalten und sie zu ermahnen, für die Zukunft verständig zu sein und allein Vertrauen zu ihrer weißen Führung zu haben.

Das „Moio" half, und am 18. früh konnte die Weiterfahrt erfolgen, nachdem 4 Tage an der Sankurumündung Rast gemacht war.

An diesem Tage dauerte die Fahrt jedoch nicht lange, denn ein starker Nebel zwang dazu, die Boote festzumachen und klares Wetter abzuwarten. Die Schwarzen vergnügten sich da-

mit, Fische zu fangen; dabei wurde eine ganz eigentümliche Art entdeckt, die niemand kannte. Schließlich wurde noch ein Zitterwels gefangen, der so starke elektrische Schläge austeilte, daß bei einer Kette von 7 Personen jede derselben den Schlag deutlich fühlte. Besondere Freude erregte es bei den Baschilange, als auch Kalamba und Sangula sich bei diesem Scherz beteiligten. Noch 3½ Stunde nach dem Tode des Tieres waren schwache elektrische Entladungen zu spüren.

Am 19. ging es bei klarem Himmel weiter. Der Strom war hier nur etwas über 500 Meter breit und ca. 6—7 Meter tief. Die Stromgeschwindigkeit betrug 60 Meter in der Minute. Inseln und Sandbänke erschwerten die Fahrt. Kalambas und Müllers Boot mußten mit großer Mühe, nachdem sie aufgerannt waren, wieder flott gemacht werden.

Auf beiden Seiten des Flusses lagen viele Dörfer, die zuerst den Baschilele, dann den Badinga gehörten. Die Badinga machten entgegen den meisten bis dahin angetroffenen Eingeborenen einen bescheidenen Eindruck; sie gaben bereitwilligst auf alles, was sie gefragt wurden, Antwort. Der Kassai wurde von ihnen Nschari genannt, und weiter erzählten sie, daß nur wenige Stunden unterhalb ein Fluß in den Nschari münde.

Von den Umwohnern, mit denen sie in keinem Verkehr zu stehen schienen, wußten sie nichts. Sie wichen in ihrer Tracht nicht unwesentlich von den bisher beobachteten Stämmen ab. In der Handhabung der Kanus zeigten Männer wie Weiber eine große Geschicklichkeit. Am 20. Juni zwang wieder ein dichter Nebel zu verspätetem Aufbruch und baldiger Unterbrechung der Reise, weil ein Boot sich leck gefahren hatte. Der Kassai war hier 2000 Meter breit bei der gleichen, vorerwähnten Schnelligkeit. Bald nach diesem Vorkommnis wurde, nachdem sich der Nebel wieder geteilt hatte, ein Dorf passiert, welches von den Eingeborenen Ngung genannt wurde; hinter demselben erweiterte sich der Strom, und bald darauf wurde die Einmündung eines Flusses von links in den Kassai festgestellt, dessen rotgelbe Farbe sich deutlich von der schmutzig-braunen des Kassai abhob. Bei starker Strömung konnte auf einer der Mündung gegenüberliegenden Sandbank festgemacht werden, da der Platz durch die Einmündung des Loange (dieses konnte der Fluß nur sein), so wichtig war, daß

er festgestellt werden mußte. Von den Eingeborenen wurde der Fluß Tembue genannt, und die Bakuba hatten ihn gelegentlich Wolfs Besuch bei ihnen Nschalle-Tembe (roter Fluß) genannt. Er war identisch mit dem schon am 26. September 1884 von der Expedition bei Kassamba überschrittenem Loange. Mit dem „Paul Pogge" wurde der Loange, der sich ebenfalls in Deltaform in den Kassai ergießt, eine Strecke flußaufwärts verfolgt; er hatte bei dem Eintritt in den Kassai eine Geschwindigkeit von 110 Meter in der Minute. Ein schwerer Sturm mit Gewitter und Regen verhinderte aber die Weiterfahrt auf dem Loange, und die Wasser desselben wurden so wild aufgewühlt, daß die Baschilange erschreckt ob solchen Schauspiels, froh waren, als die Insassen des Stahlbootes das Ufer wieder erreicht hatten. Die Anwohner waren Badinga, und handelslustig boten sie den Reisenden alles zum Kauf an; auch Elfenbeinzähne wurden ins Lager gebracht. Vom Laufe des Kassai konnten sie Neues nichts mitteilen; sie nannten ihn Tschankulu und erzählten, daß weiter westlich die Bangodi oder Bassongo-Mino säßen, von denen sie aber Näheres nicht wissen wollten. Sie nannten diesen Stamm auch Bakutu und Bankulle.

Am 21. ging es weiter. Der Kassai verbreiterte sich, und Inseln und Sandbänke nahmen zu. An den Ufern lagen im prächtigen Waldschmuck eine Reihe kleiner Badingadörfer. An den seichten Sandbänken, auf welche alle Boote nacheinander festfuhren, mußte die Bemannung wieder ins Wasser, um so die Kanus über die seichten Stellen hinwegzuschieben.

Nachdem noch die Einmündung eines kleinen Flusses von links passiert war, wurde wieder auf einer Insel Halt gemacht, weil Kalamba mit seinem Boot weit zurückgeblieben war; er tat dieses in letzter Zeit öfters, wohl im Unmut darüber, weil auch sein Boot hatte Ladung aufnehmen müssen.

Die Eingeborenen brachten Lebensmittel aller Art und machten einen bescheidenen Eindruck; über den Lauf des Kassai waren auch sie nicht unterrichtet; sie konnten nur angeben, daß am rechten Ufer von nun ab die Bassongo-Mino säßen, mit denen sie aber wenig in Verbindung zu sein schienen.

Auf der Weiterfahrt verbreiterte sich der Kassai noch mehr. An einem unter Borassuspalmen auf einer Insel gelegenen Dorfe

wurde der nächste Halt gemacht. Die Eingeborenen glichen den Badinga, nannten sich aber Bangodi und waren freundlich wie jene. Über den Kassai, den auch sie Tschankulu nannten, wußten sie auch nur, daß eine Tagereise westlich von ihnen auf beiden Seiten die Bassongo-Mino säßen.

So häufig auch die Reisenden jetzt schon den Namen Bassongo-Mino gehört hatten, so konnten sie doch nichts Näheres über diesen fabelhaften Volksstamm erfahren, und es wurde dieses um so auffälliger, als sie sich doch jetzt schon in der nächsten Nachbarschaft derselben befanden. Alle Nachrichten, die sie bisher erhalten hatten, reichten immer nur bis zu den Bassongo-Mino. Entweder mußte also dieser Volksstamm wirklich mit bewaffneter Hand jedes Eindringen in sein Gebiet abwehren, oder die Terrainschwierigkeiten mußten so groß sein, daß sie jeden weiteren Verkehr auf dem Kassai und im Lande der Bassongo-Mino stocken machten.

Der nächste Tag mußte endlich Klarheit bringen.

Inzwischen schoß Wissmann mit seiner Elefantenbüchse ein Flußpferd, und man entdeckte auf der Insel ganz frische Elefantenspuren, die Kalamba so aufregten, daß er eine resultatlose Jagdstreife hinter den Spuren her machte.

Am 24. Juni wurde die Fahrt mit besonderer Spannung angetreten, erwartete man doch am heutigen Tage die Bassongo-Mino wirklich kennen zu lernen und aus ihrem Benehmen Schlüsse für die nächste Zukunft ziehen zu können. Der Kassai behielt im wesentlichen seinen Charakter bei. Schon nach kurzer Fahrt wurden auf der linken Seite einige Dörfer passiert, vor denen die ganze Bevölkerung in großer Aufregung versammelt stand, welche zunahm, wenn die kleine Flottille den Ortschaften näher kam. Sobald versucht wurde, mit den Leuten in freundschaftliche Verhandlungen zu treten, nahmen sie eine unverkennbare drohende Haltung an, führten wilde Kriegstänze auf und drohten mit Messer, Pfeil und Bogen.

Der vielen Sandbänke wegen, und da ein Angriff von der feindlichen Bevölkerung jederzeit erwartet werden konnte, war Vorsicht geboten, und Wissmann ließ zur Weiterfahrt die Kanus zu gegenseitiger Unterstützung dicht aufschließen. Namentlich auf dem linken Ufer schienen viele Niederlassungen der Bassongo-Mino zu sein.

An einem Terrainvorsprung des rechten Ufers befanden sich in der Nähe von Klippen einige Hütten, deren Bewohner am Ufer standen. Als sich die Boote in aller Ruhe bis auf 10 Meter genähert hatten, schossen die Leute ihre Pfeile ab und verwundeten dadurch den Dolmetscher Kunja leicht an der Hand. Trotzdem wurde nicht von den Waffen Gebrauch gemacht, weil die Reisenden aus den verschiedensten Gründen hofften, mit den Bassongo-Mino in friedlichen Verkehr treten zu können und auch hier in der Nähe Lager beziehen wollten. Wissmann sagte sich, daß er mit seiner kleinen Expedition einem dauernden feindlichen Widerstand nicht würde gewachsen sein, daß ein Rückzug (der auch unter keinen Umständen beabsichtigt war, denn die Lösung der Kassai-Frage lag vor ihm) schon wegen der Manöverierunfähigkeit der schweren Kanus stromaufwärts unmöglich sei, und daß er außerdem von den Bassongo-Mino im friedlichen Verkehr wertvolle Aufschlüsse über den weiteren Lauf des Kassai würde erhalten können.

2 Kilometer unterhalb des feindlichen Dorfes wurde auf einer freien Wiesenfläche, die von dichtem Walde umgrenzt war, Lager bezogen. Bald nachdem die Expedition an Land gegangen war, näherten sich einige Kanus, deren Insassen mit den Waffen in der Hand zögernd näher kamen, und die erst einiges Vertrauen zu gewinnen schienen, nachdem ihnen Kaurimuscheln und Perlen gezeigt waren. Sie erzählten, daß sie Bakuba oder Bassongo-Mino wären und daß ihr Volksstamm hier den Fluß beherrsche. Sie nannten den Kassai Nscharri und auch Sankulu, über seinen weiteren Lauf gaben sie aber keine Auskunft. Als Stammesabzeichen hatten die Leute die Schneidezähne zu beiden Seiten spitz zugefeilt. Aus diesem Stammesabzeichen erklärte sich der Name Bassongo-Mino. Bassongo = Mensch, Mino = Zähne, Zahnmenschen. Da die Männer (die Weiber waren in den Booten geblieben) sahen, daß ihnen nichts geschah, und da sie die Reisenden für unbewaffnet hielten (Gewehre waren ihnen augenscheinlich ganz fremd), wurden sie dreister und brachten auch ein Kanu mit Lebensmitteln an, welche sie im Tauschhandel verkauften.

Am meisten Ähnlichkeit hatten die Leute mit den Bakuba, wenn sie auch deren Größe nicht erreichten; auf ihr Äußeres hatten sie wenig Sorgfalt verwandt, mehr auf ihre Pfeile und

Bogen. Der Gesamteindruck war kein vorteilhafter; sie sahen so schmutzig aus, wie ihre Hütten sich in der Ferne ausgenommen hatten, und in ihren Gesichtern hatten sie etwas Unstätes und Heimtückisches. Sie flößten Mißtrauen ein und unterschieden sich von den bisher gesehenen Völkerschaften entschieden ungünstig. Am nächsten Morgen, kurz vor Aufbruch der Expedition, hatte sich eine große Anzahl Eingeborener beim Lager versammelt, im Gegensatz zu dem Verhalten der Leute am gestrigen Abend, war aber heute jede Freundlichkeit geschwunden; sie wurden frech und zudringlich und forderten von der Expedition, daß sie entweder hier bleiben oder umkehren solle, denn an eine Weiterfahrt sei nicht zu denken, da sie mit bewaffneter Hand von allen Seiten der Ufer und Inseln daran verhindert werden würde. Da die Frechheit der Leute mit jedem Momente, wie ihre Anzahl wuchs, wurde die Lage immer bedenklicher; Wissmann ließ deshalb kurzer Hand das Signal „Avancieren" geben, und vorwärts ging es in die Kanus. Wissmann und Wolf übernahmen in ihren Booten selbst die Nachhut. Die Bassongo-Mino aber drängten nach und bestiegen auch ihrerseits ihre Kanus, setzten auf einer Insel die Weiber ab und begannen die Verfolgung der Expedition. Nachdem sie sich den an der Queue fahrenden Booten Wissmanns und Wolfs genügend genähert hatten, gaben sie ohne jegliche Veranlassung Pfeilschüsse auf diese ab, und von allen Seiten hagelte es nun Pfeile über die Expedition. Die Baschilange waren durch den plötzlichen Angriff der großen Übermacht und die Schauergeschichten, die sie nun schon seit vielen Tagen über die Bassongo-Mino gehört hatten, so verängstigt, daß sie miserabel schossen; die Sache wäre unheilvoll ausgegangen, wenn die Europäer nicht um so ruhigeres Blut bewahrt und mit jedem Schuß ihren Mann zur Strecke gebracht hätten. Die Diener luden ihre Büchsen, und sie wehrten jedes zu nahe Herankommen der frechtapferen Bassongo-Mino ab, die trotz ihrer Verluste im Angriff nicht nachließen. So glitt die kleine Flotille im beständigen Kampfe den Kassai abwärts, und mußte sie sich den Ufern nähern, so kamen zu den sie in den Kanus verfolgenden Angreifern noch die Leute aus den zahlreichen Dörfern hinzu, die die Bedränger vom Lande aus

unterstützten. Allmählich wurden aber doch der verfolgenden Boote weniger, und schließlich verschwanden auch diese letzten. Es war auch Zeit geworden, daß die Expedition sich nach einem Lagerplatz umsah. Natürlich mußte derselbe möglichst abseits von Dörfern und Verkehrswegen der Bassongo-Mino gesucht werden. Schließlich schien eine Insel für einen nächtlichen Halt geeignet zu sein; die Expedition mußte, um diese zu erreichen, einen ziemlich engen Kanal des Flusses passieren. Von Feinden war nichts mehr zu bemerken. Wissmann und François fuhren jetzt an der Spitze, Müller in der Mitte, und Wolf machte den Schluß. Die leichteren Boote konnten hier gut passieren, aber die schwereren und tiefergehenden saßen sehr bald fest, so daß wieder zum Schieben der Kanus geschritten werden mußte. Die Leute stiegen ins Wasser, alles war mit der Arbeit beschäftigt. Da erschienen plötzlich wohl 20 Kanus im Fluß, und am nahen Ufer zeigten sich gleichfalls wieder bewaffnete Feinde. Sie mochten hoffen, hier der Expedition ihre Niederlage bereiten zu können. Vom Ufer, von der Insel und in Kanus wandten sie sich gegen die verhaßten Eindringlinge, und mit wüstem Schlachtgeschrei Niama! Niama, d. h. Fleisch! Fleisch! stürmte der wilde Feind im sicheren Gefühle seines Sieges gegen die Boote der Expedition und die bereits auf der Insel gelandeten Wissmann und François.

Aber auch hier rettete die Ruhe der Europäer wieder die Situation. Die verängstigten Baschilange schossen so schlecht wie vorher, sicher aber trafen die Kugeln der Weißen. Trotz großer Verluste zeigten die Bassongo zunächst keine Entmutigung, sondern suchten, so schnell wie möglich ins Handgemenge zu kommen. Schließlich mußten sie aber doch der Überlegenheit der Europäer und ihrer Gewehre weichen, besonders, da es anfing, Abend zu werden und ihr Häuptling, ein schön gewachsener, großer Mann mit einer Kugel in der Stirn tot auf der Insel lag. Der Feind hatte viele Tote und Verwundete gehabt und bei Anbruch der Dunkelheit zog er sich auf allen Seiten zurück. Die Expedition hatte glücklicherweise keinen Toten zu beklagen, sondern nur Verwundete; sie lagerte des Nachts, ohne Feuer machen zu können, mit ausgestellten Posten auf der so schwer eroberten Insel. Abwechselnd hielten die Europäer Wache.

Am nächsten Morgen ging es mit der Erwartung auf neue Kämpfe weiter. An den Ufern erschienen bald bewaffnete Eingeborene, auf welche zu nun die Richtung der Kanus genommen wurde, um den Bassongo-Mino zu zeigen, daß man keine Furcht habe. Wissmann hielt es für angezeigt, um den Mut seiner Baschilange etwas anzufeuern, ein kriegerisches „Moio" auszugeben, welches von den Baschilange mit wildem Ho! Ho! Ho! beantwortet wurde. Die Haltung der kleinen Expedition schien im Andenken an die gestern erlittene Schlappe auf die Bassongo-Mino solchen Eindruck zu machen, daß sie sich überall außer Schußweite der gefürchteten Feuerrohre der Weißen hielten. Auch von den Inseln im Flusse verschwanden die Eingeborenen in ihren Kanus stromaufwärts, sobald sich die Expedition ihnen näherte. Der Kassai erreichte hier Breiten bis zu 6 Kilometer.

Gegen Mittag wurde an einer nicht weit vom Ufer entfernten Insel in der Nähe eines Dorfes Halt gemacht. Die Eingeborenen benahmen sich scheu, aber nicht feindlich. Sie nannten sich Batoba und gehörten gleichfalls zum Stamm der Bassongo-Mino. Es stellte sich heraus, daß sie von den gestrigen Kämpfen wußten und daß heute mit ihrer Hilfe die Expedition erneut angegriffen werden sollte. Sie hatten sich aber geweigert, mitzutun, wodurch der ganze Angriff unterblieb.

Auf der Fahrt am nächsten Tage erfuhren die Reisenden von den zahlreichen am Ufer wohnenden Eingeborenen, daß sie das Gebiet der Bassongo-Mino bereits verlassen hatten. Am rechten Ufer wohnten nunmehr Bangule, am linken Badima. Der Kassai wurde Ndschari oder Sankulu genannt.

In den nächsten Tagen erschien die Bevölkerung überall friedlich und unbewaffnet an den Ufern; der Fluß nahm stellenweise eine Breite von 8000 Meter an.

Später verengte sich der Fluß wieder auf ca. 1000 Meter. Auf einigen Inseln empfingen die Eingeborenen die vorüberfahrende Flottille mit Speerschwingen und Kriegstänzen, ließen es aber, als die Reisenden vorüber waren, dabei bewenden.

So ging es in den nächsten Tagen weiter unter Hoffnungen, Befürchtungen und Zweifeln. Bald glaubte man sich dem ersehnten Ziele nahe, bald schien es wieder weiter denn je in die

Ferne gerückt. Am 29. Juni kam es nochmals zu einem Kampfe. Gelegentlich eines Ruhetages waren die Baschilange nach einem etwas entfernter liegenden Dorf gegangen, um Lebensmittel einzuhandeln, wurden dort aber mit Pfeilschüssen von den Eingeborenen empfangen. Müller kam den Bedrängten mit einigen Bewaffneten zu Hilfe, und sehr bald wurde der Widerstand gebrochen. Die erbitterten Baschilange machten das Dorf dem Erdboden gleich. Hüben und drüben hatte es Verwundete gegeben. Die Folgen dieses Gefechtes machten sich in den nächsten Tagen in dem Verhalten der Flußanwohner bemerkbar, die häufig kriegerische Gelüste zeigten, aber meist vor Schreck über die weißen Gesichter davon abstanden. Dann wurde es friedlich, und durch wunderbare Uferszenerien, an denen sich das Auge nicht satt sehen konnte, ging es weiter bis zur Mündung des Kuango. Hier schien man sich europäischer Kultur endlich zu nähern. Die Eingeborenen trugen bereits vereinzelt europäische Stoffe; sie begrüßten die Reisenden durch Handschlag und sprachen von einer Station der Weißen; auch erzählten sie, daß vor kurzem ein „Feuerkanu“ dieses Weges gekommen sei, und die Männer trugen fast durchweg Feuersteingewehre.

Alles das konnte nur so gedeutet werden, daß sich die Expedition einer europäischen Station näherte. Aber wo mochte sie liegen! Der Kassai war abwechselnd bis auf 300 Meter Breite zusammengeschrumpft, dann wieder auf 4000 Meter gewachsen. Mündete er in den Leopold-See, den Stanley entdeckt hatte, oder ging er in den Kongo, wie Wissmann und Müller, nach seinen Erkundungen bei Muata-Kumbana, schon früher angenommen hatten? Die nächsten Tage mußten Sicherheit bringen. Einstweilen befanden sich unsere Reisenden noch nach wie vor im Ungewissen.

3 Kilometer unterhalb der Kuangomündung wurde am Abend des 2. Juli Lager bezogen.

Am 3. Juli ging es, trotz Bitten Kalambas um einen Ruhetag, schon in aller Frühe weiter.

Bei ziemlich starkem Winde und Wellenschlag verbreiterte sich der Kassai bald auf 1 $^1/_2$—2 deutsche Meilen. Der Strom sah aus wie ein See mit vielen Sandbänken und Inseln; man begann wieder zu fürchten, daß man im Leopold-See an-

gekommen sei. Eine drückende Aussicht bei der Unvollkommenheit der Kanus. Auch sollten nach Stanley auf Inseln und Ufern des Leopold-Sees den Europäern und Fremden feindliche Stämme wohnen. Man bemerkte aber bald, daß den Bewohnern der Inseln und Ufer der Weiße kein Fremder mehr war; die Leute kamen furchtlos in ihren Kanus herangefahren und begrüßten die Expedition freundschaftlich.

Auf einer Insel wurde bei einem Baketedorf Halt gemacht. Die Eingeborenen brachten Lebensmittel, die sie gegen europäische Stoffe vertauschten. Die Art der Bekleidung, namentlich bei den Frauen, fing an, derjenigen der Küstenneger zu gleichen. Man erfuhr von einem Eingeborenen, welcher der Küstensprache mächtig war, einiges über den Kassai und die Nebenflüsse, wie über die Anwohner. Im allgemeinen gehörten die Eingeborenen von hier ab, bis zur Mündung des Kassai in den Kongo, zum Volke der Bagansi, wenn sie sich auch in verschiedene kleine Stämme mit besonderen Namen zerteilten. Weiter wurde erzählt, daß man schon nach einer Fahrt von 3 Stunden an eine Station der Weißen kommen würde. Am 4. Juli verengte sich der Kassai bald wieder auf 1200 Meter, aber nach 3stündiger Fahrt war von einer Station der Weißen noch nichts zu sehen. Von rechts floß dem Kassai eine sepiabraune Wassermasse zu, die von den Reisenden als der Abfluß des Leopoldsees angesprochen wurde, was später seine Bestätigung fand. Der Kassai nahm hier eine Breite von nur 600 Meter an und floß ohne Inselbildung in ruhigem Laufe dahin. Bei schön angelegten Dörfern, welche Muschi genannt wurden, machte man bei freundlichen Leuten Halt, deren Häuptling erzählte, daß in zwei Tagereisen der Kongo zu erreichen wäre. Die Reisenden hatten hier Gelegenheit, einen idyllischen schönen Friedhof zu bewundern, der in der Nähe des Dorfes lag und zeigte, wie pietätvoll hier die Schwarzen ihre Toten ehrten.

Am 5. Juli wurde in aller Frühe der schöne Platz wieder verlassen, und auf dem bis 7000 Meter sich erweiternden Kassai gingen Wind und Wellen so stark, daß sich bei den Baschilange die Seekrankheit einzustellen begann.

An einem wildreichen Platze wurde Halt und ein Ruhetag gemacht. Wissmann sorgte durch Erlegung eines Flußpferdes,

daß dem sich fühlbar machenden Fleischmangel abgeholfen wurde. Die Eingeborenen nannten sich Basanschi.

Am 7. Juli ging es weiter. Die Gegend wurde immer wildreicher, und eine Elefantenherde von 11 Stück, die sich am Ufer dem Fluß zu bewegte, machte der Weiterfahrt ein Ende. Elefantenspuren hatte man schon wiederholt gesehen, aber noch nie war es geglückt, diese mächtigen Tiere selbst zu Gesicht zu bekommen. Der Kurs wurde sofort verändert und zu Wasser und zu Lande dieses seltene Wild angepirscht. Es gelang nach aufregender Jagd, 7 Elefanten zur Strecke zu bringen, nur 4 entgingen dem todbringenden Blei. Der Jubel über diesen Jagderfolg war bei Weiß und Schwarz groß. Zur Fleischverteilung wurde ein erneuter Ruhetag eingelegt. Reichhaltig war in diesen Tagen das afrikanische Diner, Elefantenzunge und Elefantensuppe zierten dasselbe neben Flußpferdsteak. In den nächsten Tagen waren die Boote durch die ungeheuren Fleischmengen, die aber noch gute Dienste auch als Tauschartikel leisten sollten, so voller Ballast, daß bei den noch hoch gehenden Wellen des Stromes mit großer Vorsicht gefahren werden mußte.

Am 9. Juli endlich, nachdem die unruhigen Fluten noch einmal zu längerem Halt gezwungen hatten, und der Kassai sich bis auf nur 350 Meter verengte, entdeckten die Reisenden um $12^1/_2$ Uhr mittags in der Ferne europäisch aussehende Gebäude und eine blaue Flagge mit goldenem Stern, die über diesen wehte. Majestätisch lag vor ihnen eine große Wasserfläche, in die der Kassai floß. Es war kein Zweifel, man mußte am Ende der Reise sein. Jubelnd wurde eine Gewehrsalve nach der andern abgegeben, und als die kleine Flottille bei der Station anlegte, war diese bereits, allarmiert durch die Salven, belebt von einer neugierigen Menge, die sich nicht genug darüber wundern konnte, woher des Wegs unsere Reisenden kamen.

Vor der Menge der bewaffneten Schwarzen erwarteten 2 Europäer am Ufer Wissmann und die Seinen. Es waren Mr. Burton und Mr. Swinburne, Beamte des neugebildeten Kongostaates. Die Station aber hieß Kwamouth, und der Strom, an welchem man sich nun befand — der Kongo. Wissmanns Bleiben währte aber hier nicht lange; schon am nächsten

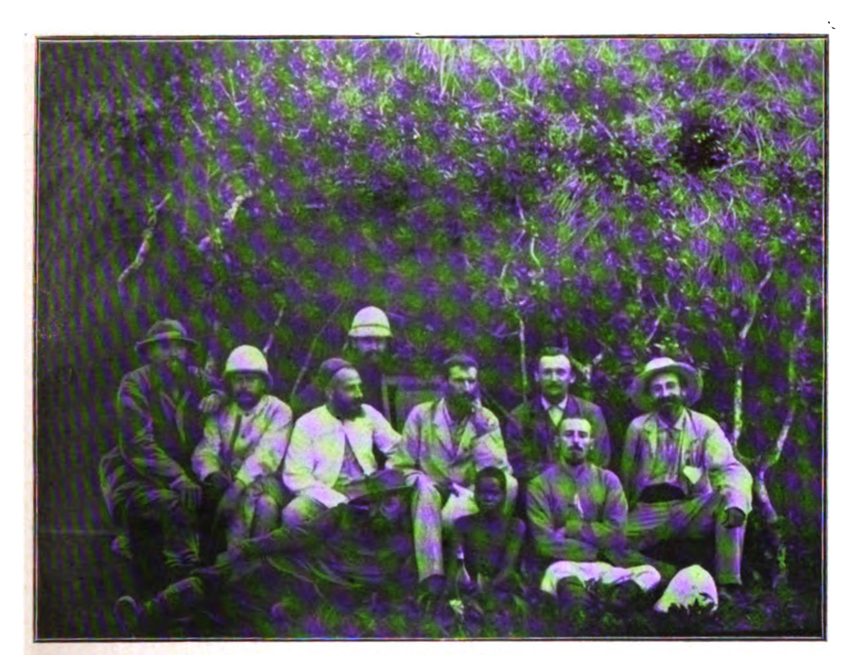
Tage verließ er im „Paul Pogge" in Begleitung von Mr. Swinburne Kwamouth, um nach Leopoldville im Stanley-Pool zu fahren und dort Vorsorge zu treffen für die Unterbringung seiner Expedition. König Leopold hatte in großer Fürsorge allen Stationen des neuen Kongostaates anbefohlen, Wissmann mit seiner Expedition die beste Aufnahme zuteil werden zu lassen und ihm jede Unterstützung zu gewähren. Allerdings, erzählten die europäischen Angestellten des Kongostaates, habe man nur wenig Hoffnung gehabt, lebendig jemanden von der Wissmannschen Expedition wiederzusehen, man habe gemeint, alle Teilnehmer seien umgekommen. Als nun die kleine Flottille auf dem Kwa, so wurde der Kassai hier genannt, gesichtet worden sei, sei man der Ansicht gewesen, daß sich eine portugiesische Expedition nähere, denn man habe bisher angenommen, daß der Kwa der Kuango sei. Die Freude über den großen Erfolg der Expedition war nun natürlich auf allen Seiten um so größer; auch die braven Baschilange teilten dieselbe ehrlich, und Kalamba und Sangula erörterten in verschiedenen „Moios", wie recht sie in ihrem Vertrauen zu Wissmann und den Weißen gehabt hätten, wie unrecht aber die Kioque und Bangala mit ihren böswilligen Verdächtigungen.

Am 11. Juli brach Wolf mit der Expedition ebenfalls auf, die noch mehrere Tage den majestätischen Kongo abwärts fuhr, bis am 16. Juli Kinschassa, die Station Mr. Swinburnes, im Pool erreicht wurde.

Wissmann war mit dem Missionar Grenfell auf dem Dampfer „Peace" seiner Expedition entgegengefahren, hatte sie aber in dem labyrinthischen Inselgewirr des Pool verfehlt und kam erst gegen Abend wieder nach Kinschassa zurück.

Die Freude und das Erstaunen der Baschilange war groß, als sie Wissmann mit dem „mächtigen Feuerkanu" zurückkehren sahen, und sie brachen in Jubel aus, als Kabassu-Babu von der „Peace" aus ein „Moio" an sie gab.

Der sonst ernste Kalamba geriet bei dem Anblick des Dampfers in so kindische Freude, daß er fortwährend in die Hände klatschte und nur mehr noch mit einem solchen Kanu in die Heimat zurückkehren wollte. Die erste Probefahrt auf



In Leopoldville.



Baschilange in Leopoldville.

einem solchen durfte er dann schon am nächsten Tage machen, da auf Wissmanns Wunsch Mr. Grenfell ihn, Tschingenge und Sangula auf der „Peace“ mit nach Leopoldville nahm. Auch Wolf traf am nächsten Tage, nach nicht ungefährlicher Fahrt, in Leopoldville ein, wo Mr. Rose Troup, der Chef der Station, mit seinen Beamten die Expedition empfing. Station und Mission waren beflaggt, und überall herrschte Freude über die Beendigung der gefahrvollen Reise.

In Leopoldville war so reges Leben, daß unsere Reisenden sich dort beinahe wie in eine Großstadt versetzt fühlten. Besonders erfreut waren sie, unter den Gästen der Station auch Landsleute zu treffen. Es waren dieses der Premierleutnant Kund und Leutnant Tappenbeck, beide aus unserer ersten Afrikaerforschungszeit wohl bekannt, beide heute tot, sowie Dr. Büttner. Die Herren gehörten zu einer von der deutschen Afrikanischen Gesellschaft ausgesandten Expedition, die unsere Reisenden in Mukenge schon erwartet hatten, um ihnen die neueingerichtete Poggesche Station zu übergeben. Auch andere interessante Persönlichkeiten traf man an, französische und italienische Forschungsreisende.

In Leopoldville ging die so erfolgreiche Expedition auseinander. Das Kassaiproblem war gelöst; es erübrigte nur noch, die braven Baschilange wieder in ihre Heimat zurückzubefördern. Hiermit beauftragte Wissmann den Dr. Wolf, der am 5. Oktober mit dem Dampfer „Stanley“, auf welchem seine Leute untergebracht waren, aufbrach. Den Kongo, Kassai und Lulua ging es bis zur Luebomündung aufwärts; von dort aber brachte Wolf seine Schutzbefohlenen wieder über Land nach Mukenge. Es wurde hierdurch festgestellt, daß bis zur Luebomündung alle durchfahrenen Flüsse für Dampfboote schiffbar sind. Leutnant v. François fuhr mit dem Missionar Grenfell auf dem Dampfer „Peace“ zur Erforschung des Tschuapa und Lulongo ab; Hans Müller kehrte, an perniziöser Malaria schwer erkrankt, nach Europa zurück, und Wissmann selbst mußte Heilung suchend nach Madeira gehen. Ein nervös-asthmatisches Leiden, welches ihn schon länger belästigte, war durch die Strapazen der Reise so ernsthaft geworden, daß er, kaum noch transportfähig, von Leopoldville nach der Küste gebracht werden mußte.

Aus dem offiziellen Bericht, den Wissmann über die Erforschung des Kassai an den König der Belgier erstattete, sei hier noch eine Stelle wiedergegeben, die interessante Aufschlüsse über die Bedeutung der Entdeckung unseres großen Forschers gibt:

„Der Kassai," schreibt Wissmann, „macht an seiner Mündung keinen bedeutenden Eindruck. Hätte man jedoch die Wassermassen gemessen, so würde man bald zu der Überlegung gekommen sein, daß dieses nicht der Kuango oder Seeabfluß sein kann.

Diesem Umstande, sowie der labyrinthischen Stromformation auf der Höhe der Einmündung des Seeabflusses habe ich es wohl zu danken, daß bis zu meiner Ankunft der Strom in Dunkel gehüllt blieb, daß die Steamer mir nicht zuvorgekommen waren, daß ich das Glück habe, durch Euer Majestät mir gnädigst geschenktes Vertrauen und die reichen mir bewilligten Mittel, der Welt eine Wasserstraße geöffnet zu haben von 400 Meilen Länge, ohne die zum Teil bedeutenden, scheinbar (außer dem Kuango) schiffbaren Nebenflüsse. Eine Straße, in reicheres Gebiet führend, als die des Kongo oder Lualaba, soweit ich ihn kenne, eine Straße, die auf 6—10 Jahre das Elfenbein des größten Teiles des südlichen Kongobeckens liefern muß, deren Gummireichtum großartig ist.

Ich spreche hier nur von Gummi und Elfenbein, weil diese vorläufig die einzig lohnenden Ausfuhrartikel sind.

Aber wie überall jetzt in Afrika, ist es auch hier die höchste Zeit. Sobald der Erfolg meiner Reise bekannt ist, werden portugiesische Händler (wie mir schon Herr Saturnino gesagt hat, der allerdings, wie ich, noch nichts von dem Erfolg des Berliner Kongresses wußte) versuchen, denselben für sich auszubeuten, und dieses kann schon in Jahresfrist geschehen.

Ich kann also nur raten, sofort einen Steamer mit Kauri-Muscheln, feinen, dunkelgefärbten Perlen, dunklen Stoffen, Kupfer, Salz und Geschirr (Teller und Tassen) regelmäßige Touren zum Ankauf von Elfenbein machen zu lassen, dabei bestimmte Plätze regelmäßig zu besuchen, damit sich nach dorthin das Leben des Inlandes zieht. Gleichzeitig sollten die von den Bakuba abwärts wohnenden Stämme vom Werte des Gummis unterrichtet werden.

Bei dem immensen Reichtume der Urwälder an diesem Artikel, bei der großen Handelslust der Eingeborenen und der Billigkeit der Ware, ist ein großartiger Erfolg wohl kaum in Frage gestellt.

Man mache die Station Leopoldville resp. Kwamouth vorläufig — bis die Eisenbahnfrage entschieden ist — zu einem Lagerplatz für Elfenbein und Gummi. Beide Artikel können ohne Gefahr lange lagern, beide müssen im Preise steigen. Wenn man auf der ersten Reise das Pfund Elfenbein oder 10 Pfund Gummi (hoch gerechnet) mit dem Werte von 1 Yard Zeug oder 100 Kauris einhandeln kann und dabei berücksichtigt, daß hier auf den Stationen bedeutende Massen von Waren, z. B. viel Kauri-Muscheln, lagern, die sofort verwertet werden könnten, so möchte ich sehr zu einer möglichst schnellen Anknüpfung des Handels raten. Hier höre ich, daß, nachdem vor kurzem eine Elfenbeinkarawane nach Vivi gegangen ist, nicht mehr gekauft werden soll, denke aber, daß mit dem Kassai eine Ausnahme gemacht werden könnte, wenn vielleicht dieses aus Privatmitteln Eurer Majestät erforschte resp. angekaufte Territorium als Krondomäne innerhalb der Unabhängigen Staaten gelten dürfte. In Kwamouth erfuhr ich zu meiner großen Freude das Resultat der Berliner Konferenz, im Interesse sowohl meines Auftrages als meines Vaterlandes, und ich darf wohl Euer Majestät alleruntertänigst Glück wünschen zu dem großen Erfolg, der die großen Opfer lohnt.

Leider höre ich, daß meine Korrespondenz, Befehle Eurer Majestät, und ein Teil für mich bestimmter Waren nach der Äquator-Station abgegangen sei, da ich nach allgemeiner Annahme dort erwartet wurde, daß einen Tag vorher der letzte Steamer der Assoziation hinaufgegangen sei, also ein schnelles Zurückholen der Befehle nicht möglich, daß andere Teile meiner Waren in Leopoldville und Vivi lagern. Hauptsächlich wegen Nahrungsmangel in Kwamouth ging ich mit der ganzen Expedition nach Leopoldville hinab, wo mir der Stationschef Mr. Troup nur bekräftigen konnte, daß kein Steamer zur Verfügung sei; der einzige hier anwesende gehört der englischen Mission.

Wie ich schon in Brüssel bemerkte, kann natürlich von einer Verwendung von Baluba als Soldaten hiesiger Station

erst die Rede sein, wenn Fürst und Leute die hier vorgefundenen Verhältnisse ihren Landsleuten mitgeteilt haben und wenn eine geregelte Verbindung zwischen Lubuku und hier besteht. Leider werden sich die Leute aber wohl nur für die weiter oberhalb gelegenen Stationen eignen, da hier wegen Kälte schon ein Muluba an Lungenentzündung gestorben ist und 4 Lungenentzündungen schwerer Form noch drohen. Dr. Wolf erklärt einen langen Aufenthalt hier, besonders einen Landmarsch, für sehr gewagt.

Zu viele Verluste könnte die große Reiselust hierher, die sich sofort nach unserer Rückkehr in Lubuku zeigen wird, sehr abschwächen. Aus diesem Grunde und auch weil bei den hiesigen horrenden Preisen der Unterhalt der Leute zu teuer wird für meine Mittel, muß ich an eine baldige Rückkehr denken.

Die Baluba sind über den hiesigen Empfang und die hiesigen Verhältnisse entzückt, und haben Mukenge und Tschingenge gerne die Oberhoheit Eurer Majestät anerkannt.

Alle Baluba bitten um das Versprechen, per Steamer zurückgebracht zu werden, und wollen lieber lange warten, als zurückmarschieren. Es liegt nun hier der Steamer „Stanley", der, wie man sagt, in 4 Monaten erst fertig sein könne. Ich verpflichte mich, denselben in 5—6 Monaten, also höchstens 2 Monate später, der Station Leopoldville zurückzustellen, nachdem ich mit ihm die Baluba heimgebracht, den Lauf des Kassai resp. Nebenflüsse näher untersucht und gelegentlich einiges Elfenbein gekauft habe.

Zufälligerweise kommt am 6. August der General-Verwalter Colonel de Vinton hierher. Ich werde von ihm den Steamer „Stanley" mit dem nötigen Personal und 1—2 Agenten zur Übernahme der Station Luluaburg erbitten, welche ich wegen der Kontraktsbedingungen nur bis zum August 1886 verwalten lassen kann. Gleichzeitig telegraphiere ich an Eure Majestät die Bitte, mir den „Stanley" zu überlassen.

Für den Fall, daß Herr de Vinton mir nicht den Steamer gibt, muß ich weitere Verantwortung betreffs der Leute ablehnen, aber so schnell wie möglich zu Lande zurückkehren, um nicht durch Warten noch mehr Zeit und Leute zu verlieren und vielleicht alles mit Lubuku zu verderben. Ich würde für

diesen Fall den Weg: Leopoldville, Inkissi, flußaufwärts Kuango, an den Steinbarren Kingungi vorbei (Mechows nördlichster Punkt), Muata Kumbana, Kassai nördlich von Kikapa, Mukenge, nehmen. Eine Reise von ca. 3 Monaten durch sehr gefährliche Hungergegenden, allen Informationen nach.

Wenn Herr de Vinton nicht anderweitige Befehle Eurer Majestät für mich besitzt, werde ich von Lubuku aus, so schnell als möglich, an den 2. Teil meines Auftrages gehen, der mich nach dem Sankuru und Lomami und von dort womöglich die Südgrenze der Unabhängigen Staaten entlang bis zum Tanganjika-See führt und von dort nach der Ostküste.

Ich hoffe in der Lage zu sein, mit den mir für die zwei ersten Jahren bewilligten Mitteln meinen ganzen Auftrag zu Ende zu führen.

Hoffentlich kommt der Colonel so bald, daß ich durch Läufer mit dieser Post Euer Majestät noch untertänigst melden kann, ob ich zu Lande oder zu Wasser nach Lubuku zurückkehre.

Sollte ich gegen meinen Wunsch und gegen den Vorteil des Unternehmens zu Lande zurückkehren müssen, so werde ich natürlich auf oben beschriebener Tour ebenfalls im Interesse Eurer Majestät arbeiten und meine Ehre darein setzen, den von Eurer Majestät erhaltenen Auftrag bis auf das Äußerste durchzuführen. Meine Begleiter, die ihr Bestes tun, mich zu unterstützen, haben dasselbe Gefühl.

Zwei deutsche Kameraden, die im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin die wissenschaftliche Station in Lubuku, von Pogge gegründet, übernehmen sollten, und die durch Ungunst der Verhältnisse ihr Ziel allein nicht erreichen können, nehme ich mit nach Lubuku, nachdem sie in Bedingungen, die ich im Interesse meines Auftrages stellen mußte, eingegangen waren.

So kann für das Unternehmen aus dieser Gefälligkeit, die, wie ich glaube, im Sinne Eurer Majestät ist, nur Vorteil für beide Teile erwachsen.

pp. pp. Wissmann."

Hiernach sei mir die Wiedergabe eines Berichts der Frankfurter Zeitung über die Kassaierforschung gestattet. Die ge-

nannte Zeitung wußte nicht nur Arbeit und Leistung des deutschen Forschers vollauf zu würdigen, sondern sie wünschte auch — damals im Jahre 1885! — seine Erfolge in kolonialfreundlicher und hoffnungsfreudiger Weise für das Vaterland ausgenutzt zu sehen; denn in ihr ist zu lesen:

„Abermals ist durch eine glückliche Entdeckungsfahrt eines unserer Landsleute, des kühnen Leutnant Wissmann und seiner Gefährten, eines der Rätsel der schwarzen afrikanischen Sphinx gelöst worden, und, wie schon öfter, mischt sich in die Freude der Menschheit über diesen neuen Sieg der geographischen Forschung ein gewisses Staunen und nicht geringe Verwunderung über die Resultate, zu welchen wir durch diese Reise gelangt sind. Nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge hätte nämlich Leutnant Wissmann nicht an der verhältnismäßig so nahe gelegenen Kongo-Station Kwamouth, welche nur einen Breitengrad oberhalb des Stanley-Pools liegt, herauskommen dürfen, sondern sehr viel weiter nach Norden, meinetwegen auf der Äquator-Station, die 400—500 Kilometer stromaufwärts vom Stanley-Pool sich befindet. Denn nach dem letztgenannten Punkte hin hatten wir, um den schlimmen weißen Fleck, der durch die große Krümmung des Kongo begrenzt wird, auszufüllen, nach unserer Ansicht die Mündung des Kassai verlegt.

Durch die soeben glücklich beendete Reise Wissmanns sind alle unsere bisherigen Anschauungen über die Bewässerungsverhältnisse des südlichen Kongobeckens über den Haufen geworfen worden. Wir hatten uns auf unseren Karten von Afrika so hübsch die südlichen Nebenflüsse des Kongo als Linien, die von Süden nach Norden gehen, aufgezeichnet, und hatten die Reihenfolge derjenigen Oberläufe der Flüsse, die von Pogge und Wissmann auf ihrer denkwürdigen Durchquerung Afrikas überschritten worden waren, mit der Reihenfolge der von Stanley aufgefundenen Nebenflüsse des Kongo auf der linken Seite verbunden und nach unserer menschlichen Weisheit daraus ein hydrographisches Verhältnis jenes Gebietes hergestellt, welches, wenn es sich in Wirklichkeit so verhalten würde, ein Unikum auf der Welt wäre. Jetzt nun aber müssen wir die Abdachung der Südhälfte des Kongo-Beckens wesentlich als eine ost-westliche, nicht aber als eine süd-nördliche bezeichnen, und der Mehrzahl der Flüsse, die sich auf

dieser Seite in den Kongo ergießen, einen entschieden ostwestlichen Lauf zuerteilen.

Wir nahmen bisher an, daß das Bewässerungsgebiet des Kassai sich etwa zwischen dem 19° und 24° östl. Länge erstreckt, also nur etwa 5 Längengrade bei einer enormen Ausdehnung von 12 Breitengraden einnehme. Dieses würde ein langes, schmales, handtuchartiges Terrain von 5 mal 12 = 60 Eingradfeldern ergeben, dessen Nordsüdlinie etwa drittehalb mal so lang ist als die Ostwestlinie. Statt dessen hat uns die Expedition Wissmann als Bewässerungsgebiet des Kassai eine Länderstrecke eröffnet, die 8 Längengrade und 9 Breitengrade umfaßt, die also ein fast quadratisches Gebiet von etwa 72 Eingradfeldern einschließt.

Hierdurch ist für alle Zwecke der Zivilisation und Kolonisation, des Plantagenbaues und der Kultivierung, erheblich viel gewonnen, denn es befindet sich hier jener große weiße Fleck, der, fast drei Viertel so groß als das Deutsche Reich, bisher fast ausschließlich das Forschungsgebiet von deutschen Reisenden gebildet hat, auf dem wir bereits seit Jahren eine deutsche Station der Afrikanischen Gesellschaft besitzen, und der wohl früher oder später unter den Schutz des deutschen Banners gestellt werden wird.

Unsere kühnsten Wünsche hätten keine glücklichere Lösung der Frage finden können, als jetzt durch Wissmanns Tour für uns in Deutschland gefunden ist. Seit einer Reihe von Jahren schon haben unsere Forscher hier in unermüdlicher Tätigkeit gearbeitet und gewirkt. Zuerst galt es, mit dem mächtigen Herrscher des Lundareichs, dem schwarzen Negerkaiser Muatiamoo (Muata-Jamwo oder Muata-Kumbana! D. Verf.) Beziehungen anzuknüpfen, und nachdem dieses gegen Ende der Siebziger Jahre zuerst durch Dr. Paul Pogge und nachher durch Dr. Max Buchner in vorbereitender Weise geschehen war, so daß sich gegenwärtig sehr gut daran anknüpfen lassen würde, wandte man sich nordwärts dem Reiche des Mukenge zu und hier errichteten 1883 Pogge und Wissmann die Station Mukenge als Kristallisationspunkt des künftigen deutsch-kassaischen Gebietes. pp. pp."

Folgen Briefe Kalamba-Mukenges an den deutschen Kaiser, die Pogge 1884 mit nach Loanda brachte. Die Be-

schreibung des Marsches Wissmanns, seine Fahrt auf dem Kassai etc. etc. Es werden dann die vermutlichen Eindrücke geschildert, die Wissmann während dieser Fahrt empfangen haben mag und dann fortgefahren:

„Aber wie viel mehr noch mag Wissmann erstaunt gewesen sein, als er auf dem Mittellauf des Kassai einen stattlichen Nebenfluß des rechten Ufers entdeckte und ihm als Namen desselben der Sankuru genannt wurde.

Wie? der Sankuru oder Lubilasch, den er auf der denkwürdigen Durchquerung Afrikas im Verein mit seinem Freunde Pogge im fernen Osten angetroffen und überschritten hatte, der Sankuru, an dessen Ufern der alte boshafte Zauberkönig Katschitsch über Neger mit buldoggenartiger Gesichtsbildung herrschte und der bereits von der Ostküste Afrikas her durch arabische Händler und Sklavenjäger besucht worden ist? Der Sankuru, der fast auf der Schwelle von Nyangwe liegt und dessen Mündung bis heute jedermann mehr als tausend Kilometer weiter nach Nordosten verlegt hatte?

Aber weiter! Da kommt schon eine neue Überraschung, der das vortreffliche Stahlboot Wissmanns entgegenfährt. Schon Cameron hatte von einem großen See gesprochen, dem Sankuru-See, und ihn auf seiner Karte nahe bei Nyangwe gelegt. Später wurde er damit ausgelacht und der See verschwand wieder von der Karte. Jetzt plötzlich aber trifft Wissmann auf diesen See, der nichts anderes ist, als der von Stanley entdeckte — Leopold-See. Und um das Maß der Überraschung voll zu machen, so ergießt sich endlich auch noch der von Major v. Mechow befahrene Kuango auf der linken Seite in den Kassai. Somit ist es Wissmann geglückt, eines der größten hydrographischen Systeme Inner-Afrikas glücklich zu erforschen. Wir dürfen den kühnen Forscher in wenigen Monaten bereits unter uns erwarten, wenn er es nicht vorziehen sollte, seine „Mission“, die wir nicht kennen, noch weiter auszuführen. Hierzu senden wir ihm herzlichen Glückwunsch! etc.“

Wie schon früher erwähnt, konnte Wissmann einstweilen nicht an die weitere Ausführung seiner „Mission“ denken, er mußte schwer erkrankt zunächst Heilung in Madeira suchen, während Wolf die treuen Baschilange nach Lubuku zurückführte.

Erst nachdem er wieder Genesung gefunden und neue Kräfte gewonnen hatte, konnte er an den zweiten Teil seiner „Mission" herangehen, die ihn zum 2. Mal quer durch den dunklen Weltteil von West nach Ost führte. Wie viel lieber aber hätte er statt dessen damals schon im schwarzen Erdteil für das eigene Vaterland gewirkt und ihm zu dienen gewünscht! Aber dazu hatte die Stunde noch nicht geschlagen. Wie lebhaft er das bedauerte, ist aus den eigenen Aufzeichnungen Wissmanns über das Jahr 1885 zu ersehen, woselbst er in seiner Schilderung der Kassai-Expedition zum Schluß schreibt:

„Als sich buntbeflaggte Kanus, aus dem dunklen Unbekannten kommend, der Station Kwamouth näherten, kamen 2 Europäer in vollem Lauf zum Ufer hinab. Bald schüttelte mir der Chef der Station die Hand und wir erfuhren auf unsere sich fast überstürzenden Fragen, daß unser greiser Heldenkaiser noch lebe und daß Deutschland in den für uns in der Wildnis verflossenen Jahren sich im Osten und Westen Afrikas Kolonien gewonnen habe.

Am 4. Juli des vorigen Jahres, so erfuhren wir, hatte Nachtigal, der berühmte Erforscher des Sudan, im Togolande, am 14. Juli in Kamerun Deutschlands Flagge gehißt. Im August hatten dieses deutsche Kriegsschiffe in Südwest-Afrika getan, im November endlich waren Deutsche zur Landerwerbung nach der Ost-Küste Afrikas gegangen und hatte ein Kaiserlicher Schutzbrief am 27. Februar 1885 die erworbenen Gebiete einer deutschen Gesellschaft gesichert. Mit welchem Jubel begrüßten wir diese Neuigkeit, mit welchen Hoffnungen auch für unsere Zukunft. Denn, so sagten wir uns alle, bei dem Mangel an erfahrenen Afrikanern in Deutschland wird unser Vaterland jetzt gewiß unsere Erfahrungen verwerten wollen! —

Die Anstrengungen der Reise, an deren Ende wir auch Teile der leider schon an der Küste auseinandergegangenen deutschen Konkurrenz-Expedition fanden, hatten mich so mitgenommen, daß ich auf einige Monate in Madeira Erholung suchen mußte.

Hier versuchte ich durch einen Brief an den deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mich von meinen weiteren Verpflichtungen dem Könige Leopold gegenüber frei zu

machen, um mich ev. deutschen Kolonialunternehmungen zur Verfügung stellen zu können.

Die Antwort des Kronprinzen lautete zu meinem schmerzhaften Bedauern, daß nach Lage der Dinge einstweilen unsere Kräfte für Deutschland noch keine Verwendung finden könnten, der König der Belgier aber Gewicht darauf legte, daß ich, meiner Verpflichtung gemäß, noch einmal zurückkehre, um im südlichen Kongobecken die unterdes international anerkannte Oberhoheit des Kongo-Staates einzuführen, die Station Luluaburg zur Hauptstation zu machen und hinüber bis zum oberen Kongo das Sternenbanner zu hissen. Mit einem, ich muß es gestehen, gewissen Neid auf diejenigen meiner Landsleute, die in unseren neuen Kolonien für ihr eigenes Vaterland arbeiten durften, ging ich zurück und führte nun, in Befolgung meines Auftrages, meine 2. Durchquerung des schwarzen Kontinents aus."

(Faksimile eines Briefes Wissmanns an seine Mutter aus Malange.)

Malange 18. 3. 84.

Herzgute Mütterchen,

Heute habe ich Deinen Brief vom 31. Januar erhalten und zu meiner großen Freude ersehen daß Alles wohl und munter ist.

[illegible]

[illegible]

allen [illegible], [illegible] die Ansichten meines
Chefs [illegible] [illegible] die sie [illegible]
anfingen zu gähren.
Dass nun wieder (?) österreichische Expedition
den Congo [illegible] [illegible]. Dass
Gordon (Englischer Gen. für Aegypten)
nach dem [illegible] Sudan verlässt, die
Verwaltung der Congo-Station erhalte
u. dass von Stanley seit langem nichts
verlautet, ist Dir wohl bekannt.
Hoffentlich kommt mir der letzte
[illegible] dem Kasai zuvor. Ich werde
mich [illegible] den [illegible] Lubuku
so schnell als möglich nach [illegible]
unternehmen (?) zu können.
An [illegible] habe ich schon geschrieben,
[illegible] u. Lisbeth (?) grüsse herzlich; ebenso
alle Verwandte u. Bekannte.
Dein Dich innig liebender, gehorsamer
Sohn
Hermann.

Wissmanns zweite Durchquerung Afrikas.

Verfasser: C. von Perbandt.

I. Von Madeira zurück nach Lubuku.

„Madeira, 27. 11. 85.

Mein Herzens-Mutterchen!

Du hast recht, es würde wohl etwas leichtsinnig sein, jetzt nach Europa zu kommen. Ich werde also, wenn nichts besonderes eintrifft, von hier aus wieder nach Afrika zurückkehren. Ich erwarte unsere Instruktionen vom Könige, und zwar erwarte ich sie sehnlichst, denn dieses tatenlose Leben ist mir zuwider. Madeira ist trotz seiner Schönheit ein unangenehmer Aufenthalt. Die meisten Leute, mit denen man verkehren kann, sind lungenkrank. Das Klima ist so warmfeucht und erschlaffend, daß man faul wie ein Portugiese dahinlebt.

Augenblicklich geht es mir ganz gut. Ein alter Bekannter, Professor Langerhans, beschäftigt sich sehr gründlich mit mir. Er meint, wenn ich mich stark erkälte und mir einen Lungenkatarrh zuzöge, würde ich stets auch an Asthma leiden; je besser meine Nerven seien und je mehr ich mich abhärtete, desto weniger würde dieses der Fall sein. etc.

Hermann."

„Madeira, 27. 12. 85.

P. S.

Ich gehe am 8. Januar 86 von hier nach der Kongo-Mündung und dann zunächst so schnell als möglich nach Lubuku, wo ich wahrscheinlich Wolf, Bugslag und

Schneider, sowie den mit meinen bestellten Waren von der Küste zurückgekehrten Germano treffen werde.

Der König hat mir mit einem liebenswürdigen, persönlichen Briefe den Leopold-Orden verliehen. Der Kronprinz hat mir sehr liebenswürdige Gratulationen gesandt. Unsere Kolonialsache scheint mir z. Z. etwas in Mißkredit zu sein und bedarf meiner nicht. etc.

Hermann."

„Principé, 22. Januar 1886.

P. S.

Ich bin körperlich sehr wohl und denke, daß ich mich bedeutend für einige Zeit in Afrika gestählt habe.

In 4 Tagen bin ich an der Kongo-Mündung, und wenn alles glatt geht, hoffe ich am 20. Februar im Stanley-Pool und Ende März in Luluaburg zu sein, da mir auch jetzt ein Steamer zur Verfügung steht. etc.

Hermann."

„Leopoldville, 1. März 86.

P. S.

Vorgestern bin ich hier eingetroffen und werde am 7. d. M. mit Steamer nach dem Lulua abgehen.

Ich befinde mich sehr wohl und denke, daß, da ich so schnell über den Küstenstrich hinwegkomme, mir das Klima nicht viel anhaben wird.

Ob ich Wolf, Bugslag oder Schneider später mit mir nehme, hängt von deren Willen ab, da ihr Kontrakt nächstens zu Ende ist.

Von Lulua werdet Ihr noch zweimal Nachricht erhalten, bevor ich weiter nach Osten aufbreche. etc. etc.

Hermann."

Wissmann war also wieder in Leopoldville angekommen, wo wir ihn nach glücklichem Abschluß seiner Kassai-Reise verlassen haben. Ihm war vom König der Belgier die Wahl gelassen, ob er die Verwaltung des ganzen inneren Kongostaates vom Stanley-Pool aufwärts übernehmen, oder im Süden

des Kongostaates die von ihm begonnene Arbeit weiter durchführen wollte. Im letztern Falle sollte er im Baluba-Lande, die günstigen politischen Verhältnisse benutzend, eine Stütze schaffen für alle weiteren Unternehmungen im Süden des Kongostaates, und dann von da aus nach Südosten und Nordosten, eventuell bis zu der östlichen Grenze des Kongostaates vordringend, den eingeborenen Stämmen ihr neues politisches Verhältnis klar und sie demselben geneigt machen.

Ferner sollte Wissmann auch einem idealen Zwecke dienen, indem er dem Gange der Sklavenjagden und des Sklavenhandels nachspürte und diesem nach Möglichkeit entgegenarbeitete. Schließlich hatte er über den kulturellen Wert der südöstlichen Länder des Kongostaates zu berichten.

Wissmann entschied sich für die 2. Aufgabe, die ihm vollständige Freiheit in seinem Handeln ließ und ihn nicht dem Generalgouverneur des Kongostaates unterstellte.

Im nicht veröffentlichten Nachlaß sagt Wissmann über den Wert der jetzt zu beschreibenden Reise für seine spätere Tätigkeit als Reichskommissar von Ost-Afrika:

„Von großer Tragweite wurde für mein späteres Wirken für mein Vaterland gerade diese Reise. Sie gab mir Gelegenheit, Sklavenjagd und Sklavenhandel in der gründlichsten Weise zu studieren. Ich lernte alle die großen Sklavenjäger Ostafrikas persönlich kennen und ich sah wie sich bei ihnen eine, die neuen deutschen Kolonialbestrebungen ernst bedrohende Bewegung entwickelte, die, wenn sie nicht bald energisch unterdrückt wurde, für uns verhängnisvoll werden mußte.

Als ich, nach dieser Durchquerung, an der Ostküste angelangt war und bald in Sansibar jene Deutschen kennen lernte, die im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die ersten Schritte in Ostafrika getan hatten, welche den kaiserlichen Schutzbrief erhielten, warnte ich sie vor der von mir vorausgesehenen Gefahr und riet, zunächst die Stationen zu befestigen und für eine Schutztruppe zu sorgen. Doch hatte man hier noch nicht die Gefahr erkannt und glaubte nicht an meine Befürchtungen.

Ich war aber schon lange Jahre mit dem Charakter des Arabers und Negers vertraut und wußte, daß, so lange man den Häuptlingen Geschenke und Versprechungen machen

würde, auch sie alles leicht versprechen würden; ich war aber auch ebenso sicher, daß dieses sich sofort ändern würde, sobald wir Deutsche auch unsererseits Gegenleistungen beanspruchten. Dann würde es Arabern und Indern, die jetzt sehr besorgt waren, daß der Deutsche ihnen Konkurrenz machte und in der Sklavenfrage scharf auf die Finger paßte, leicht werden, die Eingeborenen gegen uns aufzuhetzen, unter der Vorspiegelung größerer Vorteile unter ihrem Regime." Wir wissen, daß die Befürchtungen Wissmanns voll eintraten, und daß er selbst berufen wurde, der schlimmen Zustände in Deutsch-Ostafrika Herr zu werden.

Nach kurzem Aufenthalt in Leopoldville ging Wissmann nach Kwamouth, wohin ihn Missionar Grenfell mit der „Peace" am 20. März abholte. Von Leopoldville aus hatte er, trotzdem er verschiedentlich unter kleinen Fiebern und Bluthusten zu leiden hatte, interessante Jagdpartieen unternommen, auf die hier einzugehen zu weit führen würde.

Am 22. März erfolgte zu Schiff Kassai aufwärts der Aufbruch von Kwamouth nach Lubuku. Die Reise ging in der nächsten Zeit ohne Zwischenfälle vonstatten. Interessante Beobachtungen des Menschen- und Tierlebens wurden gemacht, Messungen des Kassai und der passierten Nebenflüsse, sowie Ortsbestimmungen vorgenommen. Das Land der wilden Bassongo-Mino wurde passiert, ohne daß diese vorher so kampfeslüsternen Neger nochmals feindliche Anwandlungen bekommen hätten, sie zogen es im Gegenteil vor, beim jedesmaligen Eintreffen des Dampfers ihre Dörfer zu verlassen und sich im naheliegenden Busch in Sicherheit zu bringen. Wissmann bedauerte dieses Verhalten der Leute, da er ihnen gern gezeigt hätte, daß der Europäer durchaus friedlich ist, wenn ihm auch von den Eingeborenen friedlich begegnet wird.

Am 8. April wurde die Mündung des Sankuru erreicht und durch genaue Messungen unzweifelhaft festgestellt, daß wirklich der Kassai und nicht der Sankuru der Hauptfluß sei, so daß dem Unterlauf des Stromes, nach Vereinigung beider Gewässer, der Name Kassai und nicht Sankuru oder Sankulu, wie er vielfach bezeichnet wurde, gebührt.

An der Sankuru-Mündung erfuhr Wissmann, daß vor kurzer Zeit ein kleiner Dampfer von der Bergfahrt auf dem Sankuru

zurückgekehrt und den Kassai aufwärts gegangen sei. Das konnte nur der Stabsarzt Wolf mit der „En avant" gewesen sein. Am 12. April wurde die „En avant" in der Tat mit Dr. Wolf und Büchsenmacher Schneider an Bord an der Luluamündung angetroffen, woselbst sie wegen Maschinenschaden hatten vor Anker gehen müssen.

Groß war die Freude des Wiedersehens. Von seinem treuen Gefährten Wolf erfuhr Wissmann jetzt Genaueres über alles, was sich ereignet hatte, seitdem sie sich in Leopoldville getrennt und Wolf die Baschilange mit dem „Stanley" nach Lubuku zurückbefördert hatte.

Alles war gut und glatt gegangen, Wolf hatte an der Einmündung des Luebo in den Lulua eine neue Station angelegt, als Hafen von Luluaburg, und hatte dann eine sehr eingehende Untersuchung des Sankuru vorgenommen, von welcher er eben jetzt zurückkehrte. Seine weitere Absicht, auch noch den Oberlauf des Kassai von hier aus zu erforschen, war vereitelt worden, eben durch Versagen der Maschine der „En avant", deren Maschinist zur Zeit der Büchsenmacher Schneider war. Die „En avant" war ein altes Boot, welches in allen seinen Teilen so defekt war, daß es nur der Findigkeit des Büchsenmachers Schneider gelang, es immer wieder so auszuflicken, daß es zur Not gebrauchs- und manöverierfähig wurde. Wolf hatte aber des schlechten Zustandes des Bootes wegen die weitere Erforschung des Lomami, den Pogge und Wissmann im Jahre 1882 überschritten hatten und welchen er als Nebenfluß des Sankuru festgestellt hatte, aufgeben müssen, ebenso wie er jetzt von der Kassaifahrt abstehen mußte.

Am Morgen des 13. April setzte die „Peace", nun auch mit Wolf an Bord, während Schneider auf der „En avant" zurückbleiben mußte, ihre Fahrt nach der „Luebo-Station" weiter fort, die am 14. erreicht wurde und die mitten im dichten Urwald entstanden und von dichtem Urwald umgeben, einen überraschenden Eindruck auf Wissmann machte. Auf der Station fand Wissmann den englischen Leutnant Bateman, im Dienste des Kongostaates, der inzwischen zu seiner Expedition kommandiert war. Außerdem befand sich zur Zeit noch ein portugiesischer Händler, Saturnino, dort, den Wissmann bereits von seiner ersten Durchquerung her kannte. Derselbe war

Wissmanns Spuren in der Hoffnung gefolgt, gute Geschäfte mit den Eingeborenen zu machen, und in der Tat war er auch von seinen Elfenbeineinkäufen recht befriedigt.

Wissmann revidierte die Station und Umgegend und konnte voll zufrieden sein mit allem, was er zu sehen bekam.

Bald verließ Missionar Grenfell mit der „Peace“ die Luebo-Station mit dem Versprechen, die schadhafte „En avant“ mit Büchsenmacher Schneider, dessen Kontrakt abgelaufen war, nach Leopoldville ins Schlepptau zu nehmen.

Wissmann schreibt am 19. April von der Luebo-Station an seine Mutter:

> „Hier gesund eingetroffen finde ich alles in bester Gesundheit und erfolgreicher Arbeit. Wolf und Schneider kommen nach Hause, da ihre Zeit um ist, Bugslag werde ich erst in 5 Tagen in Luluaburg sehen. Wolf hat in meiner Abwesenheit sehr hübsche Reisen gemacht; ich denke, er wird Dich aufsuchen und Dir erzählen. Ich habe dann hier (Lubuku) noch 1—2 Monate zu tun und starte dann nach Osten. Ich bin jetzt wieder in Arbeit und gesund, kann also gewiß nicht klagen.“

Am 22. April verließ Wissmann mit Wolf die Luebo-Station, um sich nach Luluaburg zu begeben; nach anstrengenden Märschen, teilweise durch dichten Urwald, bekamen die Reisenden am Mittag des 29. April die Station zu Gesicht. Bugslag hatte ihnen tagszuvor bis zu dem ständigen Patrouillenposten an der Einmündung des Flüßchens Muieau in den Lulua, den Wolf hatte anlegen lassen, 2 Reitstiere entgegengesandt. Zu ihrer Überraschung konnten Wissmann und Wolf von hier aus auf einem 8 Meter breiten, schnurgeraden Wege bis zur Station reiten.

Bugslag hatte die schmalen Negerpfade von der Station aus nach allen Himmelsrichtungen auf Tagemarschweite von den anwohnenden Häuptlingen verbreitern und gerade legen lassen, so daß jetzt ein Netz bester Wege auf Luluaburg führte. Auch sonst fand Wissmann die Station wie die dazugehörigen Plantagen, Viehbestand etc. in allerbestem Zustand, so daß er dem treuen Bugslag, der unter immerhin schwie-

rigen Verhältnissen der von Wissmann gegründeten und so viel versprechenden Station fast ein Jahr lang in tadellosester Weise allein vorgestanden hatte, freudig und dankend zum Willkommen die Hand drücken konnte.

Kalamba war sofort von Wissmanns Rückkehr benachrichtigt worden, und nach einem Ruhetage auf der Station machte sich Wissmann sofort mit Wolf auf, um den Häuptling, Sangula und die Baschilange in der Residenz Mukenge zu begrüßen.

Groß war überall die Freude, den Allverehrten wieder zu sehen, und aus tausend und abertausend Kehlen scholl es Wissmann während seines ganzen Zuges nach Mukenge und besonders dort selbst entgegen „Moio Kabassu-Babu". Wieder wurde er auf der Kiota von Kalamba und den Großen seines Reiches begrüßt und die Hanfpfeife ging friedlich von Hand zu Hand. Hoch vom Reitstiere aus, um von allem Volke gesehen zu werden, gab Wissmann sein Begrüßungs-Moio, welches von Kalamba sofort erwidert wurde. Ein großer Riamba-Tanz beendigte die Feier des Tages. In seinem jetzt hübsch angelegten Hause gab Kalamba Wissmann in Gegenwart von Sangula-Meta und aller anwesenden Häuptlinge das feierliche Versprechen, daß, wohin Kabassu-Babu auch gehen wollte, seine Söhne stets zu seiner Begleitung bereit sein würden, ein Versprechen, welches in der Zukunft treulich gehalten wurde.

Aber es hielt Wissmann nicht lange in Luluaburg; so lange Wolf noch bei ihm weilte, wollte er gemeinsam mit diesem im Stahlboot „Paul Pogge" auch den Oberlauf des Kassai vor Einmündung des Lulua noch erforschen. Während er deshalb Wolf nach der Luebo-Station sandte, um dort die nötigen Vorbereitungen zu treffen, ging er selbst anfangs Mai zum vorerwähnten Händler Saturnino, der momentan in Kapussu Dschimbundu wohnte, um bei diesem seinen äußerst knapp gewordenen Warenbestand zu vervollständigen. Nach einer Reihe beschwerlicher Märsche, teilweise durch Gebiete feindlich gesinnter Baschilange-Stämme, traf Wissmann dort ein und handelte um teuere Preise Waren ein, mit denen er am 11. Mai spät abends auf der Luebo-Station bei Wolf eintraf.

Auf einer 10tägigen Expedition stellte Wissmann nunmehr unter mancherlei Fährlichkeiten fest, daß der Kassai bis zu den

Wissmann-Fällen, wie der imposante Fall auf Wolfs Vorschlag genannt wurde, d. h. bis ca. 5 Tagereisen oberhalb der Lulua-Einmündung schiffbar sei. Nur einige Tagereisen oberhalb der Wissmann-Fälle befinden sich die früher erwähnten Pogge-Fälle; zwischen ihnen und den Wissmann-Fällen sollte der Kassai nach Aussage der Eingeborenen nicht befahrbar sein.

Bei ihrer Rückkehr am 22. Mai fanden die Reisenden vor der Luebo-Station den Dampfer „Stanley“ und außer den zu Wissmann kommandierten beiden belgischen Offizieren, Capitain de Macar und Leutnant Le Marinel noch eine ganze Reihe weiterer Europäer der verschiedensten Nationalität. Die „Stanley“ hatte auch die von Wissmann sehnlichst erwarteten Waren mitgebracht, die er zur Verproviantierung seiner Stationen und für seine weitere Expedition dringend gebrauchte, besonders, da sein schon vor Monaten nach der Küste gesandter Dolmetscher Germano noch immer nicht von dort mit der Waren-Karawane zurück war.

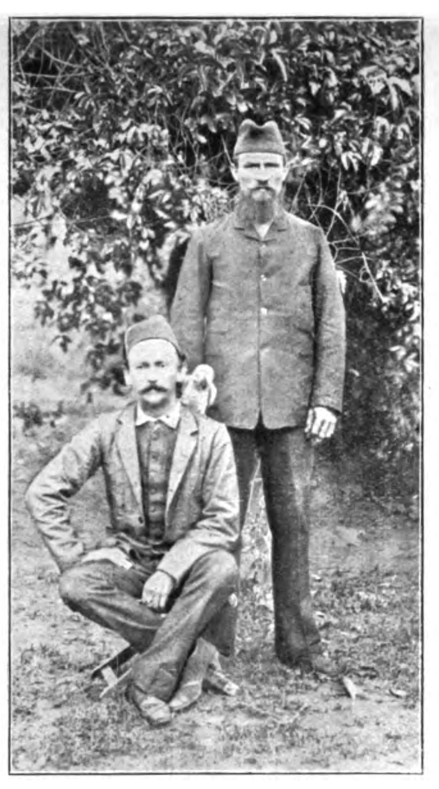
Am 28. Mai verließ die „Stanley“ wieder die Station, und mit ihr Wolf, dessen Zeit abgelaufen war, und der auch unter allerlei kleineren und größeren Gebrechen zu leiden hatte, um nach Europa zurückzukehren. Wehmütig war der Abschied der beiden bewährten Freunde, schied doch mit Wolf der letzte der deutschen Offiziere, die Wissmann vor Jahren auf der Kassai-Expedition begleitet hatten.

Mit von Kalamba gesandten 200 Trägern marschierte Wissmann jetzt mit den beiden belgischen Offizieren, die auf diesem Marsche Gelegenheit hatten, die vorzüglichen Leistungen der Wissmannschen Reitstiere zu bewundern, nach Luluaburg. Dort überraschte Bugslag die Reisenden mit einem, für innerafrikanische Verhältnisse geradezu fürstlichen Diner, das geeignet war, den guten Eindruck der Wissmannschen Einrichtungen in Lubuku, den die Belgier bisher schon gewonnen hatten, noch wesentlich zu vermehren. Dann kamen für Wissmann Zeiten anstrengender Arbeit, da er für seinen Nachfolger in Lubuku, Capitain de Macar, die politischen Verhältnisse in Lubuku vereinfachte, während sich die Neuankömmlinge in die neuen Verhältnisse einarbeiten mußten.

Wissmann schreibt am 18. Juni 1886 von Luluaburg an seine Mutter:



Kapitain de Macar.



Leutnant Wissmann mit seinem treuen Bugslag.



Leutnant Le Marinel.

„Mit den Herren, denen ich die Stationen, die ich gegründet habe, übergeben werde, bin ich hier angekommen.

Meine Karawane, die ich nach der Küste gesandt habe, (Germano!), hat sehr an Pocken verloren und kann erst im August hier sein, so daß ich erst dann nach N. O. aufbrechen kann.

In der Zeit bis dann werde ich nach S. O. einen Häuptling (Kassongo Dschiniama, im Lande der Balungu!) besuchen, in ebenfalls neuem Terrain.

Bugslag, der bei mir bleiben will, bis ich nach Europa gehe, geht natürlich mit mir. etc.

Hermann."

Vor seinem Aufbruch zu den Balungu benutzte Wissmann die Zeit, um die Macht Kalambas allen Unterhäuptlingen in Lubuku gegenüber so zu befestigen, daß sein Nachfolger in Lubuku nur noch mit Kalamba zu verhandeln nötig hatte. Die Unterhäuptlinge zahlten Kalamba einen kleinen Tribut, und Kalamba verpflichtete sich den Europäern gegenüber, stets zu etwa nötig werdenden Feldzügen Krieger zu stellen, Begleiter für Reisen zu besorgen, ebenso Arbeiter stets bereit zu halten, die Wege in Ordnung zu halten, an den Flußübergängen die nötigen Verkehrsmittel zu unterhalten, die Bevölkerung zum Reisbau anzuhalten usw. Dieses alles konnte Wissmann schaffen mit den minimalsten Machtmitteln, in der Hauptsache nur durch das geradezu abnorme Vertrauen, welches Kalamba, Sangula und alle ihre Baschilange in ihn setzten.

Am 26. Juni marschierte Wissmann mit Capitain de Macar von Luluaburg ab in das Land der Balungu, um den Oberlauf des Sankuru-Lubilasch zu erforschen. Es ging über Mukenge, wo sich der Thronfolger Kalambas, Kalamba Moana, mit ca. 100 Kriegern Wissmanns Expedition anschloß. Weiter ging der Marsch über Tschingenge, Katende, wo die Reisenden überall Zufuhr an Proviant und Zuwachs an Mannschaften erhielten, so daß die Karawane Wissmanns, als er am 2. Juli den Lulua überschritt, auf 200 Mann mit 150 Gewehren angewachsen war. Mehr Leute wollte Wissmann nicht mitnehmen, weil er einmal diese Anzahl für genügend hielt und er andrerseits mit seinem Warenbestand haushalten mußte, da seine Mittel, ganz besonders in Anbetracht seiner großen Reise nach

dem Nordosten, anfingen, knapp zu werden. Solange sich die Expedition in dem Gebiete der wahren Baschilange, der Bena-Riamba, befand, ging alles aufs beste; mit Freundlichkeit und großer Gastfreundschaft wurden sie überall aufgenommen.

Auch über Mona Tenda ging der Marsch, durch das Gebiet der Kanjoka, wohin seinerzeit der Leutnant v. François von Wissmann gesandt worden war, und auch hier fand man überall Freude und Entgegenkommen unter der Bevölkerung. Der Oberhäuptling der Kanjoka aber, Tenda Mata, bat Wissmann, ihn mit 20 Mann begleiten zu dürfen, was Wissmann auch genehmigte. Gleichzeitig meldete sich der Häuptling Kasairi Pambu, ein Mukwa Kalosch, der 2 Tagereisen östlich von Mona Tenda wohnte und durch dessen Gebiet die Karawane marschieren mußte, als Führer für die Weiterreise. Die Reisenden konnten hier den Übergang von den Baschilange zu den reinen Baluba beobachten. Der Menschenschlag wurde größer, kräftiger und plumper; kunstvolle Tätowierung wurde immer seltener, dafür fand man dieselbe teilweise ersetzt durch Bemalung des Körpers.

Am Abend vor dem Abmarsche brachten die Kanjokadamen, in der Hauptsache Mitglieder des Harems von Tenda, Wissmann noch eine große Ovation. Am nächsten Morgen wurde dann das letzte Dorf der Baschilange, vom Stamm der Bena Kaschia, passiert. Man befand sich jetzt im Gebiete der reinen Baluba, des größten Stammes des äquatorialen Afrika und zunächst in demjenigen der Bakwa Kalosch.

Dieser Stamm der Baluba wohnte, nicht wie die Baschilange, in Dörfern, sondern in zerstreut liegenden Gehöften, die ganze Gegend aber war ungemein bevölkert. Die Kalosch werden als hühnenhafte muskulöse Gesellen geschildert, deren stark entwickelte Backenknochen ihren Gesichtern etwas der Bulldogge Ähnliches gaben. Ihre Bewaffnung war hauptsächlich die Keule, doch führten die Krieger auch 2—3 Speere mit sich, und als Schutzwaffe einen plumpen Schild.

In den beiden nächsten Tagen wurde die Bevölkerung immer dichter und die Kalosch zudringlicher, bis schließlich nach dem Aufbruch am folgenden Tage die Karawane durch Boten aufgehalten wurde, die verlangten, daß Wissmann nicht eher weitermarschieren sollte, ehe er nicht den anwohnenden

Häuptlingen die üblichen Geschenke übersandt hätte. Wissmann ließ diesen Häuptlingen eine recht deutliche, abweisende Antwort zuteil werden und marschierte weiter. Kasairi Pambu, der sich so liebenswürdig als Führer angeboten hatte, versuchte seine Stammesgenossen, oft recht handgreiflich, von zu groben Ausschreitungen abzuhalten, tat dieses jedoch nur so lange, bis die Karawane sein eigenes Dorf erreicht hatte, wo er eben so frech wurde wie die andern Kalosch. Wissmann ließ sich jedoch durch nichts einschüchtern, und als Kasairi am Abend des Tages mit großem Gefolge in sein Lager kam und ihm den Weitermarsch versagte, erwiderte ihm Wissmann, wenn er es weiter wagen sollte, ihm im eigenen Lager zu drohen, so würde er ihn auspeitschen lassen. Wütend verließ Kasairi darauf unter Kriegsdrohung das Lager. Den etwas gedrückt dareinschauenden Baschilange aber gab Wissmann am selben Abend noch ein Moio, welches er mit dem Befehl, am nächsten Morgen früh aufzubrechen, und mit einem Hohngelächter über die Frechheit der Kalosch schloß. Durch Wissmanns Selbstvertrauen wieder mutig gemacht, stimmte die ganze Karawane in dieses Hohngelächter mit ein, was zur Folge hatte, daß am nächsten Morgen Kasairi nicht nur Geschenke schickte, sondern auch weiter als Führer dienen wollte. Der Abmarsch fand programmmäßig am selben Morgen statt.

Noch 2 Tage ging es so weiter durch immer dichter bevölkertes Gebiet. Die Haltung der Eingeborenen wurde dauernd anmaßender. Man marschierte in einer Buschsavanne bis zu dem ersten der drei Quellflüsse des Lubilasch, dem Buschi-Maji oder Kischi-Maji. Der Fluß hatte hier eine Breite von ca. 100 m und eine Tiefe von nur etwa 1,25 m. An der Übergangsstelle vorhandene Kanoes zeigten aber, daß der Fluß nur in der trockenen Zeit zu Fuß passierbar war. Wissmann beauftragte den Capitain de Macar, den Übergang der Karawane zu beaufsichtigen, während er selbst sogleich durch den Fluß ritt. Er war jedoch noch nicht lange am jenseitigen Ufer damit beschäftigt, eine geeignete Lagerstelle aufzusuchen, als sein treuer und mutiger Humba gelaufen kam, um ihm zu melden, daß an der Übergangsstelle nicht alles in Ordnung sei. Wissmann kehrte sofort mit seinen Getreuesten dorthin zurück und fand, daß die Queue seiner Karawane am

andern Ufer von den Baluba hart bedrängt wurde. Er sprang mit drei seiner besten Leute, Humba, Simao und Kataraija, rasch entschlossen in ein Kanoe und suchte, ohne Ruder, unter dem Hohngelächter der Baluba, seine bedrohten Leute am andern Ufer zu erreichen. Kaum jedoch hatte er sich mit seinen Leuten dem Ufer auf 50 Schritt genähert, als die Baluba anfingen, mit Steinen und Speeren nach ihm zu werfen und auch einen Schuß aus einem der wenigen Gewehre auf ihn abgaben. Das wurde Wissmann denn doch zu arg, und er streckte aus seiner Büchse durch wohlgezielte Kopfschüsse 2 seiner nächsten Angreifer nieder. Dann sprang er mit seinen Begleitern ans Land und gab noch einige Schüsse ab, worauf die ca. 500 Baluba unter Zurücklassung von 5 Toten die schleunigste Flucht ergriffen. Die Baschilange verfolgten jubelnd die fliehende Menge.

Am anderen Ufer war alles ruhig geblieben; auf einer leicht zu befestigenden Landzunge des Buschi-Maji wurde dortselbst Lager bezogen.

Wissmann brachte hier durch Kaschawalla in Erfahrung, daß es bis zu dem mittleren Quellflusse des Lubilasch, dem Luilu, nur noch eine kleine, und von dort bis zum Lubiranzi nur noch eine weitere Tagereise sei. Beide Flüsse sollten von ganz ähnlicher Beschaffenheit sein wie der Buschi-Maji. Ferner erfuhr Wissmann, daß er von seinem Balunge-Führer in Bezug auf Kassongo Tschiniama getäuscht worden war, er konnte aber doch manches über Land, Leute und speziell über die hydrographischen Verhältnisse, was ihn besonders interessierte, erfahren.

Trotz des empfangenen Denkzettels hielten die Kalosch nicht Ruhe, sie kamen im Gegenteil im Schutze der Dunkelheit bis an den Flußrand und höhnten die Karawane. Wissmann ließ ihnen sagen, daß er am nächsten Morgen die beiden Krieger ausgeliefert haben wolle, die das Gefecht am Buschi-Maji begonnen hätten, andernfalls würde er hinüberkommen und den Kalosch die Gehöfte abbrennen.

Die Antwort waren Schmähungen und Drohungen.

Als am nächsten Morgen sich schon wieder eine Menge Baluba am Ufer versammelt hatte, kam Wissmann, da an einen Weitermarsch einstweilen unter den obwaltenden Umständen nicht zu denken war, zu dem Entschluß, den Kalosch eine nach-

drückliche Lektion zu erteilen. Er ließ de Macar mit der Hälfte seiner Leute im befestigten Lager zurück und setzte selbst mit 100 Bewaffneten auf die andere Seite des Flusses über, wo die Hauptniederlassungen der drohenden Baluba sich befanden. Die meisten Gehöfte fand er beim Vordringen verlassen; die Kalosch hielten sich jedoch lärmend und speerschwingend außer Schußweite. Wissmann hatte seinen Leuten einstweilen verboten, zu schießen. Nachdem er einen ihm gute Übersicht gewährenden Hügel erreicht hatte, schickte er nach allen Himmelsrichtungen Trupps zu je 10 Mann aus, mit dem Auftrag, Beute und Gefangene zu machen. Er bestimmte, wie weit die Trupps vorgehen sollten und befahl ihnen, sobald sie von seiner Stelle die Gehöfte der Kalosch in Rauch aufgehen sehen würden, die ihnen zunächst liegenden Gehöfte ebenfalls anzustecken und dann zu ihm zurückzukehren.

Der Auftrag wurde überall gut ausgeführt; an verschiedenen Stellen stießen die Trupps auf Widerstand. Ca. 10 Baluba blieben auf dem Platze; auf Wissmanns Seite gab es einen Toten, mit dessen Kopf, auf eine lange Stange gesteckt, ein Trupp Kalosch abends zu der Karawane herüberhöhnte. Gegen Abend erreichte Wissmann mit reicher Beute und ca. 100 Gefangenen wieder das Lager, wo er jubelnd empfangen wurde. Nachdem die Beute verteilt und die Gefangenen in Sicherheit gebracht waren, wurden die nötigen Dispositionen für den nächsten Tag getroffen.

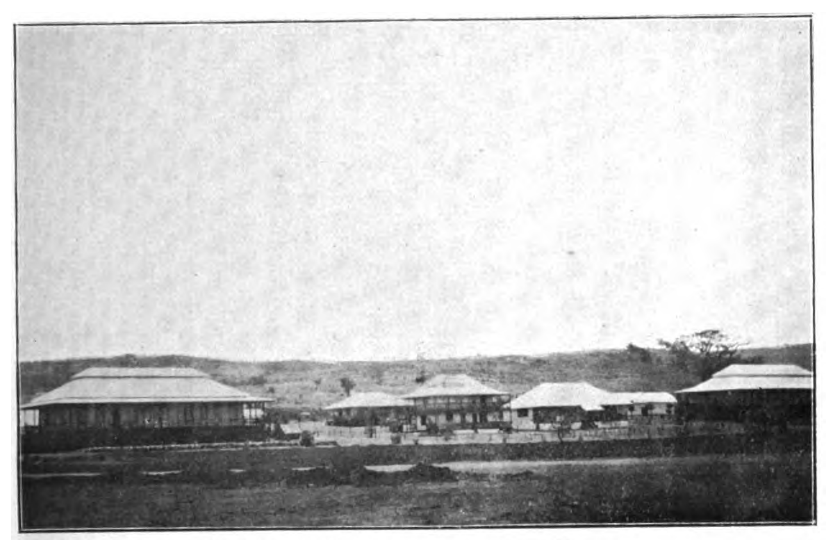
Die Lage war schwierig, da die Kalosch trotz des überraschenden Erfolges der Expedition noch keineswegs eingeschüchtert waren. Während der nächsten 6 Tage hätte die Karawane noch durch gleich dicht bevölkertes feindliches Gebiet marschieren müssen, die Tauschwaren wurden knapp, über die Gesinnung Kassongo Tschiniamas war man im Unklaren, und vor allen Dingen fing die Munition an auszugehen, da die Baschilange bei jeder Gelegenheit unvernünftig viel Patronen vergeudet hatten. Zudem erschien es sogar zweifelhaft, ob das Gebiet Kassongo Tschiniamas überhaupt noch zum Kongostaate gehörte.

Wissmann mußte sich aus all diesen Gründen zum Rückmarsch entschließen; er tat es mit schwerem Herzen, war es doch das erste Mal, daß er in Afrika zurück mußte.

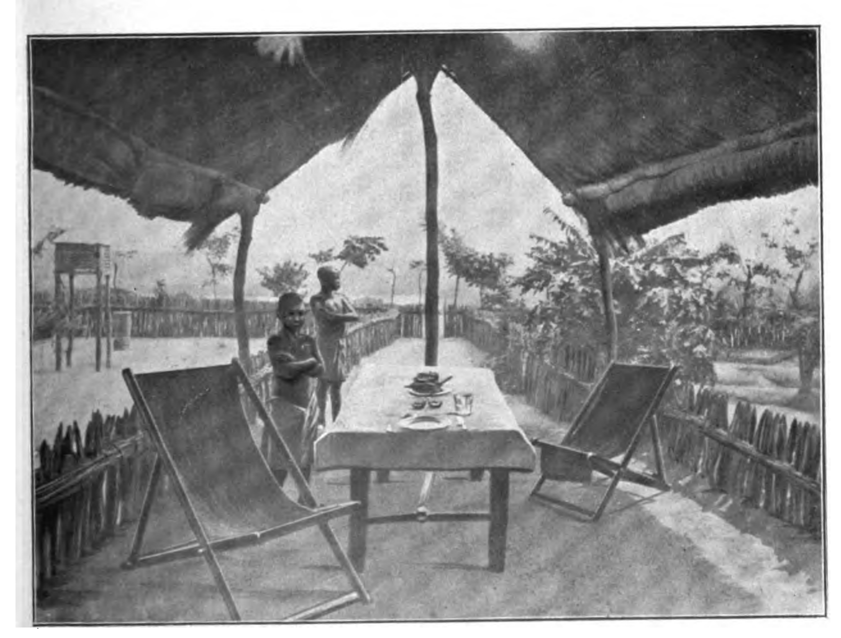
Obgleich Kalamba Moana, Tenda und die anderen Häuptlinge gern gewußt hätten, was Wissmann beschließen würde, teilte er ihnen doch nichts von seiner Absicht mit. Im Gegenteil, als Kalamba vorschlug, die Gefangenen zurückzugeben, um so freien Durchmarsch zu erreichen, verwies Wissmann ihm dieses in einem lauten Moio ernstlich, und, überzeugt, daß die Kalosch aus Verstecken ihm zuhörten, tat er seinen Entschluß dahin kund, daß er am nächsten Morgen die Kalosch nochmals angreifen und weitere Gefangene machen wolle.

Am nächsten Morgen jedoch befahl er den Rückmarsch auf demselben Weg, den er gekommen war. Die Lasten, Weiber und Gefangenen wurden in die Mitte genommen und die Krieger auf die Seiten und die Queue verteilt. Die Kalosch umschlichen, wie am Tage vorher, außer Schußweite die Karawane. Wissmann mußte öfter halten lassen, um die Karawane neu zu rangieren, da der Rückmarsch wiederholt drohte, einen fluchtartigen Charakter anzunehmen. Die besten Leute nahm er an die Spitze, um zu verhindern, daß der Rückmarsch in ein vorwärts Flüchten ausartete und um denselben wenigstens nach außen hin als ruhig erscheinen zu lassen; wenn die Kalosch näher in die Marschordnung hätten hineinsehen können, hätten sie gewiß einen Angriff auf die Karawane gewagt. So entkamen bei dem Gedränge nur einige Gefangene.

Wissmann spricht sich selbst über den weiteren Rückzug folgendermaßen aus: „Die Verfolgung oder vielmehr Beunruhigung von seiten unseres Feindes hörte erst auf, als wir, den Rand der Höhe ersteigend, das bevölkerte Tal des Buschi-Maji verließen. Ich war um eine wichtige Erfahrung reicher. Ich würde jetzt mit Negern, die nicht nachhaltig diszipliniert sind, einen gewagten, tollkühn erscheinenden Angriff einem Rückmarsch unter scheinbar günstigen Verhältnissen vorziehen, wenn ich wählen könnte. Die moralische Überlegenheit, die im Angriff liegt, wirkt so stark auf den Neger, daß er das Übergewicht des Feindes nicht beachtet; sie wirkt auch so frappierend und überwältigend auf den Angegriffenen, daß er nicht zur Kenntnis der Schwäche des Angreifers kommt. Es kam mir diese Beobachtung besonders in den Kämpfen zugute, die ich mit einer noch jungen Truppe im Jahre 1889 bei der Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika zu leiten hatte."



Belgische Station am unteren Kongo.



Luluaburg.
(Wohnraum und Observatorium.)

Am 17. Juli traf die Expedition wieder bei Mona Tenda ein.

In der Karawane waren Krankheiten aller Art ausgebrochen, Lungenentzündung, pockenartige Erscheinungen usw., und da es an Medikamenten mangelte, mußte der Rückmarsch nach Luluaburg nach Möglichkeit beschleunigt werden. Am 25. traf die Expedition dort ein.

Germano war auch jetzt noch nicht von der Küste zurückgekehrt, dafür aber waren während Wissmanns Abwesenheit in dreitägigem Brande die großen Kasernen der Station eingeäschert. Während der nächsten Zeit gab es daher vollauf zu tun. Auch kostete es noch viele Mühe, bis Kalamba von allen Häuptlingen als Oberhäuptling ganz Lubukus anerkannt wurde.

Inzwischen war es Ende September geworden. Da traf die Nachricht ein, daß die Karawane Germanos im Anmarsch sei, gleichzeitig aber auch das Gerücht von einem Krieg zwischen den Bangala und Kioque, durch deren Gebiete Germano marschieren mußte. Unter solchen Umständen entschloß sich Wissmann, mit Le Marinel seiner sehnlichst erwarteten Karawane bis zum Kassai entgegenzugehen, um ihr, wenn nötig, Unterstützung zu bringen.

Am 19. Oktober traf Wissmann endlich mit Germano zusammen, der unterwegs vielfache Schwierigkeiten gehabt und einen Teil der Waren als Durchgangszoll an Kioque-Häuptlinge hatte zahlen müssen, aber schließlich doch noch gezwungen gewesen war, zu frechen Forderungen dieser Häuptlinge kriegerisch entgegenzutreten. Der amerikanische Missionar Dr. Sommers hatte sich Germano angeschlossen; er beabsichtigte, bei den Baschilange und Baluba selbständig in seinem Berufe tätig zu sein.

Nach Luluaburg zurückgekehrt ging Wissmann nun mit Macht an die Vorbereitungen zum großen Marsche nach Nordosten.

Am 15. November schrieb er von dort an seine Mutter:

„Du wirst Dich wundern, noch immer von hier Nachricht zu erhalten. Vor kurzem erst ist meine Karawane von der Küste eingetroffen, und hoffe ich, morgen endlich aufzubrechen nach Nordosten. Demnächst hoffe ich, Euch

persönlich meine Ankunft an der Küste mitzuteilen, vielleicht in den ersten Monaten des Jahres 88, so daß ich hoffe, im Frühjahr 88 bei Dir zu sein.

Es kommt mir immer so eigentümlich vor, daß ich Dir so wenig mitzuteilen habe. Wenn ich des Abends an Euch denke, habe ich stets eine ungeheuere Masse von Interessantem, ist aber eine Gelegenheit zur Briefbeförderung da, so habe ich im offiziellen Briefe schon 2—3mal alles Wichtige erwähnt und durchgekaut, und finde dann alles das so wenig interessant und gewöhnlich, daß ich nur mit Widerwillen die Geschichte wiederholen kann.

Ihr müßt mich daher schon davon dispensieren, Euch einen Bericht meiner Tätigkeit zu geben und Euch, mir zuliebe, mit herzlichen Grüßen begnügen.

Vor einiger Zeit hatte ich unter einer kleinen Unpäßlichkeit zu leiden, befinde mich aber jetzt wieder völlig wohl.

Da nun endlich der Aufbruch von hier nahe ist, damit Veränderung und interessante Arbeit, so hoffe ich, nichts mehr mit Krankheit zu tun zu haben. Jedenfalls werde ich keinen Tag unnötig mehr verlieren, um bald einmal wieder Europäer zu spielen. Wir haben seit langer Zeit hier fast europäisches Wetter, selten sieht man die Sonne und oft ist es empfindlich kühl. Mir kommt es vor, als hätte sich das Klima ganz verändert; unter Hitze leide ich schon lange nicht mehr. Bei Euch ist hoffentlich alles wohl und Ernst doch schon lange mit seinen Studien fertig.

Ihr sitzt jetzt hinter dem Ofen und laßt Euch Regen und Schnee an die Fenster trommeln; in der Beziehung beneide ich Euch nicht.

Es ist recht schade, daß Ihr mir auf mein Ansuchen nicht mehr geschrieben habt, aber wer konnte die Verzögerung ahnen. Ich hätte schon zwischen dem Lualaba und Tanganjika sein können. etc. etc.

Hermann."

Das war für lange Zeit der letzte Brief, den Wissmann an seine Lieben daheim schreiben konnte; den nächsten Gruß konnte er seiner Mutter erst im April 1887 vom Tanganjika-See aus senden.

II. Von Luluaburg nach Nyangwe am Lualaba-Kongo.

Am 16. November konnte Wissmann endlich Luluaburg verlassen, er wurde begleitet von Leutnant Le Marinel, Bugslag, Kalamba Moana, Tschingenge, Sangula Meta, Humba, Simão und ca. 900 Baschilange und Küstennegern. 500 Gewehre befanden sich bei der Karawane und ca. 100 Weiber. Luluaburg hatte Wissmann an den Capitain de Macar übergeben, auch blieb der Dr. Sommers auf der Station zurück. Wissmann wurde der Abschied von dem ihm fast zur Heimat gewordenen Luluaburg schließlich doch schwer, er hat es in seinem ereignisreichen Leben dann nicht wieder gesehen.

Nachdem bei Tschingenge der Lulula überschritten war, ging der Marsch zunächst in N. N.-O.-Richtung. So lange die Karawane in Lubuku marschierte, wurde ihr überall die beste Aufnahme zuteil. Der Lubi und Moansangomma wurden passiert und am 26. November die Grenze von Lubuku überschritten. Man kam jetzt in das Gebiet der Tschipulumbastämme, und sogleich fingen Streit und Gewalttätigkeiten zwischen den Leuten der Karawane und den Eingeborenen der durchzogenen Gebiete an, an welchen nicht immer nur die letzteren schuld waren. Durch energische Maßregeln beiden Teilen gegenüber gelang es Wissmann vorläufig aber, stets auch ohne besondere Schwierigkeiten, Herr der Situation zu bleiben. Nachdem der Lubudi überschritten war, traf man in einem Dorfe der Bena Lukoba recht gut gebaute Schmelzöfen an, in denen sehr geschickt aus dem Eisengesteine, welches hier in großer Menge vorhanden ist, das Metall destilliert wurde.

Am 30. November bestrafte Wissmann im Lande der Baqua Kajinga einige Dörfer, in denen vor Monatsfrist einer Karawane Tschingenges Elfenbein geraubt und zwei seiner Leute ermordet waren. Die schuldigen Dörfer wurden abgebrannt, und die Urheber des Verbrechens mußten als Sühne ausreichende Geschenke ins Lager schicken.

In den nächsten Tagen machte Wissmann im Gebiete der Baqua Tschameta eine Ruhepause, die Veranlassung zu einem spaßhaften Vorkommnis wurde. Die alte Sangula-Meta fand hier einen Mann, den sie sich in früheren Jahren einmal zum Ehegemahl erkoren hatte, der sich aber der etwas herrischen Gattin

nach wenigen Flitterwochen durch die Flucht entzogen hatte. Sangula verzieh dem früheren Geliebten alle Schuld, nahm ihn in Gnaden wieder auf und wollte ihn für die Weiterreise als Begleiter mitnehmen. Nachdem sie ihn schön neu eingekleidet hatte, tat der Ausreißer zunächst sehr erfreut über die sich ihm eröffnenden Perspektiven, als aber nach 2 Tagen der Weitermarsch angetreten wurde, hatte er es doch vorgezogen, sich mit seiner neuen Aussteuer abermals polnisch zu empfehlen. Der armen Sangula blieb nichts weiter übrig, als mit Gram im Herzen über die erneute Undankbarkeit des früheren Gemahls, die Reise allein fortzusetzen.

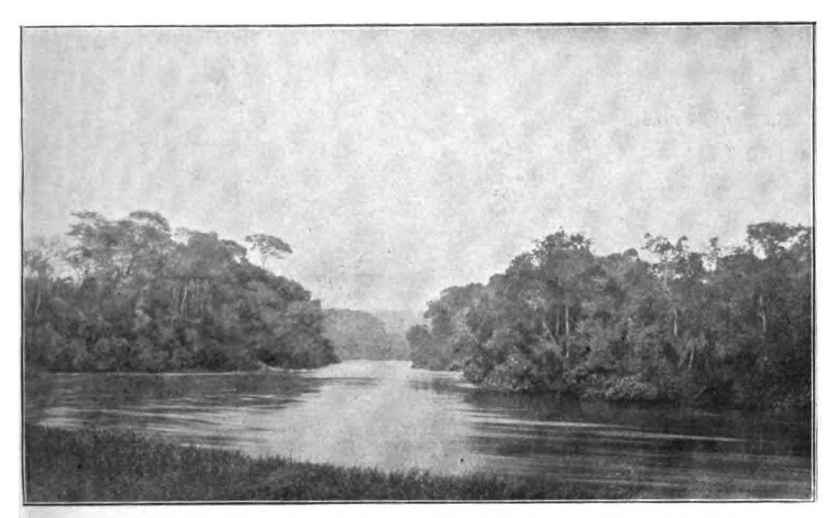
Im Lande der Baqua Tschanela traf Wissmann eine Bihé-Karawane. Er wußte von den Bihé-Leuten, daß sie die schlimmsten Sklavenjäger der Westküste sind, konnte sie aber nicht festnehmen, weil er nicht wußte, was er auf der Expedition mit ihnen anfangen sollte. Er ließ indessen de Macar von der Gegenwart der Leute in diesem Gebiet benachrichtigen, um sie ev. auf ihrem Rückmarsche abfangen zu lassen. Die Bihé rauben die Sklaven in Gegenden, in denen es noch keine Gewehre gibt, und verkaufen sie gegen Elfenbein an die Bakuba, welche die männlichen Sklaven lediglich zum Abschlachten bei Begräbnisfeierlichkeiten ihrer Häuptlinge verwenden. Je höher der Rang des Verstorbenen, um so mehr Sklaven müssen ihm ins Grab folgen.

Bis zum 5. Dezember zog die Expedition auf ihrem Weitermarsch durch Buschsavannen und die Urwälder der Baqua Putt, sowie durch eine Anzahl leerer Dörfer, aus denen eine Pockenepidemie, deren Opfer teilweise unbeerdigt die Luft verpesteten, die Einwohner vertrieben hatte.

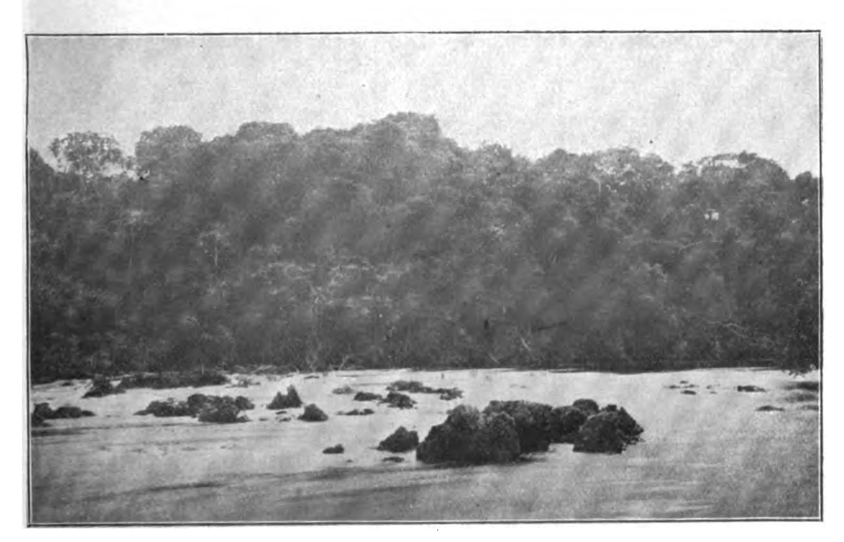
Am 6. Dezember wurde am Lubi Lager bezogen, an derselben Stelle, an welcher Pogge und Wissmann im Jahre 1881 den Fluß bereits einmal passiert hatten.

Und weiter ging der Marsch am linken Ufer des Lubi, immer im Lande der Baqua Putt, bei denen im Gegensatz zu den Baschilange konstatiert wurde, daß die Männer die Feldarbeit besorgten, während die Frauen ihre Arbeit nur im Hause verrichteten.

Am 8. Dezember wurde am linken Ufer des Lubi, dicht am Flusse, den Bena Ngongo gegenüber, gelagert. Dieser



Am Luebo.



Am Lubilasch.

Stamm hatte Pogge und Wissmann im Jahre 1881 nicht nur wiederholt bestohlen, sondern ersteren auf seinem Rückmarsche von Nyangwe auch überfallen und ausgeraubt und auch neuerdings wieder versucht, den Dr. Wolf auf seiner Sankuru-Fahrt in der „En avant" in den Hinterhalt zu locken.

Dafür sollten die Leute jetzt bestraft werden. Die Bena Ngongo hatten selbst ein schlechtes Gewissen und versuchten zunächst zu unterhandeln; die Sühne, welche sie anboten, wurde aber als nicht genügend von Wissmann zurückgewiesen. Dann aber schienen sich die Bena Ngongo sicher zu fühlen und verweigerten, nachdem sie alle Kanoes an ihr Ufer gebracht hatten, weiteres Entgegenkommen.

Durch eine kühne Schwimmtour des unerschrockenen Simão über den krokodilreichen Fluß, die bei anbrechender Dunkelheit ausgeführt wurde, gelang es, ohne daß die Bena Ngongo es bemerkt hätten, einige Kanoes zu erhalten. In diesen setzte am nächsten Tage Wissmann mit Le Marinel und 200 Kriegern über den Lubi und erteilte den verräterischen Bena Ngongo eine gehörige Lektion, so daß diese es nach einigem Widerstande vorzogen, in die dichten Mukubu-Waldungen zu entfliehen. Ihre später mehrfach gemachten Versuche, sich an der Expedition zu rächen, mißlangen infolge der Aufmerksamkeit der Wachen und der Warnung freundlicher Eingeborenen.

Einige Tage später wurde nach recht beschwerlichem Marsche der Sankuru erreicht und dicht unterhalb der Einmündung des Lubi mit Hilfe zahlreicher von dem Häuptling Mutomba gestellter Kanoes überschritten, worauf am jenseitigen Ufer Lager bezogen wurde. Hierhin schickten die gezüchtigten Bena Ngongo jetzt Abgesandte mit Geschenken, um ihre Gefangenen auszulösen.

Die Mündung des Lubi in den Sankuru hielt Wissmann für sehr geeignet zur Anlage einer Station, da von hier aus nicht nur die Umgebung leicht zu beherrschen war, sondern auch ein reger Verkehr über den Fluß wie an den Ufern desselben bestand.

Von hier marschierte Wissmann weiter durch dichten Urwald in östlicher Richtung das linke Ufer des Sankuru hinauf. Im Land der Bassonge wurde er von dem Häuptling Soka

Kalonda, den er von 1881 her kannte, sehr freundlich aufgenommen. Der Sankuru wurde dann verlassen und weiter führte der Marsch in östlicher Richtung bis zum 21. Dezember zunächst durch wellenartige Prairie, die im Norden durch mächtigen Urwald begrenzt wurde, bei einigen Badingo-Dörfern vorbei. An diesem Tage änderte Wissmann die Marschroute etwas in nördlicher Richtung ab. Die Karawane betrat wieder dichten Urwald und wurde im Lande der Quitundu oder Betundu zunächst scheu und feindlich betrachtet, doch gelang es, in friedlichen Verkehr mit ihnen zu treten. Der Volksstamm gehört schon zu den Batetela, in deren Lande sich viele Batua befinden sollten. Am Nachmittag bekam Wissmann wirklich einige Leute dieses Zwergstammes zu Gesicht. Von lichtgelber Farbe, scheu zurückhaltend, fielen Wissmann bei ihnen besonders die schönen, klugen Augen und der wenig negerhafte Gesichtsschnitt auf. Sie erinnerten ihn lebhaft an die Abbildungen der Buschmänner Südafrikas. Durch besondere Freundlichkeit gelang es Wissmann, die Leutchen etwas zutraulicher zu machen und zu konstatieren, daß die Sprache der Batua gänzlich von denjenigen ihrer Umwohner abweicht. Auch in den nächsten Tagen hatte Wissmann noch wiederholt Gelegenheit, Batua in der Nähe zu beobachten und in oberflächlichen Verkehr mit ihnen zu treten. Mit Hilfe Bugslags und unter Anwendung einer kleinen List gelang es Wissmann, die Größe der Batua-Männer auf 1,40—1,45 m festzustellen; Weiber der Zwerge bekamen die Reisenden nicht zu Gesicht.

Die Batua bewohnen nach Wissmann fast nur Urwaldregionen, sie scheinen sich von allerhand Früchten, Wurzeln, Pilzen und Kräutern zu nähren und von dem Fleisch, welches ihnen die Jagd liefert, vor allem auf niedere Tiere, deren es im Urwald so viele gibt, wie von Gewürm und Käfern aller Art. Dabei verschmähen sie jedoch auch nicht das Wildpret der großen Tiere, selbst der Elefanten nicht, wenn sie derselben habhaft werden können, was ihnen aber nur selten gelingt.

Langsam ging der Marsch der Karawane weiter durch endlosen Urwald, dessen tiefe Stille kaum durch den Schrei eines Vogels unterbrochen wurde.

Bei mangelhafter Ernährung passierte die Expedition das

Gebiet der Betunda, Bena Piari Kai, der Balonda und Bakialo. Das feindlich scheue Wesen der Eingeborenen erschwerte sowohl den Marsch wie die Ernährungsfrage sehr. Entweder umschlichen die Waldbewohner wie Wölfe die Karawane oder sie verließen ihre Ansiedlungen beim Erscheinen derselben, so daß den Leuten häufig nichts übrig blieb, als aus den verlassenen Dörfern und von deren Feldern zu nehmen, wessen man zur notdürftigsten Ernährung bedurfte. Ein Mehr verbot sich von selbst, da fast nichts vorhanden war.

Im Urwald feierten unsere Reisenden auch das Weihnachtsfest, das Fest des Lichtes der Christenheit inmitten dunkelsten Heidentums, wie Wissmann selbst erzählt. Man war dabei, wie unschwer festzustellen war, umgeben von Kannibalen.

Am 26. Dezember kam endlich etwas Licht in das Dunkel des Urwaldes, dafür aber brachten die nächsten Tage, beim Durchschreiten des Gebietes der verrufenen Bena-Mona, fortwährend Kämpfe mit diesen den Bassongo-Mino ähnelnden Eingeborenen. Tag und Nacht verging, besonders für die stets wachehaltenden Europäer, ohne Ruhe, und Wissmann war froh, als er das Gebiet der Bena-Mona nach schwieriger Passage des Lukalla wieder verlassen hatte und am 29. Dezember die Dörfer der Bassonge erreichte. Hüben und drüben hatte es während der Gefechte der letzten Tage Tote und Verwundete gegeben, und durch mangelhafte Ernährung waren Europäer wie Farbige so geschwächt, daß sie der Ruhe und Erholung dringend bedurften. Schon seit Tagen südöstlich und süd-südöstlich marschierend, hatte sich Wissmann seiner und Pogges alten Route im Jahre 1881 genähert, weil er hoffte, auf dieser bessere Ernährungsbedingungen für seine Karawane zu finden. In den Dörfern der Bassongo wurde diese Hoffnung allerdings noch nicht erfüllt, denn die Bassonge waren geflohen, da zu ihnen die Nachrichten von den Kämpfen der Expedition mit den Bena-Mona gekommen waren. Auch am nächsten Tage, als provisorisch angelegte Dörfer der Bassonge unter dem Häuptlinge Mona Kassongo erreicht wurden, konnte die Verproviantierung nur ungenügend vorgenommen werden, denn die armen Leute waren hierher vor sklavenjagenden Horden Tibbu Tibbs geflohen und konnten sich selbst nur nächtlicher Weile mit dem Nötigsten versorgen. Der Häuptling kam, um

Wissmann in seinem Lager zu besuchen und ihm zu bringen, was er erübrigen konnte, dabei klagte er ihm seine Not über das immer weitere Vordringen der Sklavenjäger in diesen Gegenden. Kassongo war hierher aus seinen weiter östlich gelegenen Wohnsitzen geflohen und wartete schon seit 2 Monaten auf das Abziehen der Horde Tibbu Tibbs aus jenen, um mit seinen Leuten zurückkehren zu können. Er erzählte weiter, daß der große Stamm der Benecki von den Arabern ganz vernichtet sei und sich nur kleine Reste desselben hätten flüchten können. Krieg und Sklavenraub sollten jene einst blühenden, von Wissmann und Pogge durchzogenen Gegenden entvölkert und verwüstet haben.

Immer mehr näherte sich Wissmann seiner alten Route, die am Neujahrstage 1887 bei Kafungoi erreicht wurde. Seine Karawane war von Hunger und Strapazen geschwächt, und der Blick in die nächste Zukunft des neuen Jahres eröffnete keine rosigen Perspektiven. Den Platz, an dem Wissmann mit Pogge gelagert hatte, erkannte unser Reisender nicht wieder; er erzählt über dieses Wiedersehen der altbekannten Stätte: „Dieselben mächtigen Palmenhaine," so berichtet Wissmann selbst, „die früher die Stadt der glücklichen Benecki bezeichneten, nahmen uns in ihren Schatten auf. Doch unheimliche Stille, nur hier und da vom Zwitschern der Webervögel unterbrochen, vertrat die freundlichen Begrüßungsrufe der harmlosen früheren Bewohner. Die Nischen in dem Palmendickicht zu beiden Seiten der breiten, geraden Wege, vor 3 Jahren noch ausgefüllt von den reinlichen Gehöften der Benecki, waren mit mannshohem Grase bedeckt, aus dem hier und da ein verkohlter Pfahl, ein gebleichter Menschenschädel und zerbrochenes Gerät an die Existenz unserer alten Freunde erinnerten. Wo waren die Tausende und aber Tausende des fleißigen Volkes, das durch seine große Anzahl bis damals vor feindlichen Eingriffen gesichert war, wo waren sie geblieben? Mich überlief ein Schauer der Wehmut bei diesem Anblick, bei der Erinnerung an die schönsten Tage unserer ersten Reise, die wir bei dem freundlichen Empfange der damals noch ganz unberührten, gutmütigen Wilden genossen hatten. Mich überkam heiß das Gefühl des Zornes, der innersten Empörung gegen die mörderische Brut habsüch-

tiger Sklavenhändler, die diese furchtbare Veränderung hervorgerufen hatten.

Glücklicherweise fanden unsere Leute in den Palmen, in einigen Bananendickichten, die der Zerstörungswut der Räuberbande entgangen waren, in einigen schon mit Gras überwachsenen Kartoffelfeldern, aus denen noch zu riesiger Größe angewachsene Knollen ausgegraben wurden, die notwendigste Nahrung. Es sollten für lange Zeit Palmnüsse, das Mark der Palmen, süße Kartoffeln und unreife Bananen unsere einzige Nahrung bilden, denn was wir hier in Kafungoi fanden, wiederholte sich noch während vieler Tagemärsche."

In 3 Jahren war dieses reich bevölkerte, glückliche Land durch Krieg, Sklavenraub, und in deren Gefolge Pocken und Hunger, völlig entvölkert worden. Die Urheber dieses Vernichtungskrieges waren die Araber, und als Grund für denselben hatte genügt, daß der Bassonge-Häuptling Mona Lupunga nicht an beide sich dort die Herrschaft anmaßenden arabischen Machthaber Famba und Tibbu Tibb hatte Tribut zahlen wollen. Famba hatte seinen Tribut erhalten, Tibbu war er verweigert worden. Die Folge war, daß während dreier Jahre stets die Ansiedlungen der Benecki, auf welche die Araber bei Verfolgung Mona Lupungus stießen, sobald sie wieder einigermaßen hergestellt waren, von den Horden Tibbu Tibbs überfallen, ausgeraubt und verwüstet wurden. Was sich zur Wehr setzte, wurde getötet, die Gefangenen wurden in die Sklaverei geschleppt; nur ein kleiner Rest der Benecki hatte sich nach dem Sankuru zu Zappu Zapp gerettet, während Mona Lupungu nach Süden zu Mona Kakesa, und als auch dieser angegriffen wurde, zu den Belande nach Süden geflüchtet war.

Am 3. Januar wurde der Lubefu überschritten und an der Stelle gelagert, an welcher früher die Stadt Kibussa der Benecki gestanden hatte. Dorthin schickte Mona Lupungu Boten zu Wissmann, denselben zu bitten, ihn in Mona Kakesa zu besuchen. Wissmann lehnte diesen Besuch zunächst ab, weil er befürchtete, seine vom Hunger sehr mitgenommenen Baschilange könnten dort ihre Gewehre und Munition, der einzige Tauschartikel, der in diesen Gegenden zur Zeit als Waffe gegen die Sklavenräuber der Araber ging, gegen Lebensmittel und

Elfenbein verkaufen. Er wollte seine Expedition aber möglichst widerstands-, womöglich angriffsfähig erhalten, um ev. gegen die Araber einschreiten zu können. Am 4. kam aber wieder eine Gesandtschaft Mona Lupungus, welcher dieser Häuptling in einigem Abstande selbst folgte, mit Sklaven als Geschenk und der erneuten Bitte, ihn zu besuchen. Die Baschilange drängten zu diesem Besuch, weil sie nicht nur hofften, in Mona Kakesa reichliche Nahrung zu erhalten, sondern auch weil sie für ihren Rückmarsch nach Lubuku dort einen Stützpunkt zu haben wünschten. Wissmann gab dieser Überlegung nach und entschloß sich, nach Süden, nach Mona Kakesa, wo Mona Lupunga gemeinsam mit den Kriegsscharen Mona Kakesas lagerte, zu marschieren. Unterwegs schickte der letztgenannte Häuptling ebenfalls Wissmann eine Gesandtschaft mit Mais und Maniok und der Bitte entgegen, zu ihm zu kommen. Am 6. Januar bezog Wissmann ungefähr 1 Kilometer von dem Standplatz der beiden Häuptlinge Lager. Mehrere tausend Krieger, aber nur wenige Weiber, waren dort versammelt. Die Leute machten einen verrohten und wilden Eindruck, aber doch einen weit kriegerischeren, als die halbverhungerten Baschilange. Da nur ca. 2 Tagemärsche von hier ein Trupp Tibbu Tibbs lagern sollte mit der Absicht, die verbündeten Häuptlinge anzugreifen, fragte Wissmann diese, ob sie mit ihm vereint die Araber angreifen und vertreiben wollten. Beide lehnten ab; sie waren entschlossen, falls die Araber gegen ihr Lager vorgehen würden, sich nicht zu schlagen, sondern weiter zu entfliehen. Sie glaubten wohl nicht, daß die Weißen ernstlich gegen die Araber vorgehen würden, oder sie hielten sie auch für zu schwach dazu oder gar für Freunde jener. Wissmann sah auch hier schon, daß die Macht der Araber sehr stark sein mußte, und hielt seine Baschilange, die wohl recht brauchbar gegen Speer und Bogen führende Eingeborene waren, allein doch nicht für geeignet, den kriegerprobten, mit Gewehren bewaffneten, Sklavenräubern mit Erfolg entgegenzutreten. Er mußte daher seinen Wunsch und seine Idee, den Vernichtern so vieler Menschenleben, so vielen Menschenglückes, den Zerstörern blühender Gefilde gründlich das Handwerk zu legen, vorderhand aufgeben, er mußte im Gegenteil im Interesse seiner Karawane sowohl wie der umwohnenden

Eingeborenen versuchen, in Frieden und scheinbarer Freundschaft mit jenen auszukommen.

Nach einigen Ruhetagen in Mona Kakesa war Wissmann aber froh, weiter marschieren zu können, da infolge reichlichen Palmweingenusses seine Leute anfingen, etwas zu verrohen und die Manieren ihrer Gastfreunde anzunehmen. Zudem hatte wirklich ein Teil der Baschilange Pulver, Zündhütchen und selbst Gewehre verkauft, so daß Wissmann in Gegenwart der Bassongo-Häuptlinge energisch gegen die Schuldigen einschreiten, aber doch neue Munition ausgeben mußte. Wissmann hatte sich entschlossen, über das vorerwähnte Lager der Araber nach Nyangwe zu marschieren, um dort zu sehen, was er etwa gegen den Sklavenraub unternehmen könnte. Unterwegs sah er sich gezwungen, da seine Leute, deren Disziplin durch den Aufenthalt im Kriegslager sich gelockert hatte, wiederholt kleinere Dörfer der Eingeborenen auszurauben begannen, streng einzuschreiten und seiner Karawane zu verkünden, daß er nicht nur der ausgeraubten Eingeborenen, sondern auch der Sicherheit ihrer selbst wegen die Todesstrafe auf Raub an Eingeborenen setzen müßte. Es war ein gutes Zeichen für seine Leute, daß sie die Notwendigkeit dieser Maßregel einsahen.

Mehrere Bäche wurden überschritten und Stellen, auf denen Wissmann früher blühende Städte der Baqua Peschi und Kintu a Muschimba gesehen hatte, als Einöden angetroffen.

Am 12. Januar wurde im Lukassi-Tale Halt gemacht. Nur wenige Kilometer östlich sollte das große Lager der Horde Tibbu Tibbs liegen, dem Kalebue-Kannibalen zu Tausenden als Hilfsvölker dienten. Patrouillen Mona Lupungus, welche das Lager der Araber ständig beobachteten, hielten Wissmann über die dortigen Vorgänge auf dem Laufenden. Am 14. wurde der Lukassi, mit Hilfe einer unter vielen Schwierigkeiten gebauten Brücke, überschritten und am andern Ufer ein befestigtes Lager hergestellt und bezogen. In derselben Nacht noch wurde die Brücke von feindlichen Eingeborenen wieder zerstört. Von hier aus sandte Wissmann Humba mit drei Soldaten den Lukassi abwärts, um Nachrichten über das Lager der Sklavenjäger einzuziehen und ev. mit ihnen in Verbindung zu treten. Gegen Mitternacht kam Humba, be-

gleitet von zwei Sansibariten, ins Lager zurück. Die beiden Leute waren Sklaven Tibbu Tibbs; sie brachten Grüße von ihrem Führer, dem Halbblutaraber Said, den Wissmann von seiner ersten Durchquerung her als Angestellten und Sklaven Tibbu Tibbs persönlich kannte. Als Grund für seinen Kriegszug ließ Said die Bestrafung der menschenfressenden Bassonge, die einige seiner Leute gefangen und geschlachtet hätten, angeben. Zwei von Wissmanns Leuten hatte Said in seinem Lager zurückbehalten, augenscheinlich in der Absicht, erst feststellen zu lassen, ob die angeblich friedlichen Absichten Wissmanns auf Wahrheit beruhten. Wissmann bemerkte dieses augenscheinliche Mißtrauen der Araber sehr wohl, und er wunderte sich darüber um so mehr, da er bei seiner ersten Durchquerung von ihnen als Freund behandelt worden war. Die Gründe für dieses Verhalten sollte er erst später erfahren. Von Wichtigkeit war es für ihn, zu erfahren, daß Tibbu Tibb selbst nach Sansibar abgereist sei, während Famba (Djuma Merikani) und Schech Abed in Nyangwe seien.

Am nächsten Tage wurde weiter marschiert, und man betrat damit das Land der Kalebue. In den verlassenen Dörfern fand man viele Menschenschädel, auf die von den Sansibariten Tibbu Tibbs als Beweis für den Kannibalismus der Kalebue mit Abscheu hingewiesen wurde. Daß sich unter den Hilfstruppen Saids aber gleichfalls Menschenfresser befanden, verschwiegen sie.

800 Schritt vor Saids Lager ließ Wissmann seine eigene Karawane Lager beziehen, während er sich selbst sofort zu Said begab, von dem er Wichtiges zu erfahren hoffte.

Said, ein ca. 20jähriger junger Mann mit beinahe schüchternem Wesen, kam ihm sehr höflich entgegen. Das Lager Saids war mit einer Busch- und Dornboma umgeben, das hölzerne Eingangstor mit vielleicht 50, schon in Fäulnis übergegangenen Händen „verziert". „Menschenfresser," sagte Said kalt zu Wissmann, auf die Hände weisend. Nachdem man sich bei Saids Hause niedergesetzt hatte, erzählte dieser Wissmann, daß er gegen Mona Lupungu, im Auftrage Tibbu Tibbs, vorzugehen habe, daß Lupungu bei Mona Kakesa und mit diesem verbündet sein solle, und daß er nicht wisse, ob er stark genug sei, die Verbündeten anzugreifen. Er stellte das Ansinnen an

Wissmann, ihm hierbei zu helfen; als dieser aber kurzerhand ablehnte, wagte er nicht weiter darauf zurückzukommen. Wissmann war über die Unentschlossenheit Saids erstaunt, da dieser doch mindestens 3000 Krieger mit 600 Gewehren bei sich haben mußte. Es schien, als wenn Said im Lande der Kalebue nur so lange zu bleiben beabsichtige, bis die Vorräte erschöpft seien. Wenn dabei gelegentlich unachtsame Eingeborene eingefangen werden konnten, so wurde das natürlich nicht unterlassen.

Said machte am Abend seinen Gegenbesuch, brachte reichlich Geschenke an Maniok und Mais und versprach, die nötigen Führer zur Weiterreise nach Nyangwe zu stellen. Von dort aus gedachte Wissmann mit Hilfe der Araber die Stanley-Fall-Station zu erreichen, um dann weiter nach der Kongomündung zu gehen, während seine Baschilange, deren Kräfte jetzt schon beinahe erschöpft waren, nach einiger Ruhe unter Le Marinel nach Lubuku zurückkehren sollten.

Am Abend dieses Tages wurde Wissmann Zeuge eines Ereignisses, welches erwähnt werden muß, um zu zeigen, in welcher Weise die von Arabern geleiteten Horden den Krieg und Sklavenraub in jenem unglücklichen Gebiete des zentralen Afrika betrieben.

Ein Trupp Saidis brachte gegen Abend einige Gefangene ins Lager. Auf diese übte sich Said im Pistolenschießen, bis sie von verschiedenen Kugeln getroffen zu Boden sanken — dann gab er die Körper der Ermordeten seinen Kalebue-Hilfstruppen, welche die Leichname sofort zerstückten und als Abendmahlzeit verzehrten. „Das war der Kriegshaufe eines Arabers, der Eingeborene bestrafen wollte für Kannibalismus," sagt Wissmann. Etwas milder freilich urteilt er an anderer Stelle über Tibbu Tibb selbst, indem er sagt: „Ich weiß, da ich den Araber Hamed bin Mohamed (Tibbu Tibb) von früher her kenne, daß, wenn er selbst hierher gekommen wäre, die Folgen des Zuges (gegen Lupungu und die Benecki) nicht so entsetzliche gewesen wären, als sie es waren, da er nur seine Kreaturen als Anführer schickte."

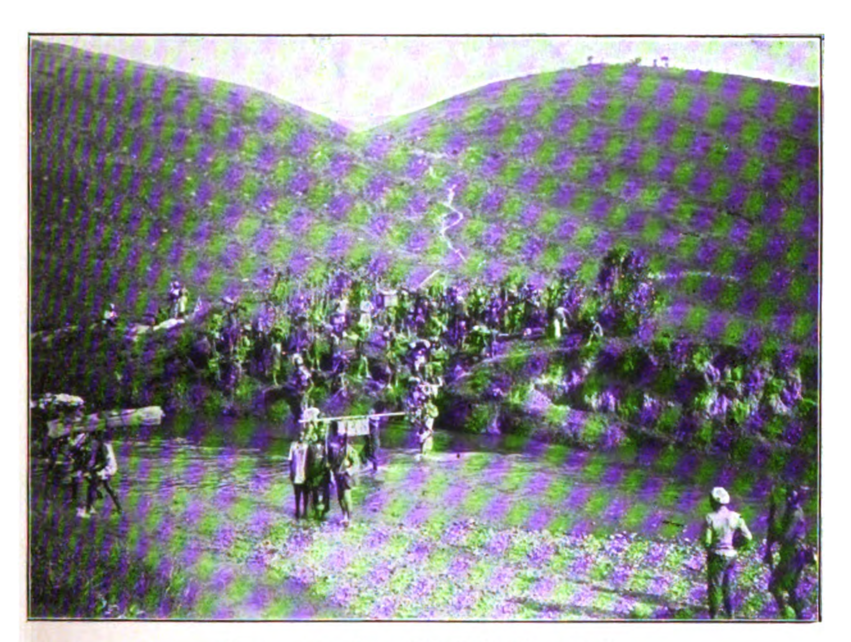
Der Weitermarsch wurde unter den größten Entbehrungen und Strapazen fortgesetzt; nach Einbruch der Regenzeit marschierte die Expedition häufig kilometerweise durch Überschwemmungsgebiet. Krankheiten aller Art, namentlich auch

Fußkrankheiten, grassierten in immer steigendem Maße unter den Baschilange, so daß Le Marinel, der sich mit großer Hingabe der Behandlung der Erkrankten unterzog, stundenlang am Tage ärztlich tätig sein mußte.

Der Marsch ging zunächst den Lukassi entlang, der zweimal überschritten werden mußte, bis zum Lomami, welcher am 23. Januar passiert wurde. Streckenweise fiel der Weg mit Wissmanns alter Route zusammen. Die Verpflegung wurde immer dürftiger; Fleisch hatten die Baschilange schon seit Wochen nicht mehr erhalten. Auch die Europäer litten sehr unter diesem Mangel, dem nur selten durch eine kleine Jagdbeute abgeholfen wurde; denn auch das Wild war in dieser verwüsteten Gegend selten geworden. Das Wenige aber, was man an Lebensmitteln erhalten konnte, war infolge des Aussaugungssystems der großen und kleinen arabischen Machthaber so teuer geworden, daß Wissmanns Warenvorrat bedenklich abnahm. Eine Elefantenjagd, die Fleisch schaffen sollte (man hatte am Kelui viele Spuren dieser Dickhäuter gefunden), blieb leider erfolglos. Trotzdem wurde von seiten der Baschilange kein Wort des Vorwurfes gegen Wissmann laut, im Gegenteil wurden jammernde Mütter, die ihre Kinder nicht zu nähren wußten, mit dem Zurufe beschwichtigt: Kabassu Babu wird es schon wieder gut machen, er wird uns bald dahin führen, wo wir essen können. Hunger, Elend, Strapazen, Krieg, fortdauernde Kälte und Regen hätten andere Stämme vielleicht besser ertragen als die schwächlichen Baschilange, aber Unzufriedenheit, Vorwürfe und Meuterei wären bei anderen Begleitern unausbleiblich gewesen.

Krankheit und Todesfälle mehrten sich jetzt täglich, und dann traten, als wenn es damit noch nicht genug sein sollte, plötzlich auch noch die Pocken in der Karawane auf. Da die Eingeborenen der durchzogenen Dörfer die Pockenkranken nicht aufnahmen, dieselben vielmehr, nachdem sie sie ausgeraubt hatten, vertrieben, mußten die Armen hinter der Queue der Expedition mitgenommen werden. Der großen Ansteckungsgefahr wegen mußte für sie, getrennt von den anderen Leuten, ein Lager errichtet werden.

Der Marsch ging, seit Überschreiten des Lomami, ziemlich genau in nördlicher Richtung. Am 1. Februar wurde der Wohn-



Karawane einen Fluß durchwatend.



Baumbrücke im Urwald.

sitz des Häuptlings Kitenge erreicht, woselbst die Reisenden freundlich aufgenommen wurden. Auch der in Kitenge angesessene Vertreter Tibbu Tibbs stellte sich freundlich zu Wissmann. Da es von hier nach Nyangwe noch 12 Tagemärsche waren und Bäche und Flüsse von den fortwährenden heftigen Regengüssen stark angeschwollen waren, so beschloß Wissmann, alle Kranken hier unter Kaschawallas Obhut zurückzulassen. Lebensmittel waren genügend vorhanden und der Häuptling wie der Vertreter Tibbu Tibbs wurden durch große Geschenke für diesen Plan gewonnen. Le Marinel sollte dann auf dem Rückweg von Nyangwe nach Luluaburg diesen Teil der Karawane wieder abholen. Wissmann hielt dem entsprechend eine Musterung ab, um diejenigen auszuscheiden, die bleiben sollten. 50 Leute der Karawane waren bis jetzt während der Reise umgekommen, zur weiteren Begleitung Wissmanns waren im ganzen nur noch 200 Mann geeignet, alles andere mußte als nicht mehr marschfähig ausgemustert werden. Ein trauriges Resultat! Trotzdem bestanden sämtliche Häuptlinge der Baschilange darauf, selbst Wissmann nach Nyangwe zu begleiten; sie waren trotz all des Traurigen, was sie auf dieser unglücklichen Reise schon erlebt hatten, zu stolz, sich später zu Hause sagen lassen zu müssen, daß sie die Reise gemacht hätten, ohne Nyangwe, die große Stadt der Araber, erreicht zu haben.

Am 5. Februar wurde der Weitermarsch in der Richtung auf Nyangwe angetreten und zunächst der Koango überschritten. Aus allen passierten Dörfern erhielt Wissmann jetzt Gast-Geschenke, sobald den Eingeborenen bekannt wurde, daß er ein Freund Tibbu Tibbs sei, der hier allmächtig war.

Noch bevor Lussuna erreicht war, erhielt Wissmann von einem alten Neger, der ihn von Kitenge aus begleitet hatte, in einer nächtlichen, geheimen Besprechung eine Nachricht, die ihn über das ihm gegenüber so veränderte Wesen der Araber aufklärte. Der Alte erzählte, daß vor einigen Monaten bei der Stanley-Fall-Station ein Gefecht zwischen Europäern und Arabern stattgefunden, daß ein Verwandter Tibbu Tibbs die Station gestürmt und verbrannt hätte und daß ein Weißer gefallen und die anderen geflohen seien. Wahrlich eine übele Nachricht für Wissmann, die ihm bis jetzt geflissentlich verheimlicht

worden war! Auch Said mußte hiervon schon gewußt haben. Die Araber fürchteten jetzt natürlich eine Vergeltung von seiten des Kongostaates, und sie hatten dementsprechend viele Tausende von Kriegern nach der Stanley-Fall-Station gesandt, die sie noch besetzt hielten.

Was war da für Wissmann, der dieses Mal neben der deutschen Flagge auch das Sternenbanner des Kongostaates führte, zu tun? Er war viel zu schwach, um irgend etwas gegen die Araber ausrichten zu können; auch nur der Anschein irgendwelcher feindlichen Absicht hätte zweifellos ihn und alle seine Begleiter vernichtet. Andrerseits war es sehr erklärlich, wenn die Araber ihn selbst als einen Vertreter des Kongostaates die Vorkommnisse bei der Stanley-Fall-Station entgelten ließen und ihn ev. als Geisel für alle Fälle festhielten, sei es, daß dem nach Sansibar gereisten Tibbu Tibb etwas zustoßen sollte, oder sei es, daß infolge des erwähnten Kampfes bei der Stanley-Fall-Station sich für die Araber unbequeme Verwicklungen ergeben würden. Von den ihm bekannten Arabern Nyangwes waren zum Unglück einige gestorben, andere, wie Tibbu Tibb selbst, nicht anwesend, so daß er nur seinen allerdings guten Freund Famba in Nyangwe antreffen konnte, auf dessen Hilfe er jetzt seine ganzen Hoffnungen setzen mußte.

Am 15. Februar wurde der Lualaba überschritten und Nyangwe erreicht. Auf den Rat eines Beludschen, den er am Moadi getroffen hatte, schickte Wissmann Humba und seinen Fahnträger Fikerini nach Nyangwe voraus, um die Araber seiner friedlichen Absichten zu versichern. Die Sternenflagge des Kongostaates zog er unauffällig ein und marschierte von nun ab wieder nur unter deutscher Flagge.

In Nyangwe eingetroffen, fanden die Europäer in einem kleinen schmutzigen Hause Unterkunft, während die Baschilange abseits von ihnen untergebracht wurden.

III. Von Nyangwe nach Kassongo und über den Tanganjika- und Nyassa-See nach Quelimane. — Europa.

Wissmann bemerkte sehr bald an dem Benehmen der Araber, daß hier nicht alles in Ordnung war, und als am nächsten Morgen Bana Sefu, der Sohn und Vertreter Tibbu Tibbs, aus Kassongo, der Residenz Tibbus, zu Wissmann kam,

war dessen Benehmen dermaßen anmaßend und unverschämt, daß Wissmann jetzt wußte, was die Glocke geschlagen hatte. Wissmann und seine beiden Begleiter wurden durch Sefu einem förmlichen Verhör unterworfen, und dieses in beleidigendster Form. Von den Gefechten bei der Stanley-Fall-Station sprechend, rühmte sich einer der Begleiter Sefus, daß er den Weißen dort getötet hätte, und Sefu selbst meinte in ziemlich unverblümter Weise, daß die Europäer doch nur Weiber seien. Wissmann, der sich im Interesse seiner Leute bei dem unverschämten Benehmen Sefus bisher mit äußerster Willenskraft beherrscht hatte, fuhr bei dieser absichtlichen Beleidigung Sefus denn doch auf und fragte diesen, ob er es ganz vergessen hätte, daß er vielleicht noch der Gefangene Mirambos sein würde, wenn er, Wissmann, ihn nicht seiner Zeit vor diesem Lose bewahrt hätte.

Durch die Unterredung mit Sefu wurde es Wissmann klar, daß man ihn als Gefangenen zurückhalten wolle. Sefu hatte verlangt, daß Wissmann ihn nach Kassongo begleite, und ihm einen Halbblutaraber beigegeben, der „für seine Wünsche sorgen sollte", also einen Spion, der Sefu ständig auf dem Laufenden halten mußte. Wissmann, der den Charakter der Araber kannte, beschenkte zunächst Sefu, um dessen Mißtrauen nach Möglichkeit zu zerstreuen, und teilte ihm dann mit, um Eröffnungen in dieser Richtung von seiten Sefus zuvorzukommen, daß er beabsichtige, mit Bugslag und einigen Leuten bei Sefu zu bleiben, während er den Franzosen Le Marinel, als solchen hatte er diesen vorsichtigerweise vorgestellt, mit den Baschilange nach Lubuku zurücksenden wolle. Sefu war hiermit einverstanden. Wissmann sollte mit seinen wenigen Begleitern sogleich nach Le Marinels Abmarsch nach Kassongo übersiedeln.

Bevor die Karawane Le Marinels aufbrechen konnte, mußte Wissmann dieselbe mit Waren versorgen; diese hoffte er bei seinem Freunde Famba kaufen zu können. Sefu wollte Wissmann am nächsten Tage zu Famba, der augenblicklich krank darniederlag, begleiten, um, wie er sagte, ihm beim Handel behilflich zu sein, in Wahrheit natürlich, um es Wissmann unmöglich zu machen, mit Famba allein zu sprechen. Es gelang Wissmann jedoch durch eine List, vor Sefu bei Famba einzutreffen und

genügend Zeit zu finden, sich mit Famba zu besprechen, der ihn herzlich empfangen hatte. Famba warnte Wissmann vor Sefu und bestätigte ihm alle Befürchtungen, die er bereits gehabt hatte, versprach ihm aber in jeder Beziehung seine Unterstützung, die er dann Wissmann auch, soweit ihm das selbst möglich war, hat angedeihen lassen. Sefu war, als er sah, daß Wissmann ihm bei Famba zuvorgekommen war, sehr ungehalten, wagte dieses aber vor Famba nicht zum Ausdruck zu bringen.

Am 21. Februar marschierte Le Marinel mit den Baschilange über den Lualaba zurück gen Lubuku, während Wissmann mit dem treuen Bugslag im Ungewissen zurückblieb. Traurig und schmerzlich war der Abschied für Wissmann, der 5 Jahre früher an derselben Stelle seinem Freunde Pogge Lebewohl gesagt hatte. Jetzt sah er seine braven Baschilange scheiden, die wohl bemerkt hatten, in welch schwieriger Lage ihr „Kabassu Babu" zurückblieb, und die ihm nur treuherzig zum „Moio" die Hand drücken konnten. Er sah auch bewegten Herzens Le Marinel scheiden, denn er hatte den jungen Offizier aufrichtig lieb gewonnen. Es war ihm nur ein Trost, daß er seine Baschilange bei diesem in guter Obhut wußte, denn Le Marinel hatte es bald verstanden, mit Negern umzugehen, und diese hingen ebenfalls an dem jungen Offizier, der viele von ihnen in schwerer Krankheit aufopfernd gepflegt hatte. Nach einigen Monaten erhielt dann Wissmann auch von Le Marinel einen Brief, in dem er aus Luluaburg berichtet, daß er dort angekommen und die Baschilange, so gut als es ihm nach der äußerst beschwerlichen Reise möglich gewesen war, in ihre Heimat gebracht habe. Allerdings mußte er auch von großen Verlusten berichten, die namentlich durch die Pocken hervorgerufen worden waren, und daß auch der brave Tschingenge und der Häuptling Katende denselben erlegen waren.

Wissmann selbst siedelte nun mit 10 Angolaleuten und 20 freigekauften Balubasklaven, vor allem aber, wie er selbst sagt, mit dem goldtreuen Bugslag, dessen Mut und Zutrauen felsenfest stand und nicht zu erschüttern war, und dessen gleichmäßig gute Laune und aufopfernde Sorgsamkeit ihm Wissmann zum Freunde fürs Leben gemacht haben, nach Kassongo über, wo ihnen dürftige Unterkunft gewährt wurde. Vor seiner Abreise nach Kassongo aber war er noch wiederholt bei Famba

gewesen, der ihn über die ganze Lage genau aufgeklärt hatte. Er hatte Wissmann erzählt, wodurch der Krieg bei der Stanley-Fall-Station entstanden und wie er geführt worden sei, welche Erbitterung deswegen bei den Arabern gegen die Belgier herrsche, denen alle Schuld zugeschoben würde, wie man zunächst geglaubt habe, daß Wissmann mit seiner Macht auf Nyangwe marschiert wäre, um hier Rache wegen der Vorkommnisse bei der Stanley-Fall-Station zu nehmen, und wie man ihn jetzt als Geisel zurückbehalten wolle. Er riet Wissmann, sich vor allem mit Sefu gut zu stellen, weil er, Famba, direkt nicht viel für ihn tun könne, da er selbst als Freund der Europäer beargwöhnt werde und deshalb zu den Beratungen über sein Geschick nicht hinzugezogen würde. Famba sah voraus, daß demnächst eine große Abrechnung zwischen Araber- und Europäertum stattfinden würde.

In Kassongo merkte Wissmann auch sehr bald, daß Famba nicht zu viel gesagt hatte, eine Beobachtung, die ihm täglich durch seinen treuen Fickerini, der als Küstenneger weniger Mißtrauen unter seinen Stammesgenossen begegnete, bestätigt wurde. Allmählich besserte sich aber das Verhältnis zwischen Wissmann und den Arabern, auch Sefus Mißtrauen nahm etwas ab. Nicht zum wenigsten wurde dieser Umschwung in der Gesinnung dadurch bewirkt, daß Wissmann so splendid, wie ihm nur immer möglich, mit Verteilung von Geschenken an alle Standespersonen vorging, daß ferner von den Stanley-Falls keine schlechte Nachricht mehr kam, und daß schließlich sogar die Kunde von dem Wohlbefinden Tibbu Tibbs von der Küste eintraf. Da Wissmann selbst sich in keiner Weise verdächtig gemacht hatte, so glaubte er den Versuch machen zu können, Sefu zu bestimmen, ihn selbst zu dem Stanley-Fall ziehen zu lassen, um ev. vermitteln zu können. Dadurch erwachte das Mißtrauen Sefus von neuem. Es blieb Wissmann nun nichts übrig, als zu versuchen, möglichst bald nach der Ostküste abzumarschieren. Ein längeres Bleiben in Kassongo konnte neue Gefahren für ihn und die Seinigen bringen, wenn wieder ungünstige Nachrichten für die Araber vom Kongo eintrafen. Den Intentionen des Königs der Belgier entsprach der Abmarsch nach der Ostküste vielleicht nicht, aber es blieb kein anderer Ausweg. Schweren Herzens machte sich Wissmann,

nachdem Sefu, der sich bis zuletzt am unfreundlichsten und unhöflichsten gezeigt hatte, die Erlaubnis dazu gegeben hatte, auf den Weg nach Osten, nach dem Tanganjika.

Am 7. März verließ Wissmann Kassongo mit einer kleinen Karawane, nachdem Sefu ihm noch höhnisch viel Glück auf die Reise gewünscht hatte. Wissmann hat übrigens später dem frechen Sefu nicht Gleiches mit Gleichem vergolten, als er Reichskommissar für Deutschostafrika und Sefu von ihm abhängig war; er hat ihn im Gegenteil, als den Sohn seines Freundes Tibbu Tibb, höflich behandelt, wenn er ihm natürlich auch nicht dieselbe Zuneigung, wie seinem Vater, entgegenbringen konnte.

Bis zum Tanganjika marschierte Wissmann auf derselben Route, wie bei seiner ersten Durchquerung, und wie er seiner Zeit im Lande der Benecki die Folgen des Sklavenraubes und Sklavenhandels gesehen hatte, so konnte er auch auf dem Wege zum Tanganjika nicht nur die gleichen Folgen sehen, sondern auch so recht die Art des Sklaventransportes beobachten. Fast täglich mußte er sehen, wie die armen Opfer, schlimmer wie Viehherden, getrieben wurden; diesen gönnt man wenigstens während des Transportes die Freiheit und die Möglichkeit, sich an dem Wege Nahrung zu suchen, während die „Schwarze Ware" in Sklavengabeln gefesselt oder mit Stricken und Ketten aneinandergebunden stumpf und brutal dahingetrieben wird. Was fällt, bleibt liegen, den wilden Tieren zum Opfer; Nahrung wird den Armen nur in der dürftigsten Weise gereicht. Skelette und halbverweste Leichen bezeichnen die Hochstraße des Sklavenhandels zwischen dem Lualaba und dem Tanganjika; sie bilden geradezu die schaurigen Merkmale, die den Weg nicht verfehlen lassen.

Schakale umschleichen hier ständig die Wege der Menschen, und das häßliche Lachen der Hyäne verstummt selbst am Tage nicht. Wohl genährt vom eklen Fraße aber verschmähen diese Leichenschänder andere Beute, und das Wild kann ungestört seines Weges ziehen. Trauer im Herzen mußte Wissmann dieses alles mit ansehen. Seine Leute selbst wurden täglich schwächer, und auch die kräftigen Baluba-Leute fingen an, den Strapazen zu erliegen, Wissmann war auch selbst krank und matt und er konnte nicht, wie er es in dieser wildreichen

Gegend gern getan hätte, mit der Büchse Nahrung für die Karawane beschaffen, sondern er mußte, sobald Halt und Rast für die Nacht gemacht wurde, sein Lager aufsuchen.

In der Karawane brachen auch jetzt wieder Pocken aus und verursachten empfindliche Verluste. Am 4. April näherte sich Wissmann dem Tanganjika-See. Dort lag auf der Insel Kawalla eine englische Missionsstation. Wissmann schickte einige Leute voraus, um seine Ankunft anzuzeigen und um Aufnahme zu bitten. Noch vor Rückkehr seiner Boten erreichte er mit seiner Karawane den See beim Hafenplatz Mtoa, wo er Araber beim Verfrachten „Schwarzer Ware“ antraf. Diese wird häufig in derartigen Mengen in die kleinen Segelfahrzeuge verstaut, daß sie bei plötzlich eintretendem Unwetter, zur Erleichterung des Schiffchens, teilweise über Bord geworfen wird. Wissmann erzählt, daß kurz vor seiner Ankunft am Tanganjika einer der größten Araber bei einer solchen Gelegenheit, um seine beiden kostbaren Maskat-Esel zu retten, 12 Sklaven über Bord habe werfen lassen!

Am 6. April wurde Wissmann mit seinen Leuten von einem Angehörigen der englischen Mission, Mr. Larson, in Mtoa begrüßt, und am 7. gelangte man nach kurzer Fahrt in einer Segel-Dhau nach der Missionsstation auf der kleinen Insel Kawalla. Hier wurde Wissmann freundlich aufgenommen und zum ersten Male nach langer Zeit wieder beinahe europäisch untergebracht. Der Vorsteher der Missionsstation war Mr. Horn, den seine Frau auf diesen entfernten Posten der Zivilisation begleitet hatte; die erste europäische Dame, welche bis hierher vorgedrungen war. Mr. Horn warnte Wissmann vor dem Weitermarsch nach Osten und erzählte ihm von der Ermordung eines Deutschen in Tabora, des Kaufmanns Gieseke. Hiervon hatte Wissmann bereits in Nyangwe und in Kassongo gehört, ja, er hatte dort sogar den Mörder Giesekes kennen gelernt. Vorgreifend mag hier erwähnt werden, daß der Mörder Mohamed bin Kassim im Jahre 1890 während des Wissmannschen Reichskommissariats sein Verbrechen in Bagamoyo am Galgen büßen mußte.

Mr. Horn erzählte ferner, daß an der Ostküste Unruhen bevorständen, zu denen die Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, von deren Existenz Wissmann noch gar

nichts wußte, die Veranlassung gegeben hätten. Die jungen Beamten sollten dort den Arabern, Indern und Eingeborenen gegenüber herrisch auftreten, ohne jedoch die nötige Macht, ihren Willen auch überall durchzusetzen, hinter sich zu haben.

Mr. Horn meinte deshalb, der einzig für Wissmann zurzeit gangbare Weg wäre nur der über den Tanganjika-Nyassa und Schire nach der portugiesischen Küste. Wissmann wollte jedoch, bevor er sich zu etwas definitiv entschloß, noch zunächst in Udjiji versuchen, mit Hilfe der dortigen Araber über den Albert-See zu Emin Bey nach Äquatoria zu gelangen, um von dort aus, und ev. mit Emins Hilfe, wieder an den Kongo zurückzukehren. Es lag ihm zu sehr am Herzen, seinen vom König der Belgier erhaltenen Auftrag auch im letzten Teil durchzuführen.

Schon am nächsten Tage fuhr er deshalb mit Segelschiff nach Udjiji, wo er 2 Tage später eintraf.

Die dortigen, ihm zum Teil von früher her bekannten Araber empfingen ihn höflich, aber kühl. Es bestand bei ihnen bereits Mißtrauen und Animosität gegen alle Europäer.

Wissmann wurde jede Unterstützung und jeder größere Kredit zur Ausrüstung einer neuen Expedition über Unyoro zu Emin verweigert; er konnte nur erreichen, daß ihm gegen bares Geld eine Dhau für eine Reise zum Südende des Tanganjika verchartert wurde. Auch über Tabora wollte man ihn nicht nach der Küste ziehen lassen.

So verließ Wissmann denn Udjiji, nachdem er die nötigen Einkäufe dort gemacht hatte, und traf mit seiner Dhau am 13. wieder in Kawalla ein. Von hier sandte er seiner Mutter, seit langem, den ersten Gruß wieder; er schrieb nur kurz:

„Liebstes Herzens-Mutterchen!

Bin hier mit Bugslag gesund aber nach schweren Verlusten eingetroffen und werde so schnell als möglich über den Nyassa und Sambesi zur Küste und nach Sansibar eilen. Ich hoffe, im Juli dort und ev. im August bei Euch zu sein. etc. Hermann."

Wir sehen, daß Wissmann sich nun für seine weitere Reise, wenn auch schweren Herzens, entschlossen hatte. Seine Baluba-Leute ließ er unter der Obhut der Missionare zurück, nachdem er von dem dortigen Häuptling ein Dorf in der Nähe

der Mission für sie gekauft und Mr. Horn mit Vorräten für sie versehen hatte.

Am 15. April nahm Wissmann mit vielem Dank von der Mission Abschied und schiffte sich mit seiner kleinen Reisegesellschaft, die nur noch aus Bugslag, als letztem Europäer, 10 Angola-Leuten, 4 Weibern und 2 Teckeln bestand, nach dem Südende des Sees ein. Sein Warenbestand betrug nur mehr wenige Lasten.

Nach 15tägiger, zum Teil recht stürmischer, im ganzen aber doch sehr interessanter Fahrt über diesen 80 deutsche Meilen langen See wurde das Südende desselben, südlich der Mündung des Lufuwu, erreicht. Wissmann hatte sich während der Fahrt, die größtenteils, der Windverhältnisse wegen, nur des Nachts ausgeführt wurde, stets an der kongostaatlichen Küste des Sees gehalten. Vom 19.—21. April war Ruhe in Mpala gemacht worden, woselbst früher eine Station des Kongostaates und jetzt eine Station der algerischen Mission war. Von dort war er nachdem er sich mit neuem Proviant versehen, weiter gegangen. Am 29. April war das Südende des Sees erreicht: Hier war die Karawane für den Landmarsch nach dem Nyassasee zu formieren. Zu dem Zweck lagerte Wissmann bei dem Orte Niumkorlo und nach einigen Schwierigkeiten gelang es ihm, die nötigen Träger anzuwerben.

Am 16. Mai konnte Wissmann aufbrechen und den Aufstieg zu dem Plateau, welches sich zwischen Tanganjika- und Nyassa-See ausbreitet, beginnen. Am 2. Marschtage wurde die Höhe des Plateaus erreicht.

Der Marsch führte in den nächsten Tagen bei verschiedenen befestigten Dörfern vorbei. Ein unfreiwilliger Halt trat am 13. ein, als sich herausstellte, daß während der Nacht die Hälfte der mit vieler Mühe gemieteten Träger, natürlich mit einem Teil ihres im voraus erhaltenen Lohnes, entwischt waren. Überhaupt hatte Wissmann auf diesem Fußmarsch zwischen Tanganjika und Nyassa viel unter der Unzuverlässigkeit der afrikanischen Träger zu leiden, wie sie ja jedem in Afrika Reisenden bis zum Überdruß bekannt ist. Er konnte jetzt so recht den Wert seiner treuen Baschilange und seiner tüchtigen Küstenleute schätzen, mit welchen er nie ähnliche häßliche und unbequeme Erfahrungen gemacht hatte.

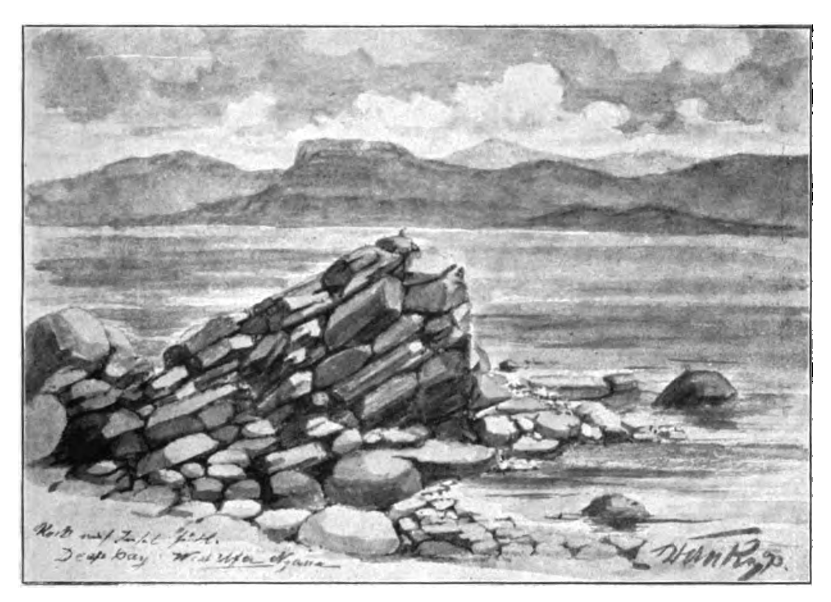
Wenn auch wiederholt, durch diese Träger-Kalamität gezwungen, Ruhetage eingelegt werden mußten, so gelang es doch Wissmann, auch diese Schwierigkeiten zu überwinden, und am 26. trafen unsere Reisenden, Wissmann viel von kleinen Fiebern und heftigem Rheumatismus geplagt, auf der schottischen Missionsstation Mweni Wanda ein. Der Marsch bis hierher war aber nicht zurückgelegt worden, ohne daß man auch auf dieser Strecke die Folgen des Sklavenhandels in niedergebrannten Dörfern, verwüsteten Feldern und am Wege liegenden Schädeln und Gerippen von Gefallenen gespürt hätte.

Die hier hausenden, von ihren Nachbarn gefürchteten Mwemba unterstützten die Araber in diesen Gegenden redlich in Sklavenraub und Sklavenhandel, und erst kurz vor Eintreffen Wissmanns war ein nur 10 Kilometer von der Mission entferntes Dorf von ihnen überfallen worden, wobei 30 Männer getötet und alle Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt worden waren. Bei den Mwemba war es nämlich Sitte, nur die Weiber als Sklaven zur Versorgung der arabischen Harems wegzuschleppen, den Männern aber den Kopf abzuschlagen. — Je mehr Schädel ein Mwemba-Krieger aufweisen konnte, desto größer war sein Ansehen unter seinen Stammesgenossen. Eine ähnliche Art der Wertschätzung, wie sie Cooper von den nordamerikanischen Indianern so häufig erzählt, nur daß diese sich mit den Skalps ihrer überwundenen Feinde begnügten und so dem Skalpierten immer noch eine kleine Möglichkeit blieb, weiter zu leben, wenn auch mit radikaler Glatze, während der Mwemba gründlicher zu Werke ging und den ganzen Schädel nahm.

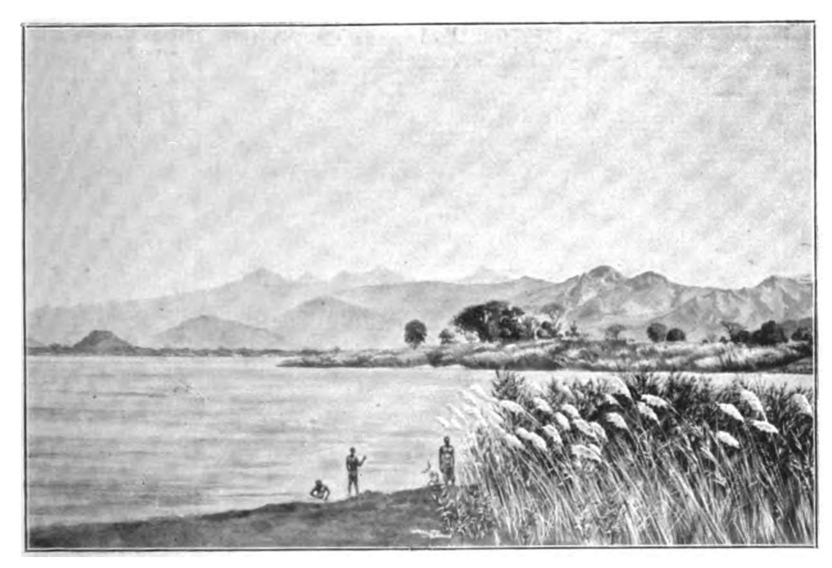
Auf der schottischen Mission wurde Wissmann liebenswürdig aufgenommen und von dem Vorsteher derselben, Mr. Bain, sogleich in ärztliche Behandlung genommen. Wissmann machte hier infolgedessen mehrere Ruhetage und erfuhr während derselben von dem sehr gut beobachtenden und unterrichteten Mr. Bain viel Interessantes über die ethnologischen Eigentümlichkeiten der umwohnenden Volksstämme.

Am 30. war Wissmann so weit hergestellt, daß er mittelst Tragbahre seine Reise fortsetzen konnte, doch mußte er die Führung sehr bald zeitweise Bugslag überlassen, obgleich dieser auch unter dysenterieartigen Anfällen litt.

Am nächsten Tage begann bereits der Abstieg vom Pla-



Deap-Bay am Westufer des Nyassa-Sees.



Am Nyassa-See.

teau zum Nyassa-See. Am 1. Juni wurde der See bei dem Dorfe des Häuptlings Karanga erreicht, wo sich eine Station der Africain Lakes-Compagnie befand.

Hier wurde Wissmann von den Angestellten der Compagnie, zwei Schotten, freundlich begrüßt und er erfuhr zu seiner Freude, daß in den nächsten Tagen ein kleiner Dampfer der Gesellschaft, die „Ilala", erwartet würde, mit welcher Wissmann seine Reise über den Nyassa-See fortsetzen könnte.

Aber erst am 11. traf die „Ilala" ein, und dann begann am 13. die 15tägige Fahrt zum Südende des Nyassa-Sees. Wissmann hatte während der sehr langsamen Fahrt Gelegenheit, interessante Beobachtungen über die Verschiedenheit der beiden großen Seeen zu machen, von denen der Tanganjika, mit seinem etwas brackigen Wasser, mehr den Charakter des Meeres hat, während der Nyassa ganz ein großer Süßwasser-Binnensee ist. Niederlassungen von Sklavenjägern wurden auch am Nyassasee wiederholt angetroffen. Auch hier machten die Araber dieses Geschäft in der Hauptsache mit den Mwemba. Die „Schwarze Ware" ging von hier besonders nach Mikindani und Lindi, während der Tanganjika-Handel mehr Kilwa und die nördlichen Plätze des jetzigen Deutsch-Ostafrika versorgte.

Dicht an der Abflußstelle des Schire aus dem Nyassa wurde die letzte arabische Niederlassung und auch die größten Sklavenkarawanen beobachtet; weiter südlich jagte der Händler nicht mehr nach Sklaven, weil die Eingeborenen dort schon zu sehr mit Gewehren bewaffnet waren.

Die drei Missionsstationen, die sich am Nyassa-See befanden, hatten bisher dem Sklavenhandel keinen Abbruch tun können. Da die Eingeborenen bei ihnen keinen Schutz gegen ihre arabischen Verfolger finden konnten, schienen sie auch keine besondere Wertschätzung für die Mission zu haben. Nur auf einer Missionsstation hatte Wissmann dieses anders gefunden, auf der Station Mpala am Tanganjika-See. Diese war so stark gebaut, daß sie leicht verteidigt werden konnte. Auf dieser Mission fanden die Eingeborenen Schutz vor den Sklavenräubern. Ein dort anwesender Capitain Joubert hatte erst kurz vor Wissmanns Eintreffen mit 50 Bewaffneten der Missionsstation, unterstützt von den Eingeborenen, skiavenjagende Banden bekämpft und bestraft.

Wissmann sagt hierüber: „Ein solches Vorgehen konnte selbstverständlich nur von den besten Folgen sein. Wo der Europäer nicht nur als Missionar, sondern gleichzeitig auch als Schützer der Freiheit und des Eigentums der Eingeborenen auftritt, da kann ihm Erfolg nicht fehlen.“

Am 26. lief die Expedition in den Schire ein und am 28. erreichte sie die Station Mutope der Africain Lakes-Compagnie. Hier mußte die „Ilala“ von unseren Reisenden verlassen werden, da die Schiffbarkeit des Schire hier durch Stromschnellen unterbrochen wird.

Auf einem ihm entgegengesandten Pferde ritt Wissmann am nächsten Tage auf schön angelegten Wegen über die große schottische Missionsstation Blantyre nach Mandala, der Hauptstation der obengenannten Compagnie.

Wissmann kam sich in dieser, beinahe mit Luxus ausgestatteten Station wie in Europa vor, lag aber 8 Tage krank darnieder; Asthma, Rheumatismus und Fieber quälten ihn wieder heftig.

Am 22. Juli konnte er erst von hier aufbrechen. Vom Arzte der Missionsstation war er vorzüglich behandelt worden, und bei der guten Pflege in Mandala hatte er sich wieder erholt.

Bugslag war inzwischen mit den wenigen Leuten der Karawane schon um die Schnelle herum nach Kattunga am Schire vorausmarschiert, wohin Wissmann ihm am 22. Juli folgte.

In einem starken Ruderboot, welches abwechselnd von Wissmann und Bugslag gesteuert wurde, ging es weiter, nunmehr in sehr genußreicher Fahrt den Schire und Sambesi hinunter.

Interessante Jagdstreifen wurden nebenbei unternommen, manches Wild zur Strecke geliefert, eine Unzahl Krokodile geschossen. Auch zwei portugiesische Forts wurden besucht, bei deren einem das Grab von Livingstones Frau lag, die ihrem Gatten in den schwarzen Erdteil gefolgt, hier aber dem Fieber erlegen war.

Am 2. August wurde wieder eine Station der Handelskompagnie berührt; am 4. August mußte das Boot mittelst starker Wagen eine Strecke über Land gefahren werden, aus dem Sambesi in den Quaqua, welcher direkt auf Quelimane führt. Am 8. August trafen die Reisenden im letztgenannten Orte ein und hatten damit den Indischen Ozean erreicht.

θαλαττα, θαλαττα, wird auch Wissmann mit inbrünstigem Dank an den Allmächtigen ausgerufen haben! er hatte eine schwere Zeit hinter sich, und fast ein Wunder war es zu nennen, daß er glücklich das Meer erreicht hatte.

Von Quelimane ging es mit einem Dampfer der Castle-Linie nach Mocambique, von wo die wenigen treuen Begleiter Wissmanns aus Angola, reichlich beschenkt, mit portugiesischem Kriegsschiff in ihre Heimat nach Loanda zurückbefördert wurden.

Wissmann aber ging mit Bugslag, zwei kleinen schwarzen Dienern und dem braven Fahnenträger Fickerini, mit dem nächsten Dampfer zunächst nach Sansibar.

Zum Schluß sei hier dem braven Bugslag ein Denkmal errichtet, indem wir hier die Worte anführen, die Wissmann selbst über seinen getreuen Begleiter niedergeschrieben hat: „Eine Mutter hätte mich nicht sorgsamer pflegen können, als dies mein treuer Bugslag tat. Wenn ich gegen 5 Uhr abends an einer zum Lagern geeigneten Uferstelle Halt machte, so war binnen 10 Minuten mein Zelt aufgeschlagen, und eingerichtet, und bald brodelte ein frugales Abendessen, dem Bugslag täglich Abwechslung zu geben wußte, auf dem Feuer. Schon seit Nyangwe, seitdem wir nur mit kleiner Karawane reisten, hatte ich mich um unsere Begleitung kaum zu kümmern brauchen. Bugslag war überall und ersparte mir durch seine hervorragende Begabung im Verkehr mit Negern viele der kleinen Ärgernisse, an denen das Leben eines Reisenden in Afrika so reich ist.

Ich kann mir kaum einen besseren Gefährten auf der Reise, einen furchtloseren und ergebeneren Kameraden denken als ihn, der, obwohl einfacher Seemann, ein seltenes Taktgefühl bewies.

Jeder, der in Afrika mit europäischen Begleitern gereist ist, wird verstehen, was dieses Lob alles bedeutet!"

In Sansibar erfuhr Wissmann Näheres über das, was sich inzwischen alles in Ostafrika ereignet hatte. Er lernte hier Dr. Peters kennen, der ihm von seinen Erfolgen erzählte, und als er hier alle so guten Mutes und voller Hoffnungen für die Zukunft fand, verloren sich auch seine eigenen Besorgnisse in etwas, die er aus Nyangwe, Kassongo und Udjiji mit zur Küste gebracht hatte. Freudig bewegt über die deutschen

Erfolge in Afrika trat er seine Reise nach Europa an, von wo er schon so bald wieder nach demselben Sansibar zurückkehren sollte, als wirklich in Deutsch-Ostafrika der Araberaufstand ausgebrochen und ihm von der deutschen Reichsregierung die Niederwerfung dieses Aufstandes übertragen worden war. . . .

Reich an Erfolgen kehrte Hermann Wissmann in die Heimat zurück, wo dem verdienstvollen Manne ein würdiger und herzlicher Empfang bereitet wurde. Die zahlreichen Ehrungen hier aufzuzählen, würde zu weit führen; nur ein Gedicht, welches eine der ersten Zeitungen dem heimkehrenden Forscher entgegensandte, sei hier wiedergegeben, es lautet:

Der Heimat Gruß.

An den Afrikareisenden Hermann Wissmann.

Der erste Gruß auf heimatlicher Erde,
Aus vollem Herzen sei er dir gebracht,
Dem Wandrer, dem nach langen Wegs Beschwerde
Der frohe Tag der Heimkehr wieder lacht.
Kehrst du zurück doch zu der Väter Herde,
So wie ein Sieger kehret nach der Schlacht,
Der Drangsal und Gefahren viel erlitten
Und reichen Ruhm für sich und uns erstritten.
Nicht Feindes List, und nicht des Fiebers Schrecken,
Das aus der Sümpfe heißem Moder quillt,
Nicht Felsenkämme, die sich endlos strecken,
Der Strom nicht, der aus tiefen Schlünden brüllt,
Verwehrten dir, den Vorhang aufzudecken,
Der jenen schwarzen Kontinent verhüllt.
So trugst von einem du zum andern Meere
Des deutschen Namens Ruhm und hohe Ehre.
Wie viele ruhn, verscharrt im heißen Grunde,
Von Deutschlands kühnsten Forscherhelden dort!
Kein Windhauch trug die tränenreiche Kunde
Von ihrem Grab zur Heimatküste fort,
Den letzten Seufzer ihrer Todesstunde
Verschlang die Öde, und ihr letztes Wort.
Sei doppelt drum begrüßt! — Und Dank gespendet
Sei auch dem Glück, das dich zurückgesendet!

Wissmann wird Kaiserlicher Reichskommissar.

Verfasser: G. Richelmann.

Wie nach der ersten Durchquerung, so suchte Wissmann auch jetzt, nachdem er Afrika zum zweitenmal durchzogen, auf der Heimreise Kairo auf. Dort war in den Freudenbecher das erstemal ein bitter schmerzlicher Tropfen gefallen, die Trauernachricht, daß der von ihm so sehr geliebte, prächtige Onkel Doktor verstorben sei. Jetzt bei der zweiten Anwesenheit in Kairo, da erreichte ihn wieder die Nachricht: Dr. Wissmann ist gestorben. „Aber das ist ja gar nicht möglich," rief er aus, „der starb ja vor mehreren Jahren!" Und doch, es war wahr: sein Bruder Ernst, Dr. der Chemie, war bei einer Bootsfahrt verunglückt. Nur wer Wissmanns lebhaftes, tiefes Empfinden, seine innige Liebe zum Bruder kannte, vermag annähernd zu ermessen, wie furchtbar ihn diese Nachricht erschütterte.

Die rauhe Jahreszeit der Heimat zwang Wissmann — kein Wunder nach so langem Aufenthalt unter der Sonne des äquatorialen Afrika — wiederum Madeira, das ihm schon einmal gute Dienste geleistet, aufzusuchen, und das milde, herrliche Klima wirkte so vorzüglich, wie man es nur wünschen konnte. Die Heimkehr wurde jedoch durch einen Sturz mit dem Pferde wesentlich verzögert, denn dieser Sturz war so gefährlich, seine Folgen so schwere, daß unser Forscher noch vier Monate an die Insel gefesselt blieb.

Als Wissmann dann von Madeira zurückkehrte, fand er daheim die Gemüter fast der ganzen gebildeten Welt erregt ob des Schicksals Emin Paschas. Der berühmte deutsche Forscher und Gelehrte, als Gouverneur der ägyptischen Äquatorial-Provinz tief im Herzen Afrikas tätig, war seit längerer Zeit von der Außenwelt völlig abgeschnitten. Nach Süden wurde das von ihm verwaltete Gebiet durch weite, unbekannte




Länder begrenzt, von Norden her brandeten gegen seine Provinz die fanatischen Scharen der weit und breit gefürchteten Mahdisten. Ein hoffnungsvolles Werk und mit ihm der Träger einer hohen Kulturmission, war rettungslos verloren, wenn nicht Hilfe, schnelle, energische Hilfe erschien. Wohl war Stanley mit einer gewaltigen, in Sansibar angeworbenen Expedition kongoaufwärts im Vormarsch, aber auch von ihm fehlte jede Nachricht.

Angesichts dieser Sachlage waren eine Anzahl hochherziger Männer zusammengetreten, um dem berühmten Landsmann in seiner verzweifelten Lage Hilfe und Rettung zu bringen. Die Aufbringung der nötigen Mittel schien gesichert, und als Führer der Entsatzexpedition hatte man den um die Gebietserwerbungen in Ostafrika hochverdienten Dr. Peters ins Auge gefaßt. Über die Art, wie das Rettungswerk am besten in Angriff genommen werden könne, war man noch nicht einig. Mit um so größerer Freude ward daher Wissmanns Heimkehr begrüßt und ihn, der als Expeditionsführer und Afrikaforscher auf eine schon achtjährige, geradezu glänzende Tätigkeit zurückblickte, zog man schleunigst zu Rate.

Wissmann wies sofort darauf hin, daß vor allem äußerste Eile geboten sei; verlor man irgendwie Zeit, dann kam uns entweder Stanley zuvor, oder Emin Pascha wurde vernichtet. Daß Stanley, trotz fehlender Nachrichten, noch im Vormarsch sei, das stand für Wissmann ganz außer Frage, ja mehr als das, er hat den Zeitpunkt, zu welchem Stanley mit Emin Fühlung gewinnen mußte, auf den Monat genau vorausgesagt.

Diese Darlegung wurde nur von einen Teil der Kommission gewürdigt, welche jedoch die bezüglichen Vorschläge zur Annahme brachte. Nach diesen sollte Wissmann ohne Zeitverlust, mit einer kleinen, auf das Notwendigste beschränkten Expedition, von der Ostküste aus zu Emin Pascha vorstoßen, während Peters mit der starken Hauptexpedition, die alle für nötig erachteten Hilfsmittel herbeiführte, folgte.

Während noch die Sitzungen des Emin Pascha-Komitees andauerten, kam aus Sansibar die Nachricht, daß an der gegenüberliegenden Küste, deren Verwaltung der Sultan kurz vorher durch besonderen Vertrag der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft übertragen hatte, ein Aufstand ausgebrochen sei.

Wie ein greller Blitz das dunkle Gewölk, so beleuchtete diese Nachricht die bisher gänzlich unbeachteten in Ostafrika tätigen und wühlenden Kräfte. Längst schon hatte Wissmann darauf hingewiesen, aber man hatte seiner Vorhersage keinen Glauben oder mindestens viel zu wenig Beachtung geschenkt. Um so mehr wirkte nun jene unerwartete Nachricht, und wie steigerte sich die Überraschung, als der Aufstand mit ungeahnter Schnelligkeit das ganze Küstengebiet ergriff, und wie durch eine gewaltige Flutwelle die deutschen Stationen wegfegte. Nur Bagamoyo und Daressalaam vermochten es, durch ein deutsches Geschwader unterstützt, sich mühsam zu behaupten.

Wie immer in solchen Fällen, so tauchte auch hier gleich in der „öffentlichen Meinung" die Frage auf: was ist geschehen, wen trifft die Schuld, daß solche Ereignisse eintreten? Je größer, je unangenehmer ein solches Ereignis, um so lauter und lebhafter diese Frage. Begreiflich, erklärlich ist solche Frage, aber richtig nur in den allerseltensten Fällen. Die vielköpfige Menge, welche sie stellt, hat sich bis dahin nur wenig um die Dinge, die nun auf einmal in den Vordergrund treten, gekümmert, sie hat für deren innerlichen Zusammenhang und Entwickelungsgang nicht das richtige Verständnis, und selbst die Gebildeten haben aus der Geschichte der Völker — viel zu wenig gelernt. Hundertfach, tausendfach hat sich auf Erden schon das abgespielt und wird sich zukünftig noch das zutragen, was damals in Ostafrika geschah: wenn fremde Völker, oder gar verschiedene Rassen in Berührung treten, machen sich sehr bald die grundverschiedenen Anschauungen, Neigungen und vor allem auch materiellen Interessen geltend. Je enger der eine Teil die Verbindung zu gestalten bemüht ist, um so mehr schürt der andere, wenn schwächer, zunächst heimlich, den Gegensatz, jenen Gegensatz, den große Gewandtheit und Umsicht wohl verschleiern, aber nie und nimmermehr aus der Welt schaffen können. Ein an und für sich unbedeutendes Vorkommnis, das sonst kaum Beachtung fände, erscheint einem der beiden Teile in besonderem Lichte, wird vielleicht auch absichtlich aufgebauscht und genügt, um den verhaltenen Groll zum Ausbruch zu bringen, ohne daß man überhaupt, als unparteiischer oder, richtiger gesagt, möglichst vorurteilsfreier Beobachter, einer von beiden Parteien eine besondere Schuld zu-

weisen könnte. Es sind eben die Folgen des Kampfes ums Dasein, dem sich die Völker in ihrer Gesamtheit ebensowenig entziehen können, wie irgend welche andere lebende Organismen. Am schärfsten und unerwartetsten treten derartige Erscheinungen aber in der Kolonialgeschichte auf, weil hier ihrer Abstammung nach besonders fernstehende Völker, mit ihren sehr verschieden gearteten Anschauungen und oft geradezu entgegengesetzten Interessen, in enge Berührung kommen.

In diesem Sinne spricht sich auch Wissmann aus, von dessen Hand noch eine große Anzahl Aufzeichnungen vorliegen, welche seine Gedanken wiedergeben. In einer derselben heißt es:

„Der Neger Ostafrikas hält sich für einen Muselmann, er sieht auf den Araber als auf einen weit über ihm Stehenden, sucht ihn in jeder Beziehung nachzuahmen und ist deshalb stolz darauf, auch dessen Religion zu besitzen, obwohl es kaum irgendwelche oberflächlichere Muselmänner gibt, als die Bantuvölker Ostafrikas.

Einige Unvorsichtigkeiten, aus denen strenggläubige Araber eine Mißachtung ihrer Religion heraussuchten, wurden aufgebauscht, und ganz besonders auch Unvorsichtigkeiten als beabsichtigte Störung der Unantastbarkeit des Harems zur Aufwiegelung benutzt. Der Araber vor allen anderen wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn Europäer sich der Regierung bemächtigen würden. Er wußte, daß es dann mit dem blühenden Sklavenhandel vorbei war, ja mit der Sklaverei überhaupt, ohne die alle Pflanzungen eines Arabers unhaltbar werden mußten, denn er arbeitet nie selbst, sondern nur durch Sklaven. Mit Recht fürchtete er auch übermächtige Konkurrenz im Elfenbeinhandel.

Der Inder, der an der ganzen Küste entlang den Handel in Händen hat und in dessen Schuldbuch wohl ausnahmslos alle Araber verzeichnet waren, sah es mit Schrecken kommen, daß seinen Schuldnern die Mittel fehlen könnten, um die bisherigen hohen Prozente zu zahlen, daß auch ihm selbst vielleicht im Handel mit den Negern Konkurrenz drohe. Da fast jeder Häuptling der Küstenländer Ostafrikas auch Handel mit Sklaven, Elfenbein und Gummi trieb, so war es leicht, die Eingeborenen von der drohenden Gefahr zu überzeugen.

Vom unparteiischen Standpunkte aus war auch die ganze Bevölkerung gewiß berechtigt, ihre Unabhängigkeit zu wahren und ihren Handel, der unter dem Sultan von Sansibar in keiner Weise belastet war, in gebräuchlicher Art zu erhalten. Nur ein Umstand war es, der uns ein moralisches Recht gab, uns zu Herren zu machen: die Sklavenwirtschaft und die hierdurch bedingte schreckliche Entvölkerung des weiten Innern des Kontinents. Es galt durch Einführung einer neuen Ordnung den wilden, menschenvernichtenden Zuständen unter der Hegemonie der Araber ein Ende zu machen.

In vorstehendem ist also der wirkliche Grund der von mir längst vorausgesagten Aufstände zu suchen."

Mochten die Gründe des Aufstandes nun aber auch sein, welche sie wollten, vor allem kam es darauf an, dem deutschen Ansehen Geltung zu verschaffen. Ohne triftigen Grund, d. h. ohne daß Deutsche sich eines Vertragsbruches schuldig gemacht oder Vergehen begangen hätten, war deutsches Eigentum in großer Menge vernichtet, deutsche Staatsangehörige angegriffen und vertrieben, einige sogar erschlagen, und die deutsche Flagge beschimpft worden. Derartiges konnte man nicht hinnehmen, ohne sich vor den Augen der ganzen Welt ein Armutszeugnis ohnegleichen auszustellen; hiervon konnte gar keine Rede sein. Andrerseits lagen die Sachen ganz eigentümlich. Hatte der Sultan auch der schwer geschädigten Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft alle möglichen Rechte, auch Hoheitsrechte, eingeräumt, so war er doch immer für den Küstenstreifen der allgemein anerkannte Souverän; ihm lag es jetzt ob, der Gesellschaft zu Hilfe zu kommen. Dazu war er aber, selbst den besten Willen vorausgesetzt, nicht in der Lage, hatten doch früher schon die Sultanssoldaten an der Festlandsküste recht unangenehme Erfahrungen gemacht. Angesichts dieser Verhältnisse mußten die an Ort und Stelle befindlichen deutschen Kriegsschiffe eingreifen. Dieses Eingreifen konnte jedoch nicht zum Erfolge führen: der Feind wich vor dem Feuer der Kriegsschiffe resp. ihrer Mannschaft zurück, um nach deren Verschwinden sofort wieder da zu sein. Ein systematisches Vorgehen war unabweisbar notwendig.

Als solches schien eine Blockade Erfolg zu versprechen,

aber auch diese nur dann, wenn in den Nachbargewässern resp. Gebieten eine entsprechende Handlungsweise Platz griff. Die deutsche Regierung fand bei den übrigen in Frage kommenden Staaten volles Entgegenkommen, vor allem, was besonders hervorgehoben werden muß, bei der großbritannischen Staatsleitung. Ungesäumt erfolgte folgende gemeinsame Verfügung:

„Auf Befehl unserer hohen Regierungen und im Namen Sr. Hoheit des Sultans von Sansibar, erklären wir, die kommandierenden Admirale des deutschen und englischen Geschwaders, hiermit die Blockade der ununterbrochenen Küstenlinie des Sultanats von Sansibar mit Einschluß der Inseln Mafia, Lamu und anderer kleinerer nahe der Küste liegenden Inseln zwischen 10 Gr. 28 Min. und 2 Gr. südl. Breite. Die Blockade ist jedoch nur gegen die Einfuhr von Kriegsmaterial und Ausfuhr von Sklaven gerichtet. Die Blockade wird in Kraft treten am Mittag des 2. Dezember dieses Jahres.

gez. Deinhard. gez. Fremantle."

Mit freudigem Eifer und ausgezeichneter Umsicht versah unser Geschwader den Blockadedienst, einen Dienst, welcher, besonders in der heißen Zone, geradezu unglaublich aufreibend ist, viel aufreibender, als ein Unkundiger sich überhaupt denken kann. Trotz aller Aufopferung zeigte es sich aber sehr bald, daß angesichts der riesigen räumlichen Ausdehnung und der Beschaffenheit der Küste eine wirksame Abschließung nicht erreicht wurde, auch verfügten die feindlichen Kräfte offenbar schon über reichliches Kriegsmaterial.

Ein durchschlagender Erfolg war nur von einem Vorgehen zu Lande zu erwarten. Zu einem solchen Vorgehen war aber das Geschwader weder befähigt, noch konnte dasselbe überhaupt als Aufgabe für Kriegsschiffe gelten, dazu bedurfte es einer Landmacht. Diese Tatsache versetzte uns Deutsche in eine ganz neue Lage. Es handelte sich nicht mehr darum, einen frischen, fröhlichen Handstreich auszuführen, wie das ab und zu z. B. in Kamerun und anderwärts schon geschehen war, sondern es galt zum erstenmal eine größere militärische Unternehmung jenseits des Ozeans durchzuführen und zwar unter Verhältnissen, bei denen man im Dunkeln tappte. Von den Verhältnissen des Landes wußte man herzlich wenig, ebensowenig kannte man

den Gegner. Seine Eigenart, seine Stärke, seine Hilfsmittel, alles waren unbekannte Größen. Nur eins war klar: die Aufgabe war schwer, sehr schwer, aber gelöst werden mußte sie, gelöst werden in einer Art und Weise, die unseres Namens und Ansehens würdig war.

Daß solches und nichts anderes geschehen würde, das verbürgte unserem Vaterlande schon der kraftvolle, junge Herrscher auf Deutschlands Kaiserthron, der aufmerksam dem Gang der Dinge folgte. Sein Auge und der Blick seines großen Kanzlers richteten sich jetzt auf denjenigen Mann, der besser als irgend einer seiner Zeitgenossen das äquatoriale Afrika und seine Bewohner kannte: auf Wissmann.

Wissmann wurde zum Fürsten Bismarck berufen, der ihm den Auftrag erteilte, von der Beteiligung am Emin Pascha-Unternehmen abzustehen und sich darauf einzurichten, im Bundesrat und Reichstag Auskunft über den Wert Deutsch-Ostafrikas und die dortige Sklavenfrage zu geben, sowie sich über die Art der Maßnahmen auszusprechen, die zur Wiederherstellung unseres Ansehens geeignet seien. In den Besprechungen, zu welchen der junge Offizier befohlen wurde, ließ sich der Reichskanzler über alle Verhältnisse eingehend berichten, und es scheint am richtigsten zu sein, wenn man bezüglich dieser wichtigen Verhandlungen das wiedergibt, was Wissmann selbst aufgezeichnet und uns in seinen Papieren hinterlassen hat. Er sagt dort:

„Bei den Verhandlungen, die ich mit dem Fürsten Bismarck zu pflegen hatte, war ein Umstand besonders bemerkenswert, der sowohl die Größe des Fürsten bewundern läßt, als wie auch in erster Linie dazu beitrug, mir meine Aufgabe zu erleichtern. Nichts lag unserem großen Kanzler mehr fern, als, wie man es am grünen Tisch so häufig findet, ein Streben, möglichst alles, bis ins Kleine hinein, selbst bestimmen zu wollen. Häufig äußerte der Fürst, wenn es sich um afrikanische Fragen handelte: „Das müssen Sie besser verstehen als ich.“ Es war sein Hauptprinzip bei dem Auftrag, den er erteilte, mir die weitgehendste Selbständigkeit zu belassen, ja eines Tages äußerte er folgendes: ‚In Ihrer bisher ohne Beispiel dastehenden verantwortungsvollen Stellung wäre es vielleicht am besten, Sie unterstünden direkt Sr. Majestät, ohne meine Mittelsperson. Ich

bezweifle jedoch, ob dies möglich ist.' Er klingelte darauf und bestellte die einschlägigen Bestimmungen. Nachdem er den bezüglichen Paragraphen gelesen hatte, äußerte er: ‚Ich sehe, daß dies leider nicht möglich ist, und so werden Sie also von mir Ihre Aufträge erhalten, an mich berichten.' Ein anderes Mal, als ich den Fürsten fragte, antwortete er: ‚Ich bin nicht der kaiserliche Hofkriegsrat in Wien, und Sie sind Tausende von Meilen entfernt, stehen Sie auf eigenen Füßen. Ich gebe Ihnen immer nur wieder den einen Auftrag: Siegen Sie!'

Ja, was wohl für unsere Verhältnisse das Erstaunlichste war, der Fürst erreichte es, daß dem Ober-Rechnungshof eine Bescheinigung von mir, daß eine Summe dienstlich verausgabt sei, als Quittung zu gelten habe. Leider wurden, nachdem der Fürst sein Amt niedergelegt hatte, später mancherlei Bestimmungen aufgehoben.

Ich war allein Beamter des Reichs, und diesem für die mir bewilligten Mittel, für die Erfolge verantwortlich. Ich übte für den Reichskanzler die ihm zustehende Oberaufsicht über die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft aus, alle Offiziere, Beamten und die ganze Truppe waren nur mir persönlich verpflichtet.

In der ersten Sitzung beim Fürsten mußte ich ihm zunächst über den Wert der Kolonie berichten. Wir machten einen Überschlag über die Bevölkerung, summierten in großen Zügen, soweit als tunlich, Gebirgsgelände, Flußtäler, also Gelände, die sich zum Plantagenbau eignen würden, dann Savannengebiete und endlich die Steppenstrecken. Wir besprachen die Ausnutzungsmöglichkeit dieser Gebiete, Kommunikationsaussichten, Häfen usw. Dann mußte ich dem Fürsten ein Bild von meinen zukünftigen Feinden entwerfen und ihm erzählen, wie ich mir deren Niederwerfung denke. Ich mußte mich aussprechen über die Sklavenfrage, das Missionswesen, den bestehenden Handel, die kulturelle Stellung der verschiedenen Bewohner und sollte endlich einen Kostenanschlag machen. Dagegen wehrte ich mich.

Bis zu meiner afrikanischen Tätigkeit, so stellte ich dem Fürsten vor, war ich Leutnant, und seitdem nur zweimal auf einige Monate in der Heimat gewesen. Für kaufmännische Dinge und überhaupt Geldgeschäfte fehlte mir natürlich sowohl

Erfahrung wie auch Interesse, und selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, wie hätte ich die Kosten eines Unternehmens veranschlagen sollen, das mir, uns Deutschen überhaupt, so völlig neu war! Wenn ich mir auch schon klar war, was für Leute ich am liebsten für meine Truppe angeworben hätte, so wußte ich doch nicht, ob das und in welcher Ausdehnung es möglich sein würde, wußte nicht, wie ich diese Leute zu besolden haben, nicht, wie ich sie nach Deutsch-Ostafrika befördern würde, und eine Beförderung vieler Leute, wahrscheinlich mit ihren Familien und auf weite Entfernungen, war unvermeidlich. Die Beschaffung einer kleinen Flottille war nötig, denn die Operationslinien mußten zunächst längs der Küste auf dem Wasser liegen, und es kam darauf an, von der Marine unabhängig zu sein, da ich nicht zum Hin- und Herbefördern von einigen hundert Mann jedesmal ein Kriegsschiff requirieren konnte. Wo war da ein Anhalt für eine Kostenberechnung? Dann die Bauten! Die wiedergewonnenen wichtigsten Küstenorte, sowie auch solche im Innern mußten doch befestigt werden, da ich natürlich stets eine möglichst große Truppe zum Fechten in der Hand behalten wollte.

Weniger die Ausrüstung der Truppe, als deren Verpflegung war eine, bei den ganz exzeptionellen Verhältnissen, in bezug auf die Kosten zunächst kaum zu übersehende Aufgabe, und endlich war ich, was die Ausgaben anbelangte, in ganz unabsehbarer Weise von meinen Erfolgen abhängig.

Dies alles sah der Fürst wohl ein, er bestand jedoch darauf, einen Kostenanschlag zu haben, da ein solcher zur Vorlage für den Reichstag durchaus nötig sei. Nach dem Obengesagten trifft mich wohl kaum ein Vorwurf wegen Überschreitung der bewilligten Mittel, und ist ein solcher auch erst viel später im Reichstag vom zweiten Kanzler erhoben, dann aber zurückgezogen worden, als sich herausstellte, daß die Höhe der Fehlbeträge nicht einmal an die Schwankungen im Werte der Rupie, der in Ostafrika geltenden Münze, heranreichte.

Zunächst wurde ich nun zum Kommissar des Bundesrates ernannt und hatte in den Sitzungen dieser Körperschaft die Forderung des Reiches zur Bewilligung einer Summe zwecks Niederwerfung des Aufstandes und zur Bekämpfung der Sklaverei in der Höhe von 2 Millionen Mark zu begründen. Diese Summe

hatte ich als für das erste Jahr nötig, mit der Betonung der Unmöglichkeit einer genauen Angabe, genannt. Ich gebe zu, daß es ein Fehler war, nicht mehr zu fordern. Ich hatte eben, so gut es unter den erwähnten Schwierigkeiten gehen wollte, einen Kostenanschlag gemacht. Über die Höhe dieser Summe kam es, da jeder die Unmöglichkeit genauer Anschläge einsah, niemals zu näheren Erörterungen, wohl aber traten Meinungsverschiedenheiten über die Notwendigkeit des Unternehmens hervor.

Die Erwerbungen der anderen Kolonien waren ohne größere Reibungen im Reichstage vor sich gegangen. Jetzt zum erstenmal wurde eine, wenn auch im Verhältnis zum Gegenstand lächerlich geringe Summe verlangt; jetzt war auch die Tatsache allgemein erkannt, daß Deutschland die Absicht habe, eine Kolonialmacht zu werden. Noch jetzt glaubten die antikolonialen Parteien wirksam ein Veto einlegen zu können. Es ist bekannt, daß die konservative und vielleicht noch mehr die nationalliberale Partei, einer Kolonialpolitik günstig war. Das Zentrum schwankte, und die Linke stand, je weiter nach links um so mehr in der Opposition. Da kam dem Reiche die Lösung der Sklavenfrage und die Förderung des Missionswesens sehr zustatten, denn wenn die rechten Parteien aus ideellen, patriotischen und praktischen Gründen für Kolonien stimmten, so tat dies nun das Zentrum aus allgemein menschlichen und religiösen.

Im Bundesrate war die Sache bald erledigt, und ich erhielt nun vom Fürsten Reichskanzler den Befehl, als Kommissar des Bundesrates in den nächsten Sitzungen des Reichstages die Notwendigkeit der von der Regierung in Ostafrika geplanten Schritte und der hierzu nötigen Mittel zu begründen. Ich hatte mir das, was ich dem Reichstage gegenüber glaubte sagen zu müssen, zurechtgelegt, als ich am Abend vor der Sitzung des Reichstages zum Kanzler beschieden wurde, und der Fürst mich aufforderte, ihm in großen Zügen meine Rede mitzuteilen. Nicht am Stoff, wohl aber an der Taktik meiner Rede hatte der Fürst manches auszusetzen, so daß ich meinen Entwurf recht bedeutend abändern mußte.

Als ich vom Fürsten heimkam, erwarteten mich schon einige Herren, die mich zu einem großen Kommers abholten,

den man mir gab, und von dem ich erst am nächsten Morgen heimkehrte. Nun konnte ich erst, noch alle die Melodien des Kommersbuches im Kopf, an die Arbeit gehen, um einige Stunden später, in nicht sehr behaglicher Stimmung, vor unserer Volksvertretung zu sprechen. Ich muß bekennen, nur das auf langjährige Erfahrungen in Afrika gestützte Gefühl der Sicherheit half mir über die Folgen der letzten Nacht hinweg. Ich erwähne dieses Umstandes, weil ich mir später noch oft habe sagen müssen, daß es leichter sei, in Afrika zu reisen und zu fechten, als in der Heimat fast Tag für Tag zu feiern und zu reden."

Soweit Wissmanns eigene auf diesen Abschnitt bezügliche Aufzeichnungen.

Die Sitzung im Reichstage verlief günstig, Wissmanns Begründung der Regierungsvorlage wirkte überzeugend, und die geforderte Summe wurde bewilligt. Schon am 2. Februar 1889 erschien das von Sr. Majestät dem Kaiser verordnete „Gesetz betreffend den Schutz der deutschen Interessen und Bekämpfung des Sklavenhandels in Ostafrika", dessen wichtigste Teile lauteten:

„§ 1.

Für die Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika wird eine Summe bis zur Höhe von zwei Millionen Mark zur Verfügung gestellt.

§ 2.

Die Ausführung der erforderlichen Maßregeln wird einem Reichskommissar übertragen."

In diese verantwortungsvolle Stellung als Reichskommissar wurde durch den Willen Sr. Majestät des Kaisers Wissmann berufen.

Schaffung der Wissmanntruppe.*)

Verfasser: G. Richelmann.

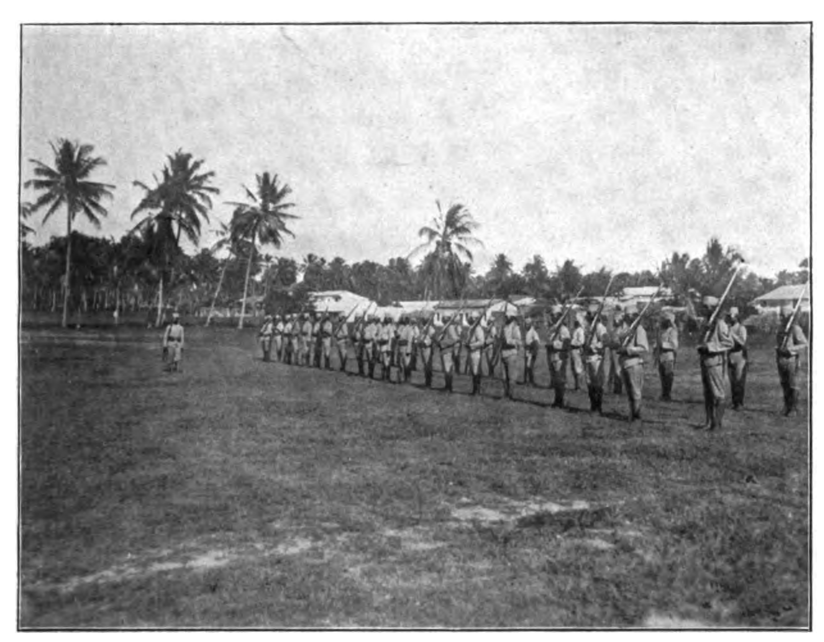
Mit der Ernennung zum Kaiserlichen Reichskommissar hatte Wissmann eine Aufgabe von ungeheurer Tragweite zugewiesen erhalten, in seinen Händen ruhte die Erledigung der brennenden ostafrikanischen Frage, welche für unsere junge Kolonialpolitik, für unser Ansehen in fernen Gebieten von einschneidendster Bedeutung war. Zum erstenmal galt es für uns Deutsche ein überseeisches Examen abzulegen, ein Examen, für das uns zu jener Zeit die ausreichenden Kenntnisse, die nötigen Vorbereitungen noch fehlten. Ob wir dies Examen bestehen würden, das hing in erster Linie von der Befähigung und Tatkraft des Mannes ab, dem sein Kriegsherr auftrug, die vaterländische Sache zu vertreten.

Die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten, waren viel größer, als die Menge daheim es ahnte und als man hierzulande jemals, auch nicht später, geglaubt hat. Es ist dies darauf zurückzuführen, daß jene Schwierigkeiten nicht durch Mißerfolge und Rückschläge zum Ausdruck gelangten, und daß solches nicht geschah, das verdanken wir Wissmanns Meisterschaft, das ist sein unvergeßliches Verdienst.

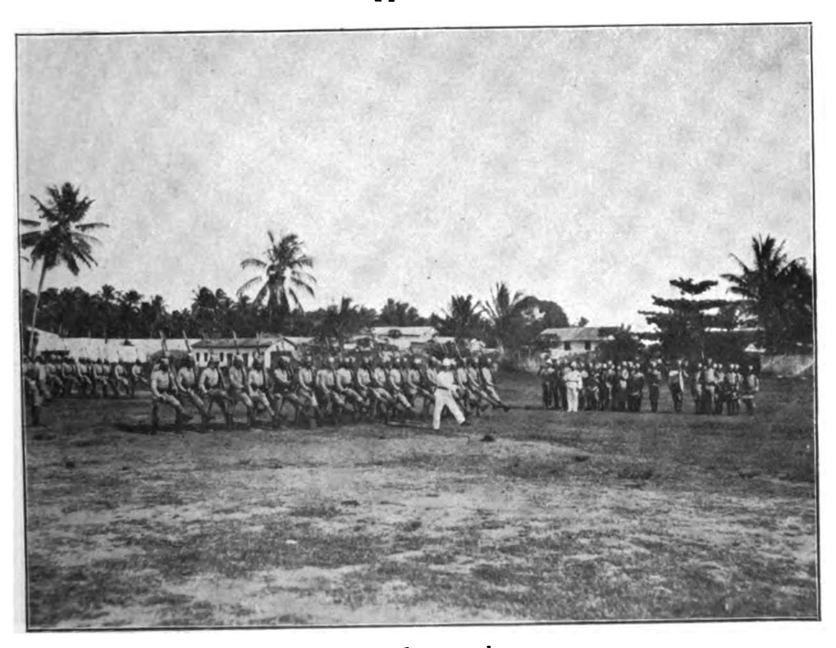
Hätten wir keinen Wissmann gehabt, dann, dessen kann man gewiß sein, wären jene Schwierigkeiten voll zutage getreten, in einer Art und Weise, die überraschende Opfer an Geld und Blut erheischt hätte. Diese Opfer hat uns Wissmann erspart, und wenn er von Erfolg zu Erfolg schritt, mit Schnelligkeit und Sicherheit überall ans Ziel kam, so kann das den ober-

*) Ursprünglich lautete die dienstliche Bezeichnung „Polizei-Truppe in Ostafrika", dann „Deutschafrikanische Schutztruppe". Der mit Bezug auf den genialen Begründer und Kommandeur von allen Seiten gebrauchte Name „Wissmanntruppe" ist jedoch so volkstümlich geworden, daß er auch hier beibehalten wurde.





Wissmanntruppe beim Exerzieren.



Parademarsch.

flächlichen Beobachter täuschen, er mag denken, es sei eben leicht gewesen, dem Kundigen aber ist es klar: die scheinbare Leichtigkeit der glänzenden Erfolge danken wir lediglich jenem hervorragend befähigten Manne, an dessen Leistungen keiner seiner Konkurrenten heranreicht.

Von dem Tage ab, an welchem er vom Fürsten Bismarck den ersten Auftrag empfing, hatte Wissmann sich einen Plan für das entworfen, was ihm vielleicht zu tun obliegen würde und diesen Plan in seinen Hauptzügen wohl durchdacht. Vor allen Dingen bedurfte er einer den eigenartigen Verhältnissen gewachsenen Truppe. Die Verwendung europäischer Mannschaften war völlig ausgeschlossen, da es sich um Kriegführung im echten Tropenklima handelte. In solchem Klima sind europäische Soldaten wohl zu einem kurzen Handstreich verwendbar, sie reichen auch dazu aus, eine befestigte Stellung, welche gleichzeitig gute Unterkunft bietet, einige Zeit zu halten, aber damit ist auch die Grenze der Leistungsfähigkeit für eine europäische Truppe erreicht. Setzt man dieselbe den übrigen im Kriege unvermeidlichen, allein zum Erfolge führenden Anstrengungen aus, wie Märschen und Biwaks, unter noch dazu oft sehr ungünstigen Bedingungen, so bricht diese Truppe geradezu zusammen. Es ist ein schwerer Fehler, sich dadurch täuschen zu lassen, daß früher mehrfach (z. B. in Indien) Kriegszüge von Europäern durchgeführt wurden. Jene Truppen bestanden aus Söldnern, noch dazu aus Fremdlingen, über die keine Rechenschaft abzulegen war, bei denen man nicht nach den Opfern, sondern nur nach dem Kostenpunkt fragte. Vor allem aber darf nicht vergessen werden, daß das tropische Afrika, in welchem noch keine kulturellen Einflüsse günstig eingewirkt haben, in klimatischer Beziehung besonders schlimm daran ist. Diesen klimatischen Verhältnissen galt es in erster Reihe bei Schaffung der Truppe Rechnung zu tragen. Auf die Landeseingeborenen zurückzugreifen, erschien nicht geraten, da ihre Zuverlässigkeit, selbst wenn sie entlegenen, nicht aufständischen Gebieten entstammten, fragwürdig blieb. Und wo hätte man unter den obwaltenden Umständen diese Leute in hinreichender Zahl anwerben, wie und wann sie einigermaßen schulen sollen? Dazu fehlte jede Gelegenheit und vor allem auch Zeit.

An der Hand seiner reichen Erfahrungen verstand Wissmann diese schwerwiegende Frage in bester Weise zu lösen, indem er auf die ihm bekannten Sudanesen zurückgriff. Diese, obgleich ebenfalls Neger, stehen den Bantuvölkern ganz fern, was sich schon in der äußeren Erscheinung ausprägt. Im Gegensatz zu dem schokoladenbraunen Bantuneger, ist der Sudanese tiefschwarz, sein Gesicht und Körper, im allgemeinen weniger wohlgestaltet, läßt Sehnen und Knochenbau schärfer hervortreten. Sprachlich von den Bantuvölkern sehr verschieden, zeigen die Sudanesen auch in vieler Beziehung ein anderes Wesen. Besonders wichtig aber war es, daß jene von Wissmann ins Auge gefaßten Leute sämtlich altgediente Soldaten waren. Dieselben hatten einst der ägyptischen Armee angehört und sich lange Jahre hindurch in den verschiedentlichsten Kämpfen, besonders im Sudan, ausgezeichnet bewährt. Englischerseits hatte man jedoch dem Mahdismus gegenüber vorläufig den ägyptischen Sudan sich selbst überlassen und es aus verschiedenen Gründen vorgezogen, die nicht mehr erforderlichen Regimenter aufzulösen. Die hierdurch brotlos gewordenen Soldaten trieben sich, meist in allerkümmerlichsten Verhältnissen lebend, in verschiedenen Gegenden Ägyptens herum. Das einzig Bedenkliche lag vielleicht darin, daß jene arabisch sprechenden mohamedanischen Sudanesen gegen Araber und Mohamedaner fechten sollten. Wissmann hegte jedoch in dieser Beziehung keine Bedenken, er kannte jene schwarzen Landsknechte genau genug.

Umsichtig wie er war, behielt er trotzdem alle Möglichkeiten im Auge und sorgte dafür, daß seiner Truppe noch ein anderes Element eingefügt wurde: Sulus, die im Hinterlande von Portugiesisch-Ostafrika zur Anwerbung gelangten. Ein drittes, übrigens nur für seemännische Zwecke bestimmtes Personal, bildeten die Somali, welche nicht in ihrer Heimat, sondern in Aden und Umgegend gewonnen werden mußten.

Diese verschiedenen als Mannschaften ausersehenen afrikanischen Volkselemente bildeten das Werkzeug und zwar, wie sich bald zeigen sollte, ein geradezu ausgezeichnetes Werkzeug. Doch selbst das beste Werkzeug versagt, wenn es nicht die richtige Führung erhält. Führer der Truppe mußten daher Deutsche sein, Offiziere wie Unteroffiziere. Daß auch diese

dem Klima gegenüber auf große Schwierigkeiten stoßen würden, stand außer Zweifel. Hier lagen indessen die Verhältnisse insofern günstiger, als man der kleinen Zahl von Offizieren und Unteroffizieren, was bei der Mannschaftsmenge unmöglich bleibt, Erleichterung ähnlicher Art zu gewähren vermag, wie sie gut ausgerüstete Forschungsreisende genießen, und das genügt, um einen gesunden, willensstarken Mann auch im tropischen Afrika längere Zeit leistungsfähig zu erhalten.

Daß Wissmann, den Verhältnissen des ostafrikanischen Küstenlandes entsprechend, auch einer kleinen Flottille bedurfte, ist schon erwähnt.

Nachdem durch das an Allerhöchster Stelle vollzogene Gesetz die Würfel gefallen waren, handelte es sich für Wissmann darum, sein vorstehend in den Hauptzügen dargelegtes Programm in die Wirklichkeit zu übertragen. Diese Übertragung in die Praxis wurde zu einer großartigen Arbeitsleistung Wissmanns, wenn er auch nicht versäumt hatte, sich von vornherein einige Mitarbeiter zu sichern. Ein Arzt, Stabsarzt Dr. Schmelzkopf, vom 65. Inf.-Reg. und Dr. Bumiller, welche ursprünglich als Mitglieder der Emin Pascha-Expedition ausersehen waren, und der mit den ostafrikanischen Verhältnissen schon vertraute Dr. Schmidt, eine hervorragende Kraft, arbeiteten in den sofort eingerichteten Diensträumen, und ebenso der bisherige erfolgreiche Verteidiger Bagamoyos, Frhr. von Gravenreuth, der besonders durch seine genaue Kenntnis der Verhältnisse in und um Bagamoyo wichtige Aufschlüsse zu geben vermochte. Der Schreiber dieser Zeilen hatte ebenfalls das Glück, mitarbeiten zu dürfen und dabei einen Einblick in das verwickelte und doch auch einfache Getriebe zu tun. Verwickelt, weil man nicht nach bewährten Mustern arbeiten konnte, weil Tausende von neuen Dingen zu bedenken, Tausende von Sachen zu beschaffen waren, mit Hunderten von Personen, Geschäftsleuten wie Behörden verhandelt werden mußte; einfach durch die Art und Weise, wie Wissmann arbeitete und arbeiten ließ. Er war die Seele des Ganzen, von ihm gingen die Anregungen aus, aber immer nur in großen Zügen, die Einzelheiten des Ausbaues blieben Sache seiner Mitarbeiter, die ihm dann, aber stets in gedrängter Kürze, das Veranlaßte meldeten. Und wie angenehm arbeitete es sich unter ihm und mit ihm!

Frei von Engherzigkeit oder Bedenklichkeit, immer nur große Gesichtspunkte im Auge, hielt er sich nie bei Kleinigkeiten oder Fehlern auf. Kurzen befehlenden Tones bediente er sich selten, er sprach mehr im Unterhaltungston, wohl wissend, daß das für jeden der von ihm selbst auserwählten Untergebenen genügte. Mitten in der schier erdrückenden Fülle aller möglichen Vorbereitungen wurde gerade er natürlich von Scharen berufener wie unberufener Personen schriftlich oder mündlich in Anspruch genommen, und, es ist geradezu erstaunlich, für jeden hatte er wenigstens etwas Zeit und immer ein freundliches Wort. Selbst wenn er nein sagen mußte, geschah es stets in so liebenswürdiger oder jovialer Form, daß es niemand verdrießen konnte.

Trotz seiner erstaunlichen eigenen Arbeitskraft, trotz der wirklich genialen Art, die Sachen zu behandeln, hätte Wissmann dennoch die Schöpfung seiner Truppe nicht in so kurzer Zeit und in solcher Vollendung durchführen können, wenn ihm nicht sein Kaiserlicher Herr in hochherziger Weise vielfach den Weg geebnet und fördernd eingegriffen hätte, ebenso wie auch sämtliche Behörden, militärische wie zivile, ein Entgegenkommen bewiesen, das die Arbeit mit ihnen in ungeahnter Weise erleichterte.

Sehen wir uns nun die Entstehung der Wissmanntruppe in ihren Einzelheiten an.

Die Beschaffung von Offizieren und Unteroffizieren war nicht schwer, dieselben meldeten sich vielmehr so massenhaft, daß es die Hauptarbeit blieb, aus der großen Zahl die besten auszusuchen. Die Auswahl der Persönlichkeiten bewirkte Wissmann selbst und traf dabei, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, immer das Richtige. Allerdings hatte er sich auch vom Fürsten Bismarck erbeten und von diesem zugesichert erhalten, daß von keiner Seite eine Einmischung in bezug auf die Auswahl des Personals erfolge. Mancher Onkel und manche Tante lief Sturm, um einen Neffen anzubringen, der auf einmal eine riesige Begeisterung für Deutschlands koloniale Größe in sich entdeckt hatte. Diese Stürme abzuschlagen wurde Wissmann bei seiner Herzensgüte besonders schwer. Der von ihm festgesetzte Etat war ja auch tatsächlich schon ausgefüllt, aber da hieß es denn: „ach, irgendwie wird sich

ja doch noch eine Verwendung finden, der junge Mann ist ja zu allem bereit und brauchbar“, oder es wurde darauf hingewiesen, daß doch sehr schnell Ausfälle entstehen würden, für die dann gleich Ersatz da sei usw. Wissmann waren solche Verhandlungen die denkbar unangenehmste Arbeit und als er später nach Ägypten und Ostafrika vorauseilte, sagte er dem als Vertreter zurückbleibenden Gravenreuth: „So, jetzt können Sie sich mit Onkeln und Tanten, Vettern und Basen amüsieren, ich bin das Gott sei Dank los!“

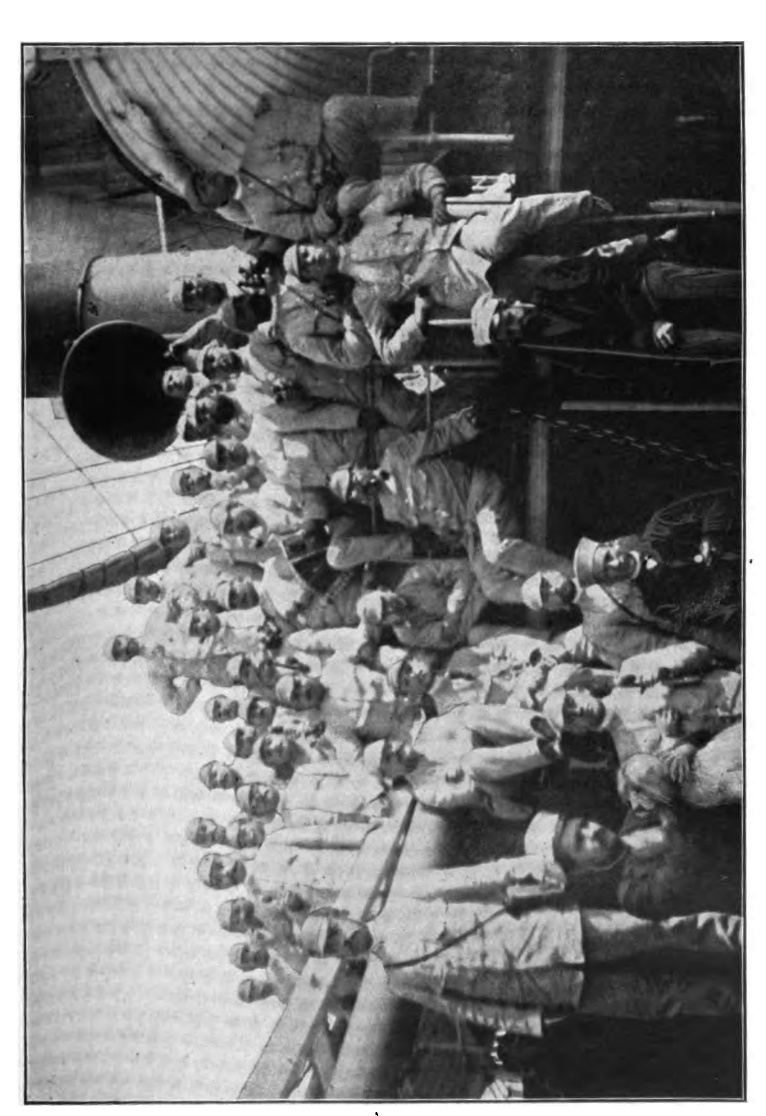
Bei Offizieren und Beamten griff Wissmann in erster Linie auf diejenigen zurück, welche dadurch, daß sie im Dienste der Ostafrikanischen Gesellschaft standen oder gestanden hatten, Erfahrung und Sprachkenntnisse besaßen oder sonst irgendwie sich schon im tropischen Afrika bewährt hatten. Diese Offiziere gingen in der Wissmanntruppe im Dienstalter, ganz unabhängig von ihrem Offizierspatent, den Neulingen vor, zweifelsohne ein von dem sonst üblichen Brauch abweichendes Verfahren, das jedoch sehr gute Früchte getragen hat und schließlich niemand verletzen konnte, da es jedermanns Sache war, ob er unter den bestehenden Bedingungen eintreten wollte oder nicht. Ursprünglich hatte man daran gedacht, die aus der Armee übertretenden Offiziere und Ärzte vielleicht zu diesem Zwecke nur zu beurlauben, dann aber nahm man hiervon aus triftigen Gründen Abstand. Die zur Verfügung stehende Summe von 2 Millionen Mark war für den gedachten Zweck doch lächerlich gering, der Widerstand aber, auf den man stieß, überhaupt gar nicht zu berechnen. Wie leicht konnte da, selbst ohne jedes Verschulden, ein Mißerfolg eintreten. War in solchem Falle eine größere Anzahl der Armee angehöriger Personen beteiligt, so kam hierdurch die Regierung sehr leicht in eine unangenehme Lage, welche dazu zwang, noch ernster einzuschreiten. Man hätte sich selbst die Hände gebunden. Es konnte auch der Fall eintreten, daß einer der Vorgenannten in den ganz eigenartigen Verhältnissen mit fremden Staatsangehörigen in ernstliche Zwistigkeiten geriet. Stand der Betreffende noch in irgendwelchem dienstlichen Verhältnis zur Heimat, so war eine gewisse Haftbarkeit für die Handlungen dieser Person nicht abzuweisen.

Diesen unabsehbaren Möglichkeiten ging man, völlig freie

Hand behaltend, aus dem Wege, wenn die in Wissmanns Dienste Übertretenden den Abschied aus der Armee nahmen. Dann waren diese Leute frei, nur durch Vertrag an Wissmann gebunden, der selbst hierdurch noch mehr Bewegungsfreiheit erhielt. Das Wohlwollen und die Fürsorge, welche man Wissmanns schwerem Unternehmen wie den daran Beteiligten entgegenbrachte, geht deutlich aus der von dem Brauche gänzlich abweichenden Art hervor, in welcher die aus der Armee ausscheidenden Offiziere und Ärzte verabschiedet wurden. Es geschah dies bei jedem einzelnen mit dem Zusatze „ausnahmsweise mit der Aussicht auf Wiederanstellung in der Armee, wenn er solche innerhalb dreier Jahre nachsucht". Eine besondere Kaiserliche Ordre vom 19. Februar 1889 befahl unter anderem:

„Außerdem bestimme ich, daß diejenigen bisher aktiven Offiziere, Mannschaften und Beamten der Militär-Verwaltung, welche in der Polizei-Truppe Dienste nehmen, sowie der Reichskommissar Hauptmann Wissmann selbst, in bezug auf ihre Pensions- bezw. Relikten-Ansprüche keine Einbuße erleiden sollen. Im besonderen soll ihnen die in dem gedachten Dienstverhältnis zugebrachte Zeit — zutreffenden Falles unter Doppelrechnung von Kriegsjahren — bei ihrer dereinstigen Pensionierung als pensionsfähige Dienstzeit in Anrechnung gebracht werden."

Zur beschleunigten Gewinnung von Unteroffizieren wurde ebenfalls das weitgehendste Entgegenkommen bewiesen durch die Verfügung, daß die Kapitulation derjenigen Unteroffiziere, welche auf ihren Wunsch von Wissmann angenommen wären, abweichend von den sonst gültigen Bestimmungen, vom Truppenteil direkt zu lösen sei. Wie schnell das ging, dafür ein Beispiel. Bei der Infanterie-Schießschule in Spandau wurde durch einen von Wissmann beauftragten Offizier ein von Sr. Majestät dem Kaiser geschenktes Nordenfield-Geschütz probiert. Zwei hierbei tätige Sergeanten, Schulte und Kühne, beides ganz ausgezeichnete Leute, von denen der letztere später einen rühmlichen Heldentod starb, sprachen dem betreffenden Offizier ihren Wunsch aus, mit nach Afrika zu gehen, und schon nach zwei Tagen befanden sie sich in Wissmanns Diensten. Der damalige Kommandeur der Schießschule in Spandau aber äußerte scherzend: „Wenn jetzt wieder Wissmannoffiziere hier-



Unteroffiziere der Wissmanntruppe an Bord des Dampfers „Martha“.

her kommen, wird mit Steinen geworfen, denn die holen uns die tüchtigsten Leute weg." Wissmann selbst legte bei der Auswahl der Unteroffiziere ein großes Gewicht auf etwaige besondere Berufskenntnisse, und schuf sich hierdurch eine gerade für afrikanische Verhältnisse doppelt brauchbare Truppe. Das Unteroffizierkorps bewährte sich nicht nur im Feuer, nicht nur im militärischen Dienst, sondern überhaupt nach jeder Richtung hin so glänzend, daß Wissmann es mehr denn einmal ausgesprochen hat: „Unsere deutschen Unteroffiziere sind doch wahrhaftig geradezu großartige Leute."

Die Ausrüstung sämtlicher Europäer, nach Wissmanns Angaben zusammengestellt, war ungemein einfach und schmucklos, aber äußerst zweckentsprechend, afrikanisch-feldmäßig und sämtliche Stücke von bester Beschaffenheit. Die Zusammenstellung und Ausrüstung für medizinische Zwecke war natürlich den Ärzten überlassen; Chefarzt Dr. Schmelzkopf und Stabsarzt Dr. Kohlstock lösten diese Aufgabe in durchaus sachgemäßer Weise.

Waffen und Munition, besonders für die schwarze Mannschaft wurden den Beständen der Armee entnommen und gingen bei dem allseitigen Entgegenkommen ohne jede Weitläufigkeit in Wissmanns Besitz über.

Als Infanteriebewaffnung wurden Karabiner und Gewehre M. 71 sowie M. 71/84, nebst zugehörigen Seitengewehren, benutzt, und M. 71 hat sich dauernd als denkbar beste Waffe für afrikanische Truppen bewährt.

12 Feldgeschütze sollten als Armierung für Befestigungen dienen, denen Se. Majestät der Kaiser noch eine Batterie als Geschenk hinzufügte.

Für die Artillerie der Feldtruppe fanden Verwendung:

1 6 cm-Berggeschütz (Krupp) und eine Anzahl 4,7 cm-Schnellfeuergeschütze (Krupp), sowie

1 Maxim-Gun oder, wie es jetzt heißt, Maschinengewehr.

Als Armierung der Dampfer waren Revolverkanonen bestimmt.

Verpflegung wurde zunächst nur für Europäer durch eine Anzahl von Konserven für Expeditionszwecke sichergestellt, während die ganze sonstige Verpflegung später an Ort und Stelle resp. in Sansibar zu beschaffen blieb.

Am schwierigsten erwies sich die Gründung einer kleinen Flottille. Ein größeres, durchaus seetüchtiges Schiff zu kaufen, dazu reichten die Mittel nicht hin, außerdem durften auch keine tiefer gehenden Fahrzeuge gewählt werden, wegen des schwierigen, mit Korallenriffen durchsetzten Fahrwassers an der ostafrikanischen Küste. Diese Gesichtspunkte, vor allem, wie schon gesagt, die geringen Mittel, zwangen dazu, sich mit einigen kleinen Fahrzeugen, fünf an der Zahl, zu begnügen und trotz aller, wie Wissmann selbst sagt, in diesem Falle zu weitgehenden Sparsamkeit, schädigte die Flotte den Kassenbestand doch ganz gewaltig.

Was wollten überhaupt zwei Millionen Mark für ein solches Unternehmen besagen! Die Erfahrungen, welche die Deutschen inzwischen selbst gesammelt haben, führten uns zu einer klareren Erkenntnis, und jetzt dürfte man, statt einen Vorwurf zu erheben, staunen über das, was Wissmann mit jener Summe zu leisten vermocht hat. Bezeichnend für die Beurteilung des Kostenpunktes waren die Worte eines in kolonialen Dingen wohlerfahrenen Engländers, mit welchem Wissmanns Freunde kurz nach der entscheidenden Reichstagssitzung zusammen saßen. Bei der Erzählung, daß die Geldfrage glücklich erledigt sei, fragte er: „Wie viel bekommen Sie?"

„Zwei Millionen."

„Zwei Millionen, doch natürlich Pfund?"

„Nein Mark."

„Oh! damit kann man in einem Kolonialkrieg so gut wie gar nichts anfangen." —

Um das massenhafte unbedingt nötige Material, zusammenstellbare Baracken, Gewehre, Geschütze, Munition, Zeltausrüstungen, Bekleidung usw., sowie eine größere Menschenzahl und später auch noch Pferde und Maultiere nach Ostafrika zu befördern, erwies es sich am billigsten ein Schiff zu chartern, oder wie es besser heißen würde, zu mieten, und wurde hierzu der etwa 1400 Tonnen große Dampfer „Martha" ausersehen. Der freibleibende Teil des Laderaums wurde mit Kohlen für die kleinen Dampfer beladen, so daß hierdurch, angesichts der hohen Kohlenpreise in Sansibar, die als Dampfermiete zu zahlende Summe beinahe ausgeglichen wurde.

Mit rastlosem Eifer hatte der junge Reichskommissar ge-

arbeitet und das in der Heimat zu Schaffende so gefördert, daß er bereits Ende Februar in der Lage war, für seine Person, begleitet vom Stabsarzt Dr. Schmelzkopf und dem Adjutantendienste tuenden Dr. Bumiller, nach Ägypten zu eilen, um dort die überaus wichtige Anwerbung der Sudanesen zu überwachen. Das Auswärtige Amt war wegen der Anwerbung dieser Leute bereits in erfolgreichster Weise mit der englisch-ägyptischen Regierung in Verbindung getreten, welche ein durchaus freundschaftliches Entgegenkommen bewies. Richtig ist es ja, daß die früheren sudanesischen Soldaten in ihrer damaligen Beschäftigungslosigkeit ein unangenehmes Volkselement bildeten, das man sehr gern verschwinden sah, anderseits darf man aber nicht aus den Augen lassen, daß weitblickende Kolonialleute wie die Briten, sich darüber klar waren, daß mit den unbequemen Sudanesen gleichzeitig ein tüchtiges Soldatenmaterial verloren ging, wenn man letzteres auch noch nicht voll zu schätzen wußte. Wissmann hatte einen der arabischen Sprache kundigen Offizier, Leutnant Theremin, nach Kairo vorausgeschickt und fand bei seiner Ankunft die Anwerbung in vollem Gange. Die in ärmlichsten Verhältnissen lebenden Sudanesen ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, wieder Soldat zu werden, und daß sie sofort vor den Feind kommen würden, schreckte sie nicht, entsprach vielmehr ihrem kriegerischen Sinn. Nur eine Bedingung, auf welche Wissmann schon von vornherein gefaßt war, stellten sie, daß ihre Familien mitgenommen würden.

Übrigens gelangten nicht nur Mannschaften, sondern auch frühere sudanesische Unteroffiziere und Offiziere zur Einstellung, Leute, welche der Reichskommissar besonders gern nahm, da ihm ihre Brauchbarkeit sehr wohl bekannt war. Die schwarzen Offiziere galten für die afrikanische Mannschaft als Offiziere, standen aber hinter jedem europäischen Vorgesetzten zurück, wie überhaupt jeder Eingeborene grundsätzlich hinter einem Deutschen resp. Europäer zurückstand.

Außer den Sudanesen wurden in Kairo eine Anzahl türkischer Polizisten angeworben, Leute, in deren Wesen Licht- und Schattenseiten um den Vorrang stritten. Im Polizeidienst sowohl wie im Gefecht energisch, findig und unerschrocken, waren sie sonst gerade keine Tugendhelden. Da blieb es denn Sache der Vorgesetzten — und sie haben es auch fertig bekommen — die schlechten

Eigenschaften im Zaum zu halten, im übrigen aber die sonst recht brauchbaren Leute nutzbringend zu verwenden. Eine Anzahl ägyptischer Offiziere nahm Wissmann ebenfalls an, hauptsächlich ihrer Sprachkenntnisse wegen, denn sie waren neben ihrer arabischen Muttersprache auch des Französischen mächtig, so daß man sich ihrer als Dolmetscher zu bedienen hoffte. Leider standen diese Leute auf einer so tiefen moralischen Stufe und erwiesen sich als so klägliche Feiglinge, daß sie mit der ersten sich bietenden Gelegenheit zurückgeschickt wurden. Großartig waren dagegen für ihre Verhältnisse zwei andere von Wissmann persönlich ausgesuchte Offiziere, Achmed Fahim und Miram Effendi, welche in türkischen Diensten resp. der ägyptischen Gendarmerie gestanden hatten und denen er, ohne sie irgendwie dem Offizierkorps einzureihen, besondere Stellungen anwies. Miram, Armenier von Geburt, besaß allerdings seiner Abstammung entsprechende Fehler, und war z. B. in religiöser Beziehung so tolerant, d. h. in diesem Falle gleichgültig, daß er je nach seinem Bedarf bald Muselmann bald Christ gewesen ist, im übrigen jedoch war er ein tüchtiger Mensch, mit viel persönlichem Schneid und hat später, noch in deutschen Diensten stehend, den Tod vor dem Feinde gefunden. Achmed Fahim, geborener Albanese und Mohammedaner, war eine unbedingt zuverlässige Persönlichkeit von hervorragender Unerschrockenheit. Er verstand es, die oben erwähnten türkischen Polizisten in musterhafter Ordnung zu erhalten und hat jeden Posten, den man ihm zuteilte, vortrefflich ausgefüllt.

Die Anwerbungen waren derart gefördert worden, daß Wissmann einige Offiziere telegraphisch nach Kairo beorderte, um das Kommando über die Mannschaft zu übernehmen, zumal dieselbe nicht länger in Ägypten bleiben konnte. Aber wohin mit den Leuten? Dieselben gleich nach Ostafrika zu schicken, war nicht angängig; einmal waren die Vorbereitungen für Unterbringung noch nicht beendet, und dann waren vor allem die Waffen usw. noch nicht zur Stelle, welche sich an Bord des Dampfers „Martha“ befanden, der erst in einigen Wochen eintreffen konnte. Unter diesen Umständen begrüßte es Wissmann mit Freude, daß man englischerseits seinen Wünschen in liebenswürdiger Weise entgegenkam und gestattete, daß die ganze angeworbene Truppe unter Oberbefehl deutscher Offi-

ziere, jedoch nicht uniformiert und unbewaffnet, in der Nähe von Aden ein Lager bezog. Es setzt vielleicht in Erstaunen, mehrfach von dem Entgegenkommen Englands, gerade bei einer ernsten kolonialen Unternehmung, zu lesen, es wäre jedoch unrecht, solches zu verschweigen, weil es später auch nicht an Unfreundlichkeiten gefehlt hat, als die beiderseitigen Interessen zu schärferem Wettbewerb führten.

Nach erfolgreichem Abschluß seiner Arbeiten in Kairo, eilte Wissmann abermals seiner Truppe voraus nach Sansibar, das er sich zunächst als Aufenthaltsort erwählte, um nunmehr die letzten Anordnungen treffend, sich gleichzeitig von der Lage der Dinge an Ort und Stelle zu überzeugen. In Sansibar traten noch mehrere in Afrika befindliche Herren, meist aus dem Dienste der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, in denjenigen Wissmanns über und gleichzeitig übernahm der Reichskommissar von jener Gesellschaft die militärisch ausgebildeten Askari (heißt auf arabisch soviel wie Soldat), eine aus Landeseingeborenen zusammengesetzte Truppe, sowie die Stationsgebäude mit allen darin befindlichen Waffen und Munitionsvorräten. Die mannigfachen und sehr wichtigen in Afrika zu bewerkstelligenden Arbeiten, wie Sicherstellung von Verpflegung u. dergl. für die gesamte Streitmacht, waren damals schon weit vorgeschritten, dank der Arbeiten mehrerer vorausgeschickter Herren, wie z. B. Chef Rochus Schmidt, E. Wolf und Blümcke, von denen Herr Wolf, ursprünglich für die Emin Pascha-Expedition auserwählt, jetzt als kaufmännischer Beirat eine angespannte Tätigkeit entwickelt hatte. Einer der zuletzt eingetretenen Offiziere, Leutnant Ramsay, war inzwischen von Wissmann nach Inhambane in Portugiesisch-Ostafrika beordert worden, um dort eine Anzahl Sulus anzuwerben, welche keineswegs einfache Aufgabe Leutnant Ramsay ebenso schnell als geschickt löste. Nachdem am 3. Mai der Dampfer „Martha", dessen Fahrt durch einen Maschinenschaden verzögert wurde, eingetroffen war, hatte Wissmann seine gesamte Streitmacht an der Küste in Daressalaam und Bagamoyo versammelt. In ersterem Platz befand sich nur eine Kompagnie, deren Unterbringung keine besonderen Schwierigkeiten bereitete, während die Hauptmacht nach Bagamoyo geworfen wurde. Bagamoyo, einst eine blühende Handelsstadt, die größte des ganzen äqua-

torialen Ostafrika, hatte durch eine Reihe heftiger Kämpfe schwer gelitten. Die ausgedehnten Negervorstädte waren durch Feuersbrünste vernichtet und der aus teilweise mehrstöckigen Steinhäusern bestehende große Stadtkern war durch mehrfache, leider unvermeidliche Beschießungen seitens der Kriegsschiffe übel zugerichtet. Eine Anzahl Steinhäuser war indessen noch so gut erhalten, daß sie den Truppen ein Unterkommen boten, was um so eher ging, als die Stadt von der früheren Bevölkerung vollständig verlassen war. Die Straßenausgänge wurden verbarrikadiert und mit starken Wachen belegt, eine Anzahl Alarmhäuser eingerichtet und auf diese Weise schnell ein befestigtes, gute Unterkunft bietendes Lager hergestellt.

Die gesamte Truppenmacht setzte sich zusammen wie folgt:

I. Deutsche.

25 Offiziere (einschließl. 2 Ärzte und 3 Beamte.*)
7 Proviantmeister (Deckoffiziere).
56 Unteroffiziere (einschließl. Lazarettgehilfen).

II. Türken.

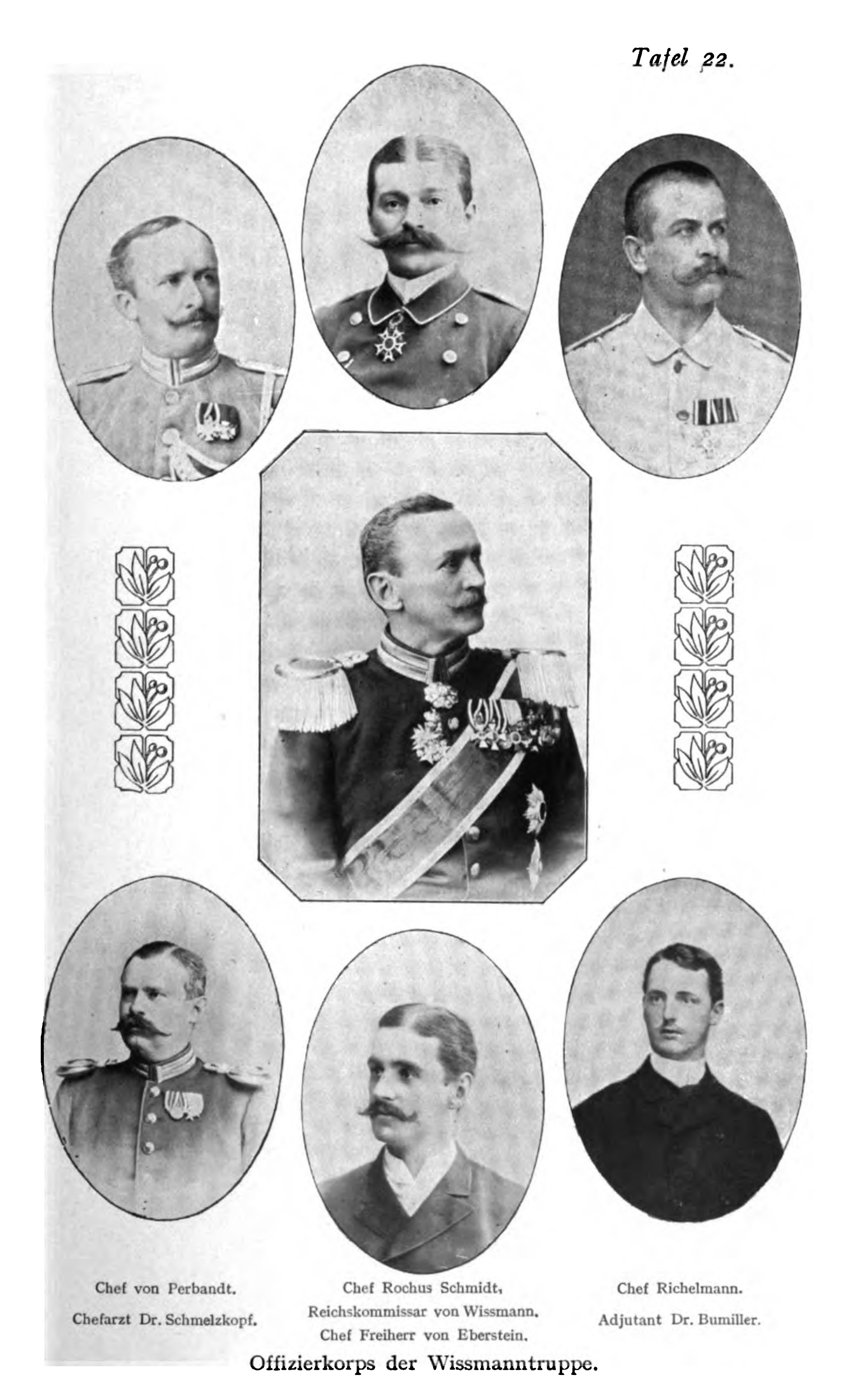
2 Offiziere.
20 Mann.

III. Afrikaner (abgerundete Zahlen).

600 Sudanesen (6 Inf.-Kompagnien).
30 Sudanesen (Artilleristen).
100 Sulus (1 Kompagnie).
80 Askari.
40 Somali (Schiffsleute).

In dieser Truppe bedurfte, wie sich bald herausstellte, ein Punkt des weiteren Ausbaues: die Verwaltung. Herr E. Wolf und Zahlmeister Merkel waren trotz Anspannung aller Kräfte, besonders da letzterer nur allzu schnell dem Klima zum Opfer

*) Die 10 Ältesten waren Chefs, die anderen Leutnants.
Die in verschiedenen Werken verzeichneten abweichenden Zahlen erklären sich daraus, daß wahrscheinlich die in Sansibar Eingetretenen noch nicht mitgerechnet wurden.



Chef von Perbandt. Chef Rochus Schmidt, Chef Richelmann.

Chefarzt Dr. Schmelzkopf. Reichskommissar von Wissmann. Adjutant Dr. Bumiller.

Chef Freiherr von Eberstein.

Offizierkorps der Wissmanntruppe.

fiel, trotz aller Tüchtigkeit nicht in der Lage, die Arbeit zu bewältigen, zumal die an und für sich durch große Vielseitigkeit schwierige Verwaltung, bei den fortwährenden Kursschwankungen der Rupie, ein Rechnungswesen bedingte, wie es den Truppen daheim glücklicherweise erspart bleibt. Der Nachschub einer ausreichenden Zahl geschulter Beamter konnte, besonders der geringen Mittel wegen, so schnell nicht erfolgen, und Wissmann griff deshalb, nicht gerade zu deren Freude, auf Offiziere zurück. Chef v. Eberstein, welcher nach dem ersten rühmlichst mitgemachten Gefecht an die Spitze der Verwaltung trat, erwarb sich durch seine rastlose Tätigkeit Verdienste, die Wissmann um so höher schätzte, als er selbst, wie er auch dem Fürsten Bismarck schon erklärt hatte, weder Neigung noch Vorkenntnisse für jenen Dienst besaß, ganz abgesehen davon, daß militärische wie afrikanisch-politische Dinge seine ganze geistige und körperliche Kraft in Anspruch nahmen.

Mit dem Eintreffen der Truppen richtete Wissmann sofort sein Augenmerk darauf, dieselben, Zeit war nicht zu verlieren, noch in zweckentsprechender Weise vorzubereiten.

Die Sulus entbehrten jeglicher Schulung, sie waren tatsächlich Wilde, nur gewohnt den Speer zu führen, aber von Mutter Natur mit sehr guten kriegerischen Eigenschaften begabt. So gelang es denn den deutschen Vorgesetzten an der Hand von Wissmanns Anleitungen, aus diesen Leuten in kurzer Zeit, zwar keine Paradetruppe, wohl aber für afrikanische Kriegführung brauchbare Soldaten zu machen.

Die Askari, schon recht gut eingeübt, machten schnell weitere Fortschritte, an denen Herrn Illich, der diese Leute schon an manchem heißen Tage geführt hatte, ein großes Verdienst gebührt.

Als ganz hervorragend erwiesen sich vom ersten Tage ab die Sudanesen, an deren Anwerbung damals kein Mensch gedacht hätte, wenn eben nicht Wissmann gewesen wäre. Vor allen Dingen boten die Leute schon dadurch einen großen Vorteil, daß sie — was Wissmann sehr wohl gewußt hatte, — in der türkisch-ägyptischen Armee nach dem preußischen Reglement ausgebildet waren. Stand der Paradedrill auf keiner hohen Stufe, die Leute waren meist im Felde gewesen, so waren sie dafür in allen gefechtsmäßigen Dingen geschult. Bei einer

geradezu eisernen Disziplin, waren diese Leute in ihren Anschauungen und Neigungen durch und durch Soldaten und nur Soldaten. Ruhig in jeder Lage, hart gegen sich selbst, unerschrocken vor dem Feinde, anhänglich bis zum Tode gegen den Vorgesetzten, der sie zu behandeln wußte, bildeten sie eine Truppe, die nie versagte, die das Entzücken ihrer Führer war, denn mit den Kerls hätte man den Teufel aus der Hölle geholt, wenn das überhaupt ginge.

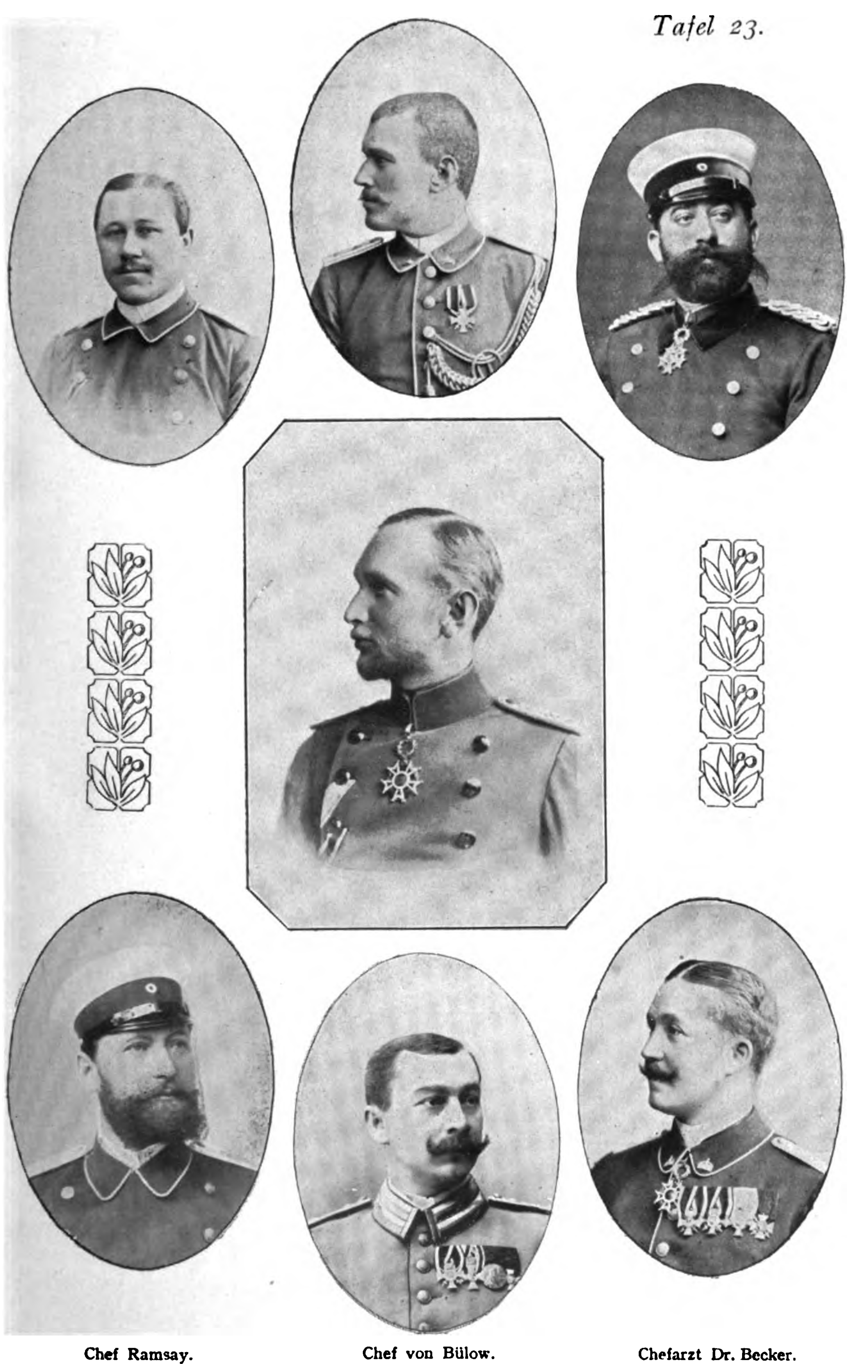
Wissmann lag es vor allem auch am Herzen, die Europäer, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Neulinge auf afrikanischem Boden, einigermaßen für ihre neue Aufgabe zu schulen. Eine ganze Reihe gleich anfangs erlassener Befehle legt hiervon Zeugnis ab, und seien hier einige von diesen wörtlich (also auch in der damaligen Rechtschreibung) wiedergegeben.

„Für den Fall meines Todes finden sich die Bestimmung meines Nachfolgers im Kommando, sowie besondere mir geheim gegebene Instruktionen für diesen Nachfolger in einem versiegelten Brief auf dem Kaiserlich Deutschen Konsulat in Sansibar."

„Der schwarze Sudan-Soldat, Unteroffizier und Offizier, ist mit der größten Vorsicht zu behandeln. Es ist deshalb geboten, daß die Herrn Chefs ihre Befehle an die die Sudansoldaten kommandierenden schwarzen Offiziere ertheilen. Ebenso haben die dem Chef zugetheilten europäischen Offiziere und Unteroffiziere zu handeln, so daß im allgemeinen der schwarze Soldat von Europäern keinen direkten Befehl erhält.

Wer einen dieser Leute mißhandelt, die Weiber und die Stellung der schwarzen Offiziere und Unteroffiziere nicht respektiert oder grob gegen die Religion, Sitten und Gebräuche der Sudanesen verstößt, hat von mir rücksichtslose Bestrafung zu gewärtigen. Ich hoffe durch ein richtiges Taktgefühl der weißen Offiziere und Unteroffiziere allmählich aber sicher die schon in den Leuten sitzende Disziplin zu vergrößern.

Die Behandlung der Somali würde sich im Großen und Ganzen wie die der Sudanesen gestalten. Doch hebe ich noch besonders hervor, daß eine Mißhandlung derselben eine sofortige Meuterei zur Folge haben könnte, da die Somali in ihren Ansichten sehr viel difficiler sind als die Sudanesen. Es wird auch bei ihnen Ruhe und Festigkeit zum Ziele führen.



Chef Ramsay. Chef von Bülow. Chefarzt Dr. Becker.

Chef End. Chef Freiherr von Gravenreuth (stellvertretender Reichskommissar). Chef Johannes.

Stabsarzt Dr. Kohlstock.

Offizierkorps der Wissmanntruppe.

Die Sulu und Askari sind ähnlich zu behandeln. Man wird nicht weit fehlgreifen, wenn man alle Leute wie gutwillige Rekruten behandelt.

Besonders warne ich die Unteroffiziere vor schroffem Auftreten."

„Vorläufig sind die den 6 Kompagnien*) geläufigen Formationen und Griffe mit ihren türkischen*) Kommandos beizubehalten und hat sich die Ausbildung auf die Kenntniß und den Gebrauch der Waffe und das Schießen zu erstrecken. Von den Signalen ist nur: Vorgehen, halt, zurück, Feuer und Seitengewehr (d. h. Signal zur Attacke) einzuüben und zwar kommen die deutschen Signale zur Verwendung.

Die den Artillerieunteroffizieren zugetheilten Leute werden neben dem Exercieren am Geschütz ebenfalls mit der Waffe (Karabiner) ausgebildet.

Die Somali-Matrosen ebenso."

„Da der Kundschafterdienst bis jetzt sehr viel zu wünschen übrig ließ, so mache ich darauf aufmerksam, daß ich einen besonderen Werth auf einen geregelten Kundschafterdienst lege und stelle den Herrn Chefs anheim, die geeigneten Schritte zur Besserung der Mängel zu thun, selbst wenn es mit besonderen Ausgaben verbunden sein sollte."

„Es liegt eine gewisse Gefahr für das Unternehmen der Schutztruppe in der Art und Weise des Auftretens meiner Offiziere, die ich angeworben habe. Ich meine damit ein Überschreiten der zustehenden Rechte, welche durch eine über das allgemeine Maaß hinausgehende Unternehmungslust, die wir in der Armee mit dem Ausdruck Schneid bezeichnen, hervorgerufen wird.

In diesem Sinne warne ich meine Offiziere angelegentlich davor, irgend welche unnöthige oder unbesonnene Waffenthat auszuführen, da ich aus Erfahrung weiß, wie leicht man dazu neigt und wie viel damit verdorben werden kann.

---

*) Dieser Befehl galt nur für die nach preußischem Reglement ausgebildeten, aber an türkisches Kommando gewöhnten Sudanesen. Letzteres Kommando, genau dem deutschen entsprechend, hatten Offiziere und Unteroffiziere während der Reise gelernt. Nur wenig später wurden die deutschen Kommandoworte eingeführt.



Selbst in Fällen, in denen keine Nachtheile durch derartiges Vorgehen entstehen, werde ich solchen unnöthigen und in ihrem Erfolge gewagten Thaten durchaus keine Anerkennung zollen.

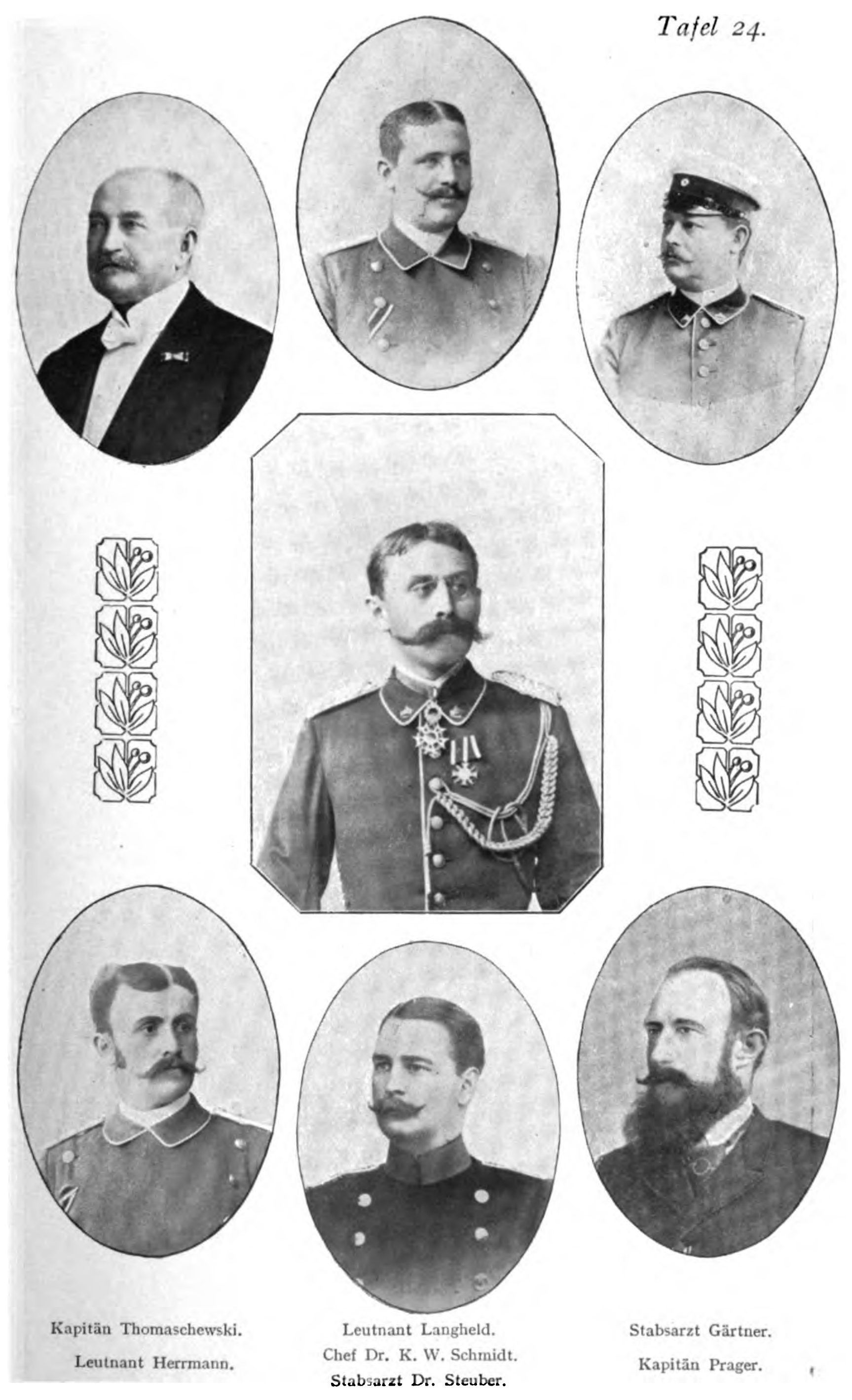
Ich verlange vor allem von meinen Offizieren Ruhe und Besonnenheit."

„Diejenigen Unteroffiziere, die länger als ein Jahr bei der Schutztruppe bleiben wollen, erhalten eine Erhöhung des Gehalts und Ranges, sobald sie des ‚Kisuaheli' (Landessprache) einigermaßen mächtig sind."

Diese und eine ganze Reihe ähnlicher Parolebefehle — etwas anderes sind die vorstehenden Mitteilungen nicht gewesen — lassen erkennen, wie aufmerksam Wissmann bei allen auf ihm lastenden, arbeitsreichen Pflichten, das Tun und Treiben seiner Untergebenen im Auge behielt. Unentwegt, bei Tag und Nacht, und zwar in des Wortes vollster Bedeutung, war er auf dem Posten, nichts entging seinem Scharfblick. Immer freundlich, belehrend durch Tat und Wort, verzieh er Fehler, wohl wissend, daß gerade durch diese der Mensch auch lernt, ohne dieselben irgendwie in kleinlicher Weise nachzutragen. Nur zwei Fehler entschuldigte er nie: rohe oder ungerechte Behandlung von Untergebenen und anderen Eingeborenen, sowie Mangel an Entschluß. Das Eine erschien ihm gemein, das andere unmännlich, und hiergegen empfand er einen unüberwindlichen Abscheu.

Außer Dienst niemals Vorgesetzter, sondern nur der vornehm denkende Freund und Kamerad, gewann er sich alle Herzen im Fluge. Jeder suchte seine Nähe, freute sich an der Unterhaltung und — lernte dabei. Wie anregend war sein Plaudern, bald überschäumende, etwas neckische Heiterkeit, dann wieder ernster aus dem afrikanischen Leben schöpfend, aus fesselnden Beispielen lehrreiche Schlüsse ziehend. Und das alles belebt von glühender Vaterlands- und edler Menschenliebe, durchweht von echt soldatischem, ritterlichem Geist! So wirkte er, selbst ein leuchtendes Vorbild, im Dienst und außer Dienst auf seine Umgebung ein, so erzog er seine deutschen Mitarbeiter, insonderheit die Offiziere, und mit diesen und durch diese seine Truppe.

Mit beispielloser Anhänglichkeit, mit blindem Vertrauen hing diese Truppe an ihrem jungen Führer, in dessen Hand sie



Kapitän Thomaschewski. Leutnant Langheld. Stabsarzt Gärtner.

Leutnant Herrmann. Chef Dr. K. W. Schmidt. Kapitän Prager.

Stabsarzt Dr. Steuber.

Offizierkorps der Wissmanntruppe.

ein Werkzeug von so hohem Werte war, wie ihn Kolonialtruppen nur selten erreichen und nie übertreffen können. Die glänzendste Anerkennung für Wissmanns Truppe lag aber wohl darin, daß sie für Deutschlands Schutztruppen im tropischen Afrika (Südwest-Afrika kann man nicht als Tropenland rechnen) zum Muster wurde, zu einem Muster, an dem selbst im Laufe der Jahre nicht viel zu ändern war. Der Geist aber, den der Begründer weckte, möge er unter Afrikas heißer Sonne unseren braven Soldaten stets erhalten bleiben, überall und zu jeder Zeit.

Die Besiegung der Feinde vom Rufiji bis zum Umba.

Verfasser: G. Richelmann.

Bei seiner Ankunft an der ostafrikanischen Küste hatte Wissmann die Lage unverändert gefunden, d. h. sie entsprach noch den Nachrichten, welche er zuletzt in Berlin empfing. Daressalaam und Bagamoyo hatten sich, von der Marine tatkräftig unterstützt, zu halten vermocht, und es war zur besseren Sicherung der Stationen gelungen, dieselben zu befestigen. Aber nur diese Befestigungen ruhten in deutscher Hand, schon die allernächste Umgebung, wenige Schritte vor den Toren, bildete eine Gefahrszone, gleichwie das ganze gewaltige Küstengebiet von über 700 Kilometer Ausdehnung unbestritten in Feindes Hand lag. Aus dem einst volkreichen Bagamoyo waren sämtliche Bewohner geflüchtet, es war niedergebrannt, zerschossen und menschenleer, abgesehen von einer Waniamwesi-Karawane, welche, in einem großen Hause verschanzt und treulich zu uns Deutschen haltend, die arabischen Angriffe hatte abschlagen helfen. Jene Waniamwesi blieben auch fernerhin unsere Bundesgenossen, besonders wertvoll dadurch, daß sie der Truppe das unentbehrliche Trägerpersonal stellten.

Wenn sich die Gesamtlage in Ostafrika, wie schon erwähnt, auch nicht verschoben hatte, so erfuhr Wissmann bei seiner Ankunft doch immerhin eine Neuigkeit: zwischen dem deutschen Geschwaderchef, Herrn Admiral Deinhard, und Buschiri war ein Waffenstillstand abgeschlossen, von welchem Optimisten hofften, daß er der Vorläufer friedlicher Zustände sein könnte. Es wurden deshalb Verhandlungen mit Buschiri geführt, der seinerseits eine Reihe von Bedingungen stellte. An diesen Verhandlungen war übrigens, was ausdrücklich betont werden muß, der deutsche Regierungsvertreter nicht beteiligt, und wer sie betrieb, soll auch hier nicht gesagt werden, da Wissmann den Namen ebenfalls in rücksichtsvoller Weise



Leutnant von Behr. Premierleutnant Fischer. Leutnant Prince.

Leutnant von Elpons. Chef von Zelewski. Kapitän Graf von Pfeil.

Chef Leue.

Offizierkorps der Wissmanntruppe.

nie vor der Öffentlichkeit genannt hat. Buschiris Bedingungen aber, welche Wissmann sofort mitgeteilt wurden, waren derartige, daß es jeder Beschreibung spottet. Der sehr eingehend gehaltene schriftliche Entwurf zeigt deutlich, daß Buschiri und die übrigen Häupter des Arabertumes, sich nach allen Seiten hin für die Zukunft nicht nur sicher zu stellen, sondern auch Vorteile aller Art herauszuschlagen suchten. Jenes Schriftstück war so umfangreich gehalten, daß auf die vollständige Wiedergabe verzichtet werden muß, zumal einzelne Artikel — in solche war es eingeteilt — sich mit Details befassen, welche kein allgemeines Interesse bieten. Zur Kennzeichnung des ganzen Machwerkes, das sich erdreistet, uns Deutschen ebenso unwürdige wie geradezu lächerliche Bedingungen zu stellen, seien hier nur einige Artikel (das Schriftstück war in Kisuaheli und Deutsch angefertigt) wiedergegeben:

(Artikel I—IV behandelt Erbrecht, Zölle, Steuern pp., alles nach arabischem Belieben, sowie die Ernennung eingeborener Chefs.)

Artikel V.

1. In Bagamoyo, wo die Funktion eines Liwali (höchsten Beamten) nicht einem der Landeschefs zukam, wird dieselbe Buschiri zuerteilt mit der damit verbundenen Autorität, den Privilegien, Rechten und Prärogativen.

2. Buschiri, welcher in seinem Namen und im Namen aller Chefs von Daressalaam bis nach Pangani Frieden schließt, wird als Gouverneur dieser ganzen Zone des Littorals anerkannt, sowie des Landes, welches sich unbegrenzt nach dem Innern erstreckt.

3. Als Gouverneur wird Buschiri Truppen in seinem Solde haben, mit welchen er die Ruhe im Lande aufrecht erhalten wird, um nötigenfalls mit Gewalt die Konvention, die zwischen ihm und den Deutschen abgeschlossen wird, zu schützen.

4. Buschiri empfängt als persönliche Remuneration 4000 Rupien (= 5400 Mark) per Monat in seiner Eigenschaft als Liwali und Gouverneur und hat mit diesem Gehalte die Soldaten, welche den gewöhnlichen Dienst in Bagamoyo versehen, zu löhnen. In diesen Erhaltungs- und Löhnungskosten, welche durch Buschiri gezahlt werden, sind die Stationen Daressalaam und Pangani nicht eingeschlossen.

Artikel IV.

1. Die Deutschen verwalten den Zoll, wie es der Vertrag zwischen ihnen und Said Khalifa (damals Sultan von Sansibar) vereinbart.

2. Diejenigen Paragraphen des Vertrages, welche die Rechte der Chefs beeinträchtigen könnten oder sonstwie mit den Bedingungen dieses Vertrages (d. h. desjenigen, den Buschiri vorschlägt) kollidieren, werden als nicht existierend betrachtet.

Artikel VIII.

1. Um alle Störungen zu vermeiden, werden Fremde, die nachts ankommen, nach 10 Uhr nicht landen, es sei denn, daß sie eine Meldung zum Posten schicken; alsdann wird der Chef einen oder zwei Leute senden, um sie dahin, wohin sie gehen wollen, zu begleiten.

2. Alle, die in der Stadt bleiben, können nachts nicht ausgehen.

3. Sie betreten keine Privatwohnungen und respektieren besonders die für Frauen reservierten Wohnungen.

4. Sie respektieren den Kultus und alles, was mit der Landesreligion zusammenhängt. Sie betreten keine Moscheen sie werfen keine indiskreten Blicke in dieselben.

Artikel X.

1. Kriegsschiffe dürfen nicht mehr permanent als Drohung für die Eingeborenen in den Häfen stationiert sein.

Artikel XI.

1. Es wird der freien Schiffahrt kein Hemmnis mehr in den Weg gelegt und die Verschiffung von Gewehren, Pulver, Kugeln, Zündhütchen und anderen Waffen und Munition ist von neuem gestattet.

Artikel XIII.

2. Sklaven, welche ihren Herren davonlaufen, müssen ihnen zu den gewöhnlichen Bedingungen zurückgegeben werden, wie es die bestehenden Gebräuche verlangen.

Artikel XIV.

Keine Forts bauen.



Leutnant Sigl. | Dr. Stuhlmann. | Arzt Dr. Brehme.

Leutnant von Medem. | Chef Krenzler. | Zugführer Illich.

Leutnant Maerker.

Offizierkorps der Wissmanntruppe.

Artikel XV.

Keine Geschütze im Inneren.
Nicht verteidigungsmäßig einrichten.

Dieses unwürdige Machwerk (im Auszug wörtlich, nur in neuerer Rechtschreibung wiedergegeben) wurde von Wissmann mit verächtlichem Lächeln beiseite geworfen. Wie hätte er, ganz abgesehen von seinem hohen, unbeugsamen Sinn, es wagen können, seinem Kaiserlichen Herrn oder dessen großen Kanzler auch nur einen einzigen dieser Punkte zu unterbreiten. Traurig genug, daß sich überhaupt Leute deutschen Namens gefunden hatten, die derartige Vorschläge ernst nehmen konnten; freilich sonderbare Heilige hat es zu jeder Zeit und überall gegeben.

Wissmann ließ Buschiri sofort wissen, daß er zwar den Waffenstillstand bis zur Kündigungsfrist halten wolle, aber Verhandlungen mit ihm als Rebellen nicht führen, sondern höchstens seine bedingungslose Unterwerfung annehmen würde. Das war der einzig richtige und unseres deutschen Namens würdige Weg.

Der Umstand, daß der Feind es überhaupt wagen konnte, die vorgenannten Bedingungen als Grundlage für Friedensverhandlungen anzubieten, zeigt, wie wenig er sich vor uns Deutschen fürchtete, wie geringen Eindruck die Blockade auf ihn gemacht hatte, allerdings kein Wunder in Anbetracht der örtlichen und klimatischen Verhältnisse. Es geht daraus aber auch das Ziel hervor, welches dem feindlichen Hauptführer vorschwebte, der sich für mächtig und begabt genug hielt, um eine dauernde führende Rolle zu spielen. Weitgehender Einfluß bei seinen Landsleuten und eine gewisse Bedeutung waren ihm ja nicht abzusprechen, wie aus nachstehender, uns von Wissmanns Hand hinterlassener Beschreibung hervorgeht:

„Buschiri war ein Halbblutaraber, dessen Vater aus Südarabien stammte, während die Mutter eine Nordafrikanerin, soviel ich weiß, eine Galla*) war. Er war ein gedrungen gebauter, muskulöser Mann, der, obgleich etwas zur Fettleibig-

*) Die Galla gehören nicht zu den Negern, sondern sind ein hamitisches, den Somali verwandtes Volk.

keit neigend, doch in seinen Bewegungen, in seinem ganzen Auftreten geschmeidig und rasch war. Ein schönes, lebhaft funkelndes, dunkles Auge neben einem sicheren, ja herrischen Auftreten, ließ den Beobachter sofort erkennen, daß er es nicht mit einem gewöhnlichen Manne zu tun hatte. Wie in der Ausführung seiner Entschlüsse, zeigte er auch in seinem Äußeren, ich möchte sagen etwas pantherhaft-sprungartiges. Buschiri hatte von der väterlichen Seite seiner Abkunft Grausamkeit und Rachsucht geerbt, Eigenschaften, die den schwarzen Rassen Afrikas fernstehen. So drohte er z. B., daß, wenn er mich finge, er mir die Wahl lassen würde, zu verhungern oder mich selbst aufzuessen. Er würde mich anbinden und hungern lassen, bis ich mein mir von unten nach oben allmählich abgeschnittenes Fleisch verzehrte. Buschiri hatte früher in der irregulären Beludschentruppe des Sultans von Sansibar eine Führerstelle innegehabt und soll sich besonders in den für den Sultan nachteiligen Kämpfen gegen den bekannten, höchst interessanten Waniamwesi-Häuptling Mirambo, einen Blutsfreund von mir, ausgezeichnet haben. Wegen verschiedener Räubereien war er in Sansibar eingekerkert gewesen, jedoch ausgebrochen, und der Versuch, ihn wieder einzubringen, hatte so viele Menschenleben gekostet, daß der Sultan ihn, als lebendiges Beispiel sansibarischer Gerechtsamkeit, unbehelligt ließ. Buschiri war von den Häuptlingen der eingeborenen Stämme gefürchtet und hatte mit einigen derselben Blutsfreundschaft geschlossen. Die vornehmen, reinblütigen Maskataraber erkannten ihn durchaus nicht als ihresgleichen an. Wo solche gegen uns fochten, bewahrten sie ihre volle Selbständigkeit.

Der Generalstabschef Buschiris war ein Komoroneger, Jehasi, der Artillerist gewesen war und auch gelernt hatte, brauchbare Befestigungen herzustellen. Auch Jehasi kannte ich von Leopoldville am Stanley-Pool her."

Der Vollständigkeit halber sei hier noch eines anderen, ganz tüchtigen Unterführers Buschiris gedacht, Makanda mit Namen. Sehr gewandt, gleichwie Jehasi, entging er dem lange Zeit über ihm schwebenden Verhängnis und soll erst später in Kämpfen gegen die kriegerischen Wahehe gefallen sein.

Damit, daß Wissmann den bereits abgeschlossenen Waffen-



Makandā. Buschiri, Jehasi.
Führer der aufständischen Araber.

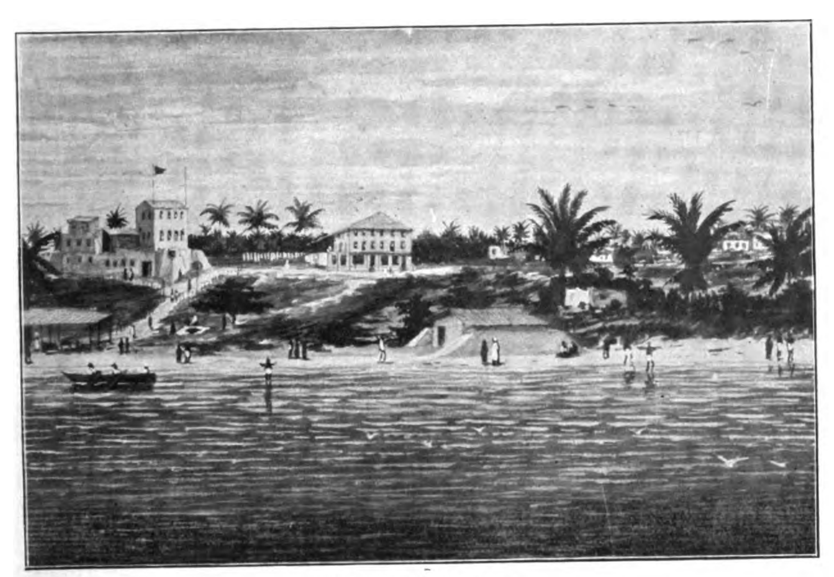
stillstand gut hieß, vergab er der deutschen Sache nicht nur nichts, sondern machte vielmehr einen guten Eindruck, indem er bewies, daß er ein Mann sei, der auch dem Feinde gegenüber nicht nur sein eigenes Wort halte, sondern auch dasjenige seiner mitkämpfenden Landsleute. Ein solcher Eindruck war von hohem Werte, und wenn der Feind die Ruhe für sich ausnutzen konnte, so kam sie doch der neugeschaffenen Truppe ebenfalls zustatten. Sehr bald erwies sich die Ruhepause noch in anderer Beziehung als ungemein vorteilhaft. Die Araber hatten nämlich einen aus dem Innern von Mamboja nach Sansibar reisenden Missionar aufgegriffen und hielten ihn als Geisel gefangen. Daß dieser Missionar Engländer war, änderte für den Feind gar nichts an der Sachlage, für uns dagegen erschien es dringend geboten, denselben vor Wiedereröffnung der Feindseligkeiten frei zu bekommen. Die bezüglichen, nur durch Mittelspersonen möglichen Verhandlungen führten leider zu keinem Ergebnis. Da entschloß sich Père Etienne, der vortreffliche Superior der großen katholischen Mission bei Bagamoyo, in die Höhle des Löwen, d. h. in Buschiris Hauptquartier zu gehen. Es war ein gewagter Schritt, doch P. Etienne, ein ebenso kühner wie frommer Mann, unternahm ihn, auf Gottes Schutz und seine eigene, große Beliebtheit bauend. Der Einfluß, dessen er sich durch jahrzehntelange barmherzige Werke, durch Rat und Hilfe, welche er jedermann angedeihen ließ, erfreute, war allerdings erstaunlich groß, so groß, daß selbst die fanatisierten Mohamedaner seine Missionsanstalt, aber auch nur diese, für neutral und unverletzlich erklärten. Was kein anderer erreicht hatte, gelang P. Etienne: Buschiri gab den Gefangenen frei, wenn auch nur gegen ein Lösegeld, dessen Höhe seine Gier nicht widerstehen konnte, etwa 11000 Mark.

Nicht viel später verwüstete dann Buschiri das Bagamoyo benachbarte Kaule, einen bis dahin noch bewohnten Ort, und ließ, ungefähr gleichzeitig, einen jungen Neger, Dunia genannt, grauenhaft verstümmeln. Der Ärmste, welcher nur als Maurer im deutschen Dienst gearbeitet hatte, wurde während der Waffenruhe dicht bei der Station von Arabern aufgegriffen und nach Buschiris Lager geführt, wo ihm der Unmensch beide Hände abschlagen ließ und ihn in diesem jammervollen Zu-

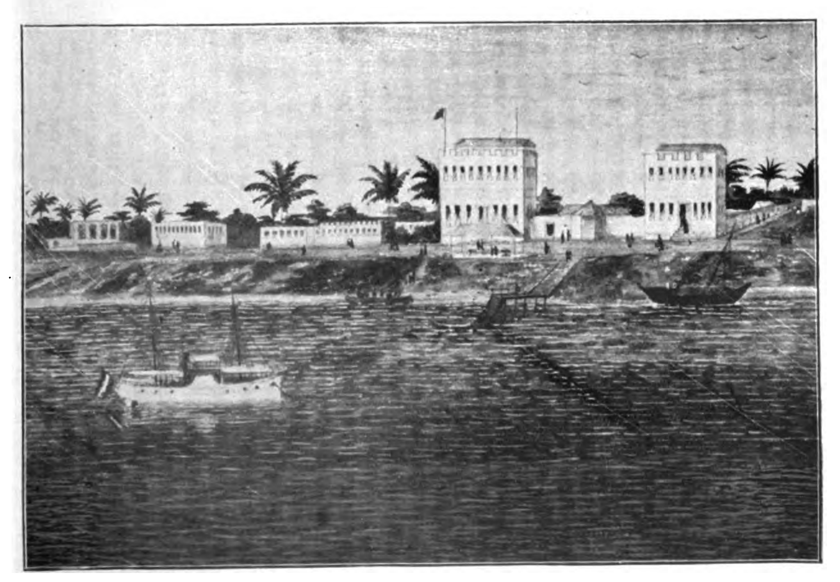
stande nach Bagamoyo jagte, mit dem höhnischen Gruß an Wissmann, er werde sich sehr freuen, ihn kennen zu lernen. Dieser Wunsch sollte ihm bald erfüllt werden, denn durch seine Handlungen hatte er den Waffenstillstand, dessen Bedeutung er wie seine Scharen sehr genau kannten, heimtückisch gebrochen, und nun war auch Wissmann frei von jeder Verpflichtung und durfte handeln.

Die Gesamtzahl von Streitern, über welche das aufständische Arabertum verfügte, ließ sich nicht genau ermitteln, sondern nur ungefähr schätzen, und Wissmann ging mit der Annahme nicht fehl, daß sie seine Truppe an Kopfzahl um das 9—10fache übersteige. Die feindliche Bewaffnung war, wie nicht anders zu erwarten, sehr ungleichartig und zeigte die verschiedensten Feuerwaffen vom einfachen Vorderlader bis zu den besten Hinterladern und Magazingewehren. Die Munitionsvorräte erwiesen sich als sehr reichliche. Die Ausdehnung des Aufstandsgebietes schloß eine einheitliche Führung auf feindlicher Seite aus; es hatte sich daher an einzelnen Hauptpunkten eine größere Ansammlung der arabischen Kräfte vollzogen. Als solche Hauptpunkte waren in der wichtigeren Hälfte des Gebietes, nördlich des Rufidji bis zum Umba, anzusehen: Daressalaam, Bagamoyo, Sadani, Pangani und südlich des Rufijistromes Kilwa. Diese sämtlichen Aufstandsherde gleichzeitig in Angriff zu nehmen, verbot sich bei der Schwäche der Truppe ganz von selbst, und Wissmann hatte deshalb von Anfang an den Entschluß gefaßt, Platz für Platz jedesmal mit aller Macht anzugreifen und seine Schläge, wenn auch in Pausen, dafür mit um so größerer Wucht zu führen. Jeder genommene Platz sollte dann sofort so befestigt und seine Umgegend gesäubert werden, daß auch eine mäßige Besatzung ausreichte, um Rückschläge zu verhindern. Dergleichen Rückschläge, wie überhaupt Mißerfolge hielt Wissmann gerade im afrikanischen Kriege für doppelt bedenklich. Nicht nur daß alsdann, gleichwie anderwärts, mehr Blut geopfert werden muß und das moralische Element des Gegners wächst, nein, in Afrika kommt noch ein anderer wichtiger Faktor hinzu. Dort stehen fast stets Bruchteile der Bevölkerung oder selbst ganze Stämme unschlüssig da, sie folgen nicht sowohl ihrer Neigung als vielmehr dem Wunsche, sich auf die Seite des Stärkeren zu

Tafel 28.



Station Bagamoyo.



Station Daressalaam.

schlagen, weil sie hiervon besondere Vorteile erhoffen. Dem selbst nur scheinbar Siegenden strömen deshalb neue Scharen zu. Im Rechenexempel des afrikanischen Krieges befinden sich jedenfalls ungleich mehr unbekannte Größen, als im europäischen.

Nach Daressalaam, wo noch die deutsche Flagge wehte, und von wo die Marine wünschte, ihre gelandeten Mannschaften aus sehr berechtigten gesundheitlichen Gründen zurückzuziehen, wurde eine Kompagnie Sudanesen geworfen und das dortige Kommando dem schon mit Afrika vertrauten Chef Rochus Schmidt übertragen. Die gesamte übrige Macht Wissmanns befand sich, wie bereits im vorigen Kapitel gesagt, in Bagamoyo. Vor Bagamoyo lagerte Buschiri, die treibende, feindliche Kraft, hier mußte der erste schwere Schlag erfolgen, von dessen Gelingen, neben der materiellen Schädigung des Gegners, auch eine moralische Wirkung zu erwarten stand. Gleichzeitig wurde erst durch einen solchen Sieg das bisher eingeengte Bagamoyo zu einer brauchbaren Operationsbasis. Dies war die Beurteilung der Lage, wie sie Wissmann sich bildete; und wie richtig seine Erwägungen waren, das hat eine ununterbrochene Reihe glänzender Erfolge bewiesen.

Über die genaue Lage auf Buschiris Seite waren sichere Nachrichten nicht vorhanden. Die Sansibararaber, mit ihren Glaubens- und Stammesgenossen im stillen sympathisierend, ließen, falls sie etwas wußten, nichts verlauten, und Kundschafter waren nicht zu erlangen, da die gesamte Bevölkerung geflüchtet war. Einige Gerüchte sprachen von mehreren feindlichen Lagern um Bagamoyo herum, andere wußten nur von einem solchen zu berichten und ebenso verschieden gaben diese Gerüchte die Höhe der Streitkräfte an. Trotz mehrfacher Patrouillengänge, welche stets große Vorsicht erheischten, gelang es nicht einmal, den Standpunkt eines Lagers mit Sicherheit zu erkunden, geschweige denn, daß man von der Einrichtung resp. den Befestigungen etwas wußte. Nur zwei Leute hätten Auskunft geben können: der gefangen gewesene Engländer und P. Etienne. Ersterer hatte wohl die beste Absicht hierzu, seine Angaben waren jedoch verworren, so daß es besser schien, gar nicht damit zu rechnen. P. Etienne seinerseits erklärte, daß er sich als Ehrenmann zum Schweigen für verpflichtet halte.

Frei habe man ihn kommen, frei ihn gehen lassen, und dieses Vertrauen könne er nicht täuschen. Über dieses Verhalten äußerte sich Wissmann: „Das ist schade, aber es ist anständig und vornehm durch und durch, ganz so wie dieser prächtige Mann immer ist.“

So blieb als höchst minderwertiger Wegweiser nur ein Mann über, jener Unglückliche, dem im feindlichen Lager die Hände abgehackt worden waren. Bei der erstaunlichen Zähigkeit und Heilkraft des Negerkörpers war der Mann schon wieder in der Lage, den Vormarsch gegen den Feind zu begleiten. Am Abend des 7. Mai versammelte Wissmann die Offiziere, um ihnen mit kurzen Worten seine Absicht mitzuteilen, indem er sagte: „Meine Herren, ich werde morgen Buschiri angreifen. Sämtliche Truppen stehen mit Sonnenaufgang (dort regelmäßig um 6 Uhr) auf ihren Exerzierplätzen an der Station zum Abmarsch bereit. Zum Transport der Geschütze, Munition und Krankentragen sind Waniamwesi bestellt. Was von dem morgenden Tage abhängt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, ich wiederhole nur gerade vor dem ersten Gefecht nochmals, was ich schriftlich wie mündlich mehrfach betont habe: daß ein Offizier vor keiner Gefahr zurückscheut, ist selbstverständlich. Aber gerade deshalb verbitte ich mir jeden überflüssigen Schneid, ich müßte ihn tadeln, denn er paßt nicht in afrikanische Verhältnisse; die Eingeborenen rechnen sich den Tod von Offizieren stets als Erfolg an. Besonnenheit und Überlegung verlange ich von Ihnen.“ Dem auf Reede liegenden Geschwader wurde Mitteilung gemacht, eine Unterstützung aber nicht erbeten, weil eine solche nicht nötig war. Noch am nämlichen Abend erschien jedoch der Korvetten-Kapitän Hirschberg, um im Auftrage des Admirals Deinhard mitzuteilen, daß letzterer bereit sei, ein Landungskorps von 200 Matrosen unter seiner (Hirschbergs) Führung zur Unterstützung zu schicken. In den hinterlassenen Papieren hat sich über diese Unterredung, deren Inhalt den Offizieren auch schon in Ostafrika bekannt wurde, Wissmann selbst wie folgt ausgesprochen: „Ich lehnte dankend diese Unterstützung ab. Der Admiral ließ mich darauf aufmerksam machen, welche Verantwortlichkeit ich auf mich lade, wenn ich mit mir noch nicht bekannten, kaum einexerzierten Truppen einen unbekannten

Feind angreife, ohne eine mir angebotene Hilfe von 200 deutschen Matrosen anzunehmen. Ich erwiderte, daß nach meiner Überzeugung diese Truppe selbst schon genügen würde, gegen Buschiri zu fechten; daß ich meiner Verantwortlichkeit mir voll bewußt sei, daß ich sowohl das Material, aus dem meine Truppe bestehe, als auch den Feind, meist Araber und Beludschen, seit 10 Jahren kenne. Ich erwähnte, daß mir mitgeteilt sei, daß ich gerade den Auftrag habe, den Aufstand niederzuwerfen, um die Marine dieser Aufgabe zu entheben, und daß ich wisse, daß die Marine Befehl habe, wenn ich eingetroffen sei, Landungen nur so weit auszudehnen, als dies unter den Granaten der Schiffsgeschütze geschehen könne, und daß Buschiris Lager sehr viel weiter sei, als im Bereich dieser Geschütze. Ich blieb bei dieser Ablehnung. Ein einstündiges Hin- und Widerreden ergab dann, daß der Korvetten-Kapitän Hirschberg mir mitteilte, der Admiral werde, ich möge nun wollen oder nicht, am nächsten Morgen um 6 Uhr unter seiner Führung 200 Matrosen landen lassen zu meiner Unterstützung.

So trennten wir uns und ich hatte Zeit zu überlegen, was hier zu tun sei. Ich will bekennen, daß ich zuerst die Absicht hatte, schon bei Nacht abzumarschieren, mußte mir jedoch bei ruhiger Überlegung sagen, daß aus persönlichen Gründen, d. h. um den Ruhm des ersten Sieges für meine Truppen allein zu haben, ich das nicht tun dürfe, daß ich aus solchen Gründen nicht einen scharfen Riß in das Verhältnis zur Marine, das so wie so schon etwas getrübt war, kommen lassen dürfe."

Erklärend sei hier eingefügt, daß das „getrübte Verhältnis zur Marine" nur in dem persönlichen Gegensatz der beiden Führer bestand. Herr Admiral Deinhard war ein Seeoffizier von so hervorragender Begabung und solchen Leistungen, daß er mit seinem Geschwader nicht nur die freudige Bewunderung seiner Landsleute, sondern auch das Staunen sämtlicher fremden Staatsangehörigen in Sansibar erregte. In seinem Wesen traten jedoch Schroffheiten hervor, die sehr schnell dazu führten, daß zwischen ihm und einem energischen, selbstbewußten Mann wie dem Reichskommissar, der mit einer selbständigen Aufgabe betraut, über die weitgehendsten einschlägigen Erfahrungen verfügte, Reibungen eintraten. Um so höher ist es anzuschlagen, daß der beiden Teilen inne-

wohnende echt militärische Geist diese Spannung zu einer Privatsache machte, unter welcher das gemeinsame dienstliche Handeln nicht litt.

So gern Wissmann und seine Offiziere den Feind allein geschlagen hätten, so konnte man es doch als Kamerad der Marine nicht verargen, daß sie nach langer, schwerer Arbeit den Wunsch hege, bei einem entscheidenden Schlage mitzuwirken. Allerdings hatte Wissmann bezüglich dieser Mitwirkung noch ein, wie sich zeigen wird, gerechtfertigtes Bedenken. Er selbst war für den Ausgang sämtlicher Operationen zu Lande der allein Verantwortliche, ihm ausschließlich unterstand die von ihm selbst angeworbene Truppe, die nur ihm verpflichtet war, es war also gar nicht möglich, daß ein anderer im Gefecht den Oberbefehl führte. Korvetten-Kapitän Hirschberg war aber als Stabsoffizier älter, ihm konnten deshalb auch keine Befehle, sondern nur Wünsche ausgesprochen werden. Hierdurch entstand ein höchst bedauerlicher Dualismus, welcher lediglich durch die liebenswürdigen Eigenschaften dieses vortrefflichen Seeoffiziers abgeschwächt wurde.

Am 8. Mai 6 Uhr morgens stand die Wissmanntruppe in voller Stärke zum Abmarsch bereit, bis auf eine kleine Zahl Leichtkranker und der Somali, welche, unterstützt von gelandeten Matrosen, während der Abwesenheit der Truppen die befestigten Punkte besetzten. Die nicht als Träger verwendeten Waniamwesi, etwa 100 an der Zahl, schlossen sich, gemeinsam mit einer Anzahl von Dr. Peters zur Verfügung gestellter Somali, als Irreguläre dem Zuge an und bildeten in ihrem heimatlichen Kriegsschmuck ein malerisches Bild afrikanischen Kriegslebens. Bis die Marine landete und marschfertig war (die Kriegsschiffe lagen der Strandverhältnisse wegen über 3 Kilometer entfernt), mußte noch einige Zeit vergehen, die Wissmann dazu benutzte, einen Blick auf seine eigenen Mannschaften zu werfen. Die Sudanesen standen wie altgediente Soldaten bei ihren Gewehren, wogegen die Sulus ein aufgeregt ungeduldiges Wesen zeigten. So gut dieselben auch ihren Vorgesetzten gehorchten, so war europäisch militärisches Wesen ihnen doch noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, und die Ruhepause diente bald dem einen bald dem anderen dazu, einen wild grotesken Kriegstanz aufzuführen. Entsprach das

auch keineswegs unseren militärischen Gewohnheiten, so ließ man sie doch gewähren, denn die Sache war gut gemeint, und ein Verbot würde ihnen so kurz vor dem Kampfe unverständlich gewesen sein.

Bald darauf gab Wissmann den nachstehenden Befehl:

„Die Truppen marschieren in folgender Weise:

Spitze: Chef Freiherr v. Eberstein und Stationsbeamter Illich mit den (50) Askari, welche durch Patrouillen aufklären.

Hierauf ich selbst mit meinem Stabe. Dann

1. Chef Freiherr v. Gravenreuth mit 2 Kompagnien Sudanesen (Leutnants Sulzer und v. Perbandt).

2. Chef Krenzler mit der Artillerie, zwei 4,7 cm-Schnellfeuer- und ein 6 cm-Berggeschütz.

3. Leutnant End mit dem aus (40) deutschen Unteroffizieren bestehenden Scharfschützentrupp.

4. Landungsdetachemant der Marine.

5. Chef Dr. Schmidt mit 2 Kompagnien Sudanesen (Leutnants Theremin und Johannes).

6. Chef v. Zelewski mit 1 Kompagnie Sudanesen (Leutnant Ramsay), 1 Kompagnie Sulus (Leutnant v. Medem).

7. Träger und Irreguläre.

Beim Marsch, welcher zu einem erfolgen muß, sind die gegebenen Instruktionen genau zu beachten und nach den Seiten hin aufzupassen. Stockungen sind von den deutschen Offizieren und Unteroffizieren sofort durch Zuruf zu melden."

Die Offiziere der Wissmanntruppe waren zum Teil beritten, da der Dampfer Martha von Ägypten eine Anzahl arabischer Pferde mitgebracht hatte. Kurz vor 7 Uhr erfolgte der Befehl zum Antreten, und Wissmann sagt von diesem Augenblick: „Ich muß eingestehen, daß mir, als ich an der Spitze dieser Truppe, der ersten deutschen Kolonialtruppe, die ich in kurzer Zeit hatte schaffen müssen, der ersten Truppe, die fern vom Heimatlande für unsere Flagge kämpfen sollte, das Kommando „Antreten" gab, das Herz schier bis zum Halse klopfte. Es war ein Gefühl der Befriedigung, mit einer Verantwortlichkeit betraut zu sein, wie sie in dieser Führerstelle lag, eine Vorausbelohnung schon für vieles Schwere, was noch kommen sollte."

Der Marsch führte anfangs durch bebautes Land, doch die Felder waren verwüstet, die menschenleeren, oft zerstörten Häuser und Hütten legten Zeugnis ab für das wüste Treiben des Feindes. Etwa eine Stunde später umgab die Marschierenden ein leicht welliges, parkartiges Land, das in seinen tieferen Stellen — es herrschte noch Regenzeit — Wasseransammlungen aufwies. Mit den Geschützen war das Durchkommen an solchen Stellen nicht leicht, während Fußgänger auf kein Hindernis stießen. Trotzdem hatte die zu einem marschierende Kolonne eine bedeutende Länge, etwa 2 Kilometer, erreicht. Die geringste Marschtiefe besaßen die Sudanesen, welche ruhig und schweigsam, nicht schwatzend wie die anderen Leute (auch Europäer) ihres Weges zogen. Als gegen ½9 Uhr eine weite mit Büschen und Bäumen durchsetzte Grasebene erreicht war, traf von den Askaris die Meldung ein: Buschiris Lager in Sicht.

Nur scharfe Augen vermochten die feindliche Stellung, und zwar der Büsche und Bäume wegen auch erst auf etwa 700 Meter, zu erkennen. In dieser Entfernung befand sich auf einer unbedeutenden, nach allen Seiten ganz sanft abgeflachten Anhöhe, ein Hain von Palmen und Laubbäumen, zwischen welchen sich lange Pallisadenreihen nur schwach abhoben. Die Sorge, der Feind könne dem Angriff vielleicht ausweichen, erwies sich als unbegründet, denn außerhalb der Befestigungen gewahrte man einzelne wie auch Gruppen von Arabern in ihren langen, braunen oder hellen Gewändern.

Wissmann ließ die Spitze halten, damit die Marschkolonne aufschließen resp. aufmarschieren konnte, und während die Askari noch weiter vorwärts eine gegen den Feind sichernde Stellung einnahmen, wurde den Chefs folgender Befehl gegeben:

Chef Freiherr v. Gravenreuth geht in Stellung links neben die Askari, zwischen beiden bleibt ein Raum für die Artillerie frei.

Chef Dr. Schmidt mit 2 Kompagnien Sudanesen und dem Unteroffiziertrupp umfaßt den feindlichen rechten Flügel.

Chef v. Zelewski mit seinen Kompagnien wendet sich gegen die feindliche linke Flanke; er wie Chef Schmidt haben beim Sturm die feindliche Rückzugslinie zu fassen.

Ich (d. h. Wissmann) befinde mich neben der Artillerie.

Es wird vorgegangen ohne zu feuern, bis ich das Zeichen gebe. Der Sturm erfolgt auf meinen Befehl.

Das Landungskorps der Marine verblieb gemäß Vereinbarung mit Korvetten-Kapitän Hirschberg zunächst in zweiter Linie hinter der Artillerie.

Wissmann beabsichtigte so nahe als möglich, ohne einen Schuß zu tun, an die feindliche Stellung heranzugehen, was um so nötiger war, als das hohe, mit Büschen durchsetzte Gras auf größere Entfernung das Schießen im Knieen, geschweige denn im Liegen, ausschloß, während man erkennen konnte, daß weiter vorn der Graswuchs bedeutend niedriger war. Von dort aus, wo ein wirksames Feuer möglich wurde, sollten die in der Front vorgehenden Abteilungen durch ein ruhiges Feuer den Feind festhaltend, die herumgreifenden Abteilungen von Chef Dr. Schmidt und v. Zelewski vor feindlichen Angriffen sichern, vor allem aber diesen Abteilungen Zeit für ihre Bewegung verschaffen, denn diese Bewegungen mußten etwas weiter ausholen, um sich nicht vorzeitig zu verraten. Besonders bedurfte die am Ende der Marschkolonne befindliche, also ziemlich entfernte Abteilung v. Zelewskis Zeit.

Chef Dr. Schmidt und v. Zelewski waren so umsichtige, besonnene Führer, Freiherr v. Gravenreuth ein so hervorragender Offizier, daß man wegen der sachgemäßen Ausführung unbesorgt sein konnte. Den Feind zu umzingeln, war nicht angängig, da in solchem Falle die angreifenden Truppen sich durch ihr Feuer gegenseitig gefährdet hätten. Wissmanns Maßnahme ermöglichte es aber den umfassenden Abteilungen, einmal den Sturm selbst mit durchzuführen und dann mit ihren äußeren Flügeln den geworfenen Gegner beim Rückzug mindestens an den Rand völliger Vernichtung zu bringen.

Ruhig wie auf dem Exerzierplatz entwickelten sich Gravenreuths Sudanesen neben den Askaris, dann wurde angetreten. Im feindlichen Lager blieb alles still. Schärfer und schärfer hoben sich beim Näherkommen die Pallisadenwände ab, bald konnte man durch das Glas erkennen, daß dieselben in Erddeckungen standen, ein Zeichen, daß die Befestigungen durchaus sachgemäß angelegt waren, wofür besonders auch vorspringende Teile sprachen, von welchen aus die Pallisaden-

reihen der Länge nach bestrichen werden konnten. Nicht mehr ganz 400 Meter trennten die Schützenlinie vom Lager, als hinter einem Busch hervor ein großer weißer Maskatesel, ein edles, wertvolles Tier (gute derartige Tiere wurden mit über 1000 Mark bezahlt) nach dem Lagereingang geführt wurde. Buschiri seines Reittieres, des besten Fluchtmittels, zu berauben, war Wissmanns sofortiger Gedanke, außerdem schien ohnehin die Stelle zur Feuereröffnung geeignet. Mit seiner ihm wohl vertrauten Büchse schoß er das Tier krank und der Schuß fand aus der Boma (Befestigung) sofort hundertfache Antwort. Ein heftiges Feuer rollte dem Angreifer entgegen, das scharfe Pfeifen der Geschosse ließ sofort erkennen, daß mit einem sehr gut bewaffneten Feind zu rechnen war. Da letzterer zu hoch schoß, ward noch weiter vorgegangen. Unwillkürlich sahen die deutschen Offiziere und Unteroffiziere sich nach ihren Sudanesen um, in dem Gedanken: ob sie wohl mitkommen? Und ob sie kamen! Gelassen und ruhig, als ob überhaupt nichts los sei, folgten sie ihren Vorgesetzten. Auf 300 Meter erst ward niedergekniet und das Feuer eröffnet. Doch auch hier verhinderte der Graswuchs noch ein wohlgezieltes Schießen, vor allem aber konnten die kleinen, auf sehr niedrigen Lafetten ruhenden Geschütze nicht feuern, da die Rohre mit dem Aufsatz im Gras verschwanden. Ohne Granaten war gegen die offenbar sehr starken und $2^1/_2$—3 Meter hohen Pallisaden eine ausreichende, vor allem auch zerstörende Wirkung nicht möglich, deshalb hieß es: sprungweise vorwärts. Wie das knallte, pfiff, zischte und auf der Erde mit lautem wupp, wupp aufschlug. Doch das schreckte nicht, mit Leuten, wie diese Sudanesen, da kam man überall hin. Jetzt ließ sich auch ein dumpfes Krachen vernehmen: Buschiris Artillerie, drei alte Vorderladergeschütze. Schaden richteten die Dinger kaum an, erwünscht blieb es aber, schon des guten Eindrucks wegen, sie mundtot zu machen, und glücklicherweise hatten die mit der Schützenlinie vorgegangenen Geschütze einen Platz erreicht, der ihren Gebrauch gestattete. Nur noch einen Augenblick, und krachend fuhren die Granaten mit bester Wirkung in die Pallisaden, so daß von dort bald kein Kanonenschuß mehr fiel, während allerdings das Gewehrfeuer unvermindert blieb. Eine zeitlang hatte der Feuerkampf fortgedauert, als Korvetten-

Kapitän Hirschberg dem Reichskommissar mitteilte, daß er nunmehr in das Feuergefecht eingreifen und die Schützenlinie weiter vorreißen werde. Für letztere wäre es ein Leichtes gewesen, aus eigener Initiative noch weiter vorzudringen, aber das gerade sollte sie nicht. Wissmann konnte von seinem Standort genau erkennen, daß Chef Schmidt seine Stellung erreicht und in das Gefecht eingegriffen hatte, aber Zelewskis Kolonnen waren noch nicht so weit. Da Zelewski der Büsche wegen nicht genau genug zu sehen war, hatte der Adjutant Leutnant Bumiller mehrfach den Weg zu ihm zurückgelegt, um seinen Kommandeur zu orientieren, wobei er tollkühner Weise und um Zeit zu sparen, Deckung und Umwege meidend, unmittelbar an der Schützenlinie entlangritt, ein halbes Wunder, daß er unverletzt blieb.

Zelewski hatte nicht allein den weitesten Anmarsch, sondern es warf sich ihm auch, seitwärts aus dem Lager hervorbrechend, eine Araberabteilung entgegen, mit welcher er zunächst abrechnen mußte. Erfolgte jetzt schon der Sturm, dessen Gelingen, wie Korvetten-Kapitän Hirschberg richtig erkannte, außer Frage stand, so konnte Zelewski unmöglich die feindliche Rückzugslinie fassen und der Feind erlitt wohl eine Niederlage, aber er entging der Vernichtung.

Wissmann bat dringend, noch etwas zu warten, aber das Landungskorps der Marine ließ sich nicht mehr halten, was schließlich begreiflich erscheint. Schon nahe an die Schützenlinie herangegangen, lagen die Matrosen in der heftigsten Feuerzone, in welcher, untätig zu bleiben, selbst einer doch speziell für den Feuerkampf erzogenen Infanterie schwer wird. Dazu waren die Leute, nach einem für Seeleute anstrengenden Marsch, schon längere Zeit schutzlos den glühenden Sonnenstrahlen preisgegeben, deren Wirkung sich recht bemerkbar machte. Kein Wunder, daß der Führer es für seine Pflicht hielt, diesem Zustande ein Ende zu machen. Mit dem Einschieben der Matrosen in die Schützenlinie der Sudanesen geschah das Unvermeidliche, die Ruhe von Feuerleitung und Feuerdisziplin war hin. Es entstand ein Drängen nach vorn und schweren Herzens entschloß sich Wissmann, um so die umfassenden Abteilungen wenigstens sofort zu benachrichtigen, das Signal „Seitengewehr pflanzt auf" zu geben. Noch einmal

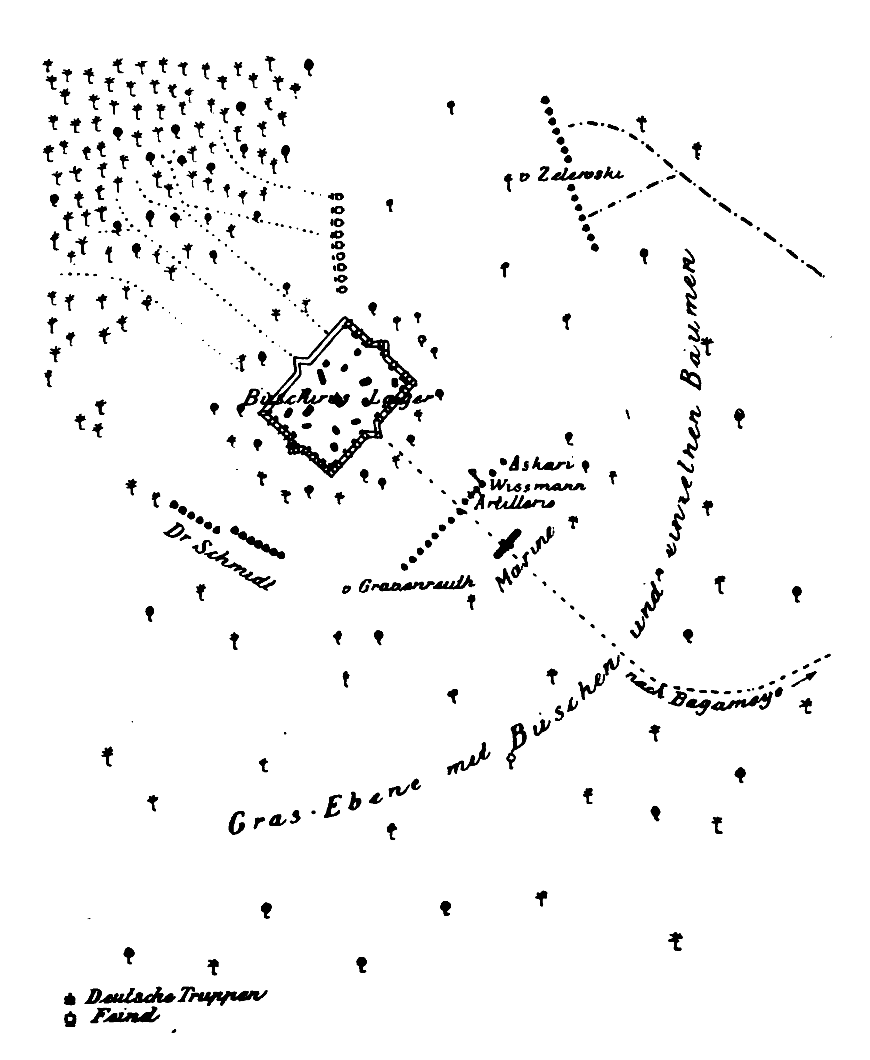


ein rasendes, ohrenbetäubendes Schnellfeuer, dann braust der Ansturm los und im wilden Lauf, Offiziere und Unteroffiziere, Schwarze und Matrosen neben- und durcheinander, stürzt sich die Masse vorwärts.

Der Feind aber, zu seiner Ehre sei es rühmend hervorgehoben, weicht und wankt nicht; mit zäher Tapferkeit hält er stand und steigert sein Feuer so gut er kann. In der dichten Pulverwolke war für ihn glücklicherweise nicht viel zu sehen, so daß das aus nächster Nähe abgegebene Feuer kein gezieltes sein konnte. Chef Schmidt und v. Zelewski, die Lage schnell erfassend, werfen ihre Truppen auch auf die Verschanzung. Laut und mächtig braust zum ersten Mal das jubelnde deutsche Hurra — die schwarzen Soldaten hatten diesen Kriegsruf mit wahrer Begeisterung erlernt — alles andere übertäubend, auf afrikanischem Schlachtfeld. Wenige Augenblicke noch, die Pallisaden sind erreicht und — halten stand.

Es ist ein kritischer Moment, aber auch nur ein Moment, da hat sich Leutnant Sulzer schon durch eine von Granaten vorbereitete Lücke als erster ins feindliche Lager gedrängt, und seine braven Sudanesen folgen ihm auf dem Fuße nach. Fast ebenso schnell hat ein Seeoffizier, Leutnant Schelle, mit tollkühner, katzenartiger Gewandtheit die hohe Wand erklettert und springt ins feindliche Lager hinein, um tödlich getroffen die Heldenseele auszuhauchen. Über die Pallisaden hinweg, durch rasch mit wilder Kraft gerissene Lücken und gesprengte Tore hindurch stürmen die Kämpfer in die Verschanzung, in der sich ein wildes Ringen entspinnt. Im Lager standen Häuser und Hütten, zum Teil verbarrikadiert, und um diese tobt nun der Kampf. Schießend, hauend, stechend, Hütten und Häuser stürmend geht's vorwärts, und der Widerstand bricht vor solchem Ansturm völlig zusammen. Fanatismus und trotziger Mut entsinken den Arabern, hinaus aus dieser Hölle, fort ins Freie ist ihre Losung. Mit großer Gewandtheit gelang es der Kolonne des Chefs Dr. Schmidt, durch einen Teil der Truppe eine Anzahl Fliehender so zu werfen, daß sie einer aufmerksamen Abteilung Zelewskis vor die Gewehre kamen und hierdurch neue Verluste erlitten.

Wissmann selbst schickte einige sudanesische, auch jetzt noch in der Hand ihrer Offiziere befindliche Abteilungen hinter



Kroki zum Gefecht um Buschiris Lager.

dem aus der Rückseite des Lagers ausgebrochenen Feinde her, auf diese Weise eine Verfolgung ins Werk setzend. Diese Verfolgung mußte jedoch ziemlich schnell ein Ende finden; denn dichtes bewachsenes Land entzog die Fliehenden dem Auge, und außerdem erschwerte die afrikanische Taktik der Geschlagenen das Verfolgen, denn nicht in Scharen, sondern vielmehr sich zerstreuend eilten sie davon, um sich erst viel später mit dem ihnen eigenen Spürsinn wieder zusammenzufinden.

Tiefe Ruhe herrschte nach dem Toben des Kampfes. Eine kurze Pause wurde den Leuten gegönnt, während deren zugleich die Truppenteile sich wieder sammelten. Unmittelbar darauf begann ein anderes durchaus nötiges Werk: die Zerstörung der erstürmten Verschanzung. Diese, ein Rechteck von ungefähr 300 und 250 Meter Seitenlänge, war ungemein solid gebaut, so daß auch die Zerstörung einen größeren Kraftaufwand erheischte. Die hohen und starken Pallisaden waren tief in den Boden eingelassen, auch vorn noch durch einen Erdaufwurf verstärkt, während sich dahinter ein tiefer Schützengraben (für stehende Schützen) befand. Letzterer besaß vielfach eine mit Erde beschüttete Bedachung, um gegen Vertikalfeuer Schutz zu bieten, denn einzelnen Arabern, wie z B. Jehasi, war die Wirkung von Schrapnells etc. nicht unbekannt. In den Pallisaden erblickte man, dicht über der gegen Geschosse schützenden Brustwehr, kunstgerechte Schießscharten, kurzum, die Befestigung ließ erkennen, daß der Feind über erfahrene und geschulte Kräfte verfügte, und die von ihm ausgeführten Bauten hatten ihn wesentlich in dem Glauben bestärkt, den Ansturm abschlagen zu können. Die Beseitigung der Pallisaden erforderte angestrengte Arbeit, an der sich leider auch die Matrosen beteiligten, statt dies den Schwarzen überlassend, neue Kräfte zu sammeln.

Von einem länger als unbedingt nötigen Verweilen konnte nicht die Rede sein, bald mußte sich der Durst fühlbar machen, denn die Wasserverhältnisse waren, für Europäer wenigstens, ungünstig, und die erquickende Milch der Kokosnüsse reichte trotz der großen Palmenzahl nicht annähernd aus. Wissmann sah bei seiner großen Erfahrung schon voraus, was kommen würde und schickte einige schnellfüßige Askari mit dem Be-

fehl nach Bagamoyo voraus, den heimkehrenden Europäern so viel und so weit als möglich Wasser entgegenzutragen. Beim Aufbruch wurde das Zerstörungswerk durch Anzünden des Raubnestes gekrönt, und bald verkündeten schwere, langsam zum Himmel aufsteigende Rauchwolken, als echt afrikanisches Siegeszeichen, weit ins Land hinein: der neue, vom deutschen Kaiser hierher geschickte Herr hat den ersten Sieg errungen; zum erstenmal sind die Araber völlig geschlagen; unter Deutschlands Flagge zieht jetzt eine neue Zeit herauf!

In regelrechter Ordnung wurde der Heimweg angetreten, nur eine Sudanesenkompagnie schied Wissmann als Arrieregarde aus. Stand vom Feinde, nach dem eben Geschehenen, auch nicht die geringste Belästigung zu erwarten, so handelte Wissmann doch grundsätzlich so. Man kann im Kriege, besonders auf afrikanischem Boden, in bezug auf Vorsicht leicht zu wenig und nie zu viel tun. Gerade heute, wo nichts zu befürchten blieb, benutzte er die Gelegenheit, seine Truppe praktisch zu belehren. Auf dem Rückmarsch verschob sich das Bild militärischer Ordnung bald sehr zu gunsten der schwarzen Mannschaft. Die Europäer litten in schnell steigender Weise unter dem klimatischen Einfluß, den man daheim in weiten Kreisen immer noch nicht richtig versteht. Gewöhnlich denkt man an die kolossale Hitze. Gewiß ist die Hitze groß, doch darin liegt nicht die Hauptgefahr für die Europäer, die in anderen Gegenden, wie Süd- und Nordafrika, Zentralasien u. dgl., ebenso hohe, bisweilen selbst noch höhere Temperaturen ohne Nachteil ertragen. Im Tropenlande kommt zu der Hitze die eigenartige Luftzusammensetzung. Die Luft gleicht einer nassen Treibhausluft, die Atmosphäre ist also derart mit Feuchtigkeit gesättigt, daß der Schweiß auf der Haut nicht verdunsten und hierdurch kühlend wirken kann, vielmehr in kleinen Rinnsalen am Körper herabläuft. Dieser Einwirkung sind bei körperlicher Anstrengung nur sehr wenige Europäer gewachsen. Das Landungskorps der Marine litt nach kurzer Zeit grenzenlos; nur mit Aufbietung hoher Willenskraft schleppten die Leute sich mühsam weiter, während Offiziere wie Ärzte alles aufboten, um helfend einzuwirken, von den Offizieren der Schutztruppe durch Überlassung von Pferden (Wissmann gab das seinige an Korvetten-Kapitän Hirschberg

ab) aufs beste unterstützt. Dem Wassermangel konnte von Bagamoyo her, wo nur wenige für Träger geeignete Gefäße zur Verfügung standen, nicht hinlänglich abgeholfen werden, denn dort war alles nur für Expeditionen mit eingeborener Mannschaft eingerichtet. Man mußte also vorwärts und konnte die erschöpfte Mannschaft leider nicht unter Schattenbäumen bis Sonnenuntergang rasten lassen. Die ermattetsten Matrosen wurden schließlich von Eingeborenen getragen. Auch der Kerntrupp deutscher Unteroffiziere litt stark, wenn es hier auch besser ging. Übrigens wäre es ein schlechtes Zeichen gewesen, wenn diese Unteroffiziere, als gut einmarschierte Infanteristen, nicht mehr hätten aushalten können als anstrengender Marschleistungen ungewohnte Seeleute. Außerdem waren letztere unpraktisch gekleidet, das Schuhzeug (hohe Stiefel) war zu schwer, die Kopfbedeckung zu dünn, während Wissmann bei der Bekleidung seiner Truppe allen klimatischen Anforderungen vollste Rechnung getragen hatte.

Kein verständiger Mensch wird aus dem geschilderten Zustande dem Landungskorps einen Vorwurf machen. Die braven Blaujacken hatten das Äußerste geleistet und trotz der glühenden Sonnenhitze lange Zeit glänzend bestanden. Jetzt forderte das Tropenklima sein Recht, jenes Recht, dem die Kinder gemäßigter Zonen nur allzu oft ihren Tribut zollen müssen. Das Vorkommnis wird absichtlich nicht verschwiegen, um als lehrreiches Beispiel zu dienen, um davor zu warnen, europäische Truppen im äquatorialen Afrika auf Kriegszügen zu verwenden. Eine solche Truppe besitzt wohl anfänglich einen guten Gefechtswert, aber sobald Anstrengungen an sie herantreten, fällt sie dem Klima zum Opfer und die Auflösung tritt schneller ein, als sich Unkundige denken können. Wohl verstanden: es handelt sich hier nur um das echt tropische Afrika, um die feuchteren Länder zwischen den Wendekreisen, nicht um Südafrika, Algerien u. dgl., welche in klimatischer wie auch in sonstiger Beziehung nur der gemäßigt warmen Zone angehören. Wie richtig Wissmann durch Art der Zusammensetzung seiner Truppe gehandelt hatte, das trat somit schon an jenem ersten Gefechtstage scharf vor Augen, denn die schwarze Mannschaft war absolut frisch; nicht mühsam sich fortschleppend, sondern als selbstbewußte Sieger zogen die



Sudanesen, Sulus und Askaris in Bagamoyo ein. Diesen Leuten sah man es an, sie hatten gesiegt und waren sofort zu neuem Kampfe befähigt.

Begeistert waren alle, Offiziere wie Mannschaft, von ihrem Heldenführer. Von der vordersten Linie aus, im dichtesten Feuer stehend — von den vier Mitgliedern seines Stabes wurden zwei verwundet — leitete er das Gefecht in vollster Seelenruhe. Von seiner Umgebung gebeten, sich nicht so auszusetzen, antwortete er, freundlich wie immer: „Sehr nett von Ihnen, meine Herren, aber ich gehöre hierher. Wo anders kann ich nichts sehen und nicht einwirken.“ Im allgemeinen ist es vom Führer fehlerhaft, sich zu exponieren, allein auch hier bringt das afrikanische Gefecht sehr oft andere Verhältnisse mit sich. Gelände und Bewachsung zwingen zum Kampf auf kurze Entfernung, und bei der kleineren Truppenzahl spielen sich entscheidende Ereignisse oft sehr schnell ab. Zeitraubendes Empfangen von Meldungen, Schicken von Befehlen ist ausgeschlossen, man lebt im afrikanischen Gefecht oft sozusagen aus der Hand in den Mund. Will der Führer seine Einwirkung erhalten, dann muß er eben so handeln, wie Wissmann es tat. Kaltblütig und rasch erkannte er alles, ruhig, ohne jede nervöse Hast gab er seine Befehle. Nicht nur den Gang des Gefechtes hatte er beobachtet, sondern auch aufmerksam, ohne jedoch ein Wort zu sagen, das Verhalten seiner Truppen geprüft. Dementsprechend gab er später bestimmte Befehle, um z. B. bei den Askaris eine bessere Feuerdisziplin, bei den Sulus strafferen militärischen Gehorsam zu erzielen, denn letztere hatten sich in Buschiris Lager als echte Wilde benommen, so daß Offiziere und Unteroffiziere ihre liebe Not hatten, um sie einigermaßen zu zügeln. An den Sudanesen war dagegen nichts auszusetzen, sie hatten sich als Mustersoldaten bewährt. Das einzige, wodurch sie gegen unsere soldatischen Anschauungen verstießen, war die Wegnahme von Buschiris Kasse, 6000 Rupien, wohl ein Teil des für den freigelassenen Missionar empfangenen Lösegeldes. Hierüber verlor Wissmann kein Wort, es war nach alter Landknechtssitte ein Beuterecht, dessen Verkümmerung in den braven Burschen nur das Gefühl erwecken konnte: die Deutschen verkürzen uns in unserer Einnahme, ebenso wie es Türken und Ägypter taten.

Das durfte nicht geschehen, nur durch erziehliche Einwirkung konnte hier allmählich Wandel geschaffen werden.

Durch den vorher geschilderten verfrühten Sturm war die vollständige Durchführung von Wissmanns Absicht, die er, mit seiner Truppe allein gelassen, unbedingt erreicht hätte, allerdings nicht geglückt, aber auch so war viel geleistet. Die Verluste der Sieger, das erhöht den Erfolg bedeutend, waren dank der ausgezeichneten Leitung geringe. Die Wissmanntruppe verlor: von Europäern 1 Feldwebel tot, 2 Offiziere und 1 Stationsbeamter verwundet; an Farbigen 9 Mann tot, 10 verwundet. Die Marine büßte ein: 1 Offizier und 1 Matrose tot, 1 Matrose verwundet.

Vom Feinde waren dagegen 106 (davon 80 im Lager) gefallen, und zwar fast nur hellfarbige Araber, sehr wenige Neger. Ob einzelne Gefallene außerdem vielleicht mit weggeschleppt worden waren, ließ sich nicht feststellen, ebensowenig wie die Zahl der durchweg fortgeschleppten Verwundeten. Man kann annehmen, daß die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten nahezu ein Viertel der feindlichen Stärke betragen haben wird, ein Beweis für die erbitterte Tapferkeit, mit welcher jene Leute sich schlugen. An Gefangenen verloren sie 20 Mann und außer diesen fielen mehrere mit Koransprüchen beschriebene Fahnen (übrigens sehr einfach ausgeführt) und 3 Vorderladergeschütze in die Hände der Sieger.

Der gefürchtete Buschiri mit über 800 gut bewaffneten Streitern in stark befestigter, nach Ansicht der Araber sturmfreier Stellung, war von einer nur gleich starken, über deckungsloses Gelände vorgehenden Truppe geschlagen, völlig geschlagen. Gelang es ihm auch, dem schlimmsten Schicksal zu entrinnen, so war doch seine Streitmacht übel zugerichtet und sein Ansehen hatte einen starken Stoß erlitten, von dem er sich nicht wieder erholte. Die Wirkung des Sieges spiegelte sich am deutlichsten bei den in Sansibar ansässigen Arabern wieder. Dort hatte man mit unbedingter Gewißheit den umgekehrten Ausgang erwartet, und Niedergeschlagenheit trat an die Stelle früheren Hochmuts. Auch die zahlreiche, allen möglichen Nationen angehörende europäische Kolonie in Sansibar hatte nicht annähernd an einen solchen Erfolg geglaubt und zollte Wissmann, dessen Name von Mund zu Munde ging, ungeteiltes Lob

und allgemeine Bewunderung, gleichwie auch in der Heimat dieser unerwartet schnelle, wuchtige Schlag mit freudiger Genugtuung begrüßt wurde. Seine Majestät der Kaiser empfing die Siegesbotschaft während einer Besichtigung des 2. Garde-Regiments z. F., à la suite dessen Wissmann gestellt war, und sagte, den Sieg verkündend, den Offizieren, „das Regiment kann stolz auf solchen Kameraden sein".

Siegen ist schwer, den Sieg richtig ausnutzen fast noch schwerer, besonders in den eigenartigen afrikanischen Verhältnissen. Konnte unser junger Held auch das? Ja, auch hierzu war er befähigt, hervorragend befähigt. Den Geschlagenen war er wohlweißlich nicht gefolgt, eine solche Verfolgung wäre nur Kraftvergeudung gewesen. Hätte man selbst genau zu erkennen vermocht, wohin sich die Fliehenden wandten, wirksam fassen konnte man dieselben doch nicht, einmal ihrer Beweglichkeit wegen und dann vor allem deshalb nicht, weil sie, in kleine Abteilungen aufgelöst, kein lohnendes Objekt für eine größere Verfolgung abgaben. Lebte in ihnen der Wille, es noch einmal ernstlich zu versuchen, dann war es am besten, wenn sie sich wieder sammelten, um dann die vereinigte große Masse desto wirksamer treffen zu können. Diejenigen aber, welche eine solche Versammlung nicht anstrebten, durch Beunruhigung dem bisherigen Führer wieder zuzutreiben, wäre fehlerhaft gewesen, denn ohne Buschiris Einwirkung fehlte die treibende Kraft und man durfte hoffen, daß so ein Abbröckeln bisheriger Anhänger desselben eintreten würde, wie dies tatsächlich etwas später geschah. Nur in der Nähe Bagamoyos mußte die Bahn ganz reingefegt werden. Hierdurch wurde einmal der Charakter des ausgesprochenen Sieges gewahrt und dann ein wesentlicher, in der Gegend ansässiger Teil des Feindes von seiner heimischen Scholle verscheucht, ein Umstand, welcher beizeiten das Friedensbedürfnis steigern mußte und auch gesteigert hat. Diese Säuberung betrieb Wissmann rastlos, Tag für Tag. Aber nicht er selbst, von wenigen Ausnahmen abgesehen, führte hierbei den Befehl, sondern das war Sache seiner Untergebenen, denen er bestimmte Aufträge erteilte. Mit diesen Patrouillen und kleinen Expeditionen verband Wissmann noch einen anderen Zweck: es sollte der geflüchteten, großenteils nicht sowohl

feindseligen, als vielmehr verschüchterten Bevölkerung klar gemacht werden, daß sie von uns gar nichts zu befürchten brauche, im Gegenteil, wo es not tat, Schutz und Unterstützung finden würde. Im Handumdrehen ließ sich das natürlich nicht erreichen, da die mißtrauische Negerbevölkerung noch nicht wußte, ob sie nicht vielleicht beim Wechsel des arabischen mit einem deutschen Herrn aus dem Regen in die Traufe käme. Den Anfang zur richtigen Erkenntnis bahnte Wissmann aber schon damals durch sein Verfahren an.

In Daressalaam überwältigte der Stationschef Rochus Schmidt schnell und gründlich den dortigen Führer der Aufständischen, Soliman ben Sef, mit seinem Anhange, und Wissmann konnte jene Stadt, wohin er sich zur Orientierung von Bagamoyo aus begeben hatte, nach kurzem Aufenthalte, mit der Überzeugung verlassen, daß dort alles auf dem besten Wege sei, zumal sogar schon einzelne Dörfer ihre Unterwerfung anmeldeten.

Sehr nahe liegt die Frage: warum hat aber der Reichskommissar den ersten durchschlagenden Erfolg nicht im großen Stile ausgenutzt und auf dem frischen Eindrucke fußend, sofort noch den einen oder anderen großen Küstenort angegriffen? Für dieses Unterlassen lagen sehr triftige Gründe vor. Einmal mußte die immer noch umfangreiche Ladung des vor Bagamoyo liegenden Dampfers „Martha" gelöscht werden, eine zeitraubende Arbeit, da das Schiff 3 Kilometer vom Lande ablag und nur wenige Boote zur Verfügung standen, andererseits galt es, Bagamoyo zu befestigen. Diese Arbeit war unerläßlich, denn erst wenn nicht nur die Station, sondern die Stadt befestigt war, faßten die geflohenen Bewohner wieder Zutrauen, und erst dann genügte eine kleine Besatzung, um ausgiebigen Schutz zu gewährleisten. Dann erst war die Hauptmacht frei und konnte an entfernteren Stellen in Aktion treten, ohne die bisherigen Errungenschaften irgendwie zu gefährden. Wissmann hat ein gleiches Verfahren überall in Afrika mit bestem Erfolge angewendet, denn obgleich für seine Person eine ausgesprochen kühne Natur, tat er in seiner wichtigen Stellung doch nie einen unvorsichtigen Schritt, wohl wissend, wie schwer sich dort draußen Mißerfolge rächen.

Drittens kam für Einhaltung einer Pause ein anderer we-

sentlicher Gesichtspunkt in Betracht. Der nächste Ort, welcher in Frage kam, war Sadani. Das dortige Oberhaupt Bana Heri war mit Buschiri nicht zu vergleichen. Bana Heri war nicht gleich diesem ein durch wilde Energie und Befähigung ausgezeichneter Emporkömmling, sondern das angestammte Oberhaupt der Waseguha. Er hatte sich immer als selbständig angesehen und war dem Sultan von Sansibar nicht übermäßig untertan gewesen, hatte vielmehr dessen Soldaten gelegentlich schon geschlagen. Mit einem solchen Manne konnte man schon eher verhandeln. Wissmann trachtete nicht nach einigen blutigen Lorbeeren, nicht danach, selbst eine Rolle zu spielen, nein, er hatte Höheres im Auge, sein Ziel war es, fremde Gebiete dauernd für sein Vaterland zu gewinnen und zwar so, daß er, gleichzeitig dieselben beruhigend, einer nutzbringenden wirtschaftlichen Erschließung vorarbeitete. Solange sich ihm die Möglichkeit friedlicher, unserem Ansehen entsprechender Erfolge bot, vermied er alles Blutvergießen. War das nicht edel gedacht und zeugt es nicht von einem weiten Blick? War es nicht doppelt rühmlich für ihn, der so durch und durch Soldat war, der die Befähigung und die Macht besaß, ohne langes Verhandeln dem Gegner seinen Willen zu diktieren? Gerade dieses Verhalten stellt ihm ein glänzendes Zeugnis aus: er war nicht ein Konquistador wie Cortez, sondern ein erobernder Kolonisator vom Schlage des berühmten Hochmeisters des deutschen Ritterordens, Hermann von Salza.

Sicher hätte der friedliche Weg bei Bana Heri zum Ziele geführt, wenn nicht dessen Söhne Hetzer der schlimmsten Art gewesen wären und die Aufruhrflamme immer aufs neue geschürt hätten. So blieb Wissmann nichts anderes übrig, als schließlich die Verhandlungen abzubrechen und schärfere Saiten aufzuziehen. Der Hauptplatz der feindlichen Elemente in Useguha war Sadani, über dessen an der Küste gelegene Befestigungen das Geschwader sich eingehend unterrichtet hatte. Wissmann trat mit dem Admiral in Verbindung und am 6. Juni erfolgte von der Seeseite aus der Angriff. S. M. Kr. Leipzig, Schwalbe, Pfeil und Möwe nahmen den Ort unter Feuer, der schon lichterloh brannte, als die Wissmanntruppe landete, um dann mit 530 Mann und 2 Geschützen von Süden und Westen (Landseite) her die Stadt anzugreifen, deren Ver-

teidiger, verhältnismäßig schnell geworfen, nach Norden zu, in der Richtung von Uvindji, flohen, wohin Wissmann mit seinen Truppen, durch Dampfpinassen und Boote der Marine befördert, folgte, um den Feind abermals zu vertreiben. Der Sieg über Bana Heri fand übrigens auch im Sultanspalast in Sansibar freudigen Wiederhall, was nicht Wunder nehmen kann, da der Sultan wie seine Truppen bisher an jenem Häuptling wenig Freude erlebten. Said Khalifa, der damals regierende Sultan, verlieh deshalb Wissmann einen reichgeschmückten arabischen Ehrensäbel, welchen auch zur preußischen Uniform zu tragen Seine Majestät der Kaiser und König ausnahmsweise gestattete.

Das erstürmte Sadani war zwar eine große Ortschaft, besaß jedoch nur wenige wertvollere, aus Stein gebaute Häuser, so daß der Reichskommissar kein Bedenken trug, es niederbrennen zu lassen. Es war sehr wohl möglich, daß durch Zerstörung des Platzes der aus dem Innern kommende, in Sadani mündende Handel sich von dort weg und nach dem benachbarten Bagamoyo hinzog, benutzten doch die nach beiden Orten reisenden Karawanen bis ganz kurz vor der Küste denselben Weg. Die Zerstörung Sadanis überhob Wissmann auch der unangenehmen Notwendigkeit, dort eine Station zu errichten und seine Truppe durch Abgabe von Mannschaften zu schwächen. Gleichzeitig wurde den Feinden vor Augen geführt, welchen Strafen sie sich aussetzten, und ein solches warnendes Beispiel konnte vielleicht auf Pangani, welches zunächst in Angriff genommen werden mußte, einen heilsamen Einfluß ausüben.

Eine gewisse Rückwirkung blieb auch nicht aus. Die gebildeteren, vornehmen Araber Panganis sahen vernünftigerweise ein, daß Deutschland gegenüber, jetzt, wo es nicht nur durch Kriegsschiffe blockieren ließ, sondern eine Landmacht entfaltete, ein erfolgreicher Widerstand auf die Dauer nicht möglich sei, ihre Lage sich vielmehr hierdurch verschlechtern müsse. Der Einfluß dieser Kreise stand nur leider nicht mehr auf der früheren Höhe, die fanatisierte Volksmasse wollte keine Vernunft annehmen, und das um so weniger, als diese Leute nichts verlieren, höchstens etwas gewinnen konnten. Dazu waren in

letzter Zeit, ein Zeichen, daß ein scharfer Abschluß der Küste durch die Blockade nicht möglich war, ziemlich viel kampflustige Elemente aus Sansibar zugezogen, besonders sogenannte Viroboto, d. h. Irreguläre, ihrer Abstammung nach fast ausschließlich Beludschen. Trotzdem gab Wissmann die Hoffnung auf eine friedliche Lösung noch nicht auf und legte darauf um so größeres Gewicht, als Pangani selbst und desgleichen die Gegend weiter landeinwärts sich in blühendem Zustande befand. Gelang das Friedenswerk nicht, so hatte man damit doch auf die besseren Kreise einen guten Eindruck gemacht, der auch nach einer gewaltsamen Unterwerfung noch Früchte tragen mußte, wenn jene Kreise einen Teil ihrer früheren Einwirkung wieder erlangten. Bestärkt wurde der Reichskommissar in diesen Erwägungen durch Soliman ben Nasr, der bei Pangani ansässig und daselbst bisher oberster Verwaltungsbeamter des Sultans von Sansibar war. Soliman ben Nasr war ein ungemein verständiger Mann, welcher, ohne die Schwierigkeit der Lage zu verkennen, unentwegt auf eine unblutige Lösung hinarbeitete. Zu alledem kam noch, daß Wissmann das baldige Eintreffen seiner kleinen Schiffe erwartete, deren Mitwirkung, wie die Geländeverhältnisse bei Pangani lagen, wichtig erschien.

Während die Verhandlungen ihren Fortgang nahmen, behielt Wissmann immer noch die weitere Beruhigung des Hinterlandes von Bagamoyo im Auge. Er hatte durch seine, jetzt schon bei den Schwarzen Platz greifende, außerordentliche Beliebtheit in Erfahrung gebracht, und war hierin durch Gravenreuth und Dr. Schmidt ausgezeichnet unterstützt worden, daß weiter landeinwärts bei Kwale, einer wenig besuchten Stelle, sich eine größere Zahl Buschirileute unter Bom-Boma, einem der Hauptführer, verschanzt hätten. Zu ihrer Vertreibung brach Chef Dr. Schmidt mit 330 Mann und 3 Geschützen auf und erreichte in einem scharfen Tag- und Nachtmarsch, einem Marsch, den eine europäische Truppe in jenem Klima nicht hätte leisten können, die feindliche Stellung, welche, gleich wie die in ihr erbeuteten, für die Schutztruppe nicht verwendungsfähigen Munitionsvorräte gründlich zerstört wurde. Ein Gefecht fand nicht statt, denn der überraschte Feind hatte die Befestigung glücklicherweise Hals über Kopf

geräumt. Glücklicherweise muß man sagen, denn die Boma war außerordentlich stark. In einem ausgedehnten, undurchdringlichen Buschwalde lag sie etwa 200 Meter vom Rande entfernt und war nur auf einem schmalen, mehrfach durch Pallisaden und Schützengräben verschlossenen Fußpfad erreichbar, der schließlich durch einen engen, tunnelartigen Durchgang führte. Wer den tropisch-afrikanischen Buschwald kennt, weiß, daß man außerhalb des Pfades höchstens mit dem Buschmesser langsam, Schritt um Schritt vordringen kann, eine Arbeit, welche im feindlichen Feuer ausgeschlossen ist. Der Angriff hätte also bei halbwegs energischer Verteidigung außerordentliche Opfer gekostet. Da war ein billiger, unblutiger Erfolg, welcher für den Gegner doch eine Niederlage bedeutete, vorzuziehen, und Wissmann zollte der schnellen und geschickten Ausführung vollen Beifall.

Etwas später mußten die Verhandlungen mit Pangani, weil aussichtslos, aufgegeben werden, hatten doch die fanatisierten Aufrührer nicht einmal Soliman ben Nasr von Sansibar zurückzukehren gestattet. Unter sochen Umständen hätten fernere Bemühungen nur einen schwächlichen Eindruck gemacht, und Schwächlichkeit, das war allerdings ganz und gar nicht Wissmanns Eigenart. Gemeinsam mit Admiral Deinhard unternahm er eine nochmalige Rekognoszierungsfahrt, welche zwar keine neuen Wahrnehmungen ergab, aber durch eigene Beobachtung verschiedene erhaltene Nachrichten als richtig erkennen und ein gutes Bild der Uferverhältnisse gewinnen ließ. Im übrigen hatte Chef v. Zelewski, vor dem Aufstande Stationschef von Pangani, seinem Kommandeur über den Ort und seine Umgegend wertvolle Mitteilungen zu geben vermocht. Der Reichskommissar und der Admiral kamen überein, die Stadt am 8. Juli anzugreifen und im Anschluß daran das ebenfalls widerspenstige, nördlicher gelegene Tanga, von dem übrigens kein besonderer Widerstand zu erwarten blieb, zur Unterwerfung zu zwingen. Der 8. Juli wurde als Angriffstag gewählt, weil alsdann Neumond und somit Springflut herrschte, deren höherer Wasserstand es den kleinen Schiffen des Reichskommissariats erlaubte, über die Barre vor der Strommündung hinwegzukommen. Glücklicherweise waren diese Fahrzeuge von Europa endlich eingetroffen. Das späte Eintreffen derselben

darf nicht in Erstaunen setzen, denn die Fahrt solcher Nußschalen bis nach Ostafrika war ohnehin ein Wagnis. Die „München“, der kleinste dieser Dampfer, hatte beispielsweise bisher als Schlepper auf dem Rhein gedient und war von dort durch den Kanal, die berüchtigte Biscaya, Atlantischen Ozean, Mittel- und Rotes Meer und Indischen Ozean bis nach Bagamoyo gefahren, so daß es keine Übertreibung ist, wenn man sagt, daß der Kapitän, Herr Prager, mit diesem glücklich bestandenen Wagnis ein seemännisches Meisterstück geleistet hatte. Während die vier kleinsten Schiffe, München, Max, Vulkan und Vesuv sich als recht brauchbar erwiesen, stellten sich bei dem fünften, dem größten und teuersten, an dem außerdem kostspielige Neuerungen vorgenommen worden waren, Fehler heraus, welche später seine Heimsendung nötig machten.

Bereits am 4. Juli gab Wissmann seiner Truppe die erforderlichen Expeditionsbefehle, deren Ausführung zahlreiche Vorbereitungen erheischte. Genügte es doch nicht, die Truppe einzuschiffen, sondern es war auch zahlreiches Material zur Einrichtung von Stationen und Anlage von Befestigungen mitzunehmen. Zur Beförderung dienten die dem Reichskommissariat gehörigen Schiffe und ein gecharterter Dampfer, „Cutsch“; Wissmann mit seinem Stab benutzte die kleine München. Am 7. Juli abends traf die Flotille vor Pangani ein und ging, seewärts der schon bereit liegenden Kriegsschiffe, zu Anker. Nachdem Wissmann nochmals mit dem Admiral Rücksprache genommen, erteilte er an Bord der München folgenden Befehl für die Landung:

„Morgen früh wird Pangani angegriffen. Während die Marine unsere Landung durch Feuer vorbereitet, gehen die Truppen in den dazu bestimmten Leichtern (großen Booten) auf die Seeseite der Möwe, von wo sie durch Dampfpinassen der Marine in 3 Kolonnen an Land geschleppt werden.

Kolonne 1 (1. und 3. Sudanesen-Kompagnie) führt Chef Dr. Schmidt;

Kolonne 2 (4. Sudanesen-Kompagnie und Asikaris, sowie Maxim-Geschütz) führt Chef v. Zelewski;

Kolonne 3 (2. Sudanesen- und Sulu-Kompagnie) führt Chef Freiherr v. Eberstein.

Sollte es nötig sein, so folgt noch ein Landungskorps der Marine.

Die Schnellfeuergeschütze unter Chef Krenzler bleiben, der schwierigen Landung wegen, zunächst an Bord.

Die Dampfer Max und München haben Befehl, sobald Ras Muhesa genommen ist, in den Panganistrom einzudringen.

Die Verteilung der Leichter bleibt so, wie befohlen."

„Mit Tagesanbruch am 8. Juli wurde nochmals die feindliche Küste in Augenschein genommen. Es war ein herrliches Landschaftsbild, das die aufgehende Sonne beschien. Den Schiffen gegenüber mündete der stattliche, in seinem untersten Laufe 300 Meter breite Panganistrom, welchem das Auge etwa 2 Kilometer weit stromauf bis zur ersten Biegung folgen konnte. Dicht am linken (nördlichen) Ufer ist die Stadt gelegen, durch zahlreiche und stattliche, weiße Steinhäuser, von einer ausgedehnten, aus Hütten und Lehmhäusern erbauten Negerstadt umgeben, weithin erkennbar. Um die Stadt herum schmiegte sich ein Kranz von Kokospalmen, Bäumen und Büschen, welcher nach der See zu in einen ausgedehnten Palmenhain überging. Während das Land nördlich des Pangani flach ist, mit sandigem Meeresstrande, trägt die Gegend südlich des Stromes ein ganz anderes Gepräge. Hier liegt der Stadt schräg gegenüber die Ortschaft Bueni, einem Dörfchen am vielgepriesenen Rhein ähnlich, denn gleich hinter dem Ort steigen die steilen Uferböschungen, oft zwar felsig, aber überall dicht bewachsen, hoch empor. Diese Uferhöhen steigen nach der Mündung zu noch mehr an, um in Ras Muhesa ein hohes Felsenkap zu bilden, von welchem aus die Meeresküste in südlicher Richtung als steiler Felsenhang weiter verläuft. Nur an einer einzigen Stelle werden diese felsigen, aber erstaunlich dicht bewachsenen Abhänge von einer sanft zum Meer abfallenden Mulde durchbrochen, und dieser Punkt war als Landungsplatz ausersehen. Die schroffen Uferhöhen werden landeinwärts durch andere Erhebungen überragt, und diese an und für sich schon malerische Landschaft wirkt doppelt reizvoll durch ihre grüne Pflanzenhülle, welche allerdings in militärischer Beziehung den großen Nachteil bot, daß die zahlreich angelegten Befestigungen nur hie und da erkannt werden konnten. Der Feind hatte alles getan, was in seinen Kräften stand, um die von

Natur starke Stellung noch mehr gegen einen Angriff zu sichern, und hatte, so verlautete wenigstens, auch die Strommündung durch Ketten gesperrt. Es fehlte nur eine zeitgemäße Artillerie, um jene Position zu einer in jeder Beziehung hervorragenden zu machen.

Die Stärke des Gegners festzustellen, war nicht möglich gewesen, die Summe von 3000 Mann, welche einige Berichte anführten, hielt Wissmann für zu hoch gegriffen, wenn er sich auch auf eine zahlreiche Gegnerschaft gefaßt machte. Admiral Deinhard hatte, um den Strand zu säubern, denselben zur Beschießung für seine Schiffe in einzelne Abschnitte geteilt, so daß die Schwalbe den Panganistrom, die übrigen Schiffe bestimmte Striche von Ras Muhesa bis Kikokwe zugewiesen erhielten. Diese klare und sachgemäße Einteilung hatte nach Wissmanns Ansicht nur den einen Nachteil, daß sie den Feind zu schnell unsere Absicht erkennen ließ, während eine selbst leichtere Beschießung auch des nördlichen Teiles länger über die Angriffsrichtung getäuscht hätte. Tatsächlich erkannten die Araber sehr schnell, wo ihnen die Hauptgefahr drohte, und gingen sofort daran, Mannschaften aus Pangani über den Strom zu setzen, um die südlich stehenden Scharen zu verstärken. Jetzt griff aber sofort die Schwalbe ein, und trotz der über 4000 Meter betragenden Entfernung machten die Granaten dem Truppenübergang über den Pangani ein schnelles Ende. Wie hier die Schwalbe, so schossen auch die anderen Schiffe geradezu großartig gegen die ihnen zugeteilten Ziele. Die See besitzt an jener Stelle, wegen der östlich befindlichen Pembastraße, stets eine starke Dünung, welche selbst große Schiffe stark schlingern läßt, und naturgemäß wird hierdurch das Feuer der Schiffsartillerie ungemein erschwert. Hierbei zeigte sich jedoch die Tüchtigkeit unserer Marine in glänzendem Lichte, denn ohne Übertreibung saß Schuß um Schuß da, wo er sitzen sollte. Ein auf Ras Muhesa stehendes Steinhaus war in wenigen Augenblicken weggefegt, emporgeschleuderte Felstrümmer und Baumstücke zeigten die furchtbare Wirkung der schweren Granaten und führten deutlich vor Augen: dort drüben kann es der Gegner nicht aushalten. Bald schlug die Stunde für die Wissmanntruppe, frisch und fröhlich ging es dem Lande zu, während die Schiffsgeschütze der Möwe über die Boote

hinwegfeuerten, bis deren kurze Entfernung vom Lande eine weitere Unterstützung unmöglich machte. Jetzt kam der kritische Augenblick! Wenn der Feind aus nächster Nähe die vollgepfropften Landungsboote unter Feuer nehmen konnte, dann sah es übel aus, um so mehr, als die Kolonnen, sehr gegen Wissmanns Absicht und fortwährendes Drängen einzeln, nacheinander, statt gleichzeitig herannahten. Die Gründe hierfür entzogen sich der Einwirkung des Reichskommissars, welcher nicht mit Unrecht fürchtete, daß sich ein etwaiges feindliches Feuer in seiner Gesamtheit immer auf je eine Kolonne vereinigen würde.

Aber am Ufer blieb es still, dort hatte die Treffsicherheit der deutschen Schiffsgeschütze ausgezeichnet gewirkt. Nur von Ras Kikokwe aus wurde ein schwacher Versuch gemacht, den jedoch das Revolvergeschütz der vordersten schleppenden Pinaß schnell zum Schweigen brachte. Der Feind, das war klar, hatte vor dem überwältigenden Artilleriefeuer zurückweichen müssen. Wissmann kannte ihn jedoch genau genug, um vorauszusehen, daß er nur die nächste Deckung aufgesucht habe, um baldigst wieder zu erscheinen. Deshalb blieb Eile geboten. Jetzt warf die vorderste Pinaß ihre geschleppten Leichter los, die sich mit Rudern und Stangen noch weiterschoben; dann sprang die Mannschaft ins Wasser und eilte, so rasch es in der noch bis über die Brust reichenden See ging, dem Lande zu. Um unabhängig zu sein, hatte Wissmann für sich und seinen Stab die von Somalis geruderte Gig der München benutzt. Das schlanke Boot flog nur so dahin, aber Leutnant Johannes und Chef Dr. Schmidt waren doch die ersten am Ufer.

Sofort wurden von Wissmann Patrouillen entsandt, unter deren Schutz dann auch die anderen Kolonnen das Land erreichten. Eine Freude war es, anzusehen, mit welcher Findigkeit sich die im Wasser durcheinander gekommenen schwarzen Soldaten ordneten, während die europäischen Offiziere von ihrem Kommandeur den Gefechtsbefehl empfingen:

„Kolonne 1 nimmt, auf der Uferhöhe vorgehend, Ras Muhesa;

Kolonne 2, bei welcher ich mich befinde, nimmt das Stromufer zwischen Ras Muhesa und Bueni;

Kolonne 3 die Höhen über Bueni, Leutnant Theremin mit 1 Zug Sudanesen klärt im Rücken der vorgehenden Kolonnen das Gelände auf."

Seinen Adjutanten und unzertrennlichen Begleiter, Dr. Bumiller, hatte Wissmann, angesichts der zu erwartenden Schwierigkeiten, der 3. Kolonne zur Unterstützung beigegeben. Das vorliegende Land erwies sich als ein ziemlich stark mit Büschen und Bäumen durchsetztes Grasland, nur an den steilen Uferhängen war die Vegetation waldartig. Sobald die Truppen beim Vorgehen den Höhenrand der Mulde erreichten, in welcher gelandet war, empfing sie das Gewehrfeuer der Araber, deren genaue Stärke in der Bewachsung sich nicht feststellen ließ. Der Vorteil, welchen die Bewachsung dem Verteidiger gewährte, kam aber dem Angreifer ebenso zustatten, und Wissmann trieb zu raschem Vorgehen an, um den jedenfalls weit überlegenen Gegner nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Dem scharfen Draufgehen hielt der Feind, die Zahl der Angreifer offenbar überschätzend, nicht stand, und wenn er es auch immer aufs neue versuchte, sich festzusetzen, es wurde ihm keine Ruhe gegönnt, und verhältnismäßig schnell erreichte die 2. Kolonne den hohen Uferrand zwischen Ras Muhesa und Bueni, während die Geschlagenen, wie in einer Versenkung verschwindend, sich schleunigst der Verfolgung entzogen. Von Ras Muhesa her ließ sich lebhaftes Gewehrfeuer vernehmen, bald darauf lautes Hurra und abermaliges Feuern, dem tiefe Stille folgte. Offenbar hatte die 1. Kolonne Ras Muhesa erstürmt, der Verteidiger war zum Fluß hinabgedrängt und mußte nun seinen Rückzug an der 2. Kolonne vorbei bewerkstelligen. Nur noch wenige Minuten und die Geschlagenen erschienen; zwischen dem Strom und den steilen, felsigen Wänden eingeklemmt, zogen sie immer noch ruhig dahin, noch schien ihr Mut nicht gebrochen. Da blitzte und knatterte es plötzlich von der Höhe herab, ein Geschoßregen sauste auf Araber und Beludschen, denn Neger waren fast keine zu sehen, nieder. Jetzt in dieser verzweifelten Lage, wo ihnen außerdem noch ein Teil der siegreichen 1. Kolonne auf den Fersen saß, wo von Widerstand gar keine Rede sein konnte, da entsank den Feinden der Mut, und in höchster Eile, dabei aber jede Deckung mit Gewandtheit benutzend, stürmten sie

am Strom entlang, bis die Häuser von Bueni besseren Schutz gewährten. Wissmann hatte während dieses Vorganges seine Aufmerksamkeit besonders nach links gerichtet, gespannt nach der 3. Kolonne ausschauend. Diese hatte nicht allein den weitesten Weg, sondern gerade bei ihr konnten auch von der linken Flanke her vielleicht unliebsame Überraschungen eintreten. Erfreute sich der Feind irgend eines gewandten Führers, und mit dieser Möglichkeit mußte doch gerechnet werden, dann konnte derselbe in dem unübersichtlichen Gelände sehr leicht in stärkerer Menge zu einem Offensivstoß auftauchen. Dieser Gedanke hatte auch mit dazu beigetragen, daß Wissmann die 2. Kolonne beim Vorgehen zur höchsten Eile anspornte, um nach glücklichem Erfolge diese Truppe zur Unterstützung der 3. Kolonne einsetzen zu können. Letztere trieb inzwischen den Feind vor sich her, und wie das gleichmäßig anhaltende und vorschreitende Feuer erkennen ließ, verlief alles normal, und bald konnte man den geworfenen Feind bis an den nach Bueni abstürzenden Rand zurückweichen sehen, um dort mit erstaunlicher Schnelligkeit zu verschwinden. Daß die Araber es, noch dazu in solcher Eile, fertig bekommen haben, in ganzen Scharen die steilen Wände hinabzuklettern, ist überraschend und vielleicht nur dadurch zu erklären, daß Not nicht nur beten, sondern auch klettern lehrt.

Das Gefechtsziel, welches der Reichskommissar zunächst ins Auge gefaßt hatte, war vollkommen erreicht, besser und schneller, als selbst weitgehende Hoffnungen es erwarten ließen, jedenfalls eine Frucht der scharf und unaufhaltsam durchgeführten Offensive. Überall war der Feind auf den Fluß zurückgedrängt, die steile Uferhöhe hinabgeworfen und ihm durch unser Feuer übel mitgespielt worden. Südlich des Stromes war alles erledigt, auf Ras Muhesa wehte die schwarz-weiß-rote Flagge, den Fliehenden waren mehrere verfolgende Abteilungen nachgesandt und die übrigen Truppen standen in den eroberten, sehr günstigen Stellungen verwendungsbereit.

Die Hauptaufmerksamkeit richtete sich jetzt auf das durch den Strom von den Siegern getrennte Pangani. Allerdings beherrschte das hohe südliche Ufer die Stadt vollständig, und konnte diese von dort aus selbst mit leichten Geschützen in

kurzer Zeit vernichtet werden. Doch solche Geschütze fehlten, sie hatten ja, der schwierigen Landung wegen, zurückbleiben müssen, und außerdem sollte der blühende Ort unbedingt geschont werden. Ebenso unbedingt mußte er aber in deutsche Hände fallen, dann erst konnte der Sieg als vollständig gelten. Die eingehende Betrachtung des gegenüberliegenden Ufers führte, zu nicht geringer Überraschung, zur Entdeckung eines außergewöhnlich langen Schützengrabens, von welchem aus der Strom leicht unter Feuer gehalten und auch eine Landung am nördlichen Meeresufer verlustreich gestaltet werden konnte. Die Anlage war ungemein geschickt hergestellt und, nach der See zu, durch einige Büsche verdeckt, von dort aus also überhaupt nicht zu erkennen. Durch Gläser vermochte man auch eine starke Besatzung zu unterscheiden. Jetzt galt es, keine Zeit zu verlieren, denn jeden Augenblick erwartete Wissmann, seine Dampfer in den Strom einlaufen zu sehen. Von Infanteriefeuer war keine allzu große Wirkung zu erhoffen, er erteilte daher dem Maxim-Gun den Befehl zum Feuern, denn dieses in der Minute bis zu 600 Schuß abgebende Maschinen-Gewehr berechtigte zu guten Erwartungen. Oberleutnant Böhlau hatte mit erstaunlicher Schnelligkeit das Ziel richtig gefaßt, und nach wenig Augenblicken schlug drüben ein Geschoßregen mit solcher Treffsicherheit ein, daß dem auf die große Entfernung wehrlosen Gegner nichts übrig blieb, als seine schöne Stellung zu verlassen. Im Zurückgehen versuchten die Leute mit anerkennenswerter Todesverachtung ihre fallenden Kameraden mit sich zu schleppen, so daß Wissmann im überwallenden menschlichen Mitgefühl ausrief: „Die armen Kerls! Nein, hören Sie auf, Böhlau, die armen Teufel haben genug."

An der Mündung des Pangani trafen jetzt die Dampfer Max und München ein, und eine Bewegung im Wasser schien anzudeuten, daß wirklich eine Sperrkette dort gelegen habe und vom Max gesprengt war, welchem von hier ab die nicht so tiefgehende München zur Feststellung des Fahrwassers vorausfuhr. Beide Schiffe waren, nach einer speziellen Anordnung des Reichskommissars, oben an Deck durch Eisenplatten und mehrfache Wellblechlagen mit einer Schutzwehr versehen, die ausreichte, um den Revolvergeschützen sowie einer Anzahl

Scharfschützen Deckung zu verschaffen, so daß die Fahrzeuge es wagen durften, ganz langsam, in nur 100 Meter Entfernung, an der vom Feinde besetzten und verbarrikadierten Stadt vorbeizudampfen. Kaum erreichten die Schiffe Pangani, so begrüßte sie auch lebhaftes Gewehrfeuer, in das sich ab und zu der dumpfe Knall von Vorderladekanonen mischte. Zahlreiche Eindrücke und andere Spuren bewiesen später, daß dieser Gruß ebenso gut gemeint wie gut gezielt war, und ohne die oben erwähnten Deckungsmittel würden Kommandobrücken und Deck abgefegt worden sein. Die Dampfer antworteten fleißig mit Büchsen und Revolvergeschützen, vom südlichen Stromufer aus durch Maschinengewehr und Infanterie lebhaft unterstützt. Trotz der guten Deckung, welche die stark gebauten Häuser gewährten, ließ nach einiger Zeit das feindliche Feuer, das auch dem gegenüberliegenden Ufer mitgalt, mehr und mehr nach, und hierzu trug außer der Überlegenheit des sachgemäß geleiteten deutschen Feuers noch ein anderer Umstand wesentlich bei. Die Schiffe gingen, Wissmanns Befehlen entsprechend, noch etwas stromauf, einmal, um die Ufer zu säubern, dann aber auch, um im Feinde die Besorgnis zu wecken, es würden oberhalb der Stadt Truppen gelandet, um den Rückzug zu bedrohen. Dieser Plan war vom besten Erfolge begleitet. Der Feind, durch den Verlust des überhöhenden südlichen Ufers, den verlustreichen Rückzug aus dem Schützengraben und das eben erhaltene furchtbare Feuer offenbar erschüttert, wurde um seinen Rückzug besorgt und räumte den Ort. Freilich konnte man dies mehr vermuten, des nachlassenden Feuers wegen, als sicher erkennen, da Gebäude und Bewachsung den Abmarsch verschleierten. Ein Übersetzen über den Strom war vorläufig — Max und München konnten nicht bis an die Ufer heran — leider unmöglich, und Wissmann begab sich daher nach Ras Muhesa, um diesen Platz, einen ausgesprochenen Schlüsselpunkt der ganzen Stellungen, zu besichtigen. Kaum war er auf Ras Muhesa, das überall die Spuren eines heftigen Kampfes trug und zahllose Beweisstücke für die gewaltige Wirkung der Schiffsgeschütze darbot, angelangt, als aufs neue vom Geschwader Kanonendonner erdröhnte. An Ras Muhesa vorbei sausten die schweren Granaten nach Pangani hinein, jedoch nur in die

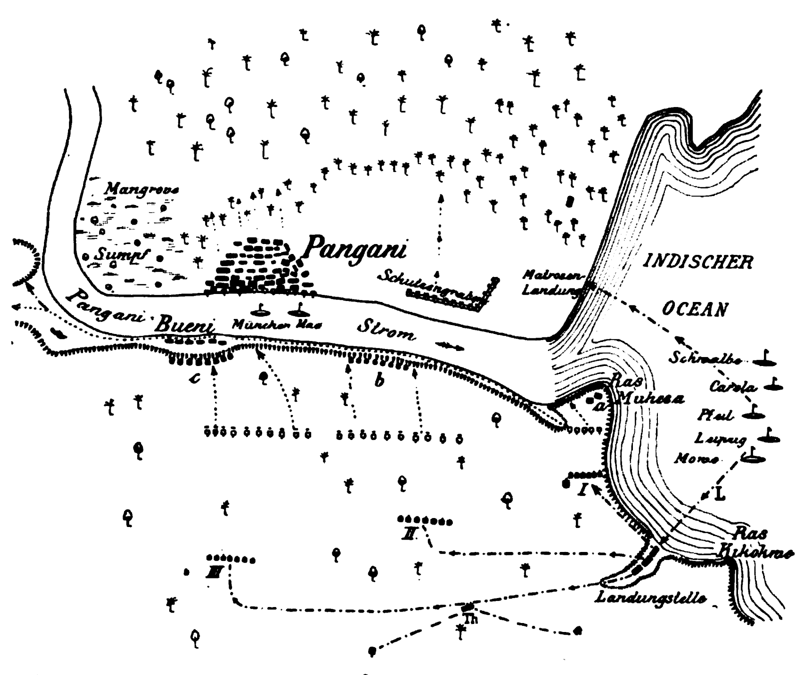


Negervorstadt, deren wertlosere Gebäude schnell genug in Flammen aufgehend, den ganzen Ort in dichte Rauchwolken hüllten. Bald wurde der Grund dieser Beschießung erkennbar: ein Landungskorps der Marine ging gegen die Küste nördlich der Strommündung vor, um sich von dort aus der Stadt zu bemächtigen. Diese Beschießung war zwar nicht mehr nötig, aber trotzdem gerechtfertigt, denn auf dem Geschwader konnte man unmöglich erkennen, daß die Schutztruppe schon mit durchschlagendem Erfolge vorgearbeitet hatte. Dicht am Meeresstrand steht eine starke Brandung, durch welche eine Landung außerordentlich erschwert wird. Hier im Feuer zu landen, wäre unmöglich gewesen, allein Maschinengewehr und Infanteriefeuer hatten schon vor nahezu einer Stunde den Strand wie seine Schützengräben gründlichst vom Feinde befreit, und die Gefahren der Brandung überwand die seemännische Tüchtigkeit der Marine in bewundernswerter Weise. Zu derselben Zeit, als die Landung der Matrosen in Angriff genommen wurde, setzte Chef Schmidt in einem glücklich aufgefundenen Boote mit Dr. Bumiller und einigen Leuten nach Pangani über. Es war ein tollkühnes Wagnis, doch bekanntlich ist dem Kühnen das Glück hold, und so stießen auch unsere Wagehälse nur noch auf ganz schwachen Feind, den sie schnell, ohne ihn über ihre gefährliche Lage ins Klare kommen zu lassen, vor sich her aus der Stadt hinauswarfen.

Das heiß umstrittene Pangani war in deutscher Hand, der Feind nun völlig geschlagen und 5 Kanonen, wenn auch nur alte Vorderlader, erobert.

Fast wäre jetzt noch ein verhängnisvolles Ereignis eingetreten. Jene kleine Abteilung der Wissmanntruppe in Pangani hatte keine Ahnung von der Landung der Marine, und die Matrosen wiederum dachten nicht daran, als sie die Stadt erreichten, daß der Ort schon in deutschem Besitz sei. Jeder Teil hielt deshalb den anderen für Feind und war drauf und dran, Feuer zu geben, als glücklicherweise der Irrtum noch rechtzeitig erkannt und größeres Unheil abgewendet wurde.

An eine ausgibige Verfolgung des im dicht bewachsenen Lande überall hin zerstreuten Feindes war nicht zu denken, abgesehen von einzelnen aufklärenden Patrouillen, denen nirgends ernstlicher Widerstand entgegentrat. Jetzt endlich



L. *Boote mit Truppen, - Vorgehen gegen den Strom*

I. *Kolonne 1.* — a *Besetzung von Ras Muhesa*

II. „ 2. — b *Kolonne 2 mit Maschinen-Gewehr*

III. „ 3 — c „ 3

Th. *Leutnant Thermin* — ● *Schutztruppe*

ō *Feind*

Anm.: Die Kriegsschiffe lagen dem Lande nicht spitz, sondern mit der Breitseite zugekehrt.

Kroki des Gefechts von Pangani.

konnte Wissmann seiner braven Truppe Ruhe gönnen. Ein Teil wurde nach Pangani übergesetzt und dem zum Stationschef ausersehenen Dr. Schmidt unterstellt, der andere Teil verblieb unter Kommando des Chefs v. Zelewski auf dem das Land ringsum beherrschenden Ras Muhesa. Die braven schwarzen Burschen verdienten die Ruhe! Einen Tag und eine Nacht waren die Leute auf den stark arbeitenden Schiffen, ohne schlafen zu können, seekrank gewesen, hatten dann den ganzen Tag gefochten, marschiert u. dgl.; der Genuß der Ruhe war übrigens auch kein ungetrübter, denn mit der Verpflegung war es knapp bestellt. Eine von Verfolgung zurückkehrende Sudanesenabteilung führte allerdings im Triumph ein erbeutetes Dromedar mit sich, aber was wollte dies eine, nicht übermäßig fleischige Tier für die vielen hungrigen Mäuler besagen? Auch die Europäer schwelgten nur in einigen gerösteten Maiskolben; das war alles. Wissmann selbst suchte nach Kräften zu helfen, und seinem Spürsinn gelang es wirklich, einige Stücke Jungvieh aufzutreiben, die noch nach eingetretener Dunkelheit zur Verteilung gelangten. Jetzt endlich durfte er sich selbst ausruhen, ausruhen in dem Bewußtsein, ein großes Tagewerk vollbracht zu haben.

Es ist ganz begreiflich, daß bedeutende Männer in erster Reihe nach ihren Erfolgen beurteilt werden, denn diese sind es, welche überhaupt die Aufmerksamkeit erregen. Aber es darf nicht genügen, die Leistungen und Erfolge allein als Grundlage des Urteils ins Auge zu fassen, es kommt nicht nur darauf an, „was" hat der Mann geleistet, sondern zu seiner vollen Würdigung bedarf es auch der Klarlegung „wie" hat er es geleistet. Gerade in dieser Beziehung war Wissmann ebenfalls hervorragend und bewies das auch wieder bei Pangani. Dem Schreiber dieser Zeilen, welcher das Glück hatte, wie bei der Erstürmung von Buschiris Lager, so auch an jenem Tage stets an Wissmanns Seite zu sein, bot sich so recht Gelegenheit, es zu sehen und es zu bewundern. Im Feuer, wie schon erwähnt, von absoluter Ruhe, bewahrte er in kritischen Augenblicken, und an diesen fehlte es nicht, jene Besonnenheit, die ihn, in Verbindung mit seinem scharfen Verstand, auch in den schwierigsten Lagen immer das Richtige treffen ließ. Ganz allein auf seinen Schultern ruhte die volle Ver-

antwortlichkeit. Aber das schreckte ihn nicht, er besaß den Mut, die größte Verantwortung auf sich zu nehmen, und je höher die Verantwortung, um so mehr steigerte sich seine Entschlußkraft. Lehrreich und hinreißend war es für den Offizier, zu sehen, wie blitzschnell sein Kommandeur im Gefecht einzelne, plötzlich eintretende Momente erfaßte, und, wie in der Natur Blitz und Donner sich folgen, so ergab sich bei ihm aus dem blitzartigen Erfassen der sofortige Befehl, was zu tun sei. In seinem Schicksalsbuche stand groß und inhaltsschwer das Wort „Afrika", doch hätte ihn das Schicksal statt auf die kleineren afrikanischen Gefechtsfelder auf irgend einen größeren Kriegsschauplatz berufen, so darf man überzeugt sein: er hätte auf keinem Schlachtfeld versagt, er war der geborene Führer.

Die Nacht verbrachte Wissmann an Bord der München, um, wenn es nötig sein sollte, ebenso schnell Ras Muhesa wie Pangani erreichen zu können. Übrigens wurde diese Nacht äußerst unangenehm. Ein gewaltiger Gewitterregen stürzte herab und brachte die im Biwak auf Ras Muhesa liegenden Kompagnien in eine gräuliche Lage. Trotz einer Temperatur von über 22° C drängten sich alle vor Kälte zitternd zusammen, und selbst die erfahrensten, recht abgehärteten Offiziere versicherten, daß sie so etwas höchstens im nordischen Winter, bei Eis und Schnee, für möglich gehalten hätten. Der Gedanke an seine arme Truppe beschäftigte den nicht gerade weichlichen Reichskommissar, der solche Situationen aus seiner Forscherzeit kannte, unausgesetzt und immer wieder rief er: „Wenn man den armen Teufeln wenigstens einige Flaschen Kognak schicken könnte! Prager (der Kapitän der München), ist denn gar nichts da?" Schließlich mußte der Schreiber dieses, der mit Wissmann einen kleinen Raum auf der München teilte, lachen, worauf, halb ärgerlich, halb selbst lachend, der Kommandeur ihm zurief: „Mensch, Sie haben, glaube ich, gar kein Mitgefühl." „Doch, sogar sehr. Erst bin ich in Pangani beim Viehverladen ganz im Wasser gewesen, und eben war ich an Deck, da ist's auch nicht trocken." „Für Sie ist das was andres, Sie trinken ja auch nur Wasser, wozu denn Kognak!"

Zu helfen war nicht, leider aber konnte man vor allem Wissmann nicht helfen, den ein überaus heftiger Asthmaanfall,

sein altes Leiden, quälte. An diesem Anfall trugen jedoch nicht die überstandenen Anstrengungen die Schuld, sondern andere starke seelische Erregungen. Trotzdem war er am folgenden Morgen schon frühzeitig auf dem Posten, um nach dem Rechten zu sehen.

Auf Ras Muhesa kam ihm Zelewski, ein ebenso tüchtiger wie fleißiger Offizier, schon mit Vorschlägen zur dauernden Befestigung jenes wichtigen Platzes entgegen. Zelewskis Vorschläge waren so klar und wohldurchdacht, daß sie schnelle Genehmigung fanden und die Vorarbeiten auf der Stelle begannen. Ebenso hatte Chef Dr. Schmidt in Pangani die Anlage der festen Station bereits in sachgemäßer Weise ins Auge gefaßt, so daß Wissmann, ihm alles Einschlägige überlassend, sich anderen Dingen zuwenden konnte. Nachdem eine Anzahl Patrouillen zu Aufklärungszwecken entsandt waren, beschloß er selbst mit der München zu Rekognoszierungszwecken, so weit als möglich, stromauf zu fahren. Des unbekannten Fahrwassers wegen lief der Dampfer, der erste, welcher den Strom eine größere Strecke hinauffuhr, nur langsam. Mehrere Kilometer weit war nichts vom Feinde zu sehen, und andere, in Rufweite befindliche Leute begrüßte Wissmann mit einem freundlichen „Jambo“ (guten Tag) und dem Hinzufügen, daß sie sich nicht fürchten sollten, wir wären Freunde und führten keinen Krieg gegen friedliche Menschen. Weiter stromauf, etwa 6 Kilometer von Pangani, fielen ab und zu Schüsse aus den Uferbüschen, deren pünktliche Beantwortung Oberleutnant Böhlau mit dem Maschinengewehr übernahm, um die Leutchen überall rasch zu beruhigen. Buschiris Schamba (sozusagen Landgut), die ziemlich einfache frühere Residenz jenes Anführers war erreicht, als, mit Rücksicht auf die bald zu erwartende Wirkung der Ebbe, die Rückfahrt angetreten werden mußte. Die Rekognoszierung hatte ergeben, daß in der Nähe des Stromes feindliche Ansammlungen nicht vorhanden waren, ein erfreuliches Ergebnis, da gerade das Flußtal, der guten kulturellen Verhältnisse wegen, auf den Feind eine Hauptanziehungskraft ausüben mußte.

Am 10. Juli von Herrn Admiral Deinhard befragt, ob er bereit sei, mit nach Tanga zu gehen, welches andernfalls die Marine allein angriffe, entschloß sich Wissmann, noch in Pan-

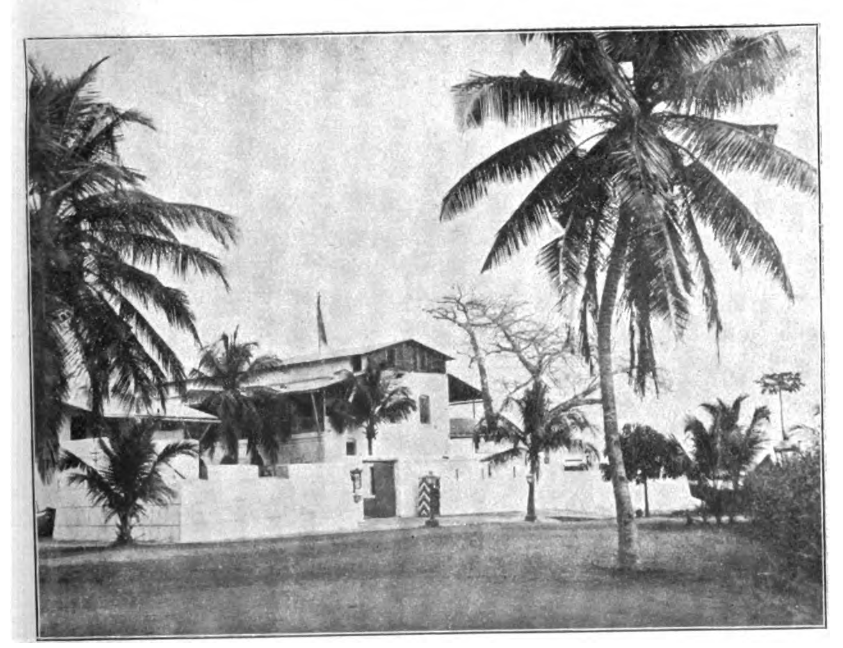
gani zu bleiben. In Tanga war ein stärkerer Widerstand, was sich auch bewahrheitete, nicht zu erwarten, und die Landungstruppe einiger Kriegsschiffe reichte zur Lösung der Aufgabe vollständig aus. Vor allen Dingen kam es darauf an, Pangani, einen der aufständischen Hauptherde, so zu befestigen, daß der Stationschef auch mit einer verhältnismäßig kleinen Truppe gegen jeden Rückschlag gesichert, vorteilhaft auf die weitere Beruhigung des Landes einwirken konnte. Die ersten Anknüpfungspunkte für eine solche Beruhigung fanden sich eher, als eigentlich zu erwarten stand, jedenfalls eine nachträgliche Frucht der vorher mit Menschenkenntnis und großem Geschick geführten Verhandlungen.

So traf noch an demselben Tage eine arabische Abordnung ein, um neue Verhandlungen anzuknüpfen. Der Führer, ein vornehmer alter Araber, mit edel geschnittenem Gesicht, dem ein schöner schneeweißer Bart ein würdiges Aussehen gab, wurde von Wissmann mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, für welche diese formgewandten Leute sehr zugänglich sind, empfangen, und sichtlich hoch befriedigt trat die Abordnung ihren Rückweg an. Auf noch frischem, blutgetränktem Gefechtsfeld hatte Deutschlands großer Afrikaner die ersten Friedenspalmen gepflanzt, deren weitere Pflege er getrost in die Hände des von ihm ernannten Stationschefs Dr. Schmidt legen konnte, als er am 13. Juli mit einem Teil seiner Truppen nach dem von der Marine genommenen Tanga fuhr.

In Tanga fand Wissmann, seinen Erwartungen entsprechend, leichtere Verhältnisse vor, als bisher an irgend einem Küstenplatz. Das Arabertum war wenig zahlreich, die Bevölkerung daher — denn die dortigen Neger, Wadigo und Wabondei sind friedliebend — nicht so mit Feindseligkeit durchtränkt und ganz damit einverstanden, daß friedliche Verhältnisse zurückkehrten. Umständlich war nur die Anlage der Station, weil hier nicht, wie in den anderen Plätzen, ein günstig gelegenes großes Steinhaus als Kern für die Anlage benutzt werden konnte. Alles mußte vielmehr neu geschaffen werden. Ein geeigneter Platz nahe an der Stadt und unmittelbar an der sehr großen, schönen Hafenbucht war bald gefunden, erheischte aber viel Arbeit, mußte doch sogar erst eine dort stehende Waldparzelle gerodet werden. Geradezu überraschend,



Station Pangani.



Station Tanga.

sogar für Wissmann, war der Feuereifer, mit welchem nicht nur Sudanesen, sondern selbst Sulus überall ans Werk gingen, ganz einerlei, ob es fechten hieß oder bauen. Trotz aller strengen Zucht, die besonders jeden Deutschen als große Respektsperson in den Augen der Schwarzen erscheinen ließ, fehlte es nicht an heiteren Episoden, die den festen Zusammenhang mit der schwarzen Mannschaft zum Ausdruck brachten, wie vielleicht nachstehendes Geschichtchen zeigt. Beim Roden des Waldes leitete Leutnant Ramsay eine Arbeit, während nahe hinter ihm Sulus einen jener eisenharten, großen Waldbäume fällten. Endlich kam dieser zu Fall und drohte den Offizier zu erschlagen, als von den Sulus der laute Warnungsruf erscholl: „Ramsay paß' up!" Noch nie hatte man einen Sulu deutsch reden hören, und nun dieser überraschende Ruf, der eine schallende Heiterkeit entfesselte. Wissmann schüttelte sich geradezu vor Lachen, und die Eingeborenen gleichfalls, obgleich ihnen der Grund unserer Heiterkeit wohl nicht so ganz klar war. „Paß' up" hatten sie den Unteroffizieren abgelauscht, und „Ramsay" — ja, sonst nannten sie die Vorgesetzten natürlich nie bei Namen, aber hier, wo Eile not tat, da hatten sie doch den Namen für wirksamer erachtet. Wissmanns große Zufriedenheit mit seinen Leuten erhellt aus einem an den Fürsten Bismarck eingeschickten Bericht, in welchem es heißt:

„Ich will bei dieser Gelegenheit den erstaunlichen Fleiß, den geradezu aufopfernden Eifer der Sudanesen und Sulu, der zum größten Teil auf richtiger Behandlung seitens meines weißen Personals beruht, hervorheben. Ich habe in 10 Jahren meines Afrikalebens nicht annähernd solche Leistungen von Schwarzen gesehen, unter so ungünstigen Zuständen wie bei Pangani und Tanga; mit Europäern hätte ich nicht die Hälfte dessen leisten können, denn bei schlechter Nahrung, fortwährendem Regen und derartig großen Anstrengungen würde über die Hälfte von weißen Soldaten erkrankt sein."

Die Bemerkung, daß dieses, bei den als faul verschrieenen Afrikanern, staunenerregende Verhalten auf richtige Behandlung durch das weiße Personal zurückzuführen sei, trifft zu, aber man muß dieselbe dadurch ergänzen, daß man sagt, wie Offiziere und Unteroffiziere, fast sämtlich Neulinge in Afrika,

zu ihrer Kenntnis kamen. Wissmann war es, dem sie dieselbe verdankten, er war ihr Lehrmeister, nicht nur durch Befehle und Instruktionen, weit mehr noch durch sein eigenes Beispiel. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören und zuzusehen, wenn er mit Eingeborenen, einerlei ob Arabern oder Negern, zu tun hatte. Unwillkürlich sagte sich jeder: so ist es richtig, so will ich es auch machen. Dieses Streben führte, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, die Untergebenen auf den richtigen Weg, auf einen Weg, an dem sie auch Freude hatten, denn er befähigte sie zu brauchbaren Leistungen. Hinter dem Vorbilde blieben freilich alle zurück; Wissmann war und blieb nun einmal in Krieg und Frieden in seinen afrikanischen Leistungen unter allen unsern Landsleuten unerreicht.

Der Norden des Deutschland gebührenden Landes, vom Rufiji bis zum Umba, war niedergeworfen, für uns eigentlich erst jetzt wirklich gewonnen und, vorausgesetzt, daß man auf dem betretenen Wege weiterging, der Anfang zu seiner Sicherung und Weiterentwickelung geschaffen. Daß unmittelbar im Anschluß an Kämpfe, ja sogar während derselben, letzteres möglich wurde, dankte man der klugen, ebenso tatkräftigen wie zugleich menschenfreundlichen und vorausschauenden Handlungsweise des Reichskommissars. Er mußte den Feind schlagen, er wollte ihm die Erkenntnis unserer unbedingten Überlegenheit beibringen, aber es lag ihm fern, den Geschlagenen in kränkender Weise zu demütigen, ihn an den Rand der Vernichtung zu drängen und damit geradezu zum Verzweiflungskampfe zu zwingen. Das Ziel, welches er unentwegt im Auge behielt, bestand darin, uns Deutschen eine Herrenstellung zu erkämpfen, aber alle Klassen der Eingeborenen mit der neu geschaffenen Lage zu versöhnen, indem er in ihnen ein Gefühl des Vertrauens zu uns Deutschen weckte, gegründet auf die Wahrnehmung, daß sie unter dem schwarzweiß-roten Banner ungestört ihren alten Bräuchen und Sitten gemäß leben und vollste Sicherheit von Person und Eigentum genießen könnten, sofern sie sich friedlich verhielten. Sein Ziel war es nicht, mit Feuer und Schwert zu verwüsten, das Volk, welches sich gegen Fremde aufgelehnt hatte, zu zertreten, seinem Vaterland dann ein blutig erkämpftes und durch Dezimierung der Bevölkerung zwar gebändigtes, aber dadurch auch

weniger verheißendes Land zu erringen, sondern der Kampfpreis, den er anstrebte, war ein Land mit möglichst wenig geschädigter Bevölkerung, welche in ihrer überwiegenden Masse zu der Erkenntnis gelangt sein sollte, daß der Wechsel der Macht für sie mehr Gutes denn Schlechtes bringe.

Dieses hohe Ziel wurde nicht nur erreicht, sondern mehr als das: Wissmann erwarb sich sogar Freunde im Lande, die als eine ihm ergebene Partei, sozusagen als Verbündete gelten konnten. Der alte römische Grundsatz: divide et impera hat heute noch für die Beherrschung fremder Völker denselben Wert wie vor zwei Jahrtausenden. Wissmann war durch den langjährigen unmittelbarsten Verkehr mit den verschiedensten afrikanischen Volkselementen zu einer Erkenntnis von deren Empfindungsleben durchgedrungen, welche es ihm ermöglichte, die afrikanische Diplomatie in überaus erfolgreicher Weise zu beherrschen. Ohne diese Kunst wäre er mit solch geringen Mitteln und mit so wenig Blutvergießen niemals zu solchen Erfolgen gelangt. Er handelte, obgleich in seinem Wesen von Emin Pascha grundverschieden, doch in einer Beziehung genau so, wie dieser es einst dem Verfasser vorliegender Bemerkungen als richtiges Verfahren bezeichnete, als wir uns über das Wesen afrikanischer Völker unterhielten: „Afrikanern kann man durch Waffengewalt imponieren, das ist sicher, noch mehr aber imponiert ihnen Klugheit, und durch Klugheit gewinnt man sie gleichzeitig."

Wie die eingeborene Bevölkerung Wissmann beurteilte, das geht am klarsten aus den Beinamen hervor, welche er im Volksmunde führte. Nach der Erstürmung von Buschiris Lager und Sadani nannte man ihn: Bana upanga (das Schwert), wenige Wochen nach Pangani hieß er schon Bana kitschwa tano (der Herr mit fünf Köpfen), und später, es gehört dies der Zeitfolge wegen noch nicht hierher, empfing er noch ehrendere Beinamen.

Um das ihm übertragene große Werk weiter zu fördern, faßte Wissmann den Entschluß, nunmehr auch tiefer ins Innere des Landes vorzustoßen. Dieser Plan war von so weittragender Bedeutung, die Gründe dafür so schwerwiegender Art, daß diesem Unternehmen ein besonderer Abschnitt gewidmet werden muß. Hier sei nur das erwähnt, was der Reichskom-

missar tat, um das eben errungene Küstengebiet einige Zeit ruhig verlassen zu können. Die Truppenzahl hatte er etwas vermehrt; eine kleine Anzahl neuer deutscher Offiziere und Unteroffiziere — unter ersteren z. B. der rühmlichst bekannt gewordene spätere Hauptmann Langheld — war eingetroffen und noch 200 Sulu angeworben. Es ermöglichte dies, bei Abmarsch einer sogar großen Expedition doch noch den Stationen eine Truppenmacht zu belassen, welche bei sachkundiger Leitung ausreichte. Wegen dieser Leitung war Wissmann ohne Sorge. Tanga war unter Chef Krenzlers Führung in guter Hand; in Pangani befand sich Chef Dr. Schmidt, dem nicht nur diese Station unterstellt war, sondern der, entsprechend seiner großen Befähigung, auch gleichzeitig noch eine Oberaufsicht über den Tangabezirk ausübte. In Daressalaam hatte Chef Rochus Schmidt so ruhige Zustände hergestellt, daß an seinen Platz der neu eingestellte frühere Verteidiger Daressalaams, Chef Leue, treten konnte, damit eine so erfahrene Kraft wie Chef Rochus Schmidt zu Expeditionszwecken frei wurde. Zwischen Daressalaam und Bagamoyo war mittlerweile noch eine andere Station, Bueni, errichtet, an deren Spitze Chef Freiherr v. Bülow, eine in Afrika erfahrene Persönlichkeit, stand. In Bagamoyo war bisher Chef Freiherr v. Gravenreuth Stationschef gewesen. Da dieser die Vertretung des Reichskommissars übernehmen sollte, ging jene Station an den zu diesem Zwecke aus Wissmanns Stab austretenden Chef Richelmann über.

Bezeichnend für Wissmanns Anschauungen und die Befehle, wie er sie gab, ist die Art seiner Instruktion des neuen, erst einige Monate in Afrika befindlichen Stationschefs, dem er ungefähr folgendes sagte:

„Ich habe Ihnen das wichtige Bagamoyo als Station übergeben und Sie finden dort viel zu tun. Wie Sie alles einteilen und handhaben, ist Ihre Sache, ich kümmere mich darum nicht und wiederhole nur nochmals die Gesichtspunkte, nach denen gehandelt werden soll. In erster Linie, das erheischen die jetzigen Verhältnisse, sind Sie der militärische Befehlshaber. Bringen Sie unseren Herrenstandpunkt stets zum Ausdruck, aber ohne zu verletzen, ohne hart zu sein. Sorgen Sie für das Aufblühen der immer noch darniederliegenden, fast zerstörten

Stadt, indem Sie die Bevölkerung zur Rückkehr bewegen. Erwerben Sie sich Vertrauenspersonen, durch die Sie erfahren, wie das Volk denkt, was es wünscht oder vielleicht auch plant. Unter den Leuten ist Zucht und Ordnung zu halten, aber bitte stets gerecht und wohlwollend. Seien Sie auch für den armseligsten Schwarzen nie ein unnahbarer, sondern stets ein geduldiger, fürsorgender Herr."

Noch einmal revidierte Wissmann sämtliche Stationen und ordnete dabei in Bagamoyo den Ankauf einer großen Viehherde an, welche eine vom Victoria-Nyansa eingetroffene, mehrere tausend Menschen zählende Wassukuma-Karawane unter Kämpfen gegen Buschirileute mitgebracht hatte. Hierdurch sicherte er seiner Truppe für lange Zeit eine reichliche und so billige Ernährung, daß die Verwaltung ein hübsches Sümmchen ersparte und gleichzeitig wurden jene Wassukuma uns näher gebracht, so nahe, daß sie ihren deutschen Freunden später noch manchen wertvollen Dienst geleistet haben.

Nach Abmarsch der Expedition entfaltete Gravenreuth sofort eine rege Tätigkeit und stellte von den Stationen einen Teil der Besatzungen ebenfalls zu einer Expedition zusammen, um das bisher unberührte, bergige Hinterland von Pangani und Tanga zu durchziehen. Dieses Verfahren entsprach ganz den Anschauungen Wissmanns. In Afrika erhält man den Frieden nicht, indem man von einer Station aus regiert und vielleicht Polizeipatrouillen zu Bestrafungen ausschickt, nein, man muß vielmehr vorsorgen, daß die Bevölkerung vor Unruhen zurückscheut. Die Neger sind schnell vergessende Menschen. Heute bestraft, erholen sie sich morgen schon, wenn die Truppe abgezogen ist, von ihrem Schreck, und bald beseelt sie, ungefähr wenigstens, der Gedanke: ach was, der Himmel ist groß und der Zar ist weit!

Deshalb gilt es, ihnen öfters vor Augen zu führen, daß dieser Zar jeden Tag kommen kann. Nicht erst zum Schießen soll man erscheinen, sondern vorher sich mit einer Achtung gebietenden Truppe bald hier, bald dort sehen lassen, dann braucht nicht so leicht geschossen zu werden. Unbequem ist es ja, es kostet viel Beinkräfte, auch einige Groschen, aber es spart Blut und, trotz der Ausgaben, auch Geld.

Es waren das Wissmannsche Grundsätze, die für das Leben

der Truppe nicht immer angenehm, aber dem Charakter der Bevölkerung, inmitten deren man lebt, angepaßt sind.

Während Gravenreuths Abwesenheit trafen in Bagamoyo sehr beunruhigende Nachrichten ein. Buschiri, hieß es, sei Wissmann ausgewichen und ziehe nun mit großer Macht zur Küste, nachdem es ihm gelungen sei, die Mafiti, vielleicht auch Wahehe, als Bundesgenossen zu gewinnen. Von Mafiti und Wahehe wußte man damals herzlich wenig und hatte über diese schon tiefer im Innern wohnenden Stämme nur durch einen Franzosen Giraud, P. Reichard und von Graf v. Pfeil wertvolle Mitteilungen erhalten, aus denen zur Genüge hervorging, daß es ein kriegerischer Menschenschlag sei. Nachdem es gelungen war, aus den Gerüchten den wahren Teil herauszukundschaften, wurde Gravenreuth umgehend benachrichtigt und kehrte so schnell als irgend möglich nach Bagamoyo zurück. Dem dortigen Stationschef war es inzwischen geglückt, die ungefähre Stärke des Feindes auf 4—5000 Mann (Mitteilungen, welche 6000 angaben, waren doch wohl zu hoch gegriffen) zu ermitteln und festzustellen, daß die Hauptmasse sich bei Jombo festgesetzt, den Kinganifluß also schon überschritten hatte. Gravenreuth verfügte, nach Zusammenraffung aller irgend abkömmlichen Truppen, über 28 Europäer (darunter auch Kriegsfreiwillige, wie z. B. Herr v. St. Paul-Illaire, der auch am Kampfe um Buschiris Lager teilnahm) und 300 schwarze Soldaten. Sein Plan ging dahin, 3 Kolonnen zu bilden, um Buschiri einzukreisen und sein Entweichen unmöglich zu machen.

Eine Kolonne unter dem Stationschef von Bagamoyo sollte, den Feind umgehend, in seinem Rücken die Kinganifurt sperren, um ein Entweichen ins Innere zu verhüten. Eine andere Kolonne unter v. Bülow sollte, von Bueni vorrückend, den Feind am Durchbruch nach Süden verhindern, während die dritte Kolonne unter v. Gravenreuths Führung, in großem Bogen ausholend, dazu bestimmt war, von Südwesten her vorzurücken. Angegriffen oder auch nur beunruhigt werden sollte der Feind erst auf ausdrücklichen Befehl Gravenreuths. So hoffte dieser, den Feind, ihm jeden Ausweg abschneidend, nicht nur zum Kampfe zu zwingen, sondern sogar, ihn gegen die Küste drängend, zu vernichten. Die unterstellten älteren Offiziere versuchten ver-

gebens eine Änderung des Planes herbeizuführen. Eine Teilung der kleinen Macht erschien ihnen zu gewagt, ohne besonderen Erfolg zu versprechen. Die Kolonnen befanden sich anfangs so weit voneinander entfernt, etwa 40 Kilometer, daß der sehr bewegliche Feind mit Leichtigkeit abmarschieren konnte, während die Verbindung der Kolonnen untereinander und ihr Zusammenwirken kaum zu ermöglichen war. Gravenreuth beharrte jedoch bei seinem Befehl. Die an den Kingani entsandte Kolonne fand dort nicht eine Furt vor, sondern drei und erwartete, diese so gut wie möglich sperrend, den ersehnten Angriffsbefehl, auf welchen auch v. Bülow bei seinem Vormarsch ebenfalls vergebens hoffte.

Gravenreuth hatte allerdings diese Befehle, und zwar in doppelter Ausfertigung, abgeschickt, aber die überbringenden Patrouillen wurden durch den Feind teils erschlagen, teils abgedrängt, und keine einzige Nachricht erreichte ihren Bestimmungsort.

Von der Mitwirkung der von ihm benachrichtigten Kolonnen überzeugt, griff Gravenreuth den bei Jombo stehenden Gegner an, um gleich darauf selbst der Angegriffene zu sein, und das um so mehr, als er auch seine eigene Kolonne nochmals geteilt hatte, immer nur von dem Gedanken ausgehend, daß der Gegner zu entweichen suchen würde. Dieser dachte aber gar nicht an Entweichen, sondern warf sich mit ungeahnter, stürmischer Tapferkeit auf die kleine herangekommene Schar. Nur der eigenen Unerschrockenheit, der schnellen und sehr geschickten Handlungsweise der Leutnants v. Perbandt und v. Behr und der unerschütterlichen Ruhe der sudanesischen Soldaten verdankte es Gravenreuth, daß seine Kolonne, der Vernichtung entgehend, die mit wahnwitziger Wut unternommenen Angriffe der Mafiti abschlug. Erst als von diesen 300 Tote den Kampfplatz bedeckten, standen sie von einem erneuten Ansturm ab, überschritten nachts und am folgenden Tage, jetzt von der Bagamoyo-Kolonne beschossen, an verschiedenen Stellen den Kingani, um dann, noch von v. Bülow verfolgt, schleunigst das Land zu verlassen, in dem sie sich blutige Köpfe geholt hatten. Von Verwundeten, deren Zahl nicht zu ermitteln war, ganz abgesehen, bezifferte sich der Verlust des Feindes auf rund 400 Tote. War auch Gravenreuths Plan nicht ge-

glückt, so hatte er doch Hervorragendes geleistet: eine ungeheure feindliche Übermacht war geschlagen, vertrauensvoll blickte die Bevölkerung auf die deutschen Beschützer, durch welche sie von einer furchtbaren Plage erlöst worden war. Denn wie hatte Buschiri im Lande gehaust! Sengend und brennend, mordend und plündernd war er mit den von ihm herbeigeholten Mafiti des Weges gezogen. Nichts blieb verschont, alt und jung, Mann und Weib, alles wurde erschlagen. Empörend war der Anblick grauenhaft verstümmelter Opfer, das Herz zog sich im Leibe zusammen, wenn man die Leichen kleiner Kinder gewahrte, die lebend, mit dem Kopf nach unten, von den Unmenschen über ein Feuer gehängt worden waren. Ja, wenn jene armen Wasaramo wenigstens gegen die Araber und Mafiti gefochten hätten, ihre Feinde gewesen wären, aber das waren sie ja nicht, sondern nur ein Volk friedlicher, verschüchterter Bauern, die jetzt ihrem Befreier Gravenreuth mit Recht zujubelten, denn eine Energie, eine Initiative hatte er bewiesen, die hohes Lob verdiente. Mit seinem Lob hielt auch Wissmann, als er von Mpapua heimkehrte, nicht zurück, nur der Art und Weise, in welcher vorgegangen worden war, stimmte er nicht bei, indem er sich ungefähr aussprach wie folgt:

„Teilung führt selten zum Ziele und ist, wenn man ohnehin nur geringe Kräfte hat, unter allen Umständen ein Fehler. Die Entfernungen sind hier zulande so groß, die afrikanischen Gegner sind uns an Beweglichkeit und Landeskenntnis so überlegen, daß sie doch entschlüpfen, falls sie es wollen. Sucht der Feind aber den Kampf, dann vermißt man die detachierten Abteilungen schmerzlich, denn ein rechtzeitiges Zusammenwirken ist nicht zu erwarten. Durch Künsteleien setzt man sich nur der Gefahr eines Mißerfolges aus. Je einfacher man in Afrika handelt, um so besser. Deshalb heißt es, sich nicht teilen, sondern so stark als möglich auftreten, um, jeden Mißerfolg ausschließend, den Gegner mit aller Kraft zu treffen."

Der Erkenntnis, daß Wissmanns Ansicht die richtige sei, verschloß sich niemand, auch Gravenreuth nicht. Im übrigen war Wissmann mit dem Erreichten sehr zufrieden und konnte das um so mehr sein, als Gravenreuths Sieg noch eine weitere erfreuliche Folge nach sich zog. Buschiri hatte nunmehr seinen großen Anhang verloren und versuchte, nur noch von wenigen

Suaheli-Originalbrief des Rebellenführers Buschiri.

Leuten begleitet, in nördlicher Richtung nach Britisch-Ostafrika durchzubrechen. Chef Dr. Schmidt erfuhr dies rechtzeitig in Pangani, und in Gewaltmärschen herbeieilend, überfiel er Buschiri. Noch einmal gelang es dem gewandten Menschen, für seine Person zu entkommen, aber sein Maß war voll. Die eingeborne, nicht mehr durch Furcht beherrschte Bevölkerung, aufgebracht durch die unglaublichen Greuel und angestachelt durch die hohe, ausgesetzte Belohnung von 10000 Rupien, überwältigte denselben und lieferte ihn an den herbeieilenden Chef Dr. Schmidt aus, der ihn nach Pangani brachte. Das Kriegsgericht konnte, schon der grauenhaften Hinmordung von Hunderten harmloser Menschen wegen, nicht anders als auf Todesstrafe erkennen, welche sofort von Wissmann bestätigt und noch am nämlichen Tage vollstreckt wurde. Der entseelte Körper ward den darum bittenden Arabern zur Bestattung überlassen. Buschiris Tod war von weittragender Bedeutung; kein Wunder, daß er nicht nur an der Küste, sondern ebenso in Sansibar lebhaftes Aufsehen erregte. Araber, Inder und Neger, alle, selbst die einfachsten Leute, begriffen die Bedeutung dieses Ereignisses. Am Hafen und in den Straßen sagte es einer dem anderen, der Nachbar eilte zum Nachbar, um es ihm mitzuteilen, und bis in die Harems hinein war es der Gesprächsstoff. Instinktiv fühlte jeder, daß eine neue Zeit heraufzog, eine Zeit, in der wir Deutschen mit daran arbeiten sollten, helles, segenspendendes Licht in den dunklen Kontinent zu tragen.

Viele und schwere Arbeit wird diese schöne, große Aufgabe noch fordern, aber sie läßt sich lösen, und sie wird um so leichter und um so besser gelöst werden, je mehr wir die Lehren beachten, die uns ein Wissmann gegeben hat, wie bei vielen Gelegenheiten, so auch bei der Bezwingung und Sicherung des Landes vom Rufiji bis zum Umba.

Die Mpapua-Expedition. — Wissmann, Emin und Stanley.

Verfasser: Rochus Schmidt.

Der nördliche Teil des ostafrikanischen Küstenstrichs war vom Reichskommissar der deutschen Herrschaft wieder unterworfen und das nächste Innere ebenfalls beruhigt. Buschiri aber war nach den im Küstengebiet erlittenen Niederlagen nicht untätig gewesen und hatte die davongetragenen Schlappen durch ein überraschendes Vorgehen gegen Mpapua, die einzige der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erhalten gebliebene Station im Innern, auszugleichen gesucht. Daß Buschiri hier einen Erfolg hatte, lag an der wenig sachgemäßen Befestigung der Station und dem Mangel an Initiative auf Seiten des dortigen, an Fieber und Dysenterie erkrankten Stationsverwalters.

Einigen Buschirileuten war es gelungen, sich bei Nacht in die Station Mpapua einzuschleichen und den Beamten Nielsen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft meuchlings zu ermorden. Nun glaubte der, wie gesagt, erkrankte Stationsverwalter Alles verloren und rettete sich selbst, ohne eine ernsthafte Verteidigung zu versuchen, durch die Flucht zum Fenster heraus.

Die vordem ganz gut ausgebildeten Askari hatten indes, obgleich durch die Flucht ihres Chefs und die Ermordung von Nielsen führerlos geworden, ihre Position durchaus nicht als eine verlorene angesehen, vielmehr energischen Widerstand geleistet und die Eindringlinge genötigt, sich wieder zu empfehlen. Erst als der Verwalter nicht wieder nach seiner Station zurückkehrte, wurde diese von den Askari aufgegeben, von denen nun ein Teil ihren Chef aufsuchte und diesem einen, den Buschirileuten während des nächtlichen Kampfes abgenommenen Esel für die weitere Flucht nach der Küste zur Verfügung stellte.

Als Buschiri erfuhr, daß Mpapua von den Soldaten verlassen war, kehrte er nach dort zurück, plünderte die deutsche Station und außerdem die nahegelegene englische Mission, während eine zweite, nur $2^1/_2$ Stunden von Mpapua entfernte englische Missionsstation Kisogue unbehelligt blieb. Ein 4,7 cm-Geschütz der Ostafrikanischen Gesellschaft in Mpapua nahm der Wagogo-Häuptling Kipangilo an sich, angeblich in der Absicht, es später der deutschen Regierung auszuliefern.

Nach dem Fall von Mpapua und Zerstörung der dortigen englischen Missionsstation war zu befürchten, daß Buschiri, zumal derselbe, wie nach der Küste berichtet wurde, unter den Wahehe und Mafiti sich zu verstärken suchte, gegen andere französische und englische Missionsstationen vorgehen würde. Das mußte natürlich unter allen Umständen verhindert und darüber hinaus eine Sicherung der großen, das Seeengebiet mit der Küste verbindenden Karawanenstraße erreicht werden.

Nach Ausbruch des Araberaufstandes war jede für den Handel und Verkehr in Betracht kommende Verbindung zwischen dem Innern und der Küste abgeschnitten; die großen, Tausende von Köpfen zählenden starken Karawanen aus dem Seeengebiet, insbesondere auch die Waniamwesi, die an der Küste bei der Befestigung unserer Stationen uns als Lohnarbeiter Dienste geleistet und uns dadurch im Kampfe gegen die Aufständischen unterstützt hatten, konnten allein nicht in ihre Heimat zurück. Es galt, sie auf den sicheren Weg zu bringen und im weiteren Inneren durch sie den Gedanken, daß die von den Deutschen bei Beginn des Aufstandes erlittenen Schlappen durch Wissmanns Siege ausgeglichen waren, weiterzutragen.

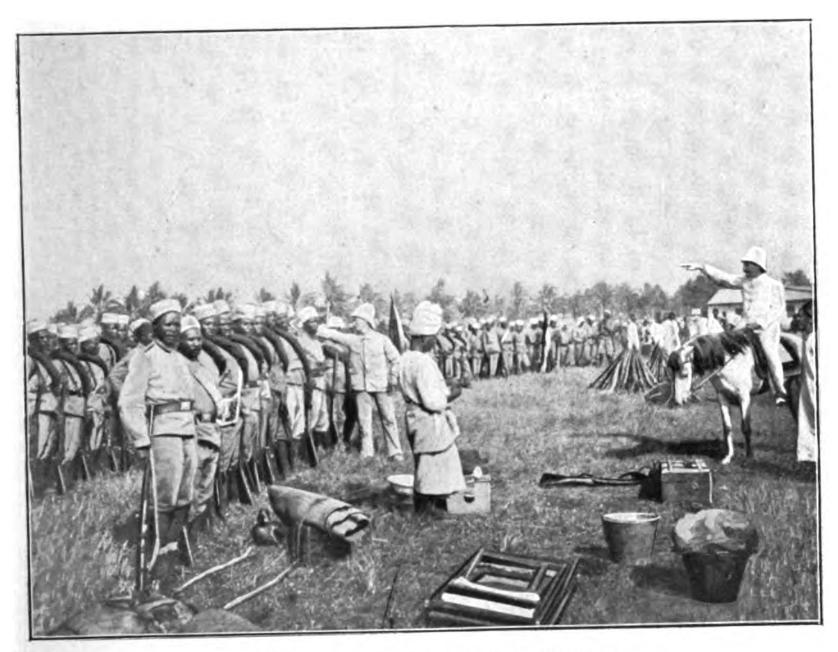
Bei der Wichtigkeit der Sicherung der Karawanenstraße, wofür die Neugründung einer Station im Innern Voraussetzung war, leuchtet es ein, daß der Reichskommissar die im Innern vorzunehmenden Operationen selbst leitete. Da aber andererseits ein Vorgehen in das Innere mit größeren Machtmitteln eine erhebliche Schwächung des eben wiedergewonnenen Küstengürtels zur Folge hatte und es durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, daß von den Rebellen die Operationen des Reichskommissars im Innern ihrerseits zu Anschlägen auf die

Küste benutzt würden,*) so war es Pflicht desselben, für alle Fälle Vorsorge zu treffen. Es wurde denn auch eine Verstärkung der Schutztruppe durch Neuanwerbung von 200 Sulus, die Leutnant Ramsay in Inhambane vornahm, bewirkt und die Ausbildung derselben derart betrieben, daß sie bereits an der Expedition nach dem Innern teilnehmen konnten. Hierdurch wurden so viel in den bisherigen Kämpfen erprobte Truppen frei, daß der Stellvertreter des Kommandanten, Freiherr von Gravenreuth, nicht nur die Stationen an der Küste hinreichend stark besetzt halten konnte, sondern für besondere Eventualitäten sogar noch ein ausreichend starkes Expeditionskorps zur Verfügung hatte, so daß ein Handstreich der Rebellen bei sachgemäßem und umsichtigem Verhalten des kriegserfahrenen und erprobten Freiherrn von Gravenreuth und der nötigen Wachsamkeit auf den Stationen die errungenen Stellungen und Erfolge nicht erschüttern konnte.

Es erscheint somit nachgewiesen, daß die Wissmannsche Unternehmung ins Innere erstens eine nach den damaligen Verhältnissen mögliche und eine vom politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkt notwendige, im Interesse unseres Ansehens unvermeidliche Maßnahme war. Muß man sich doch klar machen, daß nach den ganzen, bei uns obwaltenden Verhältnissen, in unsern Schutzgebieten im allgemeinen nur an mögliche, das heißt praktisch durchführbar erscheinende Unternehmungen herangegangen werden sollte, dann, wenn mit ihnen wirtschaftlich bedeutende Absichten, auf deren Verwirklichung nicht verzichtet werden kann, verbunden werden.

Die Expedition unter Wissmanns Führung, welche Mpapua zum Ziele hatte, setzte sich zusammen aus einer Sudanesen- und zwei Sulu-Kompagnien, einem Askaritrupp, einem 4,7 cm-Geschütz und einem Maxim-Gun; dazu kam eine militärische Bedeckung der Waniamwesi-Karawane, die, nachdem sie sich während des Aufstandes durch ihre tatkräftige Unterstützung unserer Truppen bei den Rebellen unbeliebt gemacht hatte, es gegen Angriffe der letzteren um so mehr zu schützen galt, als sie wegen der vielen von ihnen mitgeführten Waren ein ganz begehrenswertes Angriffsobjekt bildete.

*) Dies ist, wie der Leser am Schluß des vorigen Kapitels bereits erfahren hat, in der Tat geschehen.



Expeditionstruppe fertig zum Abmarsch.



Gefangene Araber.

Von Wissmannschen Offizieren nahmen an der Expedition teil die Chefs von Zelewski, als Führer des Expeditionskorps, und Rochus Schmidt, dem die Fürsorge für die Waniamwesi anvertraut war, die Leutnants End, dieser als Führer der unter ihm während der Jahre 1889 und 1890 berühmt gewordenen Sudanesen-Kompagnie, Ramsay und von Medem, unter deren erprobter Leitung die Sulukompagnien standen, Böhlau, Führer der Artillerie, Dr. Bumiller, als Adjutant Wissmanns. Die Trägerkolonne und Verpflegung war dem Leutnant Blümcke zugewiesen, die Suaheli-Askaris befehligte der um ihre Ausbildung verdiente Deckoffizier Illich. Als Gast des Kommandanten der Schutztruppe ist unter den Teilnehmern an der Expedition noch der bekannte, einige Jahre später in der Südsee ermordete Weltreisende Otto E. Ehlers zu nennen, eine von uns allen sehr geschätzte, allgemein beliebte Persönlichkeit.

Die Expedition zählte im ganzen 25 Europäer und 550 farbige Soldaten; für den Transport des Gepäcks und des für die ganze Truppe nötigen Proviants wurden 100 Träger mitgenommen, eine in Anbetracht der bedeutenden Truppenmacht geringe Zahl. Es war aber von dem im Reisen sehr erfahrenen und praktischen Kommandanten alles Überflüssige ferngehalten worden, wie sich das auch so gehört. Wer sich auf einer afrikanischen Expedition erwünschte Bequemlichkeiten nicht versagen und kleine Entbehrungen nicht auferlegen konnte, verzichtete damals besser auf das Reisen in diesem Erdteil.

Es wurde alles in umsichtiger und zweckentsprechender Weise zusammengestellt und das Expeditionskorps in Bagamoyo in den ersten Tagen des September marschbereit gemacht.

Der Zufall fügte es, daß wir gerade in großer Zahl am 4. September, dem Geburtstage unseres beliebten Kommandanten, an dem Sammelpunkt der Expedition vereint waren, was zur natürlichen Folge hatte, daß der Tag, an dem der Reichskommissar sein 36. Lebensjahr vollendete, von ihm mit seinen Offizieren festlich begangen wurde.

Bald darauf erfolgte der Abmarsch von der Küste derart, daß Wissmann selbst mit dem Expeditionskorps gegen eine seitlich der Karawanenstraße bei Pangiri befindliche Rebellenstellung marschierte, während er die Waniamwesi-Karawane

mit einem Teil der Truppe auf dem direkten Wege entsandte. Die Vereinigung der Gesamtexpedition erfolgte, nachdem die Rebellen bei Pangiri empfindlich geschlagen worden waren, in Msua.

Auf dem Marsche ließ der Reichskommissar einzelne Versuche mit der Verwendung von ostafrikanischen Ochsen als Reittieren machen; diese Versuche schlugen jedoch fehl, da die Tiere, welche erheblich schwächer waren als die Rindviehrassen in Westafrika, den ihnen zugemuteten Anstrengungen sich nicht gewachsen zeigten; soweit Reittiere benutzt wurden, nahm man daher fortan Esel oder Maultiere; Pferde, die sich als zu empfindlich erwiesen, nur vereinzelt.

Die erste Aufgabe, welche sich Wissmann auf seiner Expedition gestellt hatte, war, in Erwägung des Umstandes, daß wir in einem Lande wie Ostafrika nur mit ausgiebigster Unterstützung und der Arbeit der Eingeborenen wirtschaftlich vorwärts kommen können, die, der Bevölkerung, soweit diese nicht in besonders gravierender Weise im Aufstand gegen uns gewirkt und gekämpft hatte, Vertrauen zu unserer Herrschaft einzuflößen und sie uns gefügig zu machen. Von einer Bekämpfung aller derjenigen, die während des Aufstandes mit ihren Sympathien oder den Waffen zwar gegen uns gewesen waren, sich jetzt aber ruhig verhielten, konnte schon in anbetracht des Umstandes nicht die Rede sein, daß der übergroße Teil der Eingeborenen sich den Führern des Aufstandes nur notgedrungen angeschlossen hatte. Kam es doch ferner darauf an, möglichst bald den für unser Schutzgebiet so wichtigen Handel und Verkehr zwischen Seeengebiet und Küste wieder zu eröffnen und sicher zu stellen, nachdem das Prestige der deutschen Waffen durch die Kunde von den Wissmannschen Erfolgen im Küstengebiet hergestellt worden war und nunmehr bei den Eingeborenen in zweifelloser Deutlichkeit insbesondere durch die unter Wissmann mitmarschierende Waniamwesi-Karawane verbreitet wurde; bei den Waniamwesi aber waren wir Deutschen, war vornehmlich der Reichskommissar ganz außerordentlich beliebt geworden. Diese Beliebtheit erlangte der letztere weiterhin spielend bei den Landes-Eingeborenen, die allerdings ursprünglich beim Herannahen der Expedition mit einigem Mißtrauen scheu zur Seite standen. Wissmann verstand es meister-

haft, sie von seinem guten Willen, seinen friedlichen und freundlichen Absichten zu überzeugen. Die Schauris, in denen unser großer Meister mit den eingeborenen Häuptlingen und ihrem Anhang verhandelte, in denen er ihnen mit gleich großer Energie wie Güte den Standpunkt, den sie fortan den Deutschen, wie den bisherigen Machthabern des Landes, den Arabern, gegenüber einzunehmen hätten, klar machte, waren derart, daß jeder von uns recht viel Nutzen für den Verkehr mit den Eingeborenen daraus ziehen konnte.

Wissmann wurde zweifellos vielmehr noch durch die Art und Weise, wie er seine Siege ausnutzte, als durch diese selbst der populärste Europäer, den wohl bislang die Eingeborenen Ostafrikas gesehen haben. Die letzteren sind vom damaligen Reichskommissar keineswegs mit Glacéhandschuhen angefaßt worden, aber die Behandlung, welche den einzelnen Personen und Stämmen zuteil wurde, ist allgemein als eine gerechte, verdiente empfunden worden.

Bei all seiner Arbeit und Sorge für die Entwickelung des Ganzen hatte Wissmann noch Zeit, sich mit dem einzelnen Schwarzen, mochte es ein Soldat der Truppe oder ein ihm fremder Eingeborener sein, zu beschäftigen. So belohnte er stets ein gutes Werk, wenn er es sah, nicht bloß in anerkennenden Worten, die gerade er in einer dem Empfinden der Eingeborenen angemessenen Weise geschickt zu wählen verstand, sondern auch durch Belohnungen, die er häufig bei einer braven, von ihm beobachteten oder ihm berichteten Tat auszahlte oder auszahlen ließ; ob stets auch zur Freude der die Rechnungen prüfenden Beamten, ist mir unbekannt geblieben. Daß von einem solchen Manne ein verdienter Tadel, ein Denkzettel oder eine zuerkannte Strafe eher wie von anderer Seite hingenommen und als gerecht erkannt wurde, versteht sich von selbst.

Das Ansehen und den Einfluß der Araber verstand gerade in den Gegenden, wo es darauf ankam, die Eingeborenenstämme von ihnen zu emanzipieren, der Reichskommissar durch eine sehr angebrachte Maßregel zu verringern; drei gefangen genommene Araber aus der Zahl derer, die sich besonders strafbar gemacht hatten, wurden dazu verurteilt, während der Mpapua-Expedition Trägerdienste, und zwar an der Kette, zu

verrichten. Das war bis dahin noch nicht dagewesen. Wo bisher der Araber von den Eingeborenen im Innern gesehen worden war, trat er als Herr, ja fast als Herrscher auf. Einen Araber aber, der an der Kette im Innern Sklavendienste verrichtete, hatte man noch nicht zu sehen bekommen. In dieser Maßregel lag eine sehr geschickte Verbreitung der deutschen Erfolge bei den Eingeborenen, die in den Schauris auch ganz ausdrücklich vom Reichskommissar gewarnt wurden, die Rebellen und speziell Buschiri irgendwie zu unterstützen. Er erklärte ihnen, daß zwar für diesmal ein dicker Strich unter alles, was von den Häuptlingen und ihrer Gefolgschaft beim Aufstand gesündigt worden war, — diejenigen, welchen er Pardon nicht gewährte, wurden besonders bezeichnet — gemacht würde, daß aber für die Zukunft solche, die sich den Rebellen anschlössen, strengstens an ihrer Person und an ihrem Hab und Gut gestraft werden würden.

Ferner benutzte Wissmann das Schauri, das bei jeder Rast mit den Eingeborenen abgehalten wurde, dazu, gegen den schlimmsten Unfug und die Störungen der Sicherheit an der Karawanenstraße zu wirken. Dort galt damals, wie überall, wo staatliche Autorität noch nicht in genügendem Grade vorhanden war, das Recht des Stärkeren. Dieser Stärkere war der Eingeborenenhäuptling, wenn es sich um schwächere Karawanen handelte, die oft sehr unter dem Druck der stärkeren Eingeborenen zu leiden hatten, indem die letzteren über Gebühr Hongo, d. i. Durchgangszoll, erhoben und hier und da Erpressungen verübten. Umgekehrt wieder waren die Eingeborenen erheblich stärkeren Karawanen gegenüber völlig machtlos, und es zahlten diese oft das mit Zinsen heim, was den Schwächeren unter ihnen Übles zugefügt worden war. Wissmann versprach nun, mit Ernst und nötigenfalls mit Nachdruck gegen Räuber und Sklavenfänger vorzugehen und für die Wiederbelebung und Sicherung des Handels zwischen Küstengebiet und dem weiteren Inneren Sorge zu tragen. Daß durch die damalige Wissmannsche Expedition und durch sein Auftreten der in Ostafrika übliche, große Karawanenunfug nicht mit einem Male abgestellt wurde und werden konnte, braucht nicht erwähnt zu werden; in dieser Beziehung mußte selbstredend der Zukunft das Meiste überlassen werden;

ein höchst erfreulicher Anfang dazu aber war, und das mit außerordentlich geringen Mitteln gemacht. Die Eingeborenen bewiesen Wissmann durch ihr Verhalten, daß sie ihrerseits großes Vertrauen in den Vertreter der deutschen Regierung setzten. Sie erbaten sich Schutzbriefe und deutsche Flaggen, die sie allerdings in der ersten Zeit mitunter noch etwas schüchtern aufzogen, um es nicht gleich ganz mit dem noch im Aufstand befindlichen Teil der Araber zu verderben.

Mit der weiter und stetig sinkenden Chance der Rebellen verlor sich bei den Eingeborenen des Inneren die Schüchternheit im Bekenntnis zu uns; sie erkannten offen die deutsche Herrschaft an und sahen auch ein, daß sie sich unter derselben recht gut standen, da sie sich im Vergleich zu früher eines erhöhten Schutzes gegen feindliche Überfälle durch räuberische Stämme erfreuten.

Von Msua aus marschierte die Expedition über Kisemo, Gerengere nach Simbamuene und Morogoro am Fuße der Ukamiberge. In Morogoro befand sich eine Missionsstation der Congrégation du St. Esprit et du St. Cœur de Marie. In dieser waren zur Zeit alle Missionare der genannten Gesellschaft, die sonst in die Stationen Longa, Mhonda und Tubugue gehörten, versammelt. Denn obwohl Buschiri sich gegen die braven Missionsangehörigen in Bagamoyo stets freundlich gestellt hatte, wurde doch nach den Mißerfolgen desselben eine Änderung in seinem Verhalten befürchtet. Es war bekannt geworden, daß er darnach strebe, die Missionare des Inneren in seine Hand zu bekommen, um durch sie ein reichliches Lösegeld zu erpressen. Daher erfolgte die Vereinigung der Missionare in Morogoro, wo sie sich einigermaßen sicher unter dem Schutze des mächtigen Häuptlings Kingo von Morogoro fühlen durften, der ein besonderer Feind Buschiris war.

Kingo sowohl wie seine ältere Schwester Simbamuene, die tatkräftige Herrscherin in dem gleichnamigen Ort, hatten Nachricht von dem Herannahen der Wissmannschen Expedition erhalten und waren aufgefordert worden, Lebensmittel zum Verkauf heranzuschaffen. Da ihre gute Gesinnung uns bekannt war, erregte die Nichterfüllung unseres Wunsches und das gänzliche Fernbleiben Kingos, der Simbamuene und ihrer Leute von unserem, nahe dem Dorf der letzteren aufgeschlagenen Lager

Befremden. Die Zurückhaltung, die uns, da wir Nahrungsmittel im Interesse der Soldaten unbedingt nötig hatten, unangenehm war, hatte, wie aufgeklärt wurde, ihren Grund in der Abneigung der Eingeborenen, mit ihnen noch fremden Europäern in Verbindung zu treten. Auf den Wunsch des Reichskommissars übernahmen die Missionare von Morogoro, deren Freundlichkeiten fast jedem Reisenden praktisch bekannt geworden waren, die Vermittlung; dadurch wurde die sofortige Anbahnung eines regen Tauschhandels zwischen uns und den Kingo- wie Simbamuene-Leuten erzielt, so daß wir reichlich Lebensmittel erhielten.

Auch das mit Kingo, der den Reichskommissar alsdann im Lager aufsuchte, abgehaltene Schauri endete für beide Teile sehr befriedigend. Der genannte Häuptling erklärte sich rückhaltlos als Anhänger der deutschen Herrschaft. Er seinerseits wurde wieder vom Reichskommissar als Häuptling in dem großen Teil Ukamis, in dem er wirklichen Einfluß ausübte, unter deutscher Hoheit anerkannt, sein Ansehen gefestigt und gestärkt und ihm ein Monatsgehalt ausgesetzt. Die deutsche Flagge zog Kingo in seinem gut befestigten Dorfe sofort auf und führte sie fortan. Wenn später von der Küste aus der Reichskommissar Kingo zwei, mit Verlaub zu sagen, plundrige Böller zusandte, deren Aufstellung im Ort eine moralische Wirkung auf Freund und Feind ausübte, so war das, an sich betrachtet, eine harmlose, in ihrer Folge aber eine für jene Zeit bedeutsame Maßregel.

Gerade damals war es von größter Wichtigkeit, den Einfluß und die Macht eingeborener Häuptlinge für uns auszunützen, sie in unserm Sinne tätig sein zu lassen, und durch sie das Land in Ruhe und Ordnung zu halten, um mit unseren eigenen Kräften besser haushalten zu können. Selbstredend ist es dazu notwendig, die richtigen, wirklich einflußreichen Häuptlinge auszusuchen. Geschieht dies nicht oder wird dabei nach Willkür verfahren, so verfehlt die Maßnahme nicht nur ihren Zweck, sondern es werden durch sie die vorhandenen Schwierigkeiten noch vermehrt. Die den Häuptlingen gezahlten Gehälter dürfen natürlich nicht den Charakter eines schuldigen Tributs, sondern den einer Belohnung oder einer Entschädigung für wirklich gemachte Aufwendungen, Bei-

legung kleiner Zwistigkeiten, Exekutionen oder dergleichen tragen.

Bei Kingo trafen diese Vorbedingungen zu; das kleine, ihm gewährte Gehalt war ein Ansporn für ihn und auch für andere, und hat sich recht reichlich bezahlt gemacht; hat es uns doch oft der Notwendigkeit enthoben, uns da einzumengen, wo die Einmischung uns außer großem Aufwand auch Verlegenheiten bereiten konnte.

Wissmann hat durch solche und ähnliche Maßnahmen den Beweis geführt, daß er ein außerordentlich richtiges und feines Empfinden dafür hatte, wem von den Eingeborenen zu trauen sei, und wie man die Machthaber unter den letzteren zu behandeln und für unsere Zwecke zu benutzen habe. Oberflächliche und unkundige Beobachter afrikanischer Verhältnisse haben mitunter bemerken zu müssen gemeint, daß die Behandlung der Eingeborenen durch Wissmann eine zu harte, andere, daß sie eine zu gute, wieder andere, daß sie eine verschiedene gewesen sei. Das letztere ist ganz richtig und darin liegt eben ein Verdienst, ein ganz hervorragendes Verdienst des großen Afrikaners. Mochte er sich in Europäern hier zu Lande mitunter irren, im Neger und Machthaber draußen hat er sich, meines Wissens, nie geirrt und immer die richtigsten und billigsten Mittel gewählt, direkt oder indirekt zu herrschen und dadurch seinem Vaterlande zu dienen. Der eine wurde zum Tode verurteilt, der andere mit Güte gewonnen, das aber nicht nach Willkür und Laune oder in der Erbitterung, sondern jeder nach richtiger Wertschätzung. Das können nur sehr wenige, dazu gehört praktischer Sinn, ein sehr feines Gefühl und Empfinden der Sachlage und hervorragende Kenntnis der Verhältnisse; alles Dinge, wie sie in einem Wissmann sich vereinten.

An dieser Stelle möge es mir gestattet sein, das Urteil unseres großen Schweigers, des Feldmarschalls Moltke, über den Reichskommissar einzuschalten, wie er es in folgenden drastischen Worten zum Professor Joest aussprach, als letzterer ein für Wissmann günstiges Urteil gefällt hatte: „Sehen Sie, das freut mich; ich halte ihn auch für einen ausgezeichneten Kerl. Der Mann macht mir Freude. So einen habe ich gern. Der geht doch feste da unten vor und hängt die Schufte auf da, wo sie es verdienen."

Die Aufständischen, welche bei Pangiri von Wissmann geschlagen worden waren, hatten sich, die Flucht auf der Karawanenstraße wegen der ihnen ungünstigen Haltung Kingos vermeidend, südwärts des Hauptweges gewandt und bei Somwi ein Lager bezogen, um sich hier zu verstärken und zu abermaligem Vorgehen zu rangieren. Sie machten sogar noch den Versuch, durch den Hinweis auf die vielen, von der Waniamwesi-Karawane mitgeführten Reichtümer, die Habgier des Häuptlings Kingo anzureizen und ihn zu einem gemeinsamen Überfall auf die Waniamwesi, eventuell sogar auch auf unsere Expedition, zu bewegen. Kingo indes lieferte dem Reichskommissar sogleich den sichersten Beweis von seiner Zuverlässigkeit durch Mitteilung des Anschlags der Rebellen und Einhändigung des bezüglichen, an ihn gerichteten Briefes, in dem der Plan erläutert war. Selbstverständlich war es nun am Reichskommissar, die Initiative zu ergreifen.

Er erteilte dem Verfasser dieses Kapitels den Auftrag, sogleich in der Frühe des nächsten Tages mit einer halben Kompagnie Sudanesen und der Sulukompagnie von Medem gegen das Rebellenlager vorzugehen. In der Mittagsstunde wurde die Position der Gegner gefunden, genommen und diese, nachdem sie sich noch einmal in einer Bergmulde festgesetzt hatten, verlustreich auseinandergesprengt. Die Sicherung der Waniamwesi, für welche der Reichskommissar immerhin Besorgnis hegte, übernahm, während von uns gegen die Rebellen marschiert und gefochten wurde, die Sulu-Kompagnie Ramsay. Von nun an war der Weitermarsch der Expedition bis Mpapua ein friedlicher, durch keinerlei Feindseligkeiten gestörter. Sogar in Condoa, der Heimat eines Teils der unter Buschiri vereinten Rebellen, wo das arabische Element die Oberhand hatte, wurde ein kriegerisches Einschreiten nicht nötig. Wissmann war erfreut, gerade in Condoa, einem für Handel und Verkehr wichtigen Knotenpunkt auf der Karawanenstraße, um eine Zerstörung des Ortes und ein scharfes, möglicherweise der Weiterentwicklung recht nachteiliges Vorgehen herumzukommen, wenngleich er sich klar machte, daß er selbst stets ein scharfes Augenmerk auf die Condoaleute haben müsse. Die kluge Milde, welche hier Wissmann walten ließ, brauchte er nicht zu bedauern;

denn nie war während des Reichskommissariats ein Einschreiten gegen die allerdings nicht ganz vertrauenswürdigen Eingeborenen nötig. Und wenn in späterer Zeit, als nicht mehr Wissmann die Zügel in Ostafrika in der Hand hielt, Übergriffe seitens der Condoaleute vorkamen, so war dies begründet in dem Rückgang, den unser Ansehen damals durch einzelne Nackenschläge erlitten hatte.

Auf dem Marsche durch die wildreichen Gebiete der Makata hatte der Führer der Expedition und seine Offiziere, soweit sie die Jagd liebten, gute Gelegenheit, die Truppe reichlich mit Wildpret zu verproviantieren. In Muinissagara wurden von uns die Reste der ostafrikanischen Gesellschaftsgebäude in Kiora, die gleich der weiter nördlich gelegenen Station Sima bereits ein Jahr vor dem Araberaufstand von den Wassagara zerstört worden waren, in Augenschein genommen und das Grab des ersten dortigen Stationschefs, der im Jahre 1885 den Schreiber dieser Zeilen gastlich aufgenommen hatte, besucht. In den nächsten Tagen überschritt die Expedition die Grenze Ussagaras und kam in eine Gegend, die kurz vorher der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Wahehe und den Wahumba, einem Massaistamm, gewesen war. Am 10. Oktober erreichte der Reichskommissar das Ziel der Reise, Mpapua.

Beim Einzuge in den letztgenannten Ort wurde Wissmann von den englischen Missionaren der Station Kisogue, die zu dem Zweck herübergekommen waren, begrüßt und über die dortigen Ereignisse und Verhältnisse unterrichtet. Der Häuptling Kipangilo, der, wie wir wissen, das 4,7 cm-Geschütz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in seiner Tembe verwahrt hatte, war, wohl mehr aus Furcht und Mißtrauen denn aus bösem Willen, in die Berge geflüchtet. Da auch seine Leute Lebensmittel nicht zum Verkauf brachten, die Truppe aber solcher bedurfte, erfolgte die Beitreibung des Nötigen; ebenso wurde das Geschütz abgeholt. In den nächsten Tagen beruhigte sich der Häuptling indes, und es wurde mit ihm ein freundlicher Verkehr angebahnt.

Selbstredend ging Wissmann sofort nach der Ankunft daran, da er die Anlage einer Station an dem wichtigen Knotenpunkte zur Sicherung des Verkehrs und Handels für nötig hielt, einen für die Stationsanlage geeigneten Platz auszusuchen. Die

Stelle, an der die Gebäude der frühern Ostafrikanischen Gesellschaft in Trümmern lagen, war für eine Militärstation denkbar ungünstig, da sie von Osten her aus unmittelbarster Nähe eingesehen, beschossen und eventuell überraschend genommen werden konnte. Für die neue Station wählte der Reichskommissar eine kleine Erhebung an dem einzigen, die Ebene von Mpapua durchziehenden Flußlauf, von der aus die Niederlassungen der Wagogo beherrscht werden konnten.

Die Expedition verblieb eine Woche in Mpapua, während welcher nach den Angaben des kundigen Führers selbst an der Stationsbefestigung von den Truppen mit Eifer gearbeitet wurde. Material hierzu war ausreichend vorhanden, Holz in einem schönen hohen Bestand zwischen Mpapua und Tubugue, Steine in den Mauertrümmern der Gebäude der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Die Umwallung der neuen Station wurde bis zur Höhe von einem Meter aus eben diesen Steinen aufgeführt und mit zwei Eckbastionen, die zugleich als Wohnräume dienten, versehen; auf der einen dieser Bastione wurde das von Kipangilo abgeholte Geschütz aufgestellt. Vor der Umwallung führten die Truppen zwei ausreichend starke Hindernisse, einen Ast- und einen Dornverhau auf, so daß nach acht Tagen der Reichskommissar die neue Station als ausreichend gesichert ansehen und einer Kompagnie zum weiteren Ausbau übergeben konnte. Ihn selbst rief sein Amt und die Sorge um das, was inzwischen sich ereignet haben konnte, nach der Küste und Sansibar zurück.

Es ist bereits im vorigen Kapitel berichtet worden, daß wirklich wichtige Ereignisse sich an der Küste abgespielt hatten und daß das dort zur Verfügung stehende Expeditionskorps heftige und glückliche Kämpfe zu bestehen gehabt hatte.

Ein an sich recht unbedeutender, aber doch charakteristischer Vorgang aus der Zeit des Aufenthalts in Mpapua soll in folgendem noch kurz erzählt werden:

Eines Tages erschien ein Sudanese von einer der Küsten-Kompagnien, der seinen Posten verlassen hatte, um gegen einen sudanesischen Unteroffizier, der die Frau des ihm unterstellten Soldaten verführt hatte, beim Kommandanten der Truppe sein Recht zu suchen. Der Mann hatte erfahren, daß der letztere weit im Inneren weile, aber das schreckte ihn nicht

ab; er machte sich, feldmarschmäßig ausgerüstet, auf, marschierte ein paar Wochen und meldete sich nach der Ankunft in Mpapua bei Wissmann, in den er das Vertrauen setzte, daß er ihm volle Genugtuung verschaffen werde. Das Vertrauen wurde natürlich nicht getäuscht. Freilich sprach einer der anwesenden Offiziere seine Ansicht entschieden dahin aus, daß der Sudanese wegen der ganz unrichtigen Anbringung der Beschwerde aufs schärfste gemaßregelt werden müsse; daß aber Wissmann besser verstand, die europäischen Anschauungen unter ganz anders gearteten Menschen und in afrikanischen Verhältnissen einer Korrektur zu unterziehen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Die Mehrzahl von uns freute sich über das Vertrauen, das sich in der Handlungsweise des Sudanesen aussprach.

Der Rückmarsch des Reichskommissars mit seinem um etwa 110 Mann, die in Mpapua zunächst unter dem Verfasser dieses verblieben, geschwächten Expeditionskorps erfolgte zunächst ohne besondere Ereignisse, bis er von der die Küste bedrohenden Mafitigefahr erfuhr. Auf diese Nachricht marschierte Wissmann selbst mit nur einem kleinen Teil der Truppen in Eilmärschen dem unter Chef von Zelewski folgenden Gros des Expeditionskorps voran; an der Küste angelangt, vernahm er die freudige Nachricht von dem Gravenreuthschen Erfolge. Hätte der Reichskommissar nicht die oben angegebenen Maßnahmen für Unternehmungen an der Küste während seiner Abwesenheit von dort getroffen, so hätte diese in eine recht gefahrvolle Lage kommen können. Die Vorsicht des Kommandanten der Truppe war also sehr angebracht gewesen, seine Umsicht hatte sich trefflich bewährt.

Die im vorigen Kapitel näher beleuchtete Art des Vorgehens auf unsrer Seite bot eine gute Illustration für die praktisch bewährte Richtigkeit des Wissmannschen Rezepts, in der afrikanischen mit einer größeren Anzahl von Unbekannten durchsetzten Kriegführung Künsteleien zu vermeiden und einfache Wege zu wählen.

In Mpapua war noch vor dem Abmarsch der Expedition eine wichtige und freudige Nachricht zu den Ohren Wissmanns gelangt, daß nämlich Stanley mit seiner Expedition und Emin Pascha sich der Küste auf der großen Karawanenstraße nähere

und demnächst die damalige Grenze der deutschen Machtsphäre erreichen müsse. Es lag Wissmann daran, die Expedition nun durch deutsches Gebiet von einem Offizier mit einem, wenn auch nur kleinen deutschen Truppenteil führen zu lassen. Wissmanns Wahl fiel auf den Schreiber dieses Kapitels, dem der Befehl erteilt wurde, zunächst in Mpapua mit den Eingeborenenhäuptlingen der Umgegend weitere Verbindungen anzuknüpfen, mit dem Ausbau der Station fortzufahren, diese nach Ankunft der Stanleyschen Expedition aber dem besonders tüchtigen, bald darauf leider an Dysenterie verstorbenen Leutnant von Medem zu übergeben und selbst die Expedition Emins und Stanleys zur Küste nach Bagamoyo zu geleiten.

Die Ankunft der letzteren zu Mpapua erfolgte am 10. November 1889. Von den Ereignissen im deutschen Schutzgebiet waren der Pascha und Stanley bereits durch Briefe des Reichskommissars unterrichtet worden. Diese Briefe hatte der letztere der unter unserm Schutz bis Mpapua gelangten Waniamwesi-Karawane, welche die Reisenden auf der Karawanenstraße treffen mußte, mitgegeben. Die Waniamwesihäuptlinge ihrerseits ergänzten durch ihre Erzählungen über den von ihnen geradezu bewunderten Reichskommissar und ihre persönlichen Erlebnisse während des Araberaufstandes den Inhalt der Schriftstücke. So waren die großen Reisenden schon ganz unterrichtet, als sie bei der Station ankamen.

Obgleich die Schicksale derselben und der weitere Marsch nach der Küste an dieser Stelle nur insoweit interessieren, als es sich um die Beziehungen zu Wissmann handelt, seien doch die Namen der Europäer, die an der Expedition teilnahmen, genannt: es waren das als Stanleysche Offiziere Leutnant Stairs, Kapitän Nelson, Dr. Park, Mr. Jephson, Mr. Bonny, ferner als Begleiter Emins sein langjähriger Freund und Leidensgenosse, der Italiener Casati; sodann hatten sich zwei katholische Missionare, die vom Viktoria-Nyansa kamen, angeschlossen, nämlich der Franzose Pater Giraud und der viel zu früh verstorbene Pater Schynse, ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn. Nicht vergessen sei die Tochter des Pascha, die damals etwa sechsjährige Ferida, die auf dem Marsche stets vor ihrem Vater in einer Hängematte hergetragen

wurde. Dem Pascha selbst wie allen Europäern — bis auf den Verfasser dieses, der ein Maultier ritt —, dienten als Transportmittel Esel.

Willkommen war für uns in Mpapua die Ankunft zweier Ärzte, nämlich Emins selbst und des Engländers Dr. Park, da eine schwere Dysenterie-Epidemie in der Station, die über keinen Arzt und Lazarettgehilfen verfügte, unter Europäern und Farbigen ausgebrochen war. Die genannten Ärzte zeigten sich natürlich, gleich den Missionaren, hilfs- und pflegebereit.

Wiedergegeben sei hier der Brief, welchen Emin Pascha nach seiner Ankunft von Mpapua aus an den Reichskommissar richtete. Derselbe lautet:

„Mpapua, 11. 11. 89.

Hochverehrter Herr!

Wohl nicht leicht hätte es eine freudigere Überraschung für mich geben können, als bei meinem Wiedereintritt in zivilisierte Länder gerade von Ihnen, dem berühmten Forscher, zuerst begrüßt zu werden. Ich nehme dies als ein glückliches Omen für meine weiteren Pläne und würde mich jedenfalls freuen, wenn ich das großartige Unternehmen, an dessen Spitze Sie stehen, durch meine Erfahrungen wenigstens einigermaßen fördern könnte. Den Inhalt Ihrer freundlichen Briefe sowie Ihre Empfehlungen an Herrn Stanley habe ich diesem sofort mitgeteilt und er hat mich ersucht, Ihnen mit seinem Danke die Versicherung zu geben, daß er sich darauf freue, eine frühere Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern. Ich meinerseits brauche Ihnen kaum zu sagen, daß ich mit Ungeduld den Augenblick erwarte, Ihnen meinen besten Dank für Ihre Liebenswürdigkeit und für die mir in dieser Station gewordene herzliche Aufnahme zu sagen.

Wir sind gestern hier angelangt und dürften morgen oder übermorgen wieder abmarschieren, so daß, wenn nicht unvorhergesehene Umstände uns verzögern, wir ungefähr den 5. oder 6. Dezember an der Küste eintreffen wollten. Über unsere Reise berichte ich Ihnen dann persönlich. Zu meinem Leidwesen habe ich hier Herrn von Medem

schwer erkrankt angetroffen, hoffe jedoch, daß nun, unter entsprechender Behandlung, er sich bessern dürfte. Die kleine Station ist prächtig. Können Sie wohl den Eindruck sich vorstellen, den es auf mich machte, mich seit 15 Jahren zum ersten Male unter deutscher Flagge zu finden?

Hoffentlich haben Sie gute Nachrichten von Dr. Peters; es sollte mir leid tun, sollte ihm auf der Suche nach mir Leides zustoßen. Der Kurier soll sofort abgehen und ich verspare mir demnach alles weitere auf unsere persönliche Begegnung.

Nochmals also tausend Dank für alle Ihre Güte, die Bitte, mich Ihren Offizieren zu empfehlen und die Hoffnung, Sie bald zu sehn.

Ihr aufrichtig ergebener

gez. Emin.

An

den Kaiserlichen Kommissar für Ostafrika

Herrn Wissmann

Hochwohlgeboren."

Der Marsch der Expedition erfolgte, wie in Aussicht genommen, auf der Bagamoyostraße; in Makaa erhielt dieselbe eine reichliche Proviantsendung des Reichskommissars, die besonders Emin und Stanley, welche ja lange die nicht zum notwendigsten Lebensunterhalt gehörenden Genußmittel des Europäers entbehrt hatten, zustatten kam. Denn auch Stanley, der, wie mir seine Offiziere erzählten, mit einem für afrikanische Verhältnisse großen Aufwand zu reisen pflegte, hatte auf dieser Reise, entgegen den früheren, nicht mit den europäischen Genuß- und Stärkungsmitteln bis ans Ende ausgereicht; um so freudiger empfand er die Aufmerksamkeit Wissmanns, gleichwie sich auch Emin, der von uns allen doch weitaus am meisten den Luxus, das ist in diesem Falle das unbedingt Notwendige, hatte entbehren müssen, durchaus als kein Kostverächter erwies.

Recht erfreulich war das Einvernehmen, das auf diesem Teil des Marsches zwischen sämtlichen Mitgliedern der Expedition und mir, dem Beauftragten des Reichskommissars,

herrschte. Sowohl mit Emin und Casati, mit den biederen Missionaren und den englischen Offizieren, die mir gute Kameraden wurden, wie selbst mit dem eisernen Stanley konnte ich einen fast herzlichen Verkehr unterhalten; bei dem letzteren muß ich es billigerweise anerkennen, daß er verstand, das Persönliche vom Amtlichen zu trennen; denn einmal drohte der Schleier einer Trübung aufzukommen, als ich mich genötigt sah, im Interesse der unter deutschem Schutze stehenden Farbigen und der Erhaltung des von diesen in unsere Herrschaft gesetzten Vertrauens, gegen einen der schwer in Disziplin zu haltenden Stanleyschen Träger mit Strenge einzuschreiten. Der letztere hatte nämlich am Wohnsitz eines uns ergebenen Häuptlings gestohlen und geplündert und war dabei gefaßt worden. Hierfür erhielt er nun die von mir ihm zudiktierte übliche und recht fühlbare Strafe, bestehend in 25 Hieben mit der Flußpferdpeitsche aus kräftiger Sudanesenfaust vor den Augen des Geschädigten. Diese Justiz schien Stanley zuerst etwas zu verstimmen, jedoch war er einsichtig genug, die Maßregel als gerecht anzuerkennen; ja, er wollte dann sogar auch seinerseits in der Handhabung der Gerechtigkeit mir nicht nachstehen, indem er den Schuldigen einen Tag lang an der Kette seine Last tragen und ihn dann zu mir kommen und mich für die begangene Missetat um Entschuldigung bitten ließ. Ob die Maßregel in höherem Grade dem Gerechtigkeitssinn oder der Klugheit Stanleys entsprang, kann dahingestellt bleiben; jedenfalls hat er sich, was ich betonen muß, mir gegnüber nicht nur als durchaus verträglich, sondern auch als sehr angenehmer Gesellschafter erwiesen. Nicht so erfreulich allerdings war das Verhältnis zwischen ihm und seinen Offizieren, von dem zu Emin Pascha gar nicht zu reden.

Am 4. Dezember erfolgte die Ankunft des großen Zuges in Bagamoyo; bis zur Kinganifähre war der Reichskommissar, dem inzwischen, wie wir von ihm erfuhren, der Charakter als Major verliehen worden war, der Expedition entgegengeritten.

Stanley schildert das Zusammentreffen mit Wissmann und den Einzug in Bagamoyo in seinem — nebenbei bemerkt, als er an der Küste ankam, nahezu druckfertigen — Werke wie folgt:

„Bei der Ankunft an der Fähre über den Kinganifluß

kam Major Wissmann herüber, um uns zu begrüßen, und ich hatte zum erstenmal die Ehre, einem Kollegen vorgestellt zu werden, der sich zuerst im Dienste der Internationalen Assoziation am Kassaiflusse ausgezeichnet hatte, während ich mit der Anlage von Stationen am Hauptflusse beschäftigt war. Beim Eintreffen auf dem rechten Ufer des Kingani fanden wir gesattelte Pferde vor, worauf ich den Befehl über die Kolonne an Leutnant Stairs übergab, während Emin Pascha und ich von Major Wissmann und Leutnant Schmidt nach Bagamoyo geleitet wurden. In dieser Küstenstadt, deren Straßen wir hübsch mit Palmenzweigen dekoriert fanden, wurden wir von den Glückwünschen der Banianen- und Hindu-Bevölkerung, sowie vieler tapferer deutscher Offiziere empfangen, welche die Strapazen und Gefahren des erbitterten Kampfes geteilt hatten, den Major Wissmann mit so wohlverdientem Erfolge gegen die unzufriedenen Araber von Deutsch-Ostafrika führte. Gleich darauf erreichten wir, um eine Ecke biegend, den vor dem Hauptquartier des Majors liegenden Batterieplatz, während sich zu unserer Linken, ganz in der Nähe, der von sanften Wellen bewegte Indische Ozean ausbreitete, eine einzige, große, klare, blaue Fläche. ‚Da, Pascha,' sagte ich, ‚wir sind zu Hause!' — ‚Ja, Gott sei dank,' erwiderte er; in demselben Augenblicke donnerten die ihm zu Ehren abgegebenen Schüsse der Batterie und kündigten den vor Anker liegenden Kriegsschiffen an, daß Emin, der Gouverneur der Äquatorialprovinz, in Bagamoyo angekommen sei."

Emin Pascha und Stanley wurden durch Kapitän z. S. Foß im Namen Seiner Majestät des Kaisers begrüßt, ersterer noch durch Verleihung des Kronenordens 2. Klasse mit dem Stern ausgezeichnet.

Es folgte nun zunächst das Frühstück in der Messe zu Bagamoyo und später das Diner. An beiden, namentlich am letzteren, nahmen nicht nur die Herren aus der Station, sondern auch wohl sämtliche Spitzen von der Insel Sansibar und die Kapitäne der auf die Reede entsandten Kriegsschiffe teil. Der Stationschef von Bagamoyo, Chef Richelmann, dem es oblag, die Arrangements zu einer, in einem solchen Umfang dort noch nicht stattgefundenen Festlichkeit zu treffen, hatte bewiesen, daß auch in Afrika mit Geschick und gutem Willen

sich von einem findigen Afrikaner etwas Anständiges fertig bringen ließ.

So war denn Alles in einer Weise gelungen, wie es nicht besser und glänzender bei einem Nationalfest in der Heimat vor sich gehen konnte. Begeisterte Reden wurden gehalten, völlige Harmonie herrschte zwischen den Angehörigen der verschiedensten Nationen, die in bunter Reihe durcheinander saßen, als, etwa gegen 10 Uhr abends, ein greller Mißton in die hellste Freude kam, und zwar durch die Nachricht, daß derjenige, dem in erster Linie der festliche Willkommensgruß gegolten hatte, der gefeierte Gouverneur der Äquatorialprovinz, zum Fenster aus einem Nebenraum des Speisesaals herausgefallen und schwer verletzt aufgefunden sei.

Mit Wissmann eilten Stanley und ich sofort nach dem Lazarett, wohin den Verletzten der schon vor uns in Kenntnis gesetzte Stationschef gleich hatte transportieren lassen. Wir hörten hier, daß der Zustand des Kranken ein sehr ernster, aber nicht hoffnungsloser sei, daß er sich einen Schädelbruch zugezogen habe. Der Fall aus dem Fenster heraus, den der übrigens keineswegs betrunkene, sondern wie wir andern auch — wohl nur den stets kühlen Stanley und den, die Pflichten des Stationschefs gewissenhaft versehenden Hauptmann Richelmann ausgenommen — animierte Pascha erlitten hatte, war glücklicherweise durch ein unter dem Fenster befindliches Wellblechdach erheblich gemildert worden. Der kurzsichtige Emin hatte aus dem Fenster mit sehr niedriger Brüstung sich herausgebeugt, um frische Luft zu schöpfen, und war dabei vornüber gefallen. Selbstredend geschah für die Wiederherstellung des Pascha alles, was unter den Verhältnissen irgend möglich war; beispielsweise schickte Wissmann täglich einen Dampfer mit künstlichem Eis zum Kühlen von Sansibar nach Bagamoyo. Dank der ihm zuteil werdenden Fürsorge, der Pflege der Schwestern, der Kunst der Ärzte ging die Genesung ziemlich schnell vor sich. Es behandelten ihn der Stationsarzt Dr. Brehme, Dr. Lotsch von S. M. S. „Sperber“ und natürlich Dr. Park, der indes bald selbst schwer am Fieber erkrankte und dann die alleinige Behandlung den deutschen Ärzten überlassen mußte.

Der Sturz des Pascha hatte naturgemäß eine Trennung Emins von den Engländern zur Folge, da die andern Expeditionsmitglieder bis auf Casati, der bei seinem alten Freund und Gefährten verblieb, nach Sansibar überfuhren.

Diese Trennung war für ihn sowohl wie für die deutschen Unternehmungen von weittragenden Folgen. Da die Person des Reichskommissars in den getroffenen Entscheidungen eine sehr erhebliche Rolle spielt, seien dieselben hier kurz erwähnt.

Seinerzeit hatte Stanley dem Pascha verschiedene Vorschläge für die Regelung seiner Zukunft, insbesondere zwei solche, die seinen Eintritt in die Dienste der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft bezweckten, gemacht. Zwar hatte sich Emin nicht direkt und in aller Form verpflichtet, auf die Wünsche der Engländer einzugehen, die ganz natürlicher und berechtigter Weise sich der Person Emin Paschas versichern wollten, aber es stand doch eine Einigung in sicherer Aussicht. Ein von dem Vertreter der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft entworfener Vertrag sollte nach der Ankunft des Pascha in Sansibar auf dem englischen Generalkonsulat in aller Form von den Parteien unterzeichnet werden. Hierüber hatte sich Emin Pascha sowohl dem Reichskommissar am Tage des Einzugs in Bagamoyo, wie auch dem Schreiber dieses Kapitels gegenüber auf dem Marsche von Mpapua nach der Küste ausgesprochen und dabei durchblicken lassen, daß es ihm eigentlich sympathischer wäre, seine Dienste dem Vaterlande zu weihen. Nach der ganzen Sachlage erschien aber die Erfüllung eines solchen Wunsches unter den damaligen Verhältnissen, da die Verhandlungen mit den Engländern bereits zu weit vorgeschritten waren und ein Drängen von unserer Seite uns als unangemessen erschien, ausgeschlossen. Wenn trotzdem die Zukunft des Pascha sich nicht in der ursprünglich in Aussicht genommenen Richtung bewegte, so war hieran der unglückliche Sturz, der schwere Unfall desselben mittelbar schuld. Denn es war ausgeschlossen, daß der an Gehirnhautentzündung schwer darniederliegende Emin für seine zukünftige Tätigkeit sich verpflichten, ja daß er überhaupt in irgend welcher Weise disponieren konnte. Nichtsdestoweniger wollten die Engländer sich, und zwar nach meiner Ansicht, wie er-

wähnt, ganz natürlicherweise, die Person des Pascha für den Fall seiner Genesung sichern.

Der Chefarzt des Lazaretts konnte aber in der ersten Zeit der Erkrankung nicht die Annahme von Besuch durch Emin erlauben, namentlich nicht von solchem Besuch, der den Patienten aufregte. Und schon die Erwähnung der Absicht Stanleys, des englischen Generalkonsuls und der maßgebenden Personen der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft, Emin zu besuchen, regten diesen derart auf, daß er selbst bat, die Besuche, welche er offensichtlich fürchtete, von ihm abzuwenden, und, als dies nicht mehr angängig war, sie abzukürzen. Schreiber dieses hat jene Zeit in Bagamoyo von der Ankunft der Expedition bis zum Beginn der Operationen gegen den noch nicht unterworfenen Bana Heri miterlebt, und zwar in der Eigenschaft als Distriktschef des die Stationen Bagamoyo und Daressalaam umfassenden Distrikts mit dem Sitz in Bagamoyo, da Major Wissmann Wert darauf legte, den mit Emin und seinen Anschauungen am meisten bekannt gewordenen Offizier in seiner Nähe zu wissen. Ein Einfluß, Emin in seinem Entschlusse, in englische Dienste zu treten, schwankend zu machen, ist weder von Major Wissmann noch von einem von uns auf den Pascha ausgeübt worden, sondern dieser äußerte sich gelegentlich mehrfach und stets ganz freiwillig, sowohl zu einzelnen von uns, insbesondere dem Reichskommissar, dem ihm sehr lieb gewordenen Stationschef Richelmann und meiner Wenigkeit dahin, daß es ihm erwünscht wäre, wenn sich die Möglichkeit fände, ihn in deutsche Dienste zu nehmen. Dem Major Wissmann antwortete er schließlich auf die Frage, ob es ihm mit dem betreffenden Wunsch ernst sei, bejahend; er ermächtigte den Reichskommissar, darüber offizielle Meldung zu erstatten. Darauf ist von letzterem am Neujahrstage 1890 nach Berlin an den Fürsten Bismarck folgendes berichtet worden:

„Eurer Durchlaucht beehre ich mich gehorsamst zu melden, daß Emin Pascha den lebhaften Wunsch hegt, seine Erfahrungen in deutsche Dienste zu stellen. Er hat mich gebeten, dies zur Kenntnis Eurer Durchlaucht und, wenn angängig, auch Seiner Majestät zu bringen, dessen Allerhöchster Gnade er sich tief verpflichtet fühlt.“

Dieser Bericht traf am 23. Januar in Berlin ein und bereits am 25. desselben Monats lief in Sansibar beim Reichskommissar folgendes Telegramm ein: „Die Dienste Emin Paschas sind uns willkommen. Bitte nähere Wünsche desselben mitzuteilen. gez. Graf Bismarck.“

Wenn, wie betont wurde, die Dienste Emins nicht von uns gesucht wurden, weil es keiner von uns, am wenigsten Wissmann, für angezeigt hielt, ihn den Engländern, sozusagen, abspenstig zu machen, so konnte doch niemand, und das haben die Engländer meines Wissens auch nicht getan, es uns verübeln, daß die freiwillig angebotenen Dienste des Pascha angenommen wurden. Denn diese erschienen sowohl Stanley und den Engländern, wie Wissmann und unserer Kolonialregierung von Wert, ja sogar, wenigstens in gewisser Hinsicht, von recht bedeutendem Wert. Ich weiß nicht positiv, ob auf seiten der Engländer das Bestreben im Vordergrund stand, durch Gewinnung der Person Emins sich seine Fähigkeit und Talente zu sichern, oder ob die Person die Hauptrolle, vielleicht die einzige Rolle spielte, das heißt ob man durch diese Person, resp. den dieselbe umgebenden Nimbus die Sache der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft fördern wollte, bin aber überzeugt, daß die letztere Erwägung die ausschlaggebende war, da Stanley und seine Offiziere Emins Leistungsfähigkeit nicht so hoch veranschlagten, als daß sie die Gewinnung seiner Dienste einer ernsten Mühe für wertgehalten hätten. Und was Wissmann angeht, so weiß ich genau, daß ihm die Erlangung der Dienste Emin Paschas für unser ostafrikanisches Interessengebiet willkommen, und zwar im höchsten Grade willkommen war, nicht, weil der Pascha etwa in besonderem Maße in der Lage gewesen wäre, durch hervorragende positive, von ihm zu erwartende Leistungen uns zu nützen, sondern weil ein energisches, auch bedeutende Mittel erforderndes Vorgehen in das weitere Innere Ostafrikas seitens unserer Kolonialregierung nur dann genehmigt zu werden Aussicht hatte, wenn der Erfolg eines solchen Vorgehens durch ganz besondere Umstände oder die Persönlichkeit des Leiters eines solchen Unternehmens nahezu garantiert erschien. Als eine solche Persönlichkeit wurde damals nicht nur in Deutschland, nein, fast in der ganzen Welt — abgesehen von einzelnen

wenigen vielleicht, die Emin näher kennen gelernt hatten — der berühmte Gouverneur der Äquatorialprovinz angesehen. Der starke Nebel, der diese Provinz und ihren höchsten Beamten bis dahin mit einem dichten Schleier verhüllte, hatte den Pascha als einen ganz Besonderen, als eine Idealgestalt erscheinen lassen, die er ganz und gar nicht war.

Der Schreiber dieses hatte bereits von Mpapua aus in einem Privatbriefe an den Reichskommissar mit Bezug auf den Pascha sich geäußert; Major Wissmann bildete sich selbstverständlich eine eigene Ansicht aus eigener Anschauung über ihn. Diese Ansicht ist dem Unterzeichneten seiner Zeit an Ort und Stelle genau bekannt geworden; sie stimmte mit dem überein, was die Mehrzahl von uns über Emin dachte; sie findet sich auch deutlich in den nach dem Tode Wissmanns uns zugänglich gewordenen Aufzeichnungen des letzteren. Daher bin ich vollberechtigt, zu erklären, daß Wissmann Emins Dienste wünschte, weil er ihm durch das Reich eine Aufgabe übertragen sah, die er im Interesse der Entwicklung des ostafrikanischen Schutzgebietes ausgeführt sehen wollte, die er selbst, da er so lange der Küste nicht fern bleiben konnte, nicht übernehmen, einem seiner Offiziere aber, als über den Rahmen der ihm gestellten Aufgabe hinausgehend, nicht zuweisen durfte. Er selbst hätte hierzu damals nicht die Genehmigung des Auswärtigen Amtes erhalten, und erhielt er dieselbe mit Bezug auf die Person Emins, so geschah das zweifellos nur unter Berücksichtigung des hohen Ansehens, dessen dieser sich in der öffentlichen Meinung erfreute.

Es kam nun darauf an, eine Form für die Einreihung des Pascha in den deutschen Dienst zu finden. Der Reichskommissar Wissmann wünschte eine direkte Unterstellung des Pascha unter das Auswärtige Amt; der letztere erklärte aber, dem von ihm hochverehrten, verdienstvollen Wissmann lieber unterstellt werden zu wollen. So geschah denn zunächst das letztere, bis nach Einrichtung des Gouvernements später Emin Kommissar zur Verfügung des Gouverneurs wurde.

Die Aufgabe, welche Emin vom Reichskommissar zugewiesen wurde, ging dahin, durch das Erscheinen der mit einer für diesen Zweck ausreichenden Militärmacht ausgestatteten Expedition im Innern bis zum Viktoriasee hin in friedlicher

Weise die deutschen Interessen zu fördern, speziell auch dem Handel und Verkehr mit der Küste zu dienen, und den Machthabern im Innern vor Augen zu führen, daß die deutsche Herrschaft nicht nur an der Küste fest eingerichtet sei, sondern daß sie auch das für den Handel so außerordentlich wichtige Innere nicht vernachlässige, vielmehr seine Bedeutung erkenne und auch hier eine angemessene Macht zu entfalten in der Lage und willens sei. Dann wurde die Anlage von Stationen als Stützpunkten am Viktoriasee ins Auge gefaßt.

Ausdrücklich verboten wurde Emin von Wissmann das Berühren von Tabora mit seiner Expedition, weil der mit den dortigen Verhältnissen genau vertraute Reichskommissar sich sagte, daß das Erscheinen der im Verhältnis zur Stärke Taboras viel zu schwachen Expedition des Pascha — insbesondere auch bei dem Charakter der dortigen Machthaber — Weiterungen und Verwicklungen geradezu herausfordern müsse. Selbstverständlich begründete Wissmann auch dem Pascha gegenüber in sachlicher und eingehender Weise dies Verbot.

Emin Pascha verstand es, den Arabern gegenüber, mit denen er in Bagamoyo und Sansibar viel verkehrte, sich als Mohamedaner zu geben; warum sollte er auch nicht von seiner hervorragenden Kenntnis der islamitischen Religion im Interesse der Gesamtheit Nutzen ziehen! Sind doch die von den fanatischsten Volksstämmen bewohnten Länder zum Nutzen der Kultur und Wissenschaft gerade von Leuten erforscht, die als Mohamedaner sich auszugeben vermochten! Somit war er sehr geeignet, im Innern in diplomatischer Weise für uns zu wirken. Und so erschien denn die Aufgabe, vornehmlich in ihrem ersten Teil, für ihn ganz besonders passend. Schon sehr viel zweifelhafter war es, ob er auf die Dauer vermögen würde, den auf ihn gesetzten großen Erwartungen gerecht zu werden; denn wenn man sich die Verwaltung der Äquatorialprovinz bei Licht besah, so hatte er dort nur eine Scheinherrschaft ausgeübt. Aber die Sorge um Emins zukünftige Tätigkeit als Verwaltungsbeamter war ja für Wissmann eine cura posterior.

Aber noch eine große Schwierigkeit war zu überwinden, und diese lag im wankelmütigen Charakter Emins.

Eines schönen Tages, Emin war wieder hergestellt und

nach Sansibar übergesiedelt, erfuhr zu seinem größten Befremden Wissmann, als schon von ihm und den dazu Beauftragten, darunter dem Schreiber dieses, an der Ausrüstung der Expedition ernsthaft gearbeitet wurde, Soldaten, Träger, Lasten meist schon beisammen waren, daß wieder Unterhandlungen zwischen dem wankelmütigen Pascha und den Engländern behufs Eintritts des Erstgenannten in die Dienste der englischen Gesellschaft stattfänden. Der Pascha entgegnete auf Wissmanns nun allerdings recht ernste Frage, daß dies stimme und daß er glaube, der deutschen Regierung einen besseren Dienst zu leisten, indem er die Engländer an der Nase herumführe. Es könne ja inzwischen, so schlug Emin vor, der Schreiber dieses ohne Aufsehen die Expedition, die doch besondere Schwierigkeiten nicht biete, antreten und allein durchführen und dabei, während er selbst weiter mit unseren englischen Nachbarn verhandle, einen erheblichen Vorsprung gewinnen. Selbstredend zeigte Major Wissmann nicht das geringste Verständnis für den Vorschlag des Pascha, mit dem dieser auch erst auf Befragen, als der Plan von englischer Seite zu Wissmanns Ohren gedrungen war, herausrückte. Er verlangte kategorisch ein „Ja“ oder „Nein“, und es erfolgte nunmehr ein unumwundenes „Ja“ Emins, der dann schließlich auch die Expedition antrat.

Daß er sich, eben genesen, nach dreizehnjährigem Aufenthalt in weltabgeschiedenen Gebieten Innerafrikas, zum Wiederaufbruch ins weitere Innere entschloß, könnte ihm an sich gar nicht hoch genug angerechnet werden, wenn nicht das, nur aus den vielen Widersprüchen in seinem Charakter und Wesen zu erklärende, sonst ganz rätselhafte Verhalten ihn uns doch stark entfremdete.

Auf die Expedition Emins einzugehen, ist hier, da es sich um ein Lebensbild Hermann von Wissmanns handelt, nicht der Ort. Nur eins sei erwähnt, daß sich gezeigt hat, wie recht Wissmann mit seiner Instruktion an Emin hatte, die diesem verbot, Tabora zu berühren. Emin suchte ja bekanntlich doch, wie er berichtete, durch Trägerschwierigkeiten dazu veranlaßt, diesen Platz auf und schloß daselbst einen Vertrag ab, den sich der Pascha zum besonderen Verdienste anrechnete; wenigstens ersehen wir dies aus dem Umstand, daß er

an das Reichskommissariat in Sansibar die Bitte richtete, ein beigefügtes, von ihm selbst aufgesetztes und unterzeichnetes Telegramm an Seine Majestät den Kaiser aufzugeben. In diesem Telegramm beglückwünschte der Pascha Seine Majestät zu dem Erfolge Emins, der sich in der Flaggenhissung zu Tabora ausdrückte. Begreiflicherweise konnte ein solches, unserem Empfinden nicht entsprechendes Telegramm nicht zur Absendung gelangen.

In Wirklichkeit erwies sich das direkt gegen den Befehl Wissmanns in Tabora vollzogene Engagement als falsch, denn der dort nach dem Vertragsabschlusse Emins eingesetzte Stationschef mußte bei der geringen Stärke seiner Machtmittel eine klägliche Rolle spielen, abgesehen davon, daß für uns eine Reihe von besonders heftigen Kämpfen dadurch in Uniamwesi notwendig wurde, Kämpfe, die Wissmann, der Mann mit dem vierzigfachen Verstande, wie ihn die Araber nannten, vorausgesehen hatte und vermieden wissen wollte.

Es hat daher der Letztgenannte berechtigtermaßen eine recht herbe Kritik über Emins Eigenmächtigkeit geführt; diese Kritik ist Wissmann in einem Teil der deutschen Presse, die die Tatsache der abfälligen Beurteilung, nicht aber ihre sachgemäße Begründung erfuhr, damals sehr verübelt worden.

Die Art und Weise, wie Emin weiterhin im Innern vorging, erregte bei Wissmann große Besorgnis um die Sache selbst wie um das Leben des Pascha. Der letztere hatte nämlich am Nyansa arabische Sklavenhändler gefangen genommen, die ihn, wissend, daß er mit den Arabern zusammen gebetet hatte, und ihn für einen Glaubensgenossen haltend, nicht fürchteten. Statt sie jedoch, vorausgesetzt, daß ihre Gefangennahme auf einwandfreie Weise vor sich gegangen war, durch Kugel oder Strang hinrichten zu lassen, wie Wissmann das getan haben würde, übergab er die gefangenen Araber den Eingeborenen und erlaubte diesen, mit ihren Feinden zu machen, was sie wollten. Diese nun schlugen zunächst die Gefangenen mit Stöcken halb tot, luden sie dann auf ein Boot und warfen sie noch lebend im flachen See den Krokodilen zur Nahrung vor.

Eine solche, von Emin allerdings nicht beabsichtigte, den Eingeborenen aber so ganz ähnlich sehende, bestialische Be-

handlung ihrer Feinde, die indirekt doch auf das Konto Emins zu setzen war, hat zweifellos sehr geschadet. Gab sie doch Veranlassung zu einer außerordentlichen Erbitterung der Araber nicht nur gegen Emin allein, sondern gegen uns überhaupt. Diese Erbitterung war damals auch an der Küste sehr zu beobachten.

Die Araber von Tabora brachten, nachdem sie mit ihren Glaubensgenossen vordem in den Moscheen ganz gehörig die Köpfe zusammengesteckt hatten, eine Beschwerde gegen Emin Pascha bei den Organen der Regierung vor. Wenn für uns die Sache weitere Störungen nicht zur Folge hatte, so ist das ganz gewiß nicht der Person Emins zu danken gewesen, sondern einzig und allein dem Umstande, daß ein anderer Mann, nämlich Wissmann, es erreicht hatte, daß auch eine der größten Ungeschicklichkeiten das auf ihn und seine Organe allenthalben gesetzte Vertrauen so leicht nicht zu untergraben vermochte.

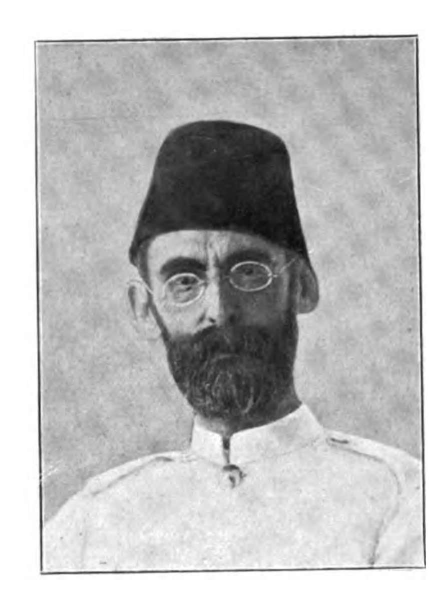
Emin selbst ist ja sein Verhalten von den Arabern leider nicht vergessen worden, denn nicht alle dachten so nachsichtig, wie der alte, sehr vertrauenswürdige Schech Amer in Bagamoyo, der seine Meinung bei Vorbringung der Beschwerde durch die Tabora-Araber zu mir dahin ausdrückte, es möge wohl der Verstand Emins durch seinen Sturz aus dem Fenster heraus so gelitten haben, daß er seine Handlungsweise nicht recht zu bemessen vermöchte. Ich hielt das zu jener Zeit wohl auch für möglich, muß aber doch in Erwägung ziehen, daß im Wesen und Charakter des Pascha so viele Widersprüche vorhanden waren, die schwer zu lösen sind. Eine Erklärung kann ich auch hier wieder nur in dem Umstande sehen, daß Emin eben ganz Orientale geworden war, und dadurch sich auch sein ganzes Wesen, seine Anschauungen, sogar sein Charakter gewandelt hatte. So mag denn bald der von Natur und Gemüt weichherzige Mensch, bald der durch seine Umgebung veränderte Orientale die Oberhand gewonnen haben. Das erstere war doch z. B. wieder der Fall, als Emin auf seiner Reise weit im Innern Dr. Stuhlmann mit einem Teil seiner Leute zurückschickte und selbst bei den Kranken und Hilflosen verblieb, die er mit seiner Expedition in das Gebiet des Kongo-Staates gegen den Befehl der Regierung geführt hatte!

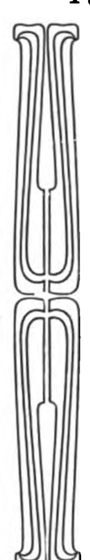
Da die vom Pascha weiterhin und zwar entgegen wieder der ihm ausdrücklich gegebenen Instruktion betretene Gegend gerade durch die Kämpfe zwischen den Arabern und dem Kongostaat aufgeregt war, erkannte der um Emin in treuer und ehrlicher Sorge schwebende Wissmann damals schon, wie wir aus seinen Aufzeichnungen sehen, die große Gefahr, in welcher der Pascha sich befand; mit den Verhältnissen des Kongostaates und dem Wesen der Araber wohl vertraut, sagte er sich, daß der Pascha in sein Verderben gehe, da seine Macht, um geraden Weges durchzuziehen, unter den Verhältnissen, in denen die Rache der Araber zu fürchten war, viel zu schwach sei; denn nichts konnte, wie er wohl wußte, diese letztern mehr zur Wut entflammen, als das oben erwähnte Verfahren Emins, ihre Stammes- und Glaubensgenossen den ungläubigen, verachteten Schwarzen zu einer derartig unwürdigen Bestrafung zu übergeben, und das, nachdem Emin überall mit den Arabern zusammen gebetet hatte.

Ehe ich dies Kapitel schließe, das von drei Erforschern des schwarzen Erdteils spricht, die damals an einem Tage auf deutschem Gebiet vereint und wohl als die Größten angesehen waren, die Europa aufzuweisen hatte, sei es mir gestattet, die drei Persönlichkeiten und ihre Leistungen noch einmal nebeneinander zu stellen und näher ins Auge zu fassen. Wenn mein Urteil über Emin Pascha von dem, was man in der großen Masse des deutschen Volkes über ihn denkt, in manchen Punkten abweicht, so ist ihm doch, das sei vorausgeschickt, bei denen, die ihn kennen lernten, bei uns allen, die wir ihm näher traten, ein sympathisches Andenken gesichert.

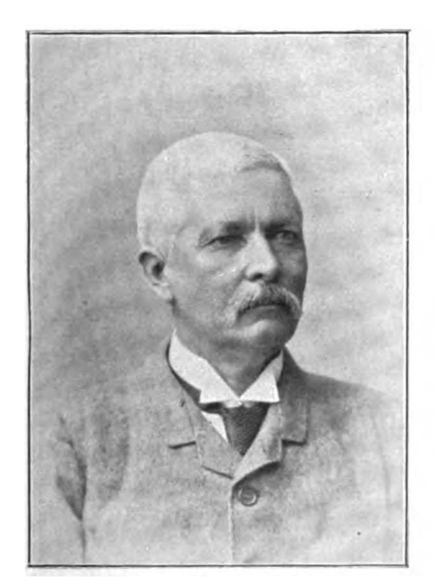
Bei Stanley, unter den Eingeborenen als Bula matari, der Felsenbrecher, bekannt (so nach den Steinsprengungen beim Bahnbau im Kongostaat genannt), stehen obenan seine Leistungen als Erforscher des Kongo, während der Verwaltungsbeamte und Organisator, als ihm im Dienste des Königs der Belgier große Aufgaben gestellt waren, hinter dem Forscher Stanley erheblich zurückblieb, so daß in dieser Beziehung die vom Souverän des Kongostaates auf ihn gesetzten großen Erwartungen nicht ganz erfüllt wurden. Als Expeditionsführer zeigte sich auf seinen Forschungsreisen Stanley als der Alles nüchtern und kühl, allein mit dem Verstand praktisch erwägende, nie das





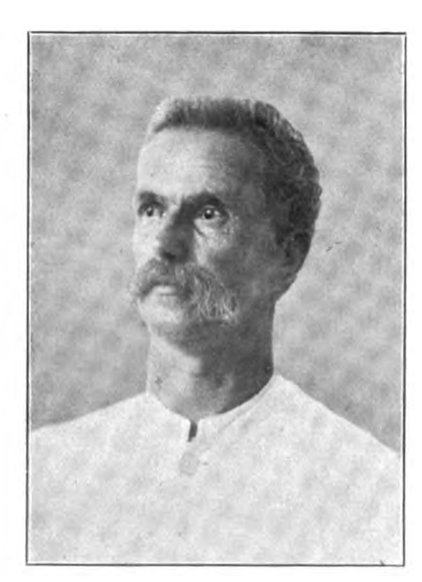


Emin Pascha.
(Dr. Schnitzer.)





H. Stanley.



G. Casati.

Herz zu Rate ziehende, vor keinem Mittel und Hindernis zurückschreckende Mann, den spanischen und portugiesischen Konquistadoren vergleichbar, den es wenig kümmerte, was aus den nach ihm kommenden Europäern wurde, wenn er nur selbst sein ihm vorgestecktes Ziel erreichte.

Wie ganz anders Wissmann, der auf seinen großen Reisen nie die Menschlichkeit aus dem Auge gelassen hat, trotzdem er mit genau der gleichen Energie, wie Bula matari, seine Pläne und Absichten verfolgte und auch durchgriff, wo es sein mußte, mit eiserner Hand und zäher Festigkeit! Aber stets stellte Wissmann den Gedanken an die Sache, der er diente, voran, mochte er als Mann der Wissenschaft, oder als Beamter des Staates und als Offizier tätig sein. Nie hat unser Wissmann einem später Kommenden das Reisen in den Gebieten, die er selbst durchzogen hatte, durch sein Auftreten erschwert, nein, stets war das Gegenteil der Fall; wo Wissmann gereist war, da kamen die nach ihm leichter durch, denn ihnen hatte unser Forscher den Weg geebnet. Es ist mir persönlich bekannt, daß Wissmann bei seinen Reisen und Unternehmungen da, wo für ihn in seiner amtlichen Eigenschaft wohl Veranlassung vorlag, hart aufzutreten und die Eingeborenen zu strafen, oft im Interesse später zu erwartender, schwächerer europäischer Karawanen lieber Milde walten ließ, damit nicht etwa der schwächere, der Missionar oder der Kaufmann, durch ihn zum Leiden kam.

Für den brutalen Gewaltmenschen, der genügend Kräfte hinter sich hat — und Stanley reiste ja stets mit bedeutender Macht —, ist es ja meist nicht so schwer, in Afrika gewalttätig und rücksichtslos durchzubrechen, wenn es nur hierauf ankommt, und es hat ja auch die Wissenschaft, wenn es sich um unbekannte Gebiete handelt, den Vorteil davon; aber nützt er dadurch dem Ruf des Europäers, schadet er nicht vielmehr der Kultur?

Das farbige Menschenmaterial, auf das sich Stanley stützte, bildeten im allgemeinen dieselben Sansibariten und Ostafrikaner, die von jeher zu Reisen und Expeditionen verwendet worden waren; diese in Disziplin zu halten, ist dem eisernen Stanley nicht immer gelungen, wenngleich man zugeben muß, daß das eine eminent schwierige Aufgabe bei den längeren Expeditionen war. Wie trefflich aber organisierte unser Wiss-

mann, der Stolz aller guten Deutschen in Afrika, seine Truppen, seine Flotille, und dies, ohne sich an andere Muster anzuklammern, ganz aus Eigenem heraus! Was hatten wir für Erfahrungen, auf die er sich hätte stützen können? Es war lediglich sein praktischer Sinn, seine Kenntnis der Völker, sein Talent, das ihn Sudanesen und Sulus — von denen sich auch die letzteren, wenigstens in leichteren Verhältnissen und als Gegengewicht gegen andere, bewährten, wenn sie auch später zuweilen versagten —, für die Truppe, Somali für die Schiffe, wählen hieß. Und mit dieser Truppe, dieser Flottille, seinem ureigensten Werk, hat er Weltgeschichtliches geleistet in einer Weise, daß jeder, der nicht gerade vom gelbsten Neide geblendet ist, ihn nur bewundern kann. Natürlich hat die Truppe, hat jeder von uns, der in ihr diente, seine Pflicht getan und dem Vaterlande an mehr oder weniger exponierter Stelle, das will ich so unbescheiden sein, zu sagen, in schwerer und doch so schöner, großer Zeit gedient und Anteil an den Errungenschaften; das Verdienst im großen, aus dem Nichts heraus ein brauchbares Werkzeug geschaffen zu haben, kommt aber einzig und allein unserm Wissmann, keinem zweiten, zu! Und mit welchen Mitteln hatte dieser außerdem das alles geschaffen, im Gegensatz zu Stanleys Aufwendungen, im Gegensatz zu dem, was wir jetzt aufwenden? — Geradezu, respektvollst zu sagen, mit einer Lumperei! — Von seinen weiteren Leistungen als Verwaltungsbeamter, als Forscher spricht dieses Buch ausführlich; die Leistungen des Soldaten, des Expeditionsführers Wissmann mit denen Stanleys verglichen, müssen nach dem hier Gesagten, darüber dürften alle sich einig sein, denen Stanleys vorzuziehen sein in Anbetracht der Rücksichtnahme auf die von beiden gewählten Mittel.

Mit Emin aber als Expeditionsführer können wir die Leistungen eines Wissmann und eines Stanley ganz und gar nicht vergleichen; Emin war als großer Reisender bis dato nie hervorgetreten, und als er zuletzt im deutschen Dienst einen schwachen Anlauf dazu unternahm, versagte er, der niemals wußte, was er wollte, völlig. Den Pascha aber mit Wissmann als Soldaten vergleichen zu wollen, wird kaum jemandem beikommen, denn Militärisches hatte der erstere außer seinem Titel nichts an sich. Ein Gefecht hat Emin Pascha nie geleitet,

auch in der Äquatorialprovinz einem solchen nie beigewohnt; war er doch auch so kurzsichtig, daß er mit den schärfsten Gläsern auf weiter als drei bis vier Schritt niemand erkennen konnte. Bezeichnenderweise sprach Emin Wissmann seine Verwunderung darüber aus, daß dieser beim Vorgehen des größten Teils der Schutztruppe gegen den Hauptherd der Aufständischen im Januar 1890 das Kommando selbst übernahm: „Dazu haben Sie doch Ihre Offiziere." Aus dieser Äußerung spricht ein uns Offizieren völlig fremdes Empfinden.

Sehen wir uns die drei Afrikaner nun einmal als Forscher etwas an.

Emin war zweifellos seinem ganzen Wesen und Streben nach ein Mann der Wissenschaft, der er mit Erfolg zu nützen strebte. Was Wissmann und Stanley im Großen taten, leistete Emin im Kleinen. Er hatte eine große Freude daran, ein Geierperlhuhn abbalgen und den Balg als Beleg für die Grenze des Vorkommens dieses recht häufigen Vogels nach Europa senden zu können, eine ebensolche Freude, wie sie ein anderer etwa bei der Entdeckung einer neuen Tierart empfand.

Stanley spricht in ähnlicher Weise seine Verwunderung darüber aus, daß Emin den Albert-See noch nicht erforscht hatte, trotzdem er hierfür gut ausgerüstet war, 2 Dampfer und 2 Boote besaß, eine Station am nordwestlichen Ende des Sees, Tunguni, und eine andere am Westufer desselben, Mswa; trotzdem hatte er bis 1888 nie das südliche Ende des Nyansa besucht und den dortigen Zufluß erforscht; dieses Ziel schien ihm zu groß zu sein. Dafür war er aber im Detail sehr peinlich, genau und außerordentlich fleißig.

Wissmann dagegen hatte, wie wir gesehen haben, auf seiner ersten Durchquerung gänzlich unbekannte, von Fremden nie betretene Gebiete erforscht, noch dazu, ohne in Konflikt mit den Eingeborenen zu geraten, dann im Dienst des Königs der Belgier den Lauf des gewaltigen Kassai, wohl des letzten noch unbekannten, großen Stroms auf unserer Erde, der an Wassermasse die meisten Flüsse Europas weit übertrifft, festgelegt. Diese Leistungen Wissmanns dürfen wir wohl auf eine Stufe mit den unsterblichen Verdiensten Stanleys, mit seiner Riesentat, der Erforschung des Kongo, stellen, zumal wohl Wissmann den Kongostaat besser als selbst

der Begründer desselben kannte; denn er, der deutsche Reisende, hatte nicht, wie Stanley zu Wasser dem Fluß folgend, den Kongostaat durchzogen, sondern zweimal zu Lande, also viel langsamer, und infolgedessen auch viel gründlicher sich über die Verhältnisse unterrichten können.

Wissmann selbst freilich tritt bescheiden zurück, indem er über Stanley mit außerordentlichem Wohlwollen nach dessen Ableben schrieb: „Seit der Zeit der spanisch-portugiesischen Weltverteilung, seit der Zeit der großen Entdeckungen und Bildung mächtiger überseeischer Reiche gab es keinen Forscher, der sich solcher Erfolge rühmen konnte, wie Stanley; Forscher und Konquistador im Namen unseres Zeitalters. Afrika war sein Feld. Wohl hatte Livingstone im südlichen Teil des äquatorialen Afrika vieles bekannt gemacht, wohl hatte Cameron den Kontinent durchquert, das große Problem des „weißen Fleckes" auf den Karten war noch ungelöst. Wo blieben die Wasser der vasten, westlichen Hälfte Afrikas von der Sahara bis zum Sambesi-Gebiet? Wohin führte der Lualaba, schon im Oberlauf ein Strom, seine Wassermassen? Mag alles, was sonst noch Stanley tat, verdienstvoll, Früchte tragend, rühmlich gewesen sein, die Erforschung dieser gewaltigsten Lebensader des dunklen Kontinents, des Lualaba-Kongo, das macht ihn unsterblich! Das Rückgrat fand Stanley, an das sich die Rippen, die Gliedmaßen, anschließen, die weite Straße hinein in die üppigen Tropenländer mit ihren Reichtümern, die heute schon von einer Flotte von Dampfbooten befahren wird. ‚Er hatte Glück.' Ja, was heißt das. Ich zeigte, daß vor ihm schon zwei tüchtige, verdiente Männer dieselbe Gelegenheit hatten. Er, Stanley aber packte das Glück und ließ es nicht, bis das Ziel erreicht war. Viele Feinde hatte, mußte der Mann haben, viele Neider. Härte warf man ihm vor. Wahrlich ein weicher Mann wäre oft niedergebrochen vor dem Ziele. Rücksichtslos hieß man ihn. Wohl ihm, daß er es war. Die rauhe Wildnis kann mit Glacéhandschuhen nicht gerodet werden. Wenige können darüber urteilen wie ich, aus harter Erfahrung, ich, der ich mit so geringen Mitteln in ähnlicher Weise ringen mußte, hart ringen, wenn auch mit geringerem Erfolge. Der Führer so großer, lang andauernder Unternehmungen in der Wildnis hat andere Hindernisse zu bewältigen,

als der Forscher, der sich, wie bis dahin die meisten, Karawanen von Händlern, Arabern, Portugiesen anschließen konnte. Er muß selbst für die Sicherheit des Zuges sorgen, selbst mit den Eingeborenen auskommen, selbst für seine Leute sorgen, kann nicht wie jene seine meiste Zeit, seine Kraft fast allein wissenschaftlichen Arbeiten weihen. Tag und Nacht steht alles sozusagen auf der Kippe, in Gefahr; Menschenleben, große Summen Geldes, der Erfolg in materieller und moralischer Beziehung fürs Vaterland, den Auftraggeber, für ihn selbst. Alles ist abhängig von einem Entschluß, oft von einer Minute. Da gibt es nur eine Rücksicht, einen Willen. Stanley war hart und rücksichtslos, soweit es ihm bei seinem klaren, praktischen Blick aus tausend Gründen nötig erschien. Stanley hatte stets Erfolg! Warum nörgelt man trotzdem über einige scharfe Ecken? Hatte der Mann es nicht verdient, daß man über solche hinwegsah? An Stanley war alles harte Energie, kühle Ruhe, klare Überlegung, scharfe Beobachtung, richtige Berechnung, schnelles, rücksichtsloses Handeln. In Deutschland entzog Emin Pascha seinem ‚Retter' Stanley viele Sympathien. Warum wurde Emin gefeiert? Er hielt aus in Äquatoria, er mußte aushalten, er ging, als ihn Stanley (das ist keine Frage) befreite! Zwei ungleichere Menschen wie diese beiden sind nicht zu denken fast. Emin war von Stanleys Felsenfestigkeit fasziniert! Emin hätte sich gegen seinen Willen von Stanley im Triumphzug nach Europa führen lassen als ‚Geretteter', ohne meinen Einfluß, der aus gewichtigen Gründen eingesetzt werden mußte, nicht aus Neid; denn gern erkenne ich in Stanley den erfolgreichsten, den ersten ‚Afrikaner'. Wer nicht blind ist, es sein will, wer sich nicht durch Neider, auch durch falsch angebrachten Patriotismus blenden läßt, der muß anerkennen, daß in diesen Tagen ein Mann aus der Welt geschieden ist aus gleichmäßig festem, eisernen Guß, ein Kraftmensch, ein Charakter, wie sie in unserer Zeit selten werden."

Und nun noch ein paar Worte über Emin als Verwaltungsbeamter. Gewiß ist zuzugeben, daß sich Emin mit Erfolg bemüht hatte, geordnete Verhältnisse in der Äquatorialprovinz herzustellen; aber die Tatsachen zeigten, daß er zuletzt nach dem weiteren Umsichgreifen des Mahdismus doch nur eine Scheinherrschaft in Äquatoria ausübte. Es wurde ihm als

Hauptverdienst zugeschrieben, daß er mit beispielloser Ausdauer unter den schwierigsten Verhältnissen in seiner Provinz ausharrte, wobei aber außer acht gelassen wird, daß der Mahdi, der ihn nicht fürchtete und, da er stets gewärtig sein mußte, vom Norden her angegriffen zu werden, sich nicht so weit von den bedrohten Punkten nach Süden entfernen konnte, ihn durchaus nicht hart bedrängte, ferner, daß Emin, wie es scheint, doch gar nicht Herr seiner Bewegungen und nicht ohne weiteres in der Lage war, seine Provinz zu verlassen. War er doch später, als seine Soldaten glaubten, er wolle dies tun, von ihnen zum Gefangenen erklärt worden! War doch auch nie recht aus dem Pascha herauszubekommen, wie sich vor Stanleys Ankunft die disziplinaren Verhältnisse in seiner Provinz gestaltet hatten! Mit Sicherheit war zu erkennen, wie es den berühmten Herrscher der Äquatorialprovinz wurmte, daß Stanley und seine Offiziere an Ort und Stelle erkannt hatten, wie schwach er in seinem Befehlsbereich war, wie ihn die Leute mißachteten, ja sogar schmähten und geringschätzten.

Daß nach dem eigenmächtigen und disziplinwidrigen Verhalten Emins und seiner Rektifizierung durch Wissmann ein Teil der deutschen Presse für den ersteren Partei ergreifen konnte, ist nur aus dem mystischen, damals den Pascha umgebenden Dunkel heraus zu erklären.

Für wen arbeiteten nun unsere drei Reisenden, und welche Triebfedern erkennen wir bei ihnen? —

Emin war als preußischer Untertan geboren, nahm dann türkische Nationalität an, ging weiterhin in den Dienst des Khedive, wo er vom Leibarzt und Sekretär Gordon Paschas bis zum Verwalter einer Provinz emporstieg, um dann nach seiner Befreiung in deutsche Dienste zu treten und damit deutsche Nationalität wieder anzunehmen, nicht ohne in allerletzter Zeit, wie wir sahen, in diesem Entschluß wieder wankend geworden zu sein.

Im Dienst der Wissenschaft gehört naturgemäß ein jeder, der Großes leistet, nicht nur dem eigenen Vaterlande, sondern der Welt an, so auch Emin, wie Wissmann und Stanley. Die Sammlungen Emins wanderten indes besonders nach England, nach dem eigenen Vaterland, wenn überhaupt, nur zum sehr kleinen Teil. Den Zug zum Vaterlande erkennen wir in Emins

Tun und Wirken erst recht spät, als er die Erfolge des Wirkens der Deutschen im dunklen Erdteil erkannte; da schien wohl einmal das Herz des Patrioten stärker zu sein als der Sinn des Kosmopoliten.

Beim Amerikaner Stanley dürfen wir uns nicht wundern, wenn er nur der Erforschung des Erdteils diente, in dem er unvergängliche Lorbeeren auf seinen beiden ersten Reisen gepflückt hatte; kam doch bei ihm ein Wirken fürs Vaterland gar nicht in Frage. Wurde doch auch früher erzählt, Stanley habe das Anerbieten der Gründung des Kongostaates, nachdem es England, das heute jedenfalls sehr betrübt hierüber ist, wohl aus Mißtrauen gegen den Erforscher, abgelehnt hatte, unter anderen auch dem Fürsten Bismarck gemacht! —

Wie sympathisch wirkt auch hier wieder die Person und das Wirken Wissmanns, zuerst im Dienst der deutschen Afrika-Gesellschaft, dann auf Wunsch des deutschen Kronprinzen allerdings im persönlichen Dienst des Königs der Belgier; in diesem bedingt er sich aber ausdrücklich aus, daß alle Sammlungen ausschließlich den deutschen Museen zugute kämen. Weiterhin strebte unser Landsmann, als er von der Gründung deutscher Kolonien hörte, mit Eifer und Zähigkeit darnach, seine Erfahrung und Befähigung im Dienste des Vaterlandes zu verwerten. Er wandte sich, um solches leichter zu erreichen, damals vom Kongostaat aus an den deutschen Kronprinzen. Im deutschen Dienst verblieb er dann, obgleich von seiner Regierung nicht immer hoch genug bewertet und richtig geschätzt, trotz der verlockendsten Anerbietungen von außen her und trotz mancher Enttäuschungen, die er erfuhr! —

Der an sich wohl schon, wie mir scheint, zu pessimistische Ausspruch Seumes: „Nur selten ist Ehre, wo Ruhm ist, und fast noch seltener Ruhm, wo Ehre ist“ trifft bei Betrachtung der drei Afrikaner auf unseren Wissmann ganz gewiß nicht zu. — Ihn leiteten bei seinem Wirken in erster Linie ideale Zwecke, nicht die Sucht nach Ruhm und Geld; von Stanley vermag ich dies nicht ohne weiteres zu sagen, jedenfalls hatte er auf seinen Reisen, schon wenn er an der Küste ankam, das Buch, in dem er, wie berechtigt, seine gewaltigen Forschungen und Taten der Menschheit verkündete, nahezu vollendet, denn er war unterwegs sehr fleißig; so konnte ich während der kurzen Zeit, die

ich mit ihm und Emin reiste, ihn wie diesen — bei dem letzteren überwog aber sicher das Interesse für die kosmopolitische Wissenschaft — viele Stunden am Tage schreiben sehen. Dies wurde Stanley auch dadurch sehr erleichtert, daß er wenig Abhaltung und Passionen, auch nicht die der Jagd, hatte, mit seinen Untergebenen z. B. auch eigentlich kaum irgend welchen persönlichen Verkehr unterhielt, ganz im Gegensatz zu Wissmann, der nicht nur Vorgesetzter, sondern der beste Kamerad war, den man sich denken konnte, der alles mit uns teilte, nichts, rein nichts, wieder im Gegensatz zu Stanley, etwa für sich allein behielt! — Ich will durch diese Bemerkungen durchaus nicht sagen, daß der letztere nach Anerkennung und Geld gehascht hätte; eine unangenehme Art des Strebens ist mir bei ihm nicht aufgefallen, auch schien ihm jede Überhebung fremd zu sein; eher konnte man sogar sein Auftreten bescheiden nennen.

Ganz verschieden war die Stellung der drei Männer zur Religion. Der Pascha, semitischer Abkunft, legte wohl einen besonderen Wert auf ein bestimmtes Glaubensbekenntnis nicht, sondern trat als Christ oder Mohamedaner auf, je nachdem es ihm seine weiteren Zwecke nützlich erscheinen ließen; bis zu einem gewissen Zeitpunkt hat er auch Vorteil davon gehabt und der Sache, der er diente, hierdurch genutzt.

Stanley seinerseits führte den Namen Gottes öfters auf den Lippen; wie sein Inneres in religiöser Beziehung empfand, ist mir unbekannt.

Wissmann bewies andern Religionen, soweit sie sich nicht gegen die Menschen und Menschlichkeit vergingen, gegenüber die für einen praktischen kolonialen Verwaltungsbeamten durchaus nötige Achtung und Duldung; schon hierdurch erwies er sich als ein toleranter, guter Christ. Er selbst setzte im übrigen, ohne den Namen Gottes im Munde zu führen und sich in Äußerlichkeiten zu ergehen, auch ohne sich viel in der Kirche zu zeigen, ein christliches Vertrauen auf die Allmacht, die den Menschen erschuf, damit er hier auf Erden selbst schaffend und tätig seinen Platz ausfülle fürs Vaterland. Wenn Wissmann ins Haus der Mutter nach seinen großen Reisen zurückkam, war es mit das Erste, daß er sich an das Klavier setzte und spielte: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Ein Mann,

dessen Empfinden sich in dieser Melodie und in unserem „Deutschland, Deutschland über alles“ ausdrückte, der hatte fürwahr eine schöne Religion, ein reelles, gutes Christentum.

Entsprechend sind auch die Charakter- und Gemütseigenschaften Wissmanns, die Ehrlichkeit und Geradheit seines Charakters, die Treue seines Wesens, die Güte des Herzens, die wir, wie das Leben und Verhalten der beiden andern zeigt, in so hohem Grade nicht bei ihnen ausgesprochen finden. Bei Stanley steht dem ein ziemlich stark ausgeprägter Egoismus entgegen; bei Emin bemerken wir, der Geradheit und mitunter Derbheit Wissmanns gegenüber, deutlich eine gewisse Verstecktheit, Zurückhaltung, ja sogar Unehrlichkeit, was von denen, die ursprünglich ihn gern bewundert hätten, sehr beklagt worden ist. So nennt Jephson zum größten, aber nicht gerechtfertigten Befremden der Verehrer Emins — denn er bringt Beweise für seine Behauptungen —, den Pascha wetterwendisch, versteckt und hinterhaltig, und wankelmütig in seinem Urteil, das er über Personen und Dinge binnen kürzester Frist ändere.

Zweifellos aber ist es sehr schwer, zu einem abschließenden Urteil über Charakter und Wesen Emins zu gelangen, da sich zu viele und große Widersprüche bei demselben zeigten, die sich vielleicht erst im Laufe der Zeit, wie bereits gesagt wurde, herausgebildet haben mögen. Aber, wie dem auch sei, sein Charakterbild verliert dadurch beträchtlich; das tritt natürlich um so schroffer hervor, wenn man ihn, seinen Charakter, sein Wesen, sein Wirken, seine Anschauungen mit einem Wissmann, bei dem alles in klarem Sonnenlicht erglänzte, vergleicht. Nachdem aber von einem Teil der öffentlichen, gänzlich irre geleiteten Meinung in Deutschland seiner Zeit der Spieß zugunsten Emins gegen Wissmann gehalten worden war, kann ich mir den Vergleich an dieser Stelle nicht versagen, ich glaube vielmehr, einen solchen dem Andenken unseres größten Afrikaners schuldig zu sein.

Ich muß aber auch von Emin anerkennen, daß er im außerdienstlichen, privaten Verkehr uns allen — so weit nicht einzelne durch vorgefaßte Meinungen gegen ihn eingenommen waren —, sympathisch war; er zeigte sich als kein Spielverderber, war wie Wissmann ein Freund froher Geselligkeit, in

der wir schöne Stunden mit ihm verlebten. Wenn Wissmann, die Freuden des Augenblicks in fröhlicher Laune genießend, weiter ging als Emin und vor allen Dingen als der immer nur vom klarsten Verstande beherrschte Stanley, so schadete das doch seinen Leistungen nichts, denn stets zeigte der große Afrikaner, bei dem Besonnenheit und Kühnheit einander die Wage hielten, sich jeder Situation gewachsen und klar, deutlich, zielbewußt, praktisch in seinen Befehlen und Anordnungen. Auch sah ich noch nie, weder unter den meist sehr verständigen, lebensklugen Missionaren Afrikas, noch unter den Männern hier zu Lande, solch' sauren Philister, der es einem Wissmann verübelt hätte, wenn er einmal zu tief ins Glas äugte oder ein schönes Mädchen in die Backen kniff.

Einen Zug übrigens, den unsere drei Reisenden gemeinsam hatten, bildet der große Ordnungssinn, der beim Pascha allerdings häufig in Peinlichkeit ausartete, während bei Wissmann und Stanley der Blick ins Weite, Große nie verloren ging.

Wissmann und Stanley sind sich gegenseitig stets sympathisch gewesen, wie aus der Art, in der sich Wissmann über Stanley aussprach, hervorgeht und ebenso unter anderem aus folgenden Worten des letzteren in seinem Buche „Aus dem dunkelsten Afrika": „Herrn Major von Wissmann bin ich für seine großartige, unbeschränkte Gastfreundschaft aufs höchste verpflichtet und ich fühle mich geehrt durch die Bekanntschaft dieses edlen, tapfern deutschen Heerführers."

Es ist wohl erklärlich, daß wir, die mehr zu dem profanum vulgus der Europäer in Afrika Gehörigen, zu den dei majorum gentium Wissmann, Emin und Stanley mit Interesse und Bewunderung aufblickten, als wir sie kennen lernten. Dies Gefühl hat sich in mir, dem damals jungen Offizier, der nur im engen Rahmen in Afrika tätig war, Bula matari gegenüber erhalten, obgleich mir das Zeugnis keineswegs ausgestellt wird, daß ich mich von ihm habe kaptivieren lassen, und es war mir eine Freude, als Stanley und alle seine Offiziere später mir noch von Ägypten und England her ihren Dank unter Übersendung ihrer Bilder in herzlichen Briefen für die gemeinsam verlebte Zeit aussprachen. Emin gegenüber verlor sich bei mir sehr bald, wie bei fast allen von uns, das Gefühl der Bewunderung, als man ihn näher kennen lernte. Ich habe ihm in den aller-

ersten Tagen unseres Beisammenseins z. B. meine Verwunderung über die Art und Weise, wie er sich von Stanley, und zwar entschieden ohne Not, behandeln ließ, ausgedrückt. Stanley hat seinerseits getan, was zu tun er für unerläßlich hielt, um mit dem hin und her schwankenden Emin zu einem, zu dem erwünschten Ziel zu gelangen; er hat ihn mit der ihm eigenen, Emin gegenüber angebrachten, brutalen Energie behandelt, bildlich gesprochen, ihn am Schlafittchen gefaßt und zur Küste gebracht. Der Pascha zog sich zwar, wie eine Schnecke in ihr Haus, zurück, aber er folgte; Stanley war der Hammer, der Pascha bildete den Ambos.

Ich glaube allerdings sicher, daß Wissmann an Stanleys Stelle die Sache ein wenig anders und im Grunde doch wieder ebenso angefaßt hätte, nämlich fortiter in re, suaviter in modo. Er würde dem Pascha in der allergemütlichsten, freundlichsten Weise den zu fassenden Entschluß beigebracht, denselben durch die ganze Macht seiner, der Wissmannschen, Persönlichkeit gefangen genommen und in Frieden und Freundschaft, ohne daß der biedere Pascha auch nur gemuckst hätte, zur Küste gebracht haben.

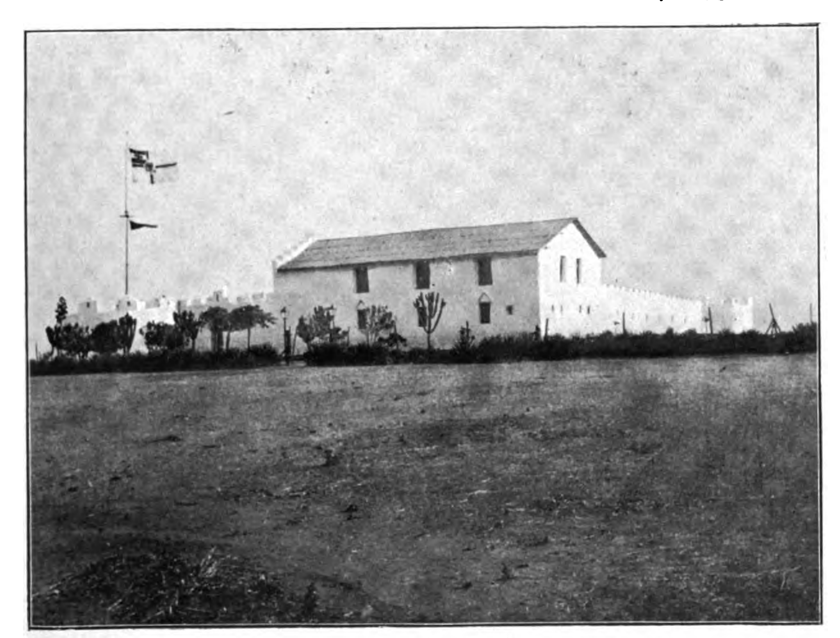
So hätte es Wissmann, des bin ich sicher, gemacht, gemacht in der Absicht, dem Vaterland zu dienen und zu nützen, dem deutschen Landsmann zu helfen!

Die endgültige Niederwerfung Bana Heris.

Verfasser: Dr. A. Becker.

Nach der Einnahme Saadanis am 6. Juni 1889 hatte Hauptmann Wissmann dortselbst eine befestigte Station nicht errichtet und eine Besatzung nicht zurückgelassen. Die ihm zur Verfügung stehende Truppenzahl war im Hinblick auf die für die nächste Zeit in Aussicht genommenen Unternehmungen nicht groß genug, daß er sie durch Abgabe einer Besatzung für Saadani, die immerhin, sollte sie ihren Zweck erfüllen, auch nicht zu gering sein durfte, hätte schwächen dürfen. Pangani und Tanga mußten noch wiedergewonnen und mit ihrem Hinterlande unterworfen werden, was vielleicht nicht ohne schwere Kämpfe möglich sein würde, und diese Orte mußten zweifellos mit starken Besatzungen belegt werden. Auch für alle andern Eventualitäten mußte ein starkes Expeditionskorps zur Verfügung bleiben. Andererseits war die Ortschaft Saadani infolge der Beschießung durch die Marine in Flammen aufgegangen und vollständig niedergebrannt, auch nicht eine Negerhütte war stehen geblieben, und die Niederlage, die Bana Heri an dem genannten Tage erlitten, war so schwer, daß Hauptmann Wissmann hoffen konnte, dieser würde binnen kurzem sich freiwillig unterwerfen, zumal wenn die Einnahme Panganis und Tangas und die noch weiter zu erwartenden Erfolge der Schutztruppe gegen die arabischen Rebellen es ihm klar vor Augen stellen würden, daß er der Deutschen Macht doch nicht gewachsen sei.

Diese Hoffnung des Reichskommissars erwies sich als trügerisch. Pangani und Tanga wurden besetzt und die dortigen Aufständischen schlossen mit den Deutschen ihren Frieden, Bana Heri aber saß auch weiterhin irgenwo in Useguha, ohne



Station Mpapua.



Station Sadani.

auch nur die geringste Geneigtheit zur Unterwerfung und zum Frieden zu zeigen. Vorstellungen über das Nutzlose des Widerstandes, die Hauptmann Wissmann ihm durch Sef ben Mohamed, den Sohn des bekannten Groß-Arabers Tibbu Tibb, machen ließ, waren vollkommen erfolglos. Useguha blieb für den Handel verschlossen, der im Hinterland der übrigen nördlichen Küstenorte bereits wieder aufzuleben begann. Einzelne Karawanen, welche den früher gewohnten Weg durch Useguha zu nehmen wagten, fanden in der von Kriegswirren heimgesuchten Landschaft keine Nahrung, und wurden zudem von Bana-Heri gebrandschatzt. Die im Hinterland von Saadani gelegenen Missionsstationen schwebten in beständiger Gefahr, von den Banden Bana Heris überfallen und zerstört zu werden. Nicht zu kontrollierende Gerüchte erzählten, daß Bana Heri in Unterhandlungen mit dem mächtigen Häuptling Sembodja von Masinde getreten sei, um ihn zu gemeinschaftlicher Bekämpfung der Deutschen zu bewegen, und daß er zu demselben Zweck Buschiri die Hand zu reichen suche, welcher nach der vernichtenden, ihm durch von Gravenreuth bei Jombo beigebrachten Niederlage mit dem Rest seiner Anhänger nordwärts geflohen und sich irgendwo in Useguha oder Nguru verborgen hielt. Allenthalben in Useguha sollten Gerüchten zufolge die Dörfer befestigt werden, und auch in dem am 6. Juni zerstörten Saadani selbst sollten sich wieder bewaffnete Leute Bana Heris niedergelassen haben.

Unter solchen Umständen mußte Hauptmann Wissmann erneut gegen Bana Heri vorgehen. Dem entsprechend beschloß er, den Chef von Zelewski mit dem Expeditionskorps von Bagamoyo aus gegen Useguha vorgehen zu lassen und selbst mit einer zweiten Truppenabteilung mit Unterstützung der Marine abermals in Saadani zu landen.

Das aus 4 Kompagnien bestehende Expeditionskorps Zelewskis verstärkte Hauptmann Wissmann durch 600 Wasukuma-Krieger des Häuptlings Telekesa, der vor kurzem mit einer etwa 3000 Menschen zählenden Karawane vom Viktoria-Nyansa in Bagamoyo eingetroffen war und sich durch Geschenke und die Hoffnung auf Beute bewogen, gerne bereit fand, mit den unbesiegbaren deutschen Truppen den Kriegspfad zu beschreiten. Die Leute Telekesas wurden aus den Beständen des Reichs-

kommissariats mit Vorderlader-Gewehren und Munition ausgerüstet und in kleinere Haufen eingeteilt, welche, um sie als Freund kenntlich zu machen, je eine schwarz-weiß-rote Flagge erhielten. Zelewskis Auftrag ging dahin, am 5. November von Bagamoyo direkt nach der Missionsstation Mandera zu marschieren, von wo erneut dringende Bitten um Schutz vor Bana Heri an den Reichskommissar Wissmann gelangt waren. Von Mandera aus sollte von Zelewski etwa zwei Tagemärsche von der Küste sich haltend nordwärts marschieren und dabei in seiner linken Flanke den Stamm der Wadoë und Wakuara vorschicken, welche die deutsche Oberherrschaft bereits anerkannt hatten und zur Heeresfolge mit 200 Gewehren bereit waren. Der zwischen der Küste und dem regulären Expeditionskorps Zelewskis verbleibende Landstreifen sollte durch die erwähnten Scharen Telekesas durchzogen und abgesucht werden. Wo sich Befestigungen vorfinden würden, sollten diese zerstört, jeder Widerstand sollte niedergeschlagen werden. Sofern sich die Irregulären dazu außerstande fühlten, sollten sie die Hilfe der Kompagnien Zelewskis herbeirufen. Am 9. November sollte das Korps Zelewski sich in Saadani mit dem Reichskommissar vereinigen.

Die für die direkte Landung in Saadani bestimmte Kompagnie entnahm Hauptmann Wissmann der Besatzung von Pangani und unterstellte sie dem Befehl des Freiherrn von Gravenreuth. Am 8. November auf dem Kommissariatsdampfer „München" nach Saadani eingeschifft, traf diese Kompagnie noch am Nachmittag desselben Tages dortselbst auf der Reede ein. Die beiden Kreuzer „Sperber" und „Schwalbe" lagen bei der Ankunft der „München" bereits vor Saadani aktionsbereit vor Anker, und sofort, nachdem die „München" angekommen war, ging die Kompagnie Gravenreuth zusammen mit dem Landungskorps der Marine gegen Saadani vor. Ein ernstlicher Widerstand fand nicht statt. Saadani war nur von wenigen Patrouillen Bana Heris besetzt, die einige Schüsse auf die landenden Truppen abgaben, ohne jemanden zu treffen, und sich dann landeinwärts zurückzogen. Auf den Trümmern des am 6. Juni zerstörten Saadani fanden sich nur einige wenige Hütten vor, die ohne besondere Sorgfalt errichtet waren und den Beobachtungspatrouillen Bana Heris als Unterkunft gedient haben mochten.

Nach erfolgter Landung ließ Hauptmann Wissmann das Vorterrain aufklären und bezog sodann mit der Abteilung Gravenreuth ein Lager, das mit einem Verhau aus Buschwerk und Dornen umgeben wurde. Die gelandeten Truppen der Marine kehrten an Bord ihrer Schiffe zurück. Für den nächsten Tag war die Ankunft des Korps Zelewski zu erwarten. Trotzdem bei den Rekognoszierungen nichts vom Feinde entdeckt worden war, beobachtete dieser doch durch Patrouillen, die im Busch versteckt waren, und sich bis dicht an das Lager heranzuschleichen wagten, die biwakierende Truppe, wie das mehrere nach Mitternacht ganz unvermutet von ihnen in das Lager gesandte Schüsse bewiesen.

Am 9. November nachmittags traf, wie befohlen, Chef von Zelewski mit dem Expeditionskorps in Saadani ein. Derselbe hatte in Mandera und Süd-Useguha alles ruhig angetroffen, je mehr er sich jedoch Saadani genähert, um so zahlreicher die Eingeborenendörfer befestigt vorgefunden. Teilweise war ihm aus denselben hartnäckiger Widerstand geleistet; 5 Dörfer hatte er mit Sturm genommen, zuletzt das Dorf Ndumi, das auf einer Bodenwelle etwa $1^1/_2$ Stunden landeinwärts von Saadani gelegen, vom Lager des Reichskommissars deutlich zu sehen gewesen war, und dessen Aufflammen demselben die Annäherung Zelewskis angezeigt hatte. Auf Bana Heri selbst war Zelewski nicht gestoßen, und auch von seinem Aufenthalt hatte er Nachricht nicht erhalten.

Vorausnehmend mag hier bemerkt werden, daß Bana Heri damals nur durch einen Zufall vor der Entdeckung durch Zelewski und vor dem Angriff bewahrt geblieben ist. Hätte Zelewski am 9. November nach der Zerstörung des Dorfes Ndumi seinen Marsch nur noch wenige Kilometer weiter nordwärts fortgesetzt, statt ostwärts nach Saadani abzubiegen, so wäre er unfehlbar auf die Hauptfeste Bana Heris, das von dichtem Busch umgebene Mlembule gestoßen. Es verlautete sogar später, daß in der Tat einige seitwärts des Korps Zelewski die Gegend durchstreifende Irreguläre Telekesas am 9. November Mlembule gefunden, sich aber, als sie Feuer von dort bekommen, schleunigst zurückgezogen hätten, ohne von diesem Ereignis Meldung zu erstatten.

Sei dem nun, wie ihm wolle, für dieses Mal war Bana Heri

jedenfalls noch seinem Schicksal entgangen; über seinen Aufenthalt hatte weder die Expedition Zelewski noch die Landung in Saadani Aufklärung gebracht. Unter allen Umständen mußte deshalb Hauptmann Wissman zunächst Maßnahmen treffen, die ihm sichere Nachrichten über den Sitz seines Gegners verschaffen konnten. Das geeignetste hierfür war zweifellos, im Saadanigebiet selbst eine feste Beobachtungsstation zu errichten und mit einer Truppenabteilung zu belegen, die nicht nur für die eigene Verteidigung stark genug war, sondern auch durch stärkere Rekognoszierungstrupps die Gegend aufklären konnte. Aber auch dieses Mal wählte Hauptmann Wissmann als Ort für die neue Station wieder nicht Saadani, das noch von der Beschießung im Juni in Trümmern lag, sondern das einige Meilen nördlich davon am Meeresstrand gelegene Dorf Mkwadja, dessen Hinterland noch wenig aufgeklärt war und das ihm gleichzeitig für die spätere Wiederanknüpfung von Handelsbeziehungen geeigneter erschien als das nur noch als Trümmerhaufen existierende Saadani. — Zur Anlage der neuen Station marschierte Chef von Gravenreuth mit seiner Abteilung am 10. November von Saadani ab, während gleichzeitig auf des Reichskommissars Ersuchen auch der Kreuzer „Sperber" nach Mkwadja dampfte und dortselbst auf der Reede vor Anker ging. Dem Korps Zelewski, das auf seiner Expedition durch Süd-Useguha außerordentlich angestrengt worden war, gewährte Hauptmann Wissmann in Saadani einen Ruhetag, der jedoch dazu benutzt wurde, Patrouillen in der Umgegend rekognoszieren zu lassen; am 11. November sollte das Expeditionskorps Zelewskis der Abteilung Gravenreuth nach Mkwadja folgen, dortselbst bei der Errichtung der provisorischen Befestigung Hilfe leisten und dann weiter nordwärts nach Pangani marschieren, woselbst es weitere Befehle abzuwarten hätte. — Selbst begab Hauptmann Wissmann sich am 10. November nach Sansibar, um dort das für den Stationsbau benötigte Material, sowie Proviant und Munition zu beschaffen und nach Mkwadja zu senden. Mit größter Beschleunigung wurden seine diesbezüglichen Anweisungen in Sansibar ins Werk gesetzt, so daß Chef von Gravenreuth, als er am 12. November Mkwadja nach einem kurzen Feuergefecht besetzte, dortselbst auf der Reede unter dem Schutz des Kreuzers „Sperber" bereits den Kom-

missariatsdampfer „Vesuv" und 5 arabische Segelfahrzeuge ankernd vorfand mit allem, was er zum Stationsneubau benötigte. Die Anlage der provisorischen Werke in Mkwadja schritt unter der tatkräftigen Beihilfe der vom Kommandanten des „Sperber" in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellten Schiffszimmerleute und sonstiger Handwerker rüstig vorwärts, so daß das nachgefolgte Expeditionskorps Zelewskis bereits am 15. November seinen Marsch von Mkwadja nach Pangani fortsetzen konnte.

In der ersten Hälfte des Monats Dezember 1889 war das Expeditionskorps durch die Operationen gegen Buschiri beschäftigt, welche mit dessen Gefangennehmung endeten. Während dieser Zeit fehlte es zu größeren Unternehmungen gegen Bana Heri dementsprechend an den nötigen Truppen. Die Besatzung von Mkwadja, welche unter dem Befehl des Premier leutnants von Perbandt stand, hatte zunächst mit dem Ausbau der Station vollauf zu tun und konnte vorläufig nur schwache Patrouillen in die nächste Umgebung entsenden. Durch Eingeborene war über den Aufenthalt Bana Heris nichts zuverlässiges zu erfahren. Sobald aber nach der Gefangennahme Buschiris und seines letzten Anhanges Truppen frei geworden waren, wandte sich der inzwischen zum Major beförderte Reichskommissar Wissmann wieder gegen Bana Heri, indem er zunächst aus verfügbaren Truppen der Stationen Bagamoyo und Pangani ein besonderes Expeditionskorps zu einer größeren Rekognoszierung zusammenstellen ließ. Dieses aus 250 farbigen Soldaten, Sulus, Sudanesen und Suahelis zusammengesetzte Korps trat unter dem Befehl des Chefs Rochus Schmidt und unter der Führung von drei weiteren weißen Offizieren am Nachmittag des ersten Weihnachtsfeiertages 1889 von Mkwadja aus den Vormarsch in westlicher Richtung an. Der Marsch, der auch in der Nacht fortgesetzt wurde, wurde vielfach durch größere und kleiner Trupps des Feindes gestört, und auch im Lager ließ der Feind die Rekognoszierungstruppe nicht zur Ruhe kommen. Auch am 26. Dezember dauerte das Geplänkel mit dem Feinde an, der in dem unübersichtlichen, vielfach mit Busch bewachsenem Gelände, überall auftauchte, aber nirgendwo energisch Widerstand leistete. Einige Gefangene, die eingebracht wurden, und die Chef Schmidt zwingen wollte, als

Führer zur Hauptstellung Bana Heris zu dienen, erklärten, von einem befestigten Lager desselben nichts zu wissen; die Bana Herileute seien überall im Lande zerstreut.

Am Spätnachmittag des 27. Dezember traf die Expedition Schmidt auf den Höhen von Mlembule ein. Auch hier ist das Gelände vielfach von dichtem Busch bedeckt und eine Übersicht dadurch in hohem Maße erschwert. Plötzlich erhielt die Expedition aus den Waldlisièren ringsum heftiges Feuer, so daß sie nach allen Seiten Front machen und auch das Maschinengewehr in Tätigkeit setzen mußte. Nach längerem, für den Gegner sehr verlustreichem Gefecht, gelang es Chef Schmidt, die westliche und südliche Buschlisière vom Feinde zu säubern, der in hellen Haufen die Flucht ergriff. Während Chef Schmidt sich nun gegen die östlich stehenden Feinde wandte, nahm Chef von Bülow mit 50 Sulus nach Süden und Leutnant Johannes mit einer Sudanesenabteilung nach Westen die Verfolgung auf. Dabei kamen beide jedoch nicht sehr weit. Chef von Bülow befand sich plötzlich und unvermutet vor einer im dichtesten Dornenbusch gelegenen Pallisadenbefestigung, deren Eingangstüre offen stand. Sofort stürmte er vor, um den Eingang in das im Busch versteckte und an der einzigen Zugangsstelle durch die Pallisadenwand geschützte feindliche Dorf zu erzwingen, noch bevor es dem Feind gelingen möchte, die Eingangstür zu verrammeln. Der Angriff wurde von einem überaus heftigen Feuer empfangen. Sergeant Ludwig und 4 Sulusoldaten brachen beim ersten Anlauf tot zusammen, und die übrigen Sulus wurden durch diesen plötzlichen Verlust derart entmutigt, daß sie zurückwichen und durch nichts mehr vorzubringen waren. Nur 8 Leute hielten bei ihrem tapferen Führer von Bülow wacker aus, dem es schließlich gelang, die Leiche des gefallenen Unteroffiziers auf seinen eigenen Schultern aus dem feindlichen Feuer herauszutragen und vor dem Feind in Sicherheit zu bringen. Dabei fuhren ihm selbst mehrere Kugeln durch den Helm und durch die Kleidung, glücklicherweise ohne ihn selbst zu verletzen.

Auf die Meldung von der bedrängten Lage von Bülows eilte Chef Schmidt selbst mit den unter seinem eigenen Kommando kämpfenden Leuten zur Hilfeleistung herbei; unglücklicherweise bestand aber auch seine Abteilung zumeist aus Sulus, die

von der Mutlosigkeit ihrer Kameraden angesteckt, ebenfalls nicht zum Angriff zu bewegen waren.

Inzwischen waren die Sudanesen des Leutnants Johannes westwärts auf ein zweites befestigtes Dorf gestoßen und dortselbst gleichfalls in ein heftiges Gefecht verwickelt worden. Die Lage war für die Gesamtexpedition Schmidt mithin eine wenig erfreuliche. Glücklicherweise machte die eintretende Nacht dem Gefecht ein Ende, so daß Chef Schmidt seine Truppen in freieres Gelände hinausführen und gedeckt von der inzwischen herbeigekommenen aus erprobten Sudanesen bestehenden Abteilung Johannes den Rückzug in der Richtung auf Saadani antreten konnte.

Am Nachmittag des 28. Dezember traf Chef Schmidt mit seiner Expeditionsabteilung in Mkwadja wieder ein. Das Gefecht vor Mlembule hatte ihm einen Verlust von 10 Toten, darunter 1 Europäer, und 9 Verwundete gebracht. Trotzdem es nicht gelungen war, die durch eine große Übermacht verteidigte Befestigung Bana-Heris bei dem versuchten Ansturm zu nehmen, hatte die Expedition ihren Zweck doch voll und ganz erfüllt. Durch sie erhielt Major Wissmann endlich zuverläßige Nachrichten darüber, wo und in welcher Stärke Bana Heri sich mit seiner Hauptmacht festgesetzt hatte.

Nun galt es, die Abrechnung nicht länger mit ihm hinauszuschieben. Zwar war eine Verbindung Bana Heris mit Buschiri nicht mehr zu befürchten. Dieser letztere hatte bereits seine Rebellion am Galgen gebüßt, und sein Anhang hatte sich ergeben oder zerstreut. Auch Sembodja von Masinde hatte es nicht gewagt, Bana Heri die Hand zu reichen, sondern es vorgezogen, seinen Sohn nach Pangani zu senden, um dem dortigen Stationschef seine Unterwerfung anzubieten. Dafür mußte nunmehr Bana Heri allein allem Gesindel, das ein böses Gewissen hatte, als der einzige Hort des Widerstandes gegen den Reichskommissar erscheinen, und umsomehr war anzunehmen, daß alle Gegner der deutschen Herrschaft bei ihm zusammenströmen würden, da die in Afrika sich mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitenden Negergerüchte meistens bald eine Form anzunehmen pflegen, die den Wünschen der Überbringer und Empfänger entspricht. Die Expedition Zelewskis war am 9. November, wie oben berichtet, nach der Zerstörung Ndumis direkt

ostwärts nach Saadani marschiert, ohne das kaum wenige Kilometer von Ndumi nordwärts gelegene Mlembule zu finden; das mußte in den Augen Bana Heris und aller noch aufständischen Rebellen als Furcht vor Bana Heris Macht erscheinen. Der Angriff des Chefs Schmidt auf Mlembule am 27. Dezember hatte mit schweren Verlusten der Schutztruppe und ihrem Rückzug geendet; das lieferte für die Neger den klarsten Beweis für die Uneinnehmbarkeit der Bana Herischen Feste und für seine Unbesiegbarkeit überhaupt.

Dieser Legendenbildung mußte sofort entgegengetreten werden; Bana Heri mußte möglichst schnell und auch möglichst gründlich geschlagen werden.

Major Wissmann zog deshalb, sobald ihm das Resultat der Schmidtschen Rekognoszierung gegen Mlembule gemeldet war, sämtliche verfügbaren Truppen zum Vorgehen gegen Bana Heri zusammen. Da Mlembule nur 6 Kilometer westwärts von Saadani liegt, wählte er dieses letztere zur Basis für seine Operationen.

Am Nachmittag des 30. Dezember 1889 trafen auf der Reede dortselbst die beiden Kreuzer „Sperber" und „Schwalbe", sowie die 4 Wissmanndampfer „Harmonie", „Max", „München" und „Vesuv" ein und landeten, ohne Widerstand zu finden, etwa 50 Europäer und 500 farbige Soldaten. Die Vorhut stieß sofort durch das von den früheren Einnahmen noch vollständig in Trümmern liegende Saadani bis in den angrenzenden Busch vor, traf aber nirgendwo auf den Feind. Und doch mußte die Landung durch Patrouillen Bana Heris beobachtet sein, wie mehrere in den Ruinen Saadanis vorgefundene frische Feuerstellen bewiesen, auf denen noch die Asche glühte, und an denen mit frischem Wasser gefüllte Kochtöpfe standen. — Nach erfolgter Landung ließ Major Wissmann seine Truppe inmitten der Ruinen des alten Saadani ein Lager beziehen, das nach altbewährter Weise mit einem dichten aus Dornenzweigen zusammengeflochtenen Verhau umgeben wurde. Die beiden Kriegsschiffe hatten bei der Ausschiffung der Schutztruppe wertvolle Hilfe geleistet, ihre eigenen Mannschaften aber an Bord behalten. Der „Sperber" blieb gewissermaßen als Reserve für die Wissmannexpedition auf der Reede von Saadani vor Anker liegen; die „Schwalbe" begab sich nach der Reede

von Mkwadja, um dieser durch Abgabe von Leuten an das Expeditionskorps geschwächten Station bei einem eventuellen unvermuteten Angriff von Bana Herileuten Hilfe leisten zu können.

Am 31. Dezember wurden von den Wissmanndampfern in Saadani allerlei Materialien, die zum Stationsbau benötigt wurden, namentlich Wellblech und Stacheldraht, sowie Munition und Proviant gelandet, und sofort begannen die Arbeiten zum Bau einer festen Station. Diese letztere sollte der Truppe bei ihren Operationen als sicherer Rückhalt dienen, aber auch nach der Unterwerfung Bana Heris bestehen bleiben, um als Zwingburg im eigenen Lande die Waseguha vor weiteren Aufstandsgelüsten zu bewahren.

Die ersten Tage des neuen Jahres 1890 sahen dementsprechend die Truppe mit dem Aufbau der provisorischen Befestigung beschäftigt. Gleichzeitig wurde die Expeditionstruppe eingeteilt. Major Wissmann formierte aus den gelandeten 500 Mann 2 Bataillone und unterstellte dieselben den Chefs von Zelewski und Rochus Schmidt. Das Bataillon Zelewski bestand aus 1 Sudanesen- und 3 Sulukompagnien, das Bataillon Schmidt aus 2 Sudanesenkompagnien und 1 Zug Suaheliaskaris. An Artillerie standen zwei 4,7 cm- und zwei 6 cm-Geschütze und 1 Maschinengewehr zur Verfügung. Das Kommando über die Artillerie übertrug Major Wissmann dem Chef Krenzler.

Am Vormittag des 3. Januar ließ Major Wissmann durch Chef Rochus Schmidt und Leutnant Johannes mit 80 Mann gegen Mlembule hin aufklären. Das Resultat dieser Rekognoszierung war, daß Mlembule nach wie vor stark besetzt und der Feind fraglos gewillt sei, den Angriff Wissmanns anzunehmen.

Am selbigen Tage abends waren die Arbeiten an der neuen Station Saadani so weit vorgeschritten, daß sie auch von einer kleinern Besatzung gegen Eingeborenenangriffe sicher gehalten werden konnte. Um seine Operationstruppe nicht durch eine in Saadani zurückzulassende Besatzung zu schwächen, bat Major Wissmann den Kommandanten des Kreuzers „Sperber" während des für den nächsten Tag beabsichtigten Angriffs auf Bana Heri die Station durch das Landungskorps seines Schiffes besetzen zu lassen, ein Ersuchen, dem Korvettenkapitän Foß bereitwilligst entsprach.

Am 4. Januar morgens um 4 Uhr früh trat die Wissmanntruppe den Vormarsch gegen Mlembule an; gegen 6 Uhr, bald nachdem der Tag angebrochen, traf sie vor Mlembule ein. Ein etwa 500 Meter vor der Hauptfeste gelegenes Nebendorf wurde sofort durch einen Bajonettangriff genommen, wobei die Bana Herileute nur geringen Widerstand leisteten. Schleunigst zogen sie sich auf die Hauptstellung ihrer Macht, also nach Mlembule selbst zurück. Bei dem eben erwähnten Dorf entwickelte Major Wissmann seine Truppe zum Angriff auf Mlembule. Von der feindlichen Stellung war nur eine etwa 50 Meter breite Pallisadenwand zu sehen, über welche die grasgedeckten Dächer einiger im Innern des Dorfes stehender Hütten hervorragten. Nach rechts und links schloß sich an die Pallisadenwand dichter Dornenbusch an, der, wie es bei dieser Art der Buschbefestigungen die Regel ist, augenscheinlich das ganze Dorf umgab, und dessen einziger Zugang durch die erwähnten Pallisaden geschlossen wurde.

Sofort beim Aufmarsch wurde die Schutztruppe vom Feinde mit einem heftigen Gewehrfeuer empfangen. Aus der weiten Entfernung, aus der geschossen wurde, und aus dem eigentümlichen Pfeifen der Kugeln war deutlich zu erkennen, daß der Feind reichlich Hinterladergewehre führte. Die feindlichen Schüsse blitzten nicht nur zwischen den Pallisaden, sondern auch allenthalben aus der Buschlisière auf. Das Gefecht des Chefs Rochus Schmidt vom 27. Dezember hatte bewiesen, daß die feindliche Stellung durch einen überraschenden Sturmangriff mit dem Bajonett, der sonst im Kampf mit Negern oft zum schnellen Ziel führt, nicht zu nehmen war. Major Wissmann suchte dementsprechend den Feind zunächst durch ein längeres Artilleriefeuer zu erschüttern und in die Pallisadenwand für den nachfolgenden Sturm Bresche zu legen. Die 4 Geschütze unter Chef Krenzler warfen innerhalb 3 Stunden 175 Granaten und Schrapnells nach Mlembule hinein, während das Maschinengewehr die Buschlisièren beschoß.

Während dieses vorbereitenden Artilleriefeuers begnügte sich die ausgeschwärmte Truppe damit, von Zeit zu Zeit zugweise Gewehrsalven auf den Feind abzugeben oder aber durch die als solche bekannten besten Schützen, vornehmlich durch die weißen Offiziere und Unteroffiziere Einzelfeuer gegen solche

Punkte der feindlichen Stellung zu richten, wo sich einzelne Trupps zeigten oder wo besonders zahlreiche Schüsse aus dem Busch aufblitzten.

Nach 3 stündigem Gefecht schien das feindliche Feuer etwas schwächer zu werden und der Augenblick für den Sturm gekommen zu sein. Immerhin war es nicht geraten, diesen Sturm direkt gegen die Pallisadenwand, die vor sich ein weites freies Schußfeld hatte, zu richten, sondern womöglich einen der Schleichwege durch den Busch aufzufinden. Einen solchen aufzusuchen, wurde die Sudanesenkompagnie des Chefs End vom Bataillon Zelewski nach links detachiert, und bald schon konnte diese melden, daß sie in der linken Flanke mehrere Schleichwege, die in das Dorf führen müßten, aufgefunden hätte. Major Wissmann sandte nunmehr auch das Bataillon Schmidt auf die linke Flanke mit dem Befehl, zusammen mit der Kompagnie End zum Sturm vorzugehen. Zugleich ließ er von den 3 Sulukompagnien Zelewskis und von der Artillerie ein heftiges Feuer auf den Feind eröffnen, um dessen Aufmerksamkeit von der stürmenden Abteilung abzulenken. Der Feind schien gleichfalls zu empfinden, daß der Augenblick der Entscheidung herannahe. Sein Feuer wurde wieder heftiger, und laut hörte man ihn unter einem Vorbeter zu Allah rufen.

Die durch den Busch vorgehenden Kompagnien Schmidts drangen gedeckt bis auf etwa 30 Schritt an die Pallisaden heran, gaben von hier aus noch einige Salven ab und stürzten dann mit Hurrah auf die Befestigung. Ein höhnisches Hurrah des Feindes und ein heftiges Feuer war die Antwort. Eine Reihe der Stürmenden fiel, zumeist in die unteren Gliedmaßen getroffen, da der Feind zu tief schoß. Aber die braven Sudanesen ließen sich nicht aufhalten. Im Nu waren die Pallisaden erreicht und mehrere Lücken in dieselben hineingerissen, durch welche die Truppen, an ihrer Spitze Chef Rochus Schmidt und Chef End, in das Dorf eindrangen. Hierdurch war der feindliche Widerstand gebrochen; in eiligster Flucht stürzten sich die Bana Herileute auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes in das dortselbst beginnende Buschdickicht, in dem sie auf den ihnen wohlvertrauten Schleichpfaden den Verfolgern zu entgehen vermochten.

Mlembule, die von Bana Heri für uneinnehmbar gehaltene

Feste, war genommen; weithin sichtbar flatterte die schwarz-weiß-rote Flagge über den Pallisaden. Bana Heri selbst war auch dieses Mal wieder entwischt, aber die Hoffnung war nicht unberechtigt, daß er, nachdem er von seinem Größenwahn geheilt und nachdem ihm der Glaube an seine Unbesiegbarkeit genommen, nunmehr über kurz oder lang zur Vernunft kommen und den weiteren Widerstand als zwecklos aufgeben würde.

Mlembule erwies sich als die festeste Stellung, welche unsere Truppen bis dahin in Ostafrika erstürmt hatten. Hinter der etwa 5 Meter hohen Pallisadenwand waren zu ihrer Verstärkung Erdwälle aufgeworfen, die den dahinter stehenden Schützen sichere Deckung gewährten, und vor den Pallisaden war ein etwa 30 Meter breites freies Schußfeld. Endlich war das Dorf ringsum, wie schon gesagt, von dichtem Dornbusch eingeschlossen.

Der Boden hinter den Pallisaden war, als unsere Truppen in das Dorf hineindrangen, gleichsam besäet mit abgeschossenen Patronenhülsen, ein weiterer Beweis, wie zahlreich die Hinterlader waren, die sich in den Händen des Feindes befanden.

Die feindlichen Verluste müssen sehr schwere gewesen sein, wenn auch nur wenige Tote in dem erstürmten Dorf vorgefunden wurden. Die Neger pflegen ihre Toten und Verwundeten mit sich zu schleppen, und wenn man überhaupt solche in den von ihnen geräumten Stellungen findet, so ist das ein Beweis, daß ihre Flucht eine panikartige gewesen ist. Dem Major Wissmann hatte das Gefecht nur 11 Verwundete gekostet, darunter 2 Europäer. Einem derselben, dem Sergeanten Tanner, hatte beim Bedienen des Geschützes eine im Augenblick des Einführens in das Geschützrohr explodierte Granate den rechten Arm abgerissen. Leider erlag der brave Mann seiner furchtbaren Verwundung an Bord des Kreuzers „Sperber“, als er auf diesem in das Lazarett nach Bagamoyo gebracht werden sollte.

Nachdem sich die Wissmanntruppe in der erstürmten Stellung des Feindes gesammelt hatte und die weitere Verfolgung vor der Hand zwecklos erschien, wurden die Pallisaden ausgehoben und zu großen Scheiterhaufen aufgetürmt, welche zusammen mit den Hütten des Dorfes angezündet, mit ihrer

Rauchsäule weithin nach Useguha hinein die Kunde von Bana Heris Niederlage trugen.

Um $^1/_2$2 Uhr trat Major Wissmann den Rückmarsch nach Saadani an, woselbst die Truppe um $^1/_2$4 Uhr eintraf und die während ihrer Abwesenheit von der Marine besetzt gehaltene Station selbst wieder bezog. Das Landungskorps der Marine schiffte sich sogleich wieder an Bord des „Sperber" ein.

Während der nächsten Tage hielt Major Wissmann den größten Teil der Expeditionstruppe noch in Saadani versammelt, teils um sie beim Ausbau der neuen Station zu verwenden, teils auch, um die weitere Entwicklung der Dinge vonseiten Bana Heris abzuwarten. Von diesem aber verlautete nichts. Weder versuchte er selbst Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, noch war es möglich, durch in die nähere Umgegend entsandte Patrouillen über seinen Verbleib näheres zu erfahren. Und doch mußte Bana Heri in verzweifelter Lage sein. Durch Wissmann selbst war er von der Küste abgedrängt. Nach Norden war sein Ausweichen unmöglich, weil er dort auf die Nord-Waseguhas Mohamed Soas und anderer Häuptlinge stoßen mußte, die ihm früher zwar tributpflichtig oder wenigstens befreundet, es in der letzten Zeit doch vorteilhafter gefunden hatten, die deutsche Partei zu ergreifen, und die diesen Standpunkt unzweideutig dadurch bekundet hatten, daß sie dem flüchtigen Buschiri nicht nur Unterhalt und Unterkunft verweigert, sondern ihn sogar gefangen genommen und den Deutschen ausgeliefert hatten. Die 10000 Rupien (etwa 15000 Mark), die ihnen Reichskommissar Wissmann als Prämie dafür ausgezahlt hatte, und die Würde eines Obersultans von Nord Useguha, die er dem Mohamed Soa dafür verliehen, hatten auf diese Negerhäuptlinge ihre Einwirkung nicht verfehlt; zweifellos hätten sie sich ähnliche Belohnungen auch durch Bana Heris Gefangennahme gern verdient. In Nguru und in West-Useguha hatte von Gravenreuth im Dezember die Gegend durchstreift, hatte dortselbst mehrere Waseguha-Chefs, die zu Bana Heri hielten, bestraft, ihre Dörfer und Vorräte zerstört und ihre Herden weggenommen; auch hatte er in den Missionsstationen Mhonda, Mohorro und Tunungulu je eine kleine Besatzung zurückgelassen. Im Süden endlich würde Bana Heri in Schach gehalten durch den Stamm der Wadoë, der bereits im No-

vember mit Zelewski gegen ihn gekämpft hatte. Zu allem dem drohte der Hunger. Die stete Kriegsbereitschaft, in der sich seine Leute seit nunmehr über 8 Monaten befinden mußten, hatten sie an einer ordentlichen Bestellung der Felder verhindert. Auch mußten die Munitionsvorräte Bana Heris allmählich stark zur Neige gehen.

Die gesamte Truppenmacht, die Major Wissmann bei Mlembule gegen Bana Heri geführt hatte, erschien in Saadani nicht mehr vonnöten, und es war nicht angängig, die übrigen Küstenstationen auf allzu lange Zeit von ihren Besatzungen zu sehr zu entblößen. Major Wissmann ließ daher in Saadani unter dem Befehl von Chef Rochus Schmidt nur eine ständige Besatzung von 80 Mann und sandte alle übrigen Truppen auf ihre Stationen zurück. Die Marine ersuchte er, durch die Kreuzer „Sperber" und „Schwalbe" eine strenge Blockierung der Küste vom Wamifluß nordwärts durchzuführen, um dem Bana Heri auch die letzte Möglichkeit zu nehmen, Proviant und Munition durch Schmuggel über See von Sansibar aus zu erhalten. Den Freiherrn von Gravenreuth aber setzte er dem flüchtigen Bana Heri direkt auf die Fersen, indem er ihn von Bagamoyo aus mit 120 Mann abermals in das westliche Useguha entsandte, um dort nach dem Verbleib Bana Heris zu forschen.

In Ausführung dieses Befehls machte Freiherr von Gravenreuth, wie auch bei frühern Expeditionen in jener Gegend, wieder die Missionsstation Mandera zu seiner Operationsbasis. Schon durch seine Anwesenheit dortselbst wurden die westlich und südlich von Bana Heris Gebiet ansässigen, den Deutschen wohlgesinnten Häuptlinge in ihrer Treue bestärkt. Gegen die noch zu Bana Heri haltenden Dörfer schritt Gravenreuth strafend ein, nach allen Richtungen das Land durchziehend, bis er am 28. Januar in der Landschaft Palamakaa wieder auf die Hauptmacht Bana Heris selbst stieß. Durch geschicktes Manöverieren wußte er den Feind zur Entwicklung zu bringen, und mit großem Schneid schlug er einen ungestümen Angriff desselben ab. Nachdem dadurch der Zweck der Rekognoszierung erreicht war, marschierte von Gravenreuth mit Hinterlassung einer stärkeren Besatzung in Mandera nach Bagamoyo zurück.

Fast zur selbigen Zeit wie Chef von Gravenreuth hatte auch Chef Rochus Schmidt von Saadani aus durch zwei Rekognoszierungen die Hauptmacht Bana Heris in Palamakaa erkundet und dabei festgestellt, daß dieser dortselbst wieder mit der Anlage neuer Befestigungen beschäftigt sei. Bana Heris Verbleib war also nunmehr wieder sicher bekannt.

Major Wissmann befahl auf diese Meldungen hin, Bana Heri zunächst bei seinem Festungsbau nicht weiter zu beunruhigen; er wollte wieder einen vernichtenden Schlag gegen ihn führen, sobald ihm die nötigen Truppen dafür zur Verfügung ständen. Bis gegen Ende Februar war das Expeditionskorps, das inzwischen nach Usambara marschiert war, um die endgültige Unterwerfung Sembodjas von Masinde entgegenzunehmen, zurückzuerwarten; ferner war eine in Mpapua abgelöste Truppenabteilung auf dem Marsch nach Bagamoyo begriffen und mußte dortselbst in der 2. Hälfte des Monats Februar eintreffen; von der Heimat her war endlich eine größere Anzahl deutscher Offiziere und Unteroffiziere als Ersatz und zur Verstärkung unterwegs. Die Stationen Tanga, Pangani und Daressalaam beabsichtigte Major Wissmann während seines erneuten Vorgehens gegen Bana Heri dem Schutz der Marine zu überlassen und die Besatzungstruppen selbst zur Verstärkung der Expedition zu verwenden.

Dieser Plan konnte in jeder Beziehung durchgeführt werden. Am 7. März 1890 hatte Major Wissmann in Saadani etwa 100 Europäer, darunter 46 erst vor wenigen Tagen aus Deutschland frisch eingetroffene, und 800 farbige Soldaten mit 5 Geschützen versammelt. Der Expedition schloß sich auch Major Liebert vom Großen Generalstab an, der vom Reichskanzler nach Ostafrika hinausgesandt war, um sich durch eigenen Augenschein über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten und sich dadurch in den Stand zu setzen, nach seiner Rückkunft die Vorlagen der Regierung für Ostafrika vor dem Reichstag als Regierungskommissar zu vertreten.

Palamakaa liegt etwa 5 Stunden Weges von Saadani landeinwärts. Bei Tagesanbruch wollte am nächsten Morgen Major Wissmann Bana-Heri mit Granatfeuer aufwecken. Abends um 11 Uhr marschierte er zu diesem Zweck von Saadani ab. Um möglichst unbemerkt von den zweifellos im Busch verborgenen

Kundschaftern Bana Heris vorzurücken, wählte Major Wissmann nicht den von Saadani aus über flache Steppe westwärts führenden nächsten Weg, sondern stieg sofort in Saadani in ein dicht an der Station vorbeiführendes, tief eingeschnittenes, trockenes Flußbett hinab und führte in diesem seine Truppe gedeckt landeinwärts. Der Umweg, der durch die Verfolgung des vielfach geschlängelten Flußlaufs bedingt wurde, war allerdings ein beträchtlicher, und die Leute wurden durch den Marsch in dem lockern Flußsand, in den der Fuß bei jedem Tritt bis zum Knöchel versank, ganz gewaltig angestrengt. Alle waren deshalb hocherfreut, als der Weg nach etwa 2 Stunden aus dem Flußbett hinaus auf festern Boden führte. Dafür machten sich jetzt alle andern Unannehmlichkeiten des afrikanischen Nachtmarsches geltend. Hier stieß auf dem schmalen mit Gras überwucherten Negerpfad der Fuß an eine Baumwurzel, dort trat er in ein Loch hinein. Dazu kam die immer mehr zunehmende Müdigkeit, so daß die Truppe sich schließlich stolpernd und halb schlafend, gleichsam nur mechanisch, vorwärts bewegte. Der beabsichtigte Zweck aber wurde durch den Nachtmarsch voll und ganz erreicht. Noch herrschte Dunkelheit am Morgen des 8. März, als Major Wissmann mit seiner Streitmacht um 5 Uhr auf der Höhe von Palamakaa eintraf.

Bis zum Tagesanbruch mußte noch etwa $^1/_2$ Stunde Zeit vergehen. Diese kurze Frist benutzte Major Wissmann, um seiner Truppe eine nach dem anstrengenden Marsch doppelt nötige Rast zu gewähren. Nachdem Posten ausgestellt waren, lagerte die Truppe in dem taufeuchten Grase, und schon nach wenigen Minuten ließ sich von hier und dort lautes Schnarchen vernehmen. — Um $^1/_2$6 Uhr dämmerte der Tag und rief die durch die kurze Ruhe neu gekräftigte Truppe an die Waffen. Von der besetzten Höhe blickte man in ein etwa 1 Quadratmeile großes, von allen Seiten durch Höhenzüge begrenztes Tal, in dem eine große Anzahl kleiner Dörfer überall verstreut in parkähnlicher Vegetation lag. Diese ganze Landschaft, der ganze Dörferkomplex, wird mit dem Namen „Palamakaa" bezeichnet; ein einzelnes Dorf dieses Namens gibt es nicht.

Das nächstgelegene Dorf war nur etwa 300 Meter von der durch die Schutztruppe besetzten Anhöhe entfernt. In dieses Dorf ließ Major Wissmann als Morgengruß die ersten Granaten

hineinwerfen. Aber siehe da, das Dorf schien ganz und gar von seinen Bewohnern verlassen zu sein. Als Major Wissmann nunmehr die Vorhut antreten ließ, bekam diese beim Vorrücken sofort aus einem zweiten in dichtem Busch versteckten Dorf Feuer. Auch dieses Dorf erwies sich nur schwach besetzt, und einige Salven, sowie ein Anstürmen im Marsch! Marsch! genügten, die Verteidiger daraus zu vertreiben. Die Hütten des Dorfes gingen in Flammen auf.

Inzwischen war auch das Gros der Schutztruppe angetreten und hatte das zuerst erwähnte Dorf erreicht. Nur ein altes stumpfsinniges Weib wurde vor ihrer Hütte kauernd vorgefunden; eine vernünftige Auskunft war von ihr nicht zu erhalten. Beim weitern Vorgehen der Schutztruppe kam es zu einem einheitlichen größern Gefecht nicht, dafür aber allenthalben zu kleinern Plänkeleien. Überall aus dem Busch blitzten vereinzelte Schüsse auf, vor allen Dörfern wurden die Abteilungen mit Feuer empfangen, nirgendwo aber leistete der Feind nachhaltigen Widerstand. Überall genügten einige Salven und ein Vorgehen mit dem Bajonett, um das feindliche Feuer zum Verstummen und die Dörfer in unsere Gewalt zu bringen. Diese Buschgefechte ermüdeten die durch den beschwerlichen Nachtmarsch schon angestrengten Truppen sehr, und ein durchschlagender Erfolg war von ihnen doch nicht zu erwarten. Welches aber unter den zahlreichen Dörfern der Landschaft die Hauptfeste Bana Heris war, war vor der Hand noch unbekannt. — Major Wissmann befahl deshalb die Truppen auf einem in der Mitte des Tales sich isoliert erhebenden Hügel zusammenzuziehen und dortselbst ein Lager zu errichten, von dem aus nachmittags, nachdem die Truppen abgekocht hätten, nach allen Richtungen Rekognoszierungstrupps ausgehen sollten, um die Hauptstellung Bana Heris zu erkunden. Während der Einrichtung des Biwaks wurde die Truppe plötzlich gleichzeitig von allen Seiten durch feindliches Feuer belästigt. Ringsum erwies sich der Busch wieder mit kleinen feindlichen Trupps besetzt. Die Leute mußten wieder an die Gewehre treten und das feindliche Feuer erwidern. Da man vom Feind nur hier und da eine Gestalt hinter einem Busch hervorlugen sah, und da immer nur vereinzelte feindliche Schüsse aufblitzten, einmal hier, einmal dort, bestand die Verteidigung zunächst nur darin, daß

nur die Europäer und die besten schwarzen Schützen sich vorwitzige Gegner aufs Korn nahmen.

Nachdem das Geplänkel so etwa 1 Stunde lang gedauert hatte, ohne daß sich ein Ende dafür absehen ließ, befahl Major Wissmann dem Zugführer Illich mit seinen 50 Suaheliaskaris nach links und dem Chef End mit einer Sudanesenkompagnie nach rechts vorzugehen. Die Abteilungen rückten ab, und alsbald ließ sich aus beiden Richtungen lebhaftes Gewehrfeuer vernehmen, ein Beweis, daß der Busch überall vom Feind besetzt war. Hier und dort stiegen auch bald Rauchsäulen zum Himmel auf als Sühne für den feindlichen Empfang, der aus den umliegenden Hüttenkomplexen den Abteilungen End und Illich zuteil geworden war. Nach Verlauf von 1 Stunde kehrten Chef End und Zugführer Illich mit ihren Truppen in das Lager zurück. Durch ihr Vorgehen war dem Feind die Lust benommen, die lagernde Truppe weiter zu belästigen. In Ruhe konnten die Leute nunmehr abkochen und sich für weitere Operationen stärken.

Nachmittags um 4 Uhr sandte Major Wissmann 8 je 50 Mann starke Rekognoszierungstrupps ab, die sich vom Lagerhügel strahlenförmig über die Landschaft verteilen und die feindlichen Stellungen auskundschaften sollten. Schon nach 1/4 Stunde hörte man wieder von Nord und Süd, von Ost und West Salven krachen; unsere Rekognoszierungsabteilungen waren allenthalben wieder mit dem Feind zusammengetroffen, der überall im Busch versteckt lag und alle Dörfer wieder mit schwachen Trupps besetzt hielt. Aber auch jetzt waren überall die Rekognoszierungstrupps stark genug, den Widerstand zu brechen. Daß dabei alle Dörfer in Flammen aufgingen, war eine traurige Notwendigkeit; es war aber die einzige Möglichkeit, dem Feind, der zu einem ernsten Kampf nirgendwo zu bewegen war, Schaden zuzufügen und das Kriegspielen zu verleiden.

Nur ein einziges Dorf, etwa 1 Stunde vom Biwakhügel entfernt auf der Höhe gelegen, erwies sich stärker befestigt und stark besetzt. Die darauf stoßende Rekognoszierungsabteilung bestand aus 50 Sudanesen und wurde von einem schwarzen Offizier geführt. Ein Europäer befand sich bei dieser Abteilung überhaupt nicht. Brav, wie die Sudanesen sich stets erwiesen,

griffen sie auch dieses Mal an; dabei wurden 3 Soldaten schwer verwundet. Die Abteilung erwies sich als zu schwach, das befestigte Dorf allein zu nehmen, und kehrte mit entsprechender Meldung nach Sonnenuntergang als letzte der ausgesandten Rekognoszierungstrupps in das Lager zurück.

Dem Major Wissmann war es nicht zweifelhaft, daß jetzt die Hauptstellung Bana Heris gefunden sei, er verschob aber, da die Nacht inzwischen hereingebrochen und die Truppen der Ruhe absolut bedürftig waren, den Angriff auf den nächsten Tag. — Die Nacht verging ohne Störung. Am nächsten Morgen (9. März) noch vor Sonnenaufgang ließ Major Wissmann den Chef von Gravenreuth mit 200 Mann und 1 Geschütz gegen das befestigte Dorf Bana Heris vorgehen. In dieses Dorf schien sich im Lauf der Nacht die ganze Streitmacht des letztern zurückgezogen zu haben. Man mußte das daraus schließen, daß sich im Vorterrain nirgendwo mehr etwas vom Feind entdecken ließ, der doch am Tag zuvor die deutschen Truppen überall beunruhigt hatte. Ohne die geringste Belästigung traf Chef von Gravenreuth vor der Feste Bana Heris ein, aus der ihm der Feind sofort ein heftiges aber schlecht gezieltes Feuer entgegensandte. In der Voraussetzung, daß Bana Heri die bei Mlembule am 4. Januar empfangene Lehre nicht ganz vergessen haben würde, und die Ereignisse des gestrigen Tages dahin deutend, daß der Feind einen regelrechten Zusammenstoß mit der Schutztruppe fürchte, hielt Gravenreuth sich mit längern Vorbereitungen überhaupt nicht auf, sondern stürmte, nachdem er einige Granaten in das Dorf hatte hineinwerfen lassen, und nachdem er einige wohlgezielte Salven auf den Dorfeingang abgegeben hatte, den letztern mit dem Bajonett. Der Feind hielt auch in der Tat dem Anlauf der Sudanesen nicht stand; schleunigst verschwand er durch den entgegengesetzten Dorfausgang im umliegenden Busch. Alsbald loderte das letzte Refugium Bana Heris in Flammen auf.

Eine Verfolgung des flüchtigen Feindes ließ, wie zumeist im afrikanischen Buschkrieg, nichts Bedeutendes erwarten, und von Gravenreuth kehre zum Lagerhügel, auf dem das Gros der Expediton stand, bereits um $^1/_2 8$ Uhr früh zurück.

In der ganzen Landschaft Palamakaa war nunmehr nichts mehr vom Feinde zu entdecken; sämtliche Hütten des Bezirks

waren zerstört und sämtliche Vorräte vernichtet. Bana Heri selbst war wieder entwischt, aber seine Leute waren auseinandergesprengt und entmutigt und zu einem energischen Widerstand überhaupt nicht mehr geeignet. Erschien Bana Heris Lage schon nach dem Gefecht bei Mlembule eine äußerst prekäre, da ihm die Munition knapper und knapper wurde und ihm die Zufuhr von Lebensmitteln unterbunden war, so mußte sie jetzt, nachdem er abermals in den Busch hineingedrängt und nachdem ihm seine letzten Vorräte vernichtet waren, eine verzweifelte werden. Er mußte binnen kurzem verhungern oder dem Schicksal Buschiris anheimfallen, d. h. sich von den benachbarten deutschfreundlichen Stämmen erschlagen oder fangen und ausliefern lassen oder aber selbst sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen. Mit dem Bewußtsein eines vollen Erfolges konnte Major Wissmann aus der Landschaft Palamakaa abrücken.

Der Tag des Rückmarsches nach Saadani war äußerst heiß und die Strapatzen für die Truppe dadurch wieder ganz bedeutend. Mehrere der erst vor kurzem aus Deutschland frisch eingetroffenen Europäer wurden von schweren Hitzschlägen getroffen, denen leider 2 weiße Unteroffiziere bald nach dem Einrücken in Saadani erlagen. Auch einige farbige Soldaten erkrankten während des Marsches an Hitzschlag, ein Ereignis, das man sonst bei den Farbigen nur sehr selten beobachtet. Einen tödlichen Ausgang hatten diese letztern Fälle glücklicherweise nicht.

Schon wenige Tage nach dem Gefecht bei Palamakaa erschienen, wie Major Wissmann es erwartet hatte, in Saadani Abgesandte Bana Heris mit der Bitte um Frieden; sie baten flehentlich um sofortige Überweisung von Proviant, da Bana Heri und sein Anhang sonst dem Hungertod ausgesetzt seien. Major Wissmann, dem in Hinblick auf den beabsichtigten Beginn der Operationen gegen den Süden der Kolonie sehr viel daran lag, den ganzen Norden beruhigt zurückzulassen, und der den Einfluß Bana Heris auf die Waseguha im deutschen Interesse verwerten zu können hoffte, war gerne geneigt, die Unterwerfung Bana Heris unter nicht zu strengen Bedingungen anzunehmen. Er ließ dabei Milde um so lieber walten, da Bana Heri keineswegs als Rebell anzusehen war, wie Buschiri

und die übrigen Araber, mit denen er niemals Gemeinschaft gehabt, sondern sich nur als angestammter Sultan von Useguha lediglich in Verteidigung seiner Herrschaft gegen die deutsche von ihm absolut nicht gewünschte und erbetene Schutzherrschaft gewehrt hatte. Die Abgesandten Bana Heris wurden deshalb in Saadani nicht unfreundlich empfangen. Sie erhielten einige Lasten Reis und kehrten zu Bana Heri mit dem Bescheid zurück, daß seine Unterwerfung unter Zusicherung seines Lebens und unter Belassung seiner Würde als Sultan von Useguha angenommen werden würde, sofern er sich selbst mit seinem Anhang in Saadani einfinden würde.

Major Wissmann war bereits in Sansibar mit den Vorbereitungen zu den Operationen gegen den Süden beschäftigt; er verzichtete deshalb darauf, selbst nach Saadani hinüberzugehen und beauftragte den Chef von Gravenreuth, an seiner Statt die Unterwerfung Bana Heris entgegenzunehmen.

Am 3. April traf der erste Trupp der Bana Herileute in Saadani ein, etwa 100 ausgehungerte Waseguha mit Speeren, Schilden und Keulen bewaffnet. Ihre Unterwerfung wurde angenommen. Mit Heißhunger fielen sie über die ihnen überwiesenen Lebensmittel her. Am selbigen Tage sandte von Gravenreuth einen Schwiegersohn Bana Heris, den Bana Omari ab, um die Verhandlungen mit Bana Heri fortzusetzen. Letzterer hielt sich voller Furcht noch in der Gegend von Palamakaa verborgen; auf die Stimme seines schlechten Gewissens hörend, getraute er sich augenscheinlich noch nicht recht an die Küste herunterzukommen.

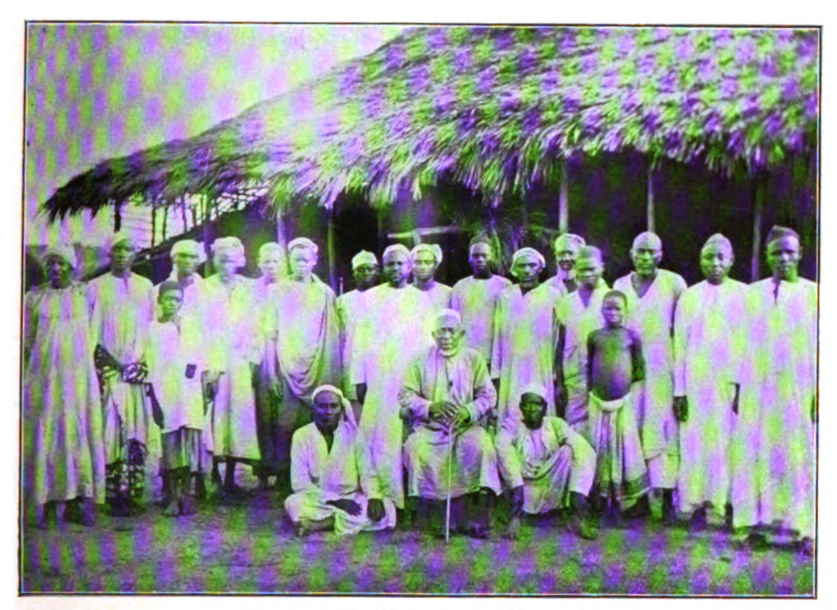
Am 5. April kehrte Bana Omari nach Saadani mit der Antwort zurück, Bana Heri würde am nächsten Tag in Saadani erscheinen; er bitte die Verzögerung bis dahin zu entschuldigen, da er krank sei und deshalb nur langsam marschieren könne.

Am 6. April nachmittags wurde in der Tat die Annäherung Bana Heris gemeldet. Die nur aus 50 Mann bestehende Besatzung Saadanis wurde im Stationshof aktionsbereit aufgestellt, kein Bewaffneter aber wurde außerhalb der Umfassungsmauern gezeigt. Für alle Fälle kreuzte draußen auf dem Meer in Sehweite von der Station das Kriegsschiff „Sperber“.

Der Aufzug der Bana Herileute machte einen phantastischen Eindruck. Bana Heris Leibzauberer eröffnete den Zug

unter grotesken Sprüngen, heftig gestikulierend und laut singend, bezüglich schreiend — wahrscheinlich um sich selbst Mut zu machen —; um die Schultern trug er ein Löwenfell, auf dem Kopf eine Mütze, von deren Seiten 2 Adlerflügel abstanden, um die Lenden einen Schurz, der mit Schlangenhäuten, Schellen, kleinen Flaschenkürbissen und Hörnchen der Zwergantilope und sonstigem Zauberwerk phantastisch verziert war. Auf ihn folgten mehrere Trommler, ihre Instrumente mit den Schlägeln eifrig bearbeitend. Die nächsten waren einige männliche und weibliche Diener, und dann kam er selbst, Bana Heri, der Sultan von Useguha. Er war ein Vollblutneger im Alter von etwa 55 Jahren mit schwachem ergrauten Bart. Bekleidet war er mit einem gelbbraunen Araberhemd; um den Kopf trug er einen blauen Turban gewunden, um die Hüften einen mit Silberfäden reich durchwirkten Gürtel, in dem ein prächtiger Araberdolch steckte; in der Hand trug er ein stark gekrümmtes Schwert mit schwarzer, silberbeschlagener Lederscheide. Sein Auftreten war ein durchaus würdiges. In seiner Nähe befanden sich seine Vertrauten, darunter sein Sohn Abdallah und Jehasi, beide verschlagen aussehende Gesellen, der erstere der mutmaßliche Mörder des Engländers Brooks, der zweite, ein geborener Comorenser, früher Soldat im Dienst des Kongostaates, dann Abenteurer und zuletzt eine Art Adjutant Buschiris, von dem er sich, als dessen Stern sich zum Niedergang neigte, getrennt hatte, um sein Glück bei dem ihm mächtiger erscheinenden Bana Heri zu suchen. Die Zahl der übrigen sich mit Bana Heri stellenden Leute mochte etwa 400 betragen, zum größten Teil natürlich Waseguha, aber doch auch Angehörige anderer Stämme, Wasaramo, Waniamwesi usw., zumeist abenteuernde Gesellen, die der Ruf von der angeblich unbesiegbaren Macht Bana Heris unter seine Fahnen gelockt hatte. Alle waren gut mit Feuerwaffen versehen, zum Teil mit englischen Snidergewehren. Zum Zeichen ihrer durchaus friedlichen Absichten führten die Bana Herileute mehrere weiße Flaggen in ihrem Zuge.

Chef von Gravenreuth nahm die Huldigung Bana Heris geziemend entgegen und erlaubte ihm, sich in Saadani selbst (d. h. unter den Kanonen der Station) wieder anzusiedeln. Seine Leute sollten das zerstörte Saadani wieder aufbauen und sich daselbst,



Bana Heri, Sultan von Useguha.



Abdallah und Bana Omari (Sohn und Schwiegersohn Bana Heris).

sowie in den umliegenden Dörfern wieder niederlassen. Bana Heri versprach pünktliche Erfüllung aller gestellten Bedingungen. Die Not unter seinen Leuten war zweifellos recht groß, und dankbar wurde es deshalb anerkannt, daß Chef von Gravenreuth ihnen auf Befehl des Reichskommissars größere Mengen Reis und Negerhirse überweisen ließ. Nachdem somit der Friede abgeschlossen, entfernte sich Bana Heri mit von Gravenreuths Zustimmung wieder, um den Rest seiner Leute mit den Weibern und Kindern aus der Gegend von Palamakaa heranzuholen. Dem Major Wissmann aber übersandte er nach Sansibar zum Zeichen seiner definitiven Unterwerfung sein Schwert.

Die Niederwerfung des Aufstandes im Süden.

Verfasser: Dr. A. Becker.

Mit der Unterwerfung Bana Heris war im nördlichen Teil des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes die Ruhe vollständig wieder hergestellt. Nirgendwo stand dortselbst mehr ein Feind im Felde. Die farbige Bevölkerung war zu ihren frühern Wohnsitzen zurückgekehrt und eifrig damit beschäftigt, die durch den Aufstand und bei kriegerischen Operationen zerstörten Dörfer wieder aufzubauen und die Felder für die Aufnahme der Saat herzurichten. Die Karawanenstraßen waren wieder frei, und ungestörter und sicherer wie je zuvor brachten die Handelskarawanen ihre wertvollen Lasten von Elfenbein, Gummi usw. an die Küste. Die indischen Kaufleute hatten sich in den Küstenstädten wieder eingefunden, und schneller wie man vermutet hatte, entwickelte sich wieder unter dem deutschen Schutz ein reger Handelsverkehr. Nur ein Handelszweig hatte einen tödlichen Stoß erlitten, von dem er sich nie wieder erholen konnte, aber auch nicht erholen sollte; das war der Sklavenhandel. Auf Menschenraub stand die Todesstrafe. Die zum Schutz der Küste und als Stützpunkte der deutschen Herrschaft errichteten festen Stationen waren im ganzen nördlichen Schutzgebiet soweit ausgebaut, daß die Besatzungen erheblich vermindert werden konnten.

Major Wissmann war somit in der Lage, an den zweiten Teil der ihm obliegenden Aufgabe heranzutreten, auch im südlichen Küstenstreifen des Schutzgebietes die deutsche Macht wieder zur Geltung zu bringen. Schon während der Bekämpfung Bana Heris hatte er die ersten vorbereitenden Schritte dazu getan. Der Reichskanzler von Caprivi hatte auf seinen Antrag eine Vermehrung der Schutztruppe bewilligt. Die für die neu zu formierenden Kompagnien bestimmten weißen Offiziere und Unteroffiziere waren bereits am 1. März eingetroffen und

hatten schon an dem Gefecht bei Palamakaa teilnehmen können. Zur Anwerbung von Sudanesen hatte Major Wissmann seinen Beamten Donarsky nach Kairo entsandt, welcher dortselbst unter der wohlwollenden Förderung der ägyptischen Regierung und mit Unterstützung des deutschen Kaufmanns Justus Strandes besten Erfolg hatte.

Ende März 1890 proklamierte Reichskommissar Wissmann von Sansibar aus „im Namen Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Sr. Hoheit des Sultans von Sansibar" auch für die Küste vom Rufiji bis zum Rowuma einschließlich Kriegszustand.

Die kräftigen Schläge, die Major Wissmann gegen die Rebellen des Nordens geführt hatte, waren im Süden nicht ohne Eindruck geblieben. Auch dort kam das Arabertum schon jetzt zu der Überzeugung, daß es gegen deutsche Machtentfaltung nicht standhalten könnte, und es mehrten sich die Stimmen der Besonnenen, die zu einer gütlichen Einigung mit dem Reichskommissar rieten. Major Wissmann knüpfte geschickt mit der zum Frieden geneigten Partei Unterhandlungen an. Sämtliche Ortschaften südlich von Daressalaam bis zur Rufijimündung unterwarfen sich, ohne daß Zwangsmaßregeln nötig waren. Sie erhielten zum Zeichen der ihnen gewährten Verzeihung und des ihnen versprochenen deutschen Schutzes die schwarz-weiß-rote Flagge.

Araberdeputationen aus der Umgebung Lindis fanden sich beim Reichskommissar in Sansibar ein und baten um Belassung und Schonung ihres Besitzes. Die Mitglieder dieser Deputationen erklärten, die Orte Mikindani, Sudi und Kiswere wären bereit, sich zu unterwerfen und alle verlangten Bedingungen zu erfüllen; ein Widerstand würde bei der bevorstehenden Besetzung dortselbst nicht geleistet werden. Von Lindi selbst berichteten sie, daß dortselbst eine Friedens- und eine Kriegspartei bestände, und daß es fraglich sei, welche von beiden die Oberhand gewinnen würde. Kilva würde zweifellos heftigen Widerstand leisten.

Genau dieselben Nachrichten erhielt Major Wissmann, als er seinen Wali Soliman ben Nasr auf einem Handelsdampfer des Sultans nach Lindi, Sudi und Mikindani reisen ließ, um dort die Stimmung der Bevölkerung kennen zu lernen.

In den letzten Tagen des März unternahm auf Ansuchen des Reichskommissars die Korvette „Carola“ eine Rekognoszierungsfahrt nach Kilva, und gleichzeitig begab sich Major Wissmann auch selbst in Begleitung des Majors Liebert auf der „München“ dorthin. Kilva erwies sich nach der Seeseite stark befestigt durch eine etwa 800 Meter lange Pallisadenreihe, welche nach Norden und Süden bis an Meereskreeks reichten, die tief in das Land einschneidend die Flanken der Stadt sicherten. Beim Herannahen der deutschen Schiffe sah man deutlich, daß die Aufständischen in großer Anzahl bewaffnet in die befestigten Stellungen einrückten. Eine Dampfpinasse, mit der der Kommandant der „Carola“ Korvettenkapitän Valette möglichst nahe an die Befestigung heranfuhr, wurde vonseiten der Aufständischen mit 3 wohlgezielten aber doch zu kurz gehenden Schüssen aus Vorderladerkanonen und mit Gewehrfeuer empfangen. Sie antwortete mit Granaten aus ihrem Revolvergeschütz, zu denen noch Kapitän Valette nach seiner Rückkehr auf die „Carola“ mehrere Granaten aus den großen Schiffsgeschützen hinzufügte. Dem Major Wissmann gelang es mit der „München“ ein aus Kilva auslaufendes arabisches Segelfahrzeug aufzubringen und darauf 5 Halbaraber gefangen zu nehmen, von denen er erfuhr, daß Kilva zum heftigsten Widerstand entschlossen sei. Die Araber wurden festgehalten, um bei den spätern Operationen gegen Kilva freiwillig oder unfreiwillig Führerdienste zu leisten.

Die Lage vor Kilva war damit hinreichend aufgeklärt. Die „Carola“ kehrte direkt nach Sansibar zurück, während Major Wissmann auf der „München“ noch zunächst nach dem einige Seemeilen südlicher gelegenen Kisiwani dampfte, um dort sich nach einem für eine Truppenlandung geeigneten Platz umzusehen. Kisivani erwies sich als ein ganz vorzüglicher Hafen. Major Wissmann kehrte nunmehr auch selbst nach Sansibar zurück, mit sich einig darüber, bei dem demnächstigen Angriff Kilva von der See aus durch die Marine beschäftigen zu lassen und mit der eigenen Truppe in Kisivani zu landen und von dort aus vormarschierend Kilva von der Landseite anzugreifen.

Der Entschluß Kilvas zum Widerstand war nicht zu verwundern; auf eine bedingungslose Verzeihung wie die übrigen Orte des Südens konnte Kilva nicht hoffen, es mußte vielmehr

strengste Bestrafung befürchten, da seine Einwohner den Aufstand im September 1888 mit der schmählichen Ermordung zweier Deutschen, der Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Krieger und Hessel, begonnen hatten.

Am 17. März verließ der der ägyptischen Khedivieh-Gesellschaft gehörige Dampfer „Schibin" mit den neu angeworbenen 600 Sudanesen Suez, und am 2. April morgens langte er, die deutsche Flagge im Vortopp, auf der Reede von Sansibar an. Da zufälligerweise bald nachher auch der kleine Wissmanndampfer „München" mit Truppen an Bord auf der Reede von Sansibar vor Anker ging, gerieten die Engländer Sansibars in große Aufregung, da sie befürchteten, Major Wissmann beabsichtige einen Handstreich gegen diese Insel. Selbst die ihnen erteilte Auskunft, daß der Dampfer „Schibin" lediglich nur deshalb vor Sansibar zu Anker gegangen sei, um die Ankunft des Sudanesentransports im Wissmannschen Hauptquartier zu melden, daß die auf der „München" befindlichen Truppen für Daressalaam bestimmt seien, und daß die „München" auf ihrer Fahrt von den Nordstationen nach Daressalaam Sansibar nur angelaufen hätte, um die Post mit an die Festlandsküste zu nehmen, daß beide Dampfer am nächsten Morgen die Reede von Sansibar wieder verlassen würden, schien das Mißtrauen nicht ganz zu beseitigen, wie daraus geschlossen werden konnte, daß die vor Sansibar liegenden englischen Kriegsschiffe die ganze Nacht hindurch mit ihren elektrischen Scheinwerfern die beiden Schiffe und den Strand ableuchteten. Was konnte das sonst für einen Grund haben, als sofort zu entdecken, wenn die gefürchteten Wissmannschen Sudanesen ausgeschifft würden. Major Wissmann und sein Stab amüsierten sich über das Mißtrauen unserer englischen Rivalen in Sansibar köstlich. Erleichtert mögen die Engländer aufgeatmet haben, als am Morgen des 3. April der „Schibin" und die „München" in der Tat nach Daressalaam weiter gingen.

Nach dem Eintreffen der neuen Sudanesen war die Schutztruppe auf 1800 Mann angewachsen und stark genug, sowohl die Nordstationen besetzt zu halten, als auch den Süden zurückzuerobern. Zunächst handelte es sich aber darum, die neu eingetroffenen Leute einzurangieren und für die ihrer harrende Verwendung einzuexerzieren. Zwar befanden sich unter den

Sudanesen viele, die bereits in Ägypten Soldat gewesen und unter englischen Offizieren im Sudan gegen den Mahdi gefochten hatten, immerhin aber mußten sie zunächst mit den Regeln des deutschen Kriegsdienstes vertraut gemacht werden und ihre deutschen Offiziere und Unteroffiziere kennen lernen. Darüber verfloß der ganze Monat April.

Gegen Ende des April war alles bereit. Unter Heranziehung aller verfügbaren Truppen stand dem Major Wissmann eine Streitmacht von 1200 Mann zur Verfügung, abgesehen von der Hilfe, die er von der Marine zu erwarten hatte.

Zur Überführung so vieler Menschen und des für die Stationsneubauten benötigten Materials, der für die neuen Stationen erforderlichen Positionsgeschütze, des Proviants und sonstigen Kriegsmaterials reichten die 4 Kommissariatsdampfer nicht aus. Major Wissmann charterte deshalb vom Sultan von Sansibar den Handelsdampfer „Barawa". Allzugern mag sich der Sultan zur Überlassung dieses Dampfers nicht verstanden haben, aber die politische Notwendigkeit zwang ihn dazu, und als guter Kaufmann wußte er die gute Bezahlung, die er für die Chartre erhielt, wohl zu schätzen. Außerdem erklärte sich die Marine bereit, 3 Kompagnien an Bord der „Schwalbe" nach dem Süden überzuführen.

Den getroffenen Dispositionen gemäß schiffte sich die Expedition am 29. April an Bord des Kreuzers „Schwalbe", des Sultansdampfers „Barawa" und der Kommissariatsdampfer „Harmonie", „München", „Max" und „Vesuv" ein und verließ Daressalaam am 30. April früh mit dem Auftrag, an der Außenseite der Insel Mafia vorbei südwärts zu dampfen und in Kilva Kisivani zu landen. Die Korvette „Carola" ging direkt nach Kilva Kivinji und legte sich dortselbst auf der Reede etwa 1½ Seemeilen vom Ufer entfernt vor Anker.

Die Fahrt des Wissmanngeschwaders war vom Wetter keineswegs begünstigt. Der Südwestmonsum hatte seit kurzer Zeit kräftig eingesetzt und war zum heftigen Sturm angeschwollen. Die See ging hoch und heftiger Regen erschwerte den Ausblick und damit das Navigieren sehr. Dem das Geschwader führenden Kreuzer „Schwalbe" konnte auch ein solches Wetter nichts anhaben; auch der Sultansdampfer „Barawa" erwies sich als ein tüchtiges Seeschiff, die kleinen Kom-

missariatsdampfer aber, die vor ihrer Verwendung in Ostafrika auf dem Rhein und auf der Elbe als Schlepper gedient hatten, vermochten nur mit Mühe, sich gegen die schwere See zu halten. Die Truppen litten während der ganzen Fahrt furchtbar unter der Seekrankheit, und zudem wurden sie fortwährend nicht nur von dem ununterbrochen in Strömen vom Himmel kommenden Regen, sondern auch durch die über Deck schlagenden Sturzseen bis auf die Haut durchnäßt. Der Dampfer „Harmonie" war mehrmals in der Gefahr zu kentern. Der ursprünglich beabsichtigte Kurs an der Außenseite von Mafia mußte geändert und dafür der Weg durch den Mafiakanal gewählt werden. Hier war unter dem Schutz der vorgelagerten Insel der Seegang zwar weniger schwer, dafür aber das Fahrwasser durch Riffs um so gefährlicher. Eine Fahrt zur Nachtzeit war in diesem Fahrwasser ganz ausgeschlossen, und dementsprechend verzögerte sich die Reise erheblich. In der ersten Nacht mußte das Geschwader unter dem Schutz der Insel Nord-Fanjowe, in der zweiten Nacht bei der vor der südlichen Rufijimündung gelegenen Insel Simaya zu Anker gehen.

Auch für die weitere Fahrt mußten der ursprüngliche Plan insofern geändert werden, als die „Harmonie", weil sie dem Geschwader nicht zu folgen vermochte, Befehl erhielt, mit aller Vorsicht weiter zu dampfen und statt nach Kisivani innerhalb der Riffs nach der etwas nördlicher gelegenen Rukyrabucht zu gehen und dort das auf ihr befindliche Bataillon zu landen.

Die übrigen Schiffe behielten den alten Kurs auf Kisivani bei und trafen unter Führung der „Schwalbe" am Nachmittag des 2. Mai um 3 Uhr dortselbst ein. Die Hafeneinfahrt von Kisivani wird durch einen engen Kanal gebildet. Klar zum Gefecht passierte die „Schwalbe" als erstes Schiff in langsamer Fahrt die gefährliche Enge. Mit dem Gewehr im Anschlag standen die Marinemannschaften hinter der Reeling, und schußbereit drohten die geladenen Schiffskanonen nach dem Land hinüber, den ersten Angriff der auf beiden Seiten des Kanals sich erregt zusmmenrottenden Küstenleute erwartend. Der „Schwalbe" folgten ebenfalls gefechtsbereit die Transportschiffe.

Als die Schiffe vor Anker gegangen, wurde sofort mit der Ausschiffung der Truppen begonnen. Premierleutnant v. Per-

bandt sprang als erster ans Land und nahm mit seinen Leuten eine Stellung ein, die geeignet war, die weitere Landung zu decken. Zu einem feindlichen Zusammenstoß kam es einstweilen nicht; sobald die Truppen sich auszuschiffen anfingen, verschwand, ohne daß ein Schuß fiel, alles wie weggeblasen, was an Eingeborenen bis dahin gesehen war. Schon um $5^1/_4$ Uhr konnte das Expeditionskorps in Kriegsformation den Vormarsch nach Norden antreten. Dabei hatte die von Chef Leue geführte Vorhut leichte Plänkeleien mit feindlichen aus dem Busch auftauchenden Patrouillen, wobei auf unserer Seite 1 Mann verwundet wurde.

Nach einstündigem Marsch wurde das Dorf Masoko an der Rukyrabucht erreicht, woselbst, wie oben erwähnt, der Dampfer „Harmonie" seine Truppen landen sollte. Hier bezog Major Wissmann das Biwak. Die Ruhe kam den durch die stürmische Seereise sehr mitgenommenen Leuten recht zustatten. Die Nacht verlief ziemlich ruhig; nur die Vorposten schossen sich mehrfach mit kleinen Rebellentrupps herum, die sich zeitweise näherten.

Am nächsten Morgen wurde mit Hilfe des Kreuzers „Schwalbe", der sich von Kisivani bei Tagesanbruch nach der Rukyrabucht begeben hatte, das auf der „Harmonie" inzwischen eingetroffene Bataillon Zelewski innerhalb zweier Stunden gelandet.

Nachdem nunmehr Major Wissmann alle seine Truppen vereinigt hatte, setzte er nachmittags um 2 Uhr den Vormarsch in der Richtung auf Kilva fort. Die Vorhut hatte dabei wieder fortwährend mit einzelnen aus dem Busch auftauchenden feindlichen Patrouillen zu plänkeln, einen ernstlichen Widerstand aber, der zur Entwicklung des Gros gezwungen oder den Marsch auch nur aufgehalten hätte, fand die Truppe nicht. Kurz vor dem Einbruch der Nacht bezog Major Wissmann beim Dorf Tikwiri ein Lager, das durch eine dichte Postenkette gesichert wurde. Die Mannschaften lagerten in einem großen Karree; jeder Mann schlief mit dem Gewehr im Arm.

Nach Landung der Schutztruppe war der Kreuzer „Schwalbe" inzwischen von der Rukyrabucht auf die Reede von Kilva gedampft und dortselbst um 2 Uhr nachmittags neben der „Carola" zu Anker gegangen. Alsbald begannen die Ge-

schütze der „Carola“ und der „Schwalbe“ die Ouverture zu dem Drama, das sich nunmehr für Kilva abspielen sollte. Während des Restes des Tages und während der ganzen folgenden Nacht feuerten die beiden Kriegsschiffe in gewissen Zeitabständen Granaten in die Stadt hinein, um den für den nächsten Morgen beabsichtigten Landangriff Wissmanns vorzubereiten. Bald loderten im westlichen Stadtteil hier und da Feuerbrände auf, und wiederholt hörte man an Bord der Kriegsschiffe aus der Stadt laute Explosionen herübertönen, zweifellos entstanden dadurch, daß Munitionsvorräte der Aufständischen vom Feuer ergriffen wurden und in die Luft flogen. Tapfer erwiderten die Aufständischen die Beschießung der Kriegsschiffe aus ihren glatten Vorderladekanonen, deren sie 7 auf Bastionen in den am Strande errichteten Befestigungen aufgestellt hatten, die Geschütze trugen aber nicht weit genug, und alle Geschosse fielen vor Erreichung des beabsichtigten Ziels ins Meer.

Am 4. Mai früh brach Major Wissmann aus dem Lager von Tikwiri auf; um 8 Uhr vormittags stand er mit seinen Truppen westlich von Kilva auf dem Singinohügel zum Einrücken in die feindliche Stadt bereit. Eine nach dem Meeresstrand entsandte stärkere Patrouille gab den Kriegsschiffen das verabredete Zeichen, daß der Landangriff beginnen würde, worauf diese ihr Feuer einstellten.

Major Wissmann hatte seine Truppe zu 3 Bataillonen eingeteilt. Davon sollte das erste die Stadt geradeaus von Westen angreifen, das zweite sollte gegen die Südlisière vorgehen, und das dritte sollte als Reserve folgen. Von vereinzelten feindlichen Plänklern, die sich seitwärts auf den Höhen zeigten, wurde keine weitere Notiz genommen. Ohne auf den geringsten Widerstand zu treffen, marschierte die Wissmanntruppe, nachdem sie noch vorher eine Reihe von Granaten hineingeworfen hatte, in die Stadt Kilva ein. Der Gegner hatte in der Nacht die Stadt geräumt; die Lektion, die er durch die Beschießung vonseiten der Kriegsschiffe erhalten, hatte ihm schon genügt.

Die Stadt erwies sich überhaupt fast menschenleer; nur die indischen Händler waren zurückgeblieben. Zitternd und vollständig verängstigt kamen sie aus ihren Gewölben hervor und baten unter den Zeichen tiefster Unterwürfigkeit um den deutschen Schutz. In der Tat hatten die armen Leute eine

furchtbare Nacht verlebt. Zu den Schrecken der Beschießung aus den Marinegeschützen waren allerhand Gewalttätigkeiten vonseiten der Rebellen gekommen, die, bevor sie die Stadt räumten, noch schleunigst über die Inderläden herfielen und dieselben ganz und gar ausplünderten.

Der englische Kreuzer „Turquoise“, der von Sansibar aus zugleich mit den deutschen Schiffen nach Kilva gegangen war, um womöglich die dortigen Inder als englische Untertanen vor dem Beginn der Beschießung an Bord zu nehmen, hatte sie davor nicht bewahren können, da die Aufständischen dem ersten Inder, der Anstalten traf, sich aus der gefährdeten Stadt an Bord der „Turquoise“ zu flüchten, kurzer Hand den Hals abgeschnitten und seinen Kopf als warnendes Zeichen für die übrigen Inder auf den Pallisaden aufgepflanzt hatten. Erst nach der Besetzung durch die deutschen Truppen konnte die „Turquoise“ 117 Inder, meistens Weiber und Kinder, an Bord nehmen und nach Sansibar überführen. Die männlichen Inder hielten sich nach erfolgtem Einmarsch der deutschen Truppen nicht mehr für gefährdet und zogen es vor, unter dem ihnen versprochenen Schutz in Kilva bei ihrem Hab und Gut zu verbleiben.

Bei strömendem Regen erfolgte der Einmarsch der Schutztruppe in die brennende Stadt; die hochragende feindliche blutrote Flagge wurde ohne alle Förmlichkeiten durch Chef End und Premierleutnant von Perbandt niedergeholt und an ihre Stelle unter donnerndem Hurrah die deutsche Flagge gehißt, für die auf der Reede liegenden Kriegsschiffe zugleich das Zeichen, daß die Stadt besetzt worden war.

Sobald die nötigen Sicherheitsmaßregeln gegen eine feindliche Überrumpelung getroffen waren, war es die erste Aufgabe der Truppen, die durch die explodierten Granaten entstandenen Brände zu löschen, die schon fast $^1/_4$ des ganzen Orts in Asche gelegt hatten. Mit um so größerem Eifer unterzogen sich die Leute dieser Aufgabe, da sie des schützenden Obdachs selbst dringend bedurften, weil der Regen ohne Unterlaß andauerte und die Leute seit der Abfahrt von Dar es Salam keinen trockenen Faden mehr am Leibe gehabt hatten. Durch angestrengtes Arbeiten gelang es bald, des Feuers Herr zu werden.

Die von den Aufständischen nach der Seeseite aufgeführten Befestigungen erwiesen sich als ein ganz stattliches Werk. Es bestand aus einer doppelten Reihe von hohen Pallisaden mit einem Zwischenraum von etwa 1 1/2 Metern, der mit Erde und Steinen ausgefüllt war. Etwa alle 100 Schritte war eine stark vorspringende Bastion gebaut, auf der je ein Geschütz stand, in Summa 7, alte Vorderlader, teils eiserne, teils aus Bronze. Bei einer nähern Untersuchung zeigte es sich, daß die feindlichen Artilleristen zur Ladung dieser Kanonen mehrfach alte Konservenbüchsen benutzt hatten, die sie durch Füllung von Eisenstücken, Nägeln, Glassplittern und ähnlichen Gegenständen zu ganz brauchbaren Kardätschen umgewandelt hatten. Vorwegnehmend sei hier bemerkt, daß die vorgefundenen Geschütze als Trophäen zwischen der Schutztruppe und der Marine geteilt wurden.

Landeinwärts war Kilva vollkommen unbefestigt. Die Aufständischen hatten geglaubt, daß die Europäer auch dieses Mal von der See aus kommen würden, von wo sie doch stets auf ihren Schiffen zu kommen pflegten. Daß die europäische Kriegskunst auch den Begriff des Flankenangriffs und der Umgehung kennt, war ihnen neu. Für so gemein und unritterlich hatten sie die Deutschen nicht gehalten, daß sie von hinten an der ungedeckten Stelle in die Stadt eindringen könnten.

Noch am Nachmittag des 4. Mai begann die Ausschiffung des Materials für den Stationsbau, der Munition und des Proviantes von den Wissmanndampfern, die nach Abgabe der auf ihnen beförderten Truppen von Kisivani nach Kilva gekommen und sich dort unter dem Schutz der Kriegsschiffe vor Anker gelegt hatten. Die flache Reede Kilvas verhindert selbst kleine Dampfer, nahe an das Land heranzugehen, so daß die Hilfe, welche die Kriegsschiffe mit ihren Dampfpinassen bei der Landung des Materials leisteten, sich doppelt wertvoll erwies und die Arbeiten sehr förderte.

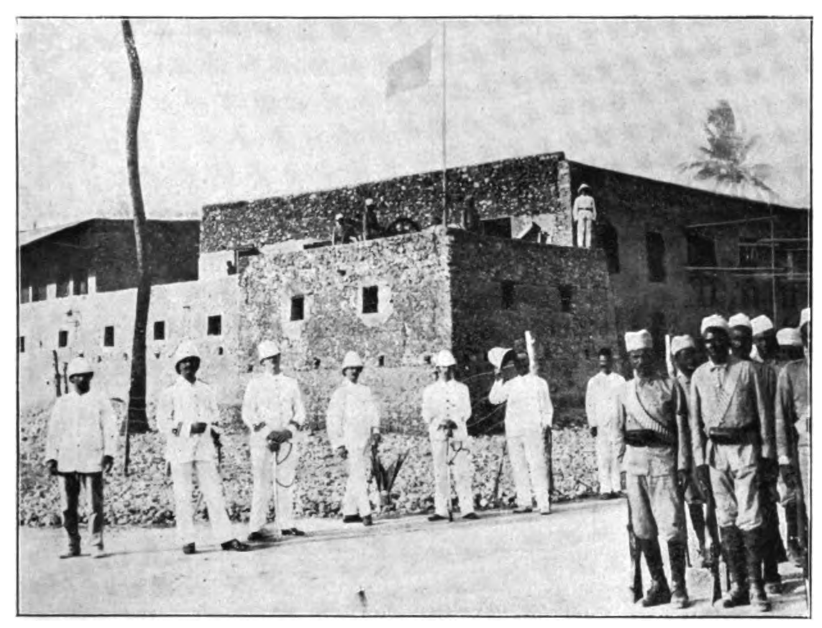
Major Wissmann bezeichnete 4 am Strande gelegene, gut erhaltene und geräumige steinerne Araberhäuser als geeignet zum Um- und Ausbau für eine feste Station und betraute mit der Anlage der letztern den Chef von Zelewski.

Eine am 5. Mai vorgenommene Rekognoszierung ergab, daß der Feind weit in das Innere geflüchtet sei, und alle Kenner

der Verhältnisse waren sich einig darin, daß er sich zu einem ernsten Kampf nicht mehr stellen würde.

Die Einrichtung der provisorischen Befestigungen schritt schnell vorwärts. Am 8. Mai übergab Major Wissmann dem zum Stationschef ernannten Chef von Zelewski die Besatzungstruppen, 2 Kompagnien zu je 150 farbigen Soldaten mit 15 Europäern und 5 Kruppschen Kanonen. Major Wissmann wollte mit der starken Besatzung die Station für alle Ereignisse gerüstet zurücklassen, wenn er auch nicht daran zweifelte, daß sich die Lage in Kilva weiter friedlich entwickeln würde, und daß es dem erfahrenen Stationschef bald gelingen würde, die Furcht der Eingeborenen zu beschwichtigen und sie zur baldigen Unterwerfung und Wiederaufnahme ihrer friedlichen Tätigkeit zu bewegen. —

Die Folgezeit hat gelehrt, wie richtig Major Wissmann die Lage damals beurteilte. Die Einwohnerschaft Kilvas kehrte tatsächlich allmählich in die Stadt zur friedlichen Arbeit zurück und faßte schnell Vertrauen zum Stationschef und zu den neuen Verhältnissen, das auch nicht erschüttert wurde, als es Zelewski nach $^1/_2$ Jahr gelang, die Mörder der bei Ausbruch des Aufstandes im September 1888 so schmählich ermordeten Kaufleute Krieger und Hessel zu entdecken und nach stattgehabter Prozessierung mit dem Tode zu bestrafen. Ebenso aber hat es sich später auch gezeigt, daß die friedliche Entwicklung nur möglich war durch die Belassung einer starken Besatzung in der neuen Station. Einen Hauptanteil an der Rebellion in Kilva hatten die Leute des einen Tagemarsch landeinwärts in den Mavudjibergen hausenden Häuptlings und Sklavenhändlers Hassan ben Omari gehabt. Nach stattgehabter Besetzung der Stadt Kilva zogen diese sich in ihre Berge zurück und verhielten sich still und friedlich, dieses aber nur aus Respekt vor der starken deutschen Besatzung in Kilva. Das zeigte sich klar, als 4 Jahre später im September 1894 die Schutztruppe mit Hinterlassung nur weniger Polizeisoldaten auf den Küstenstationen zum Wahehe-Feldzug ins Innere marschiert und Kilva mit nur 40 Polizisten besetzt geblieben war. Diese Gelegenheit schien dem Hassan bin Omari günstig, sich für die Niederlage des Jahres 1890 zu rächen und sich wieder Ellbogenfreiheit für sein schmachvolles Gewerbe zu verschaffen. Er versuchte einen



Station Kilwa.



Station Lindi.

nächtlichen Überfall auf die durch allerlei Anzeichen allerdings gewarnte Station, holte sich dabei blutige Köpfe und büßte selbst seine erneute Rebellion am Galgen, als nach der Rückkehr aus Uhehe Truppen ihn in seinen Mavudjibergen aufgesucht und gefangen genommen hatten.

Nach Abgang der Besatzung für Kilva verblieben dem Reichskommissar für die weitern Operationen im Süden noch 900 Mann. Mit diesen schiffte er sich am 9. Mai früh an Bord der Kreuzer „Carola“ und „Schwalbe“, sowie auf dem Transportdampfer „Barawa“ und auf den kleinen Kommissariatsdampfern „München“, „Max“ und „Vesuv“ nach Lindi ein. Der Dampfer „Harmonie“ hatte sich auf der Fahrt nach Kilva als zu wenig seetüchtig erwiesen und wurde deshalb in Kilva zurückgelassen, woselbst er nach Eintritt bessern Wetters der Station als Depeschenboot gute Dienste leisten konnte.

Am 10. Mai morgens gegen 8 Uhr lief das Geschwader in die Bucht von Lindi ein. Der Ort Lindi liegt nicht unmittelbar an der gleichnamigen Meeresbucht selbst, sondern mehrere 1000 Meter landeinwärts an einem tief in das Land einschneidenden Meereskreek. Die „Carola“ mußte ihres großen Tiefgangs wegen in der äußeren Bucht vor der Mündung des Creeks vor Anker gehen, immer aber doch nahe genug, um mit den Geschossen aus den weittragenden Schiffsgeschützen den Ort Lindi erreichen zu können. Die „Schwalbe“ hat einen etwas geringeren Tiefgang und war deshalb ebenso wie die „Barawa“ und die Kommissariatsdampfer befähigt, in den Creek einzulaufen. Gefechtsbereit dampften die Schiffe um 9 Uhr Creek-aufwärts und legten sich dicht vor dem Ort, kaum 300 Meter vom Lande entfernt, vor Anker. Am Ufer sah man zahlreiche Bewaffnete, und es schien mehr wie wahrscheinlich, daß es zum Kampf kommen würde. Die Kriegspartei schien also die Oberhand behalten zu haben. Trotzdem schien aber auch diese zaghaft zu sein, denn vorläufig fiel noch kein Schuß.

Um die Unschlüssigen aufzumuntern, sich für den Frieden oder den Krieg zu erklären, eröffnete die „Carola“, auf der Major Wissmann sich befand, den Reigen, indem sie 3 Granaten aus ihren weittragenden Schiffsgeschützen in die Stadt warf. Die Wirkung war eine eigentümliche. Alle kriegstüchtigen Rebellen stürzten nach dem Ufer, drohten mit den Gewehren und

feuerten mehrere Schüsse gegen die im Creek vor Anker liegenden Schiffe ab. Schon hatte sich die Schutztruppe in die Landungsboote begeben und lag unter dem Schutz der Schiffe gewärtig des Befehls, an Land zu fahren. Auf die vonseiten der Aufständischen abgegebenen Schüsse antwortete der Kommandant der „Schwalbe" zunächst mit einigen Granaten aus dem Revolvergeschütz, die er dicht neben eine Gruppe im Kriegsrat begriffener Araber einschlagen ließ, doch so, daß kein Schade geschähe. Statt sich aber durch die Schreckschüsse einschüchtern zu lassen, begannen die Araber einen höhnenden Kriegstanz und eröffneten auf die „Schwalbe" ein Schnellfeuer, dessen Geschosse dicht bei den mit Schutztruppen besetzten Booten ins Wasser schlugen. Auch auf der andern Seite des Creeks zeigten sich jetzt Bewaffnete, die auf die Schiffe zu feuern begannen. Nun war Kapitän Hirschbergs Langmut zu Ende. Alle an Bord vorhandenen Revolverkanonen eröffneten ein verheerendes Schnellfeuer auf den dicksten Haufen des Feindes und hatten bei der kurzen Entfernung eine furchtbare Wirkung. Dazwischen ertönten in ununterbrochener Reihenfolge die scharf akzentuierten metallischen Schläge der Ringgeschütze. Prasselnd schlugen die großen Granaten durch die Kronen der Kokospalmen und krepierten zwischen den Häusern der Eingeborenen. Neben der „Schwalbe" lagen die kleinen Kommissariatsdampfer; auch sie beteiligten sich mit ihren Revolverkanonen und mit ihren Maschinengewehren an der Beschießung. Etwa 60 Meter flußaufwärts lag ein arabisches Segelfahrzeug, das beim Einlaufen des Geschwaders nicht mehr hatte entwischen können. Es war von Bewaffneten besetzt, doch unbehelligt gelassen, so lange es sich selbst nicht am Kampf beteiligt hatte. Als sich die Insassen aber hierzu verleiten ließen, wurde es durch einige Granaten von der „Schwalbe" getroffen und versank binnen weniger Minuten unter Wasser.

Nachdem die Beschießung etwa 25 Minuten gedauert hatte, und nachdem sich inzwischen auch die auf der „Carola" nach Lindi übergeführten Truppen in den Schiffsbooten im Schlepp der Dampfpinassen genähert hatten, stießen auch die leewärts von der „Schwalbe" und „Barawa" bis dahin zurückbehaltenen Landungsboote ab und ruderten auf den Strand zu. Dieser war

durch die Beschießung vom Feinde gesäubert, beim Herannahen der Boote aber zeigten sich aufs neue wieder bewaffnete Leute und feuerten auf die in den Booten dicht aneinander gedrängt sitzenden Truppen, so daß aus den Pinassen mit einem heftigen Gewehr- und Geschützfeuer geantwortet werden mußte. Nach erfolgter Landung ließ Major Wissmann 5 Kompagnien nach allen Seiten durch die Stadt vorgehen und dieselbe, sowie das nächstgelegene mit dichtem Busch besetzte Hinterland vom Feinde säubern. Ein Trupp des Feindes versuchte noch einmal sich im Nordwesten der Stadt festzusetzen, wurde aber ebenfalls nach einem energischen Anlauf zerstreut. Die nahen Berge ermöglichten es dem Feinde, sich der Verfolgung zu entziehen. Dabei lief er vollständig auseinander; größere Ansammlungen wurden jedenfalls durch die ausgesandten Rekognoszierungsabteilungen nirgendwo mehr entdeckt. In der folgenden Nacht wurden die Feldwachen noch einige Male durch Schüsse beunruhigt, wobei ein weißer Unteroffizier getroffen wurde. Seitdem blieb alles ruhig.

Das Eisengewicht der am 10. Mai nach Lindi hineingeworfenen Granaten hatte die Schale der Friedenspartei tief herabsinken lassen. Am nächsten Tage bereits erschien beim Major Wissmann unter dem Schutz der weißen Parlamentärflagge Selim ben Salum als Abgesandter der Araber mit der Anzeige ihrer Unterwerfung und der inständigen Bitte um Frieden. Selim bin Salum besaß ein stattliches Landgut am Lukuledifluß, der sich in den Lindicreek ergießt. Dorthin beschied Major Wissmann für den 12. Mai die bei Lindi angesessenen Araber zur Friedenskonferenz. Zur festgesetzten Stunde fanden sich diese dort ein, und in feierlicher Weise wurde, nachdem Major Wissmann selbst auf der „München" eingetroffen war, der Friede abgeschlossen. Für den Versuch, sich der deutschen Macht zu widersetzen, wurde den Arabern Verzeihung gewährt; ihr Besitz wurde ihnen ungeschmälert belassen. Dafür versprachen sie für die Folge loyale Untertanen zu sein und dem entsprechend auch ihren Einfluß auf die Eingeborenenbevölkerung anzuwenden.

Aber auch die Häuptlinge dieser letzteren hatten bereits selbst Boten mit weißen Flaggen, an denen Briefe mit Bitten um Friede und Begnadigung angeheftet waren, nach Lindi an

den Reichskommissar abgesandt, und auch diesen wurde Verzeihung zugebilligt unter der Bedingung des ferneren Wohlverhaltens.

Um dem Ort das Festhalten an seinem Versprechen für alle Zeiten zu erleichtern, ließ Major Wissmann dortselbst durch Chef Rochus Schmidt eine feste Station anlegen und teilte ihr eine Besatzung von 2 Kompagnien zu mit 18 Europäern und 6 Geschützen. Mit fortschreitendem Stationsbau konnte diese Besatzung bald erheblich verringert werden. Nie mehr hat Lindi versucht, sich gegen die deutsche Macht aufzulehnen.

Am 13. Mai schiffte sich Reichskommissar Wissmann mit dem Rest seiner Truppen auf seine Schiffe ein und fuhr südwärts nach Mikindani, dem an der Küste des Schutzgebietes am weitesten nach Süden gelegenen Ort von größerer Bedeutung. Widerstand wurde dortselbst nicht erwartet.

Schon von Lindi aus hatte Major Wissmann über Land einen Eilboten an den Wali von Mikindani mit einem Schreiben abgesandt, in dem er der Bevölkerung von der Einnahme Kilvas und Lindis Kenntnis gab, und in dem er kund tat, daß er Mikindanis angebotene Unterwerfung annehme und daß er den Einwohnern Straflosigkeit zusichere. Zum Zeichen ihres Vertrauens und ihrer guten Gesinnung solle die Bevölkerung die Ankunft der Truppe abwarten und dieselbe friedfertig aufnehmen, auch bei der Anlage einer Station hilfreiche Hand leisten.

Als das Geschwader mit der „Schwalbe“ an der Spitze sich Mikindani näherte, begegnete ihm schon draußen auf hoher See ein Boot mit der weißen Flagge und ein zweites ebensolches, als die enge Einfahrt in den vorzüglichen Hafen von Mikindani passiert wurde. Die Boote enthielten Abgesandte an den Reichskommissar, um die friedliche Gesinnung der Bevölkerung anzuzeigen. Dementsprechend flatterten auch über den um das Hafenbecken gelegenen Dörfern allenthalben mit nur einer Ausnahme die Friedensflaggen. Nur das Dorf Mitengi schien sich mit dem Gedanken, fortan Europäer als seine Ober- und Schutzherrn anerkennen zu sollen, noch nicht vertraut gemacht zu haben.

Langsam näherte sich die „Schwalbe“, an deren Bord sich Major Wissmann selbst befand, dem Dorf, in dem der Wali

des Bezirks seinen Sitz hatte. Da aber trat eine Tatsache in die Erscheinung, die sich nicht recht mit all den bisher beobachteten Friedenszeichen in Einklang bringen ließ. Sollte das Dorf Mitengi doch nicht das einzige sein, das noch unschlüssig darüber war, wie die deutsche Macht aufzunehmen war? Sollten die Meinungen über Unterwerfung oder Widerstand auch in Mikindani noch geteilt sein, wie sie es in Lindi bei der Ankunft Wissmanns gewesen waren? In der Nähe des Walihauses drängten sich, wie man von Bord der „Schwalbe“ deutlich erkennen konnte, Haufen von Bewaffneten unruhig hin und her; Weiber und Kinder sah man dagegen nirgendwo.

Hier galt es, den geschickten Diplomaten zu spielen. Ein brüskes Vorgehen konnte zum Blutvergießen führen, ein geschicktes Verhandeln würde wahrscheinlich die sofortige Niederlegung der Waffen zur Folge haben. Major Wissmann bat deshalb den Kommandanten der „Schwalbe“, Kapitän Hirschberg, ihm ein Boot zur Verfügung zu stellen, mit dem er sich an Land begeben wolle, um mit dem Wali zu verhandeln. Kapitän Hirschberg stellte zur Erwägung, ob es nicht zweckmäßiger sei, zunächst einen Offizier an Land zu senden, Major Wissmann aber traute sich selbst am besten zu, die heiklen Verhandlungen zu führen und bestand dementsprechend auf seinem Vorhaben. Er ließ sich nur von seinem Adjutanten begleiten, der eine Büchse trug. Major Wissmann hatte sich selbst nur unter den Rock einen Revolver gesteckt, so daß er äußerlich ganz unbewaffnet erschien. Mit dem Kommandanten der „Schwalbe“ verabredete er, er möge ihn und die Vorgänge an Land scharf im Auge behalten; sobald an Land Schüsse fallen sollten, möge die „Schwalbe“ das Feuer auf die seitwärts von Major Wissmann stehenden Feinde eröffnen. Der den Reichskommissar im Boot an Land bringende Marineoffizier erhielt ebenfalls Anweisung, seine Leute, sobald geschossen würde, die Gewehre aufnehmen zu lassen und dem bedrohten Major Wissmann zu Hilfe zu eilen.

Das Boot mit dem Reichskommissar näherte sich der Stelle, an der der Wali vor seinem Hause stand, in dessen Nähe dichte Haufen Bewaffneter sich drängten. Als das Boot auf den Strand auflief, rief Major Wissmann einige dort müßig stehende riesige Neger herbei und bat sie freundlich, ihn an Land zu

tragen. Die Angerufenen waren zunächst etwas unentschlossen, näherten sich dann aber, als Major Wissmann ihnen weiter freundlich zuwinkte, und da sie sahen, daß er keine Waffen trug. Major Wissmann kletterte ihnen auf die mächtigen Schultern und ließ sich an Land tragen. Willig taten das die Leute und holten dann auch beherzt den Adjutanten auf ihren Schultern nach, trotzdem dieser mit einer Büchse bewaffnet war.

Major Wissmann setzte sich mit dem Wali vor dessen Haus nieder und forderte ihn auf, die umstehenden Leute zu bedeuten, daß sie nicht unnötig von den Waffen Gebrauch machten; sie müßten doch aus dem Beispiel und Schicksal Kilvas und Lindis gelernt haben, wie gering ihre Aussichten wären, mit Erfolg gegen die Deutschen zu kämpfen; außerdem bestände ja auch in keiner Weise die Absicht, sie irgendwie zu schädigen. Ein Fort müsse allerdings in Mikindani gebaut werden; das würde geschehen, gleichgültig ob mit oder ohne Zustimmung der Bevölkerung. Gewalttätiger Widerstand könne der Bevölkerung nur Nachteil bringen.

Während dieser Unterhaltung drängten sich zahlreiche Bewaffnete um den Reichskommissar und den Wali, neugierig auf die in der Kisuahelisprache geführte Unterhaltung lauschend. Dadurch wurde Major Wissmann der Beobachtung von der „Schwalbe“ aus entzogen. Hätten die Leute Böses im Schilde geführt, so wäre Major Wissmann zweifellos verloren gewesen. Es herrschte jedoch statt dessen eine gewisse Unsicherheit und Furcht unter den Leuten. So entstand z. B., als Major Wissmann sich einmal in der Unterhaltung mit dem Wali schnell erhob, ein Drängen der Vordersten nach rückwärts und eine Bewegung, die Major Wissmann schnell durch freundliche Zusprache zu hindern suchte, in der Besorgnis, daß sie vielleicht vom Boot oder von Bord aus mißverstanden und die Veranlassung zur Eröffnung des Feuers vonseiten der Marine werden könnte. Die Verhandlungen führten, abgesehen von diesem Intermezzo, schnell zum erwünschten Resultat. Die Bevölkerung legte die Waffen nieder, und der Wali trat gegen Gewährung eines festen Monatsgehaltes in den Dienst des Reichskommissars. Noch am selbigen Tage suchte Major Wissmann zusammen mit dem Wali auf der andern Seite des Hafens den Platz aus, auf dem das neue Fort errichtet werden sollte,

und am nächsten Morgen wurde die für Mikindani bestimmte Besatzung in der Stärke von 2 Kompagnien mit 11 Europäern und 4 Geschützen gelandet. Mit der Anlage des Forts wurde Chef End unter gleichzeitiger Ernennung zum Stationschef betraut.

So war auch die Besetzung Mikindanis, wie Major Wissmann erwartet hatte, vollständig friedlich erfolgt. Sollte nun noch der allein grollend abseits stehende Häuptling Abdurachman von Mitengi unter Anwendung von Gewalt andern Sinnes gemacht werden? Angesichts der sonstigen friedlichen Zustände um die Bucht von Mikindani herum konnte sich Major Wissmann dazu schwer entschließen. Glücklicherweise nahm Abdurachman Vernunft an. Schon am Tage nach der Besetzung Mikindanis erschien er, um seine Unterwerfung anzuzeigen. Als Entschuldigung für sein Zaudern erklärte er, er sei Untertan des Sultans von Sansibar, und er habe geglaubt, daß die Unternehmungen des Reichskommissars gegen den Sultan gerichtet seien; nun aber habe er erfahren, daß der Sultan das Vorgehen Wissmanns billige, und damit falle für ihn jeglicher Grund zu einem Widerstand.

Von Mikindani fuhr Major Wissmann auf dem Dampfer „München" nach Sansibar. Unterwegs lief er die Stationen Lindi und Kilva an und fand dort alles in bester Ordnung. Namentlich war es eine Genugtuung für ihn, daß auch in Kilva bereits die Bevölkerung wieder zurückzukehren begann. In Sansibar fand Major Wissmann auch von den Nordstationen nur gute Nachrichten vor.

Unbesorgt konnte er am 26. Mai 1890 die Geschäfte des Reichskommissariats seinem Stellvertreter Dr. K. W. Schmidt übergeben, um selbst einen ihm von Sr. Majestät dem Kaiser bewilligten Urlaub nach Deutschland anzutreten. Zu diesem Urlaub wurde er keineswegs, wie es damals in der Presse hieß, durch Rücksichten auf seinen Gesundheitszustand veranlaßt; trotz aller Aufregungen des letzten Jahres, trotz der beständig allein auf seinen Schultern lastenden großen Verantwortlichkeit, trotz aller Strapazen war, Gott sei dafür gedankt, sein Gesundheitszustand ein guter. Es war einzig und allein die Absicht, der Regierung daheim seine Pläne für die Entwicklung des Schutzgebietes zu unterbreiten, die ihn nach Berlin

trieb. Rücksichtslos und streng, mit Feuer und Schwert, wo es Not tat, hatte er den Aufstand niedergeworfen, aber auch gerne Milde walten lassen und Verzeihung gewährt, wo dieses möglich war. Jetzt, nachdem die Ruhe an der ganzen Küste wieder hergestellt und die deutsche Macht allenthalben zur Geltung gebracht war, mußten die Wunden des Krieges wieder geheilt und das Land zur Blüte gebracht werden. Wessen Vorschläge konnten dafür aber der deutschen Regierung wertvoller sein wie die Wissmanns? Und schon stand diesem der Plan, den er dem Reichskanzler vorzulegen gedachte, und den er vor dem deutschen Reichstag selbst vertreten zu dürfen hoffte, fertig vor der Seele. Welch herbe Enttäuschung in dieser Beziehung seiner bei der Ankunft in Deutschland harrte, das konnte er nicht im entferntesten vermuten.

Als zu Beginn des Jahres 1889 Fürst Bismarck Wissmann den Auftrag erteilte, den Araberaufstand in Ostafrika niederzuschlagen, stellte der Fürst an ihn die Frage, wie lange Zeit er dazu bedürfe, und Wissmann versprach, in einem Jahr die gestellte Aufgabe zu lösen. Am 8. Mai 1889 eröffnete er den Tanz mit den Rebellen durch die Erstürmung von Buschiris Lager, am 10. Mai 1890 fiel der letzte Schuß gegen aufständische Araber in Lindi. Zwar ist auch in späteren Jahren in Deutschostafrika noch oft und an den verschiedensten Orten gekämpft worden, alle diese Kämpfe aber, die Expeditionen nach dem Kilimandscharo, die Kämpfe gegen Sike von Unjanjembe, der 7 jährige Wahehekrieg, die Kämpfe am Viktoria-Nyansa und am Nyassasee standen zu dem Araberaufstand von 1888/90 in keinerlei Beziehung; sie waren lediglich die Folge des weiteren Vordringens der deutschen Macht in das Innere und des von den Eingeborenen-Sultanen diesem entgegengestellten Widerstandes.

In der Heimat wurde Major Wissmann mit Jubel empfangen. Überall jauchzte ihm das Volk zu. Wenn bei seinen vielfachen Reisen irgendwo die Stunde seiner Ankunft bekannt wurde, strömten die Menschen zu Tausenden zum Bahnhof, um dem Mann zuzujubeln, der Deutschlands Ruhm über das



Adelswappen für Major H. von Wissmann.

Meer getragen, der die deutschen Waffen mit frischem Lorbeer geschmückt, und der dem Vaterland eine wertvolle Kolonie erstritten hatte. Ohne Unterschied der Parteistellung beglückwünschte ihn die gesamte deutsche Presse, und mit Recht konnte die Kölnische Zeitung schreiben, daß dem Major Wissmann zu den Zeiten des alten Rom dorten die Ehre des Triumphes zuteil geworden wäre.

Volle Anerkennung empfing der Reichskommissar Wissmann auch von Sr. Majestät dem Kaiser. Bereits im Sommer 1889 hatte Se. Majestät dem tapfern Offizier die Schwerter zum Kronenorden III. Klasse und wenige Monate später den roten Adlerorden III. Klasse mit Schwertern verliehen. Im November 1889 hatte er die Beförderung zum Major folgen lassen, eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung, da Wissmann vor noch nicht Jahresfrist erst Hauptmann geworden war. In Gnaden hatte ihm Se. Majestät fernerhin die Erlaubnis erteilt zur Anlegung des vom Großherzog von Sachsen-Weimar Wissmann verliehenen Komturkreuzes des Großherzogl. sächsischen Falkenordens, und des vom König der Belgier in seiner Eigenschaft als Souverän des Kongostaates ihm verliehenen „afrikanischen Dienststerns", sowie des ihm vom Sultan von Sansibar verliehenen „strahlenden Sternes von Sansibar"; auch hatte er ihm die Erlaubnis gegeben, einen ihm vom letztgenannten Souverän verliehenen Ehrensäbel zu tragen. Bei der jetzigen Rückkehr des Reichskommissars Wissmann nach Deutschland ließ Se. Majestät ihm eine weitere Ehrung zuteil werden, indem er ihn in den erblichen Adelstand erhob.

Während bei frühern Nobilitierungen, die verschiedenen Mitgliedern der Familie Wissmann zuteil wurden, diesen immer das gleiche Wappen gegeben war, verlieh Se. Majestät dem Reichskommissar von Wissmann eines, das mit diesem keinerlei Ähnlichkeit, dafür aber mancherlei Hindeutungen auf seine afrikanischen Verdienste aufweist: Es enthält auf dem Schild einen goldenen Löwen im Schwarz und 2 blanke gekreuzte Schwerter im Rot, und auf dem gekrönten Helm erblickt man einen rot umgürteten Neger, der in der Rechten einen Bogen und in der Linken einen Speer schwingt.*)

*) Wortlaut des Adelsbriefs folgt am Schluß dieses Kapitels.

Aber ein bitterer Wermutstropfen fiel in den Freudenbecher. Als Major Wissmann in Europa landete, war der deutsch-englische Vertrag über die Abgrenzung der deutschen und englischen Interessensphäre in Ostafrika abgeschlossen. Ohne auch nur daran zu denken, die Ansicht des berufensten Beurteilers der deutschen Interessen in Ostafrika und des besten Kenners der Lage dortselbst zu hören, hatte der neue Reichskanzler von Caprivi vom grünen Tisch aus mit unserem verschlagensten Kolonialgegner England verhandelt; ja, es konnte sogar die Ansicht entstehen, daß er mit einer gewissen Hast die Verhandlungen zum Abschluß gebracht hatte, bevor Wissmann in Deutschland einträfe und vielleicht auch ungefragt seine Ansicht ausspräche.

Durch diesen Vertrag wurde bekanntlich Helgoland von England an das deutsche Reich abgetreten, ein kleines vor der Elbemündung gelegenes Inselchen, das bis dahin politisch zwar englisch gewesen, seiner geographischen Lage nach aber zweifellos zu Deutschland gehörte, und dessen Besitz für Deutschland einen gewissen strategischen Wert haben mochte; dafür wurde England dicht vor unserer Kolonie in Ostafrika ein anderes Helgoland überlassen, indem ihm die Schutzherrschaft über Sansibar zuerkannt wurde.

Mochten die Engländer auch schon vor den Deutschen in Sansibar Einfluß ausgeübt haben, zur Zeit des Vertragsabschlusses überragte das deutsche Ansehen in Sansibar das englische wie der Montblanc den Berliner Kreuzberg. In Sansibar hatte Wissmann während der Bekämpfung der Küstenaraber sein Hauptquartier gehabt, und seine Schläge, die er gegen das Arabertum führte, hatten allen, vom Sultan auf dem Thron bis herab zum geringsten Sklaven auf den Pflanzungen, mächtig imponiert. Dadurch wuchs das Ansehen aller Deutschen Sansibars von Tag zu Tag. Die deutschen Handelshäuser dortselbst, von jeher schon bedeutender als die englischen und die aller andern Nationen, gelangten zu unvermuteter Blüte. Selbst die in Sansibar lebenden Engländer wunderten sich nicht darüber, wenn das tägliche Gespräch der in der Stadt lebenden Europäer sich fast nur mit der einen Frage beschäftigte, wann die deutsche Schutzherrschaft über Sansibar verkündet werden würde. Und in der Tat! eine Entwicklung der gegenüber-



Major v. Wissmann beim Fürsten Bismarck in Kissingen.

liegenden Festlandsküste erschien ohne den Besitz der Insel Sansibar, wenn nicht ausgeschlossen, so doch unendlich erschwert. Sansibar war das Zentrum für allen Handel mit dem Festland Ostafrikas, so lange ein solcher überhaupt betrieben wurde, und die zahlreichen, stets im Hafen liegenden Dampfer und Segelschiffe aller Nationen zeugten davon, daß der in Sansibar getriebene Zwischenhandel zwischen Ostafrika und der gesitteten Welt ein ganz beträchtlicher war. Der Sultan und seine arabische Umgebung hatten längst erkannt, daß sie der Schutzherrschaft einer europäischen Großmacht nicht entgehen konnten, und sie hätten den deutschen Schutz dem englischen bei weitem vorgezogen.

Dieses alles war dem Reichskommissar Wissmann natürlich wohl bekannt. Wie oft hatte er in den Tischgesprächen mit den vertrauten Mitgliedern seines Stabes, vielleicht halb im Scherz, aber doch stets wohl durchdacht, seine Pläne entwickelt, wie und wo er mit seinen Truppen auf der Insel landen würde, und wie er nach erfolgter Verkündigung der Schutzherrschaft die Regierung des Sultans zu beeinflussen und umzugestalten gedenke! Es bedurfte bloß noch der geeigneten Arbeit der Diplomatie!

Der deutsch-englische Sansibarvertrag machte alle diese Hoffnungen zunichte, und als Major Wissmann nach seinem Eintreffen in Berlin sich dem Reichskanzler von Caprivi gegenüber eine bescheidene Kritik des allerdings nicht mehr abzuändernden Vertrages erlaubte, wurde das der erste Grund für das kühle Verhalten, das Caprivi späterhin stets dem Major von Wissmann gegenüber zeigte. — Einen wohltuend warmen Empfang fand Major von Wissmann beim Altreichskanzler Fürsten Bismarck, zu dem er sich von Berlin aus nach Kissingen begeben hatte. Wenn auch der Fürst vor mehreren Monaten seine sämtlichen Staatsämter niedergelegt hatte, und wenn er jetzt auch nur mehr als einfacher Zuschauer die Ereignisse auf dem Welttheater mit sachkundigem Blick verfolgte, so hielt Major von Wissmann es doch für eine Ehrenpflicht, dem Fürsten in mündlichem Vortrag Bericht zu erstatten darüber, wie er den ihm vom Fürsten seiner Zeit erteilten Auftrag zur Niederwerfung der arabischen Rebellen ausgeführt habe. Der Altreichskanzler war dem Major von Wiss-

mann von je, seitdem er ihn kennen gelernt, gnädig gesinnt gewesen, und er erkannte auch jetzt mit großer Freude an, daß er für die Bekämpfung des aufrührerischen Arabertums eine geeignetere Persönlichkeit wie Wissmann nicht hätte finden können. Die Reise Wissmanns zum Fürsten Bismarck zeugte von Charakterstärke und von rechtlichem Sinn und war geeignet, ohne daß Wissmann natürlich an so etwas gedacht hätte, seine Popularität noch weiter zu vermehren. Wie mag das Herz des Volkes vor Stolz und Freude gejauchzt haben, als es den vergötterten Altreichskanzler und den mit frischem Lorbeer heimgekehrten deutschen Afrikahelden, im traulichen Gespräch vereint, beide im schlichten bürgerlichen Gewand, durch die Anlagen Kissingens dahinfahren sah!

Von Kissingen aus begab sich Major von Wissmann nach Lauterberg im Harz. In diesem idyllischen Städtchen lebten seine vielgeliebte betagte Mutter und zwei ihm teure Schwestern. Dorten im stillen trauten Familienkreis suchte und fand er Erholung vor dem Trubel der Welt; dorten in der sorglichen Liebe der Seinen vergaß er die ihm zugejauchzten Jubelrufe der Menge, alle Ehrungen und Enttäuschungen, die er seit seiner Rückkehr nach Europa erlebt, und dorten, unter den grünen Wipfeln des Harzwaldes, gesundete ihm Leib und Seele, gewann er neue Spannkräfte zu neuem Wirken in Afrika und faßte er den Entschluß zu einem großartigen Unternehmen, das die wirtschaftliche Erschließung der von ihm dem Vaterland wieder eroberten Kolonie mächtig fördern sollte.



Major von Wissmann bei den Seinen in Lauterberg.

Adels-Brief für den Major à la suite der Armee kommandiert zur Dienstleistung bei dem Auswärtigen Amte Wilhelm Leopold Hermann Wissmann.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, Graf zu Hohenzollern, souveräner und oberster Herzog von Schlesien wie auch der Grafschaft Glatz, Großherzog von Niederrhein und Posen, Herzog zu Sachsen, Westfalen und Engern, zu Pommern, Lüneburg, Holstein und Schleswig, zu Magdeburg, Bremen, Geldern, Cleve, Jülich und Berg, sowie auch der Wenden und Cassuben, zu Crossen, Lauenburg, Mecklenburg, Landgraf zu Hessen und Thüringen, Markgraf der Ober- und Nieder-Lausitz, Prinz von Oranien, Fürst zu Rügen, zu Ostfriesland, zu Paderborn und Pyrmont, zu Halberstadt, Münster, Minden, Osnabrück, Hildesheim, zu Verden, Camin, Fulda, Nassau und Mörs, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf der Mark und zu Ravensberg, zu Hohenstein, Tecklenburg und Lingen, zu Mansfeld, Sigmaringen und Veringen, Herr zu Frankfurt,

erheben und versetzen hierdurch und in Kraft dieser Urkunde in Anerkennung seiner hervorragenden militärischen Leistungen in Ost-Afrika, den Major à la suite der Armee, kommandiert zur Dienstleistung bei dem Auswärtigen Amte,

Wilhelm Leopold Ludwig Hermann Wissmann

nebst seinen bereits vorhandenen und künftigen rechtmäßigen ehelichen Leibes-Erben und Nachkommen des Mannesstammes, beiderlei Geschlechts, um ihm ein dauerndes Denkmal Unserer besonderen Huld und Gnade zu stiften, in den erblichen Adelstand Unserer Monarchie und Lande und verleihen ihm und seinen sämtlichen vorgedachten Nachkommen alle Gerechtsame, Ehren und Vorzüge dieses Standes, insbesondere das Recht:

von

sich zu nennen und zu schreiben, sowie das hiernach beschriebene Wappen und Kleinod:

Nämlich einen von Schwarz, Silber und Rot geteilten Schild, in dessen oberem schwarzen Felde ein vorwärtsschauender schreitender goldener Löwe mit untergeschlagenem Schweife, und in dessen unterem roten Felde zwei aufwärts geschrägte, golden begriffte, blanke Schwerter. Auf dem Schilde ruht ein rot gefütterter, mit goldenen Bügeln und Einfassungen und anhangendem goldenen Kleinod geschmückter und mit einer adeligen Krone gekrönter offener, stählerner Turnierhelm mit rechts schwarzsilbernen, links rotsilbernen Helmdecken, aus dessen Krone ein in der Rechten einen Bogen, in der Linken einen Speer haltender afrikanischer Wilder mit bunter Federkrone, goldenem Halsschmucke und rotem Lendenschurze hervorwächst.

Wie solches Wappen mit seinen natürlichen Metallen und Farben hier abgebildet ist. Welches Wappen der

Wilhelm Leopold Ludwig Hermann
von Wissmann

auch dessen sämtliche rechtmäßigen ehelichen Nachkommen des Mannesstammes überall sich zu bedienen befugt sein sollen.

Wir ordnen und gebieten, daß fortan mehrgenannter

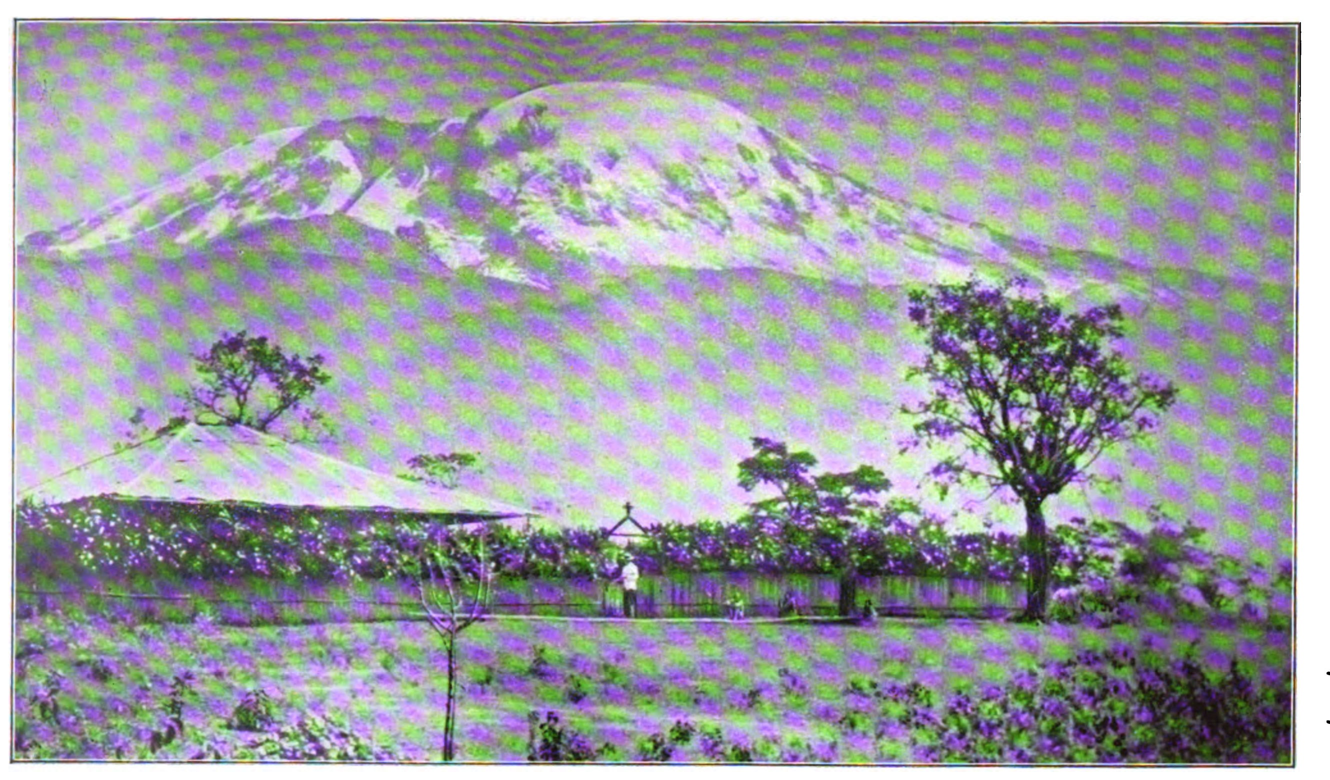
Wilhelm Leopold Ludwig Hermann
von Wissmann

und alle desselben rechtmäßigen ehelichen Leibes-Erben und Nachkommen des Mannesstammes, beiderlei Geschlechts, rechtgeborene rittermäßige Edelleute sein und alle und jede rittermäßige adelige Rechte, Rang, Ehren, Titel und Vorzüge, von jedermann ungehindert, gebrauchen und sich derselben zu erfreuen haben sollen.

Des zu Urkunde haben Wir dieses Diplom höchsteigenhändig unterschrieben und Unser Königliches größeres Insiegel daranhängen lassen.

So geschehen und gegeben in Unserem Neuen Palais bei Potsdam, den vierundzwanzigsten Tag des Monats Juni nach Christi, Unseres Herrn, Geburt im eintausendachthundertundneunzigsten und Unserer Königlichen Regierung im dritten Jahre.

gez. Wilhelm R.
gez. v. Wedell-Herrfurth.



Der Kibo-Gipfel des Kilima-Ndjaro.

Die Unterwerfung des Kilima-Ndjaro-Gebiets.

(Januar—März 1891.)

Verfasser: Dr. W. Steuber.

Am 30. November 1890 traf Major von Wissmann von seinem Heimatsurlaub zurückkehrend wieder in Sansibar ein und übernahm wieder selbst die Geschäfte des Reichskommissariats. Schon in den nächstfolgenden Tagen überzeugte er sich auf einer Inspizierungsreise nach der Festlandsküste, daß die Zustände sich dortselbst während seiner $^1/_2$jährigen Abwesenheit in durchaus befriedigender Weise entwickelt hatten. Alles war ruhig und friedlich. Die Kette befestigter Küstenstationen bot Gewähr, daß das unterworfene Gebiet mit einer im Verhältnis zur Größe des Landes außerordentlich geringen Truppenmacht gehalten werden konnte.

Eine weitere ungleich wichtigere Aufgabe war erfolgreich eingeleitet. Diese Aufgabe war vorwiegend praktischer Natur, da sie die Wiederbelebung des Handels, die Ausrottung des Sklavenraubes im Innern und dadurch die Nutzbarmachung der Kolonie für das Reich bezweckte: nämlich die Eröffnung und Sicherung der Karawanenstraßen.

Im Norden führte von Tanga und Pangani ein Strang von 2 bis 3 Straßen nach dem Kilima-Ndjaro und von dort weiter nach dem Viktoria-See. Gerade an der Kilima-Ndjaro-Straße erschien aber eine baldige Regelung der Verhältnisse dringend wünschenswert, und zwar aus mannigfachen Gründen. Die genannte Straße berührt in ihrem der Küste zunächst liegenden Abschnitt die Gebiete von Ost- und West-Usambara, deren hervorragenden Wert für Plantagenbau man bereits damals erkannt hatte und durch Anlage von Kaffee- und Tabakspflanzungen praktisch auszunutzen suchte; weiter im Inneren aber

lagen die fruchtbaren Gebiete des Pare-Gebirges und des eigentlichen Kilima-Ndjaro, die mit ihrer Fruchtbarkeit und der durch Rieselanlagen seitens der Eingeborenen auf einen verhältnismäßig hohen Grad gebrachten Bodenkultur nur der nutzbarmachenden Erschließung durch weiße Ansiedler warteten.

In diesen Gebieten nun, die nach allem damals als die wertvollsten Deutsch-Ostafrikas gelten mußten, trat indessen der englische Einfluß besonders in den Vordergrund. Nicht nur daß sich englische Missionare, nach ihrem ganzen Auftreten mehr politische Agenten als Verkünder des christlichen Evangeliums, am Kilima-Ndjaro niedergelassen hatten, die Engländer strebten auch durch die Entsendung eines Residenten nach Taveta mit allen Kräften dahin, den aus dem Innern kommenden Karawanenverkehr über Taveta nach Mombassa, also in englisches Gebiet, überzuleiten. Der erste Schritt unsererseits zur Abhilfe bestand in der Entsendung eines politischen Agenten, des Herrn v. Eltz, in das Kilima-Ndjaro-Gebiet. Herr v. Eltz sollte im Einvernehmen mit dem uns befreundeten Sultan Mandara die Interessen der deutschen Herrschaft wahrnehmen und vor allem dem Abbiegen der Karawanen in englisches Gebiet vorbeugen. Ferner war im Oktober 1890 die kleine Militärstation Masinde gegründet worden, die 8 Tagemärsche weit in nordwestlicher Richtung von Pangani lag.

Es lag auf der Hand, daß unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen die Agentur v. Eltz und die kleine Station Masinde sich nicht immer der Situation gewachsen zeigten. So liefen denn von Ausgang Oktober ab fortwährend bedrohliche Meldungen beim Reichskommissariat ein:

Die Ortschaft des Häuptling Kihungwe in der nächsten Nähe von Masinde hatte sich geweigert, einen vom Reichskommissar eingesetzten Akida (Statthalter) anzuerkennen und durch direkte Bedrohung den Stationschef von Masinde in eine äußerst gefährliche Lage versetzt. Die letzte Post von der Küste nach dem Kilima-Ndjaro war durch einen Wapare-Häuptling, Manamate, abgefangen worden. Vor allem aber war der Sultan Sinna von Kiboscho, an Macht und Ansehen der stärkste im ganzen Kilima-Ndjaro-Gebiet, in Mandaras Reich eingefallen, hatte dort geplündert und führte allen Vorstellungen zum Trotz die rote Rebellenfahne, dadurch dokumentierend, daß er die

Anerkennung der deutschen Herrschaft verweigerte. Die nomadisierenden Massai endlich sammelten sich wieder zu einem neuen Kriegs- und Raubzug.

Alles das gab dem Major von Wissmann Veranlassung zum Einschreiten. Er beschloß den Abmarsch einer starken Expedition, die er persönlich zu führen gedachte, um durch deren Erscheinen, nötigenfalls mit Gewalt, Abhilfe zu schaffen.

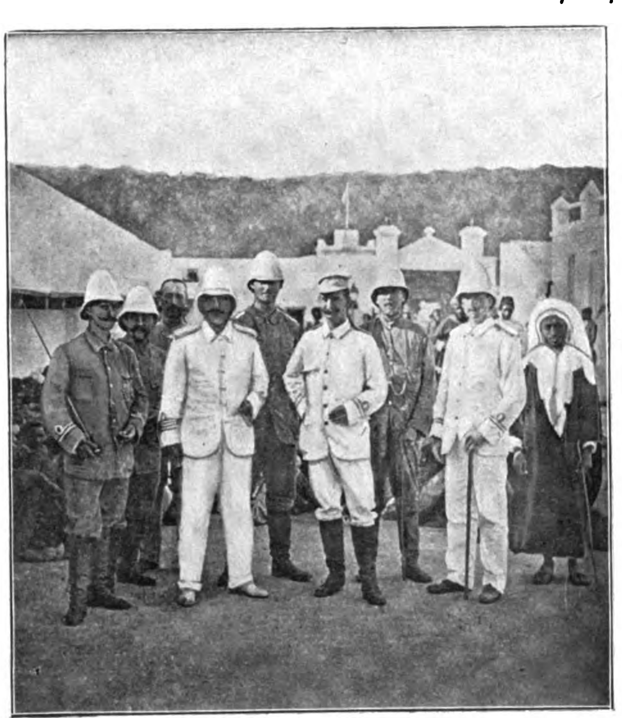
Bevor er jedoch zur Ausführung dieses Planes schreiten konnte, hatte er noch die für Deutsch-Ostafrika hochbedeutsame Handlung der Besitzergreifung der Festlandsküste für das Deutsche Reich zu vollziehen. Bis hierhin gehörte die Küste de jure noch dem Sultan von Sansibar; Major von Wissmann hatte den Aufstand dortselbst „im Namen des Deutschen Kaisers und des Sultans von Sansibar“ niedergeschlagen; auf den Militärstationen wehte noch die rote Flagge des Sultans. Der deutsch-englische Sansibarvertrag, von dem bereits an einer frühern Stelle dieses Buches die Rede gewesen, hatte es Deutschland erlaubt, die Küste, die es sich mit deutschem Blut und unter Aufwendung großer deutscher Geldmittel unter Wissmanns Leitung erobert hatte und die es de facto also besaß, dem Sultan von Sansibar für 4 Millionen Mark noch abzukaufen. Die dahin zielenden, übrigens nicht durch Wissmann geführten, diplomatischen Verhandlungen hatten den Sultan zur Annahme der 4 Millionen nunmehr geneigt gemacht, und Major von Wissmann hatte von Berlin aus den Befehl erhalten, zum Zeichen der formellen Besitzergreifung der Festlandsküste für das Deutsche Reich am 1. Januar 1891 in Bagamoyo die Sultansflagge niederzuholen und die deutsche Flagge zu hissen. Wie es angeordnet war, so wurde es mit entsprechender militärischer Feierlichkeit ausgeführt.

Nach Vollziehung dieses wichtigen Staatsaktes hielt den Reichskommissar nichts mehr an Sansibar und die Küste gefesselt. Die durch die Flaggenhissung bedingte Übersiedelung des Hauptquartiers von der Insel Sansibar nach dem Festland konnte er ruhig einem seiner Offiziere überlassen; er selbst hatte nunmehr die Hände frei für die Kilima-Ndjaro-Expedition. Am 4. Januar erging der Befehl zum Zusammentritt dieser Expedition, als deren Ausgangspunkt Pangani festgesetzt wurde.

Ein derartiger Befehl bedeutete für unsere Schutztruppe stets eine Mobilmachung im kleinen. Nicht allein die Abgabe an Offizieren und Soldaten mußte für jede einzelne Station festgesetzt werden, Hand in Hand ging auch die Ausrüstung der Expedition mit Munition, Proviant, Medikamenten und Verbandstoffen, Tauschlasten, Reittieren, Zeltgerät sowie die Anwerbung einer ansehnlichen Anzahl von Trägern. Auf den Bureaus des Reichskommissariates in Sansibar, dem damaligen Sitze des Hauptquartiers, entwickelte sich daher die angestrengteste Tätigkeit; am nächsten Morgen bereits gingen die Dampfer mit den bezüglichen Anweisungen zur Küste, und 8 Tage darauf war die Expedition in Pangani marschbereit versammelt. Major von Wissmann begab sich darauf mit seinem Stabe, dem Dr. Bumiller und Leutnant Heymons angehörten und zu dem in Pangani der Schreiber dieser Zeilen als Expeditionsarzt hinzutrat, von Sansibar dorthin und trat an die Spitze der am 13. Januar 1891 abmarschierenden Expedition.

Leider hatte letztere bereits vor dem Abmarsch in Pangani einen schweren Verlust zu beklagen, indem bei der Landung der Träger auf der schwierigen Barre der Pangani-Mündung eine Dhau kenterte und zugleich mit einer großen Anzahl Träger Unteroffizier Löppki in den Wellen seinen Tod fand; wir beerdigten ihn unter den rauschenden Palmen mit militärischen Ehren. Einfach und schlicht, darum aber um so ergreifender gestaltete sich unter den Verhältnissen jener Zeiten die Bestattung unserer toten Kameraden. Die Wissmannsche Zeit kannte keinen Feldgeistlichen; wenn es irgend ging, sprach Wissmann persönlich an dem offenen Grabe. „Denken wir an die arme Mutter unseres toten Kameraden, die noch nichts von dem Schicksal ihres Kindes weiß", dann betete er ein kurzes Vaterunser, und drei Salven aus den Gewehren unserer farbigen Soldaten krachten über das offene Grab und beschlossen die kurze, aber an das Herz aller Anwesenden greifende Trauerfeier.

Das eigentliche Expeditionskorps unter der Führung des Chef Johannes setzte sich zusammen aus 1 Sudanesen- (Leutnant Sulzer) und 2 Sulukompagnien (Leutnant von Zitzewitz und Prince), sowie einer Abteilung Suaheli-Askaris unter Proviantmeister de la Frémoire; das Korps verfügte über 7 deutsche



Von links nach rechts: Leutnant Stenzler; Leutnant v. Zitzewitz; Eugen Wolf; Major v. Wissmann; Dr. Bumiller; Dr. Steuber; Dr. Schillow; Lt. Heymons.

Teilnehmer an der Kilima-Ndjaro-Expedition.



Wadschagga-Krieger von Kibosho.

Unteroffiziere und an Artillerie über 2 Geschütze (1 4,7 cm Schnellfeuergeschütz, 1 Maxim-Gewehr). Es traten ferner noch etwa 250 Träger und die schwarze Dienerschaft hinzu, so daß die gesamte Kopfzahl rund 600 betrug. Als Privatleute begleiteten die Expedition Dr. Schillow zu Jagdzwecken, Eugen Wolf als Berichterstatter des Berliner Tageblattes.

Da bekanntlich die afrikanischen Wege im Innern nur den Marsch zu einem hinter dem anderen gestatten, so währte es bei der Stärke der Expedition immerhin eine gute Stunde, bis nach Eintreffen der Tête der letzte Mann im Lager angelangt war.

Über die ersten Marschtage bis Masinde ist nur wenig zu berichten. Am 2. Tage die Tabaksplantage Lewa berührend, führte uns unser Marsch durch die schöne, reiche und stark bevölkerte Landschaft Usambara. Dort hatte sich der deutsche Einfluß bereits in günstiger Weise bemerkbar gemacht. Alle Orte führten die deutsche Flagge; die Bewohner kamen uns freundlich und voll Vertrauen entgegen und überbrachten als Geschenke reichlich Nahrungsmittel.

Eine ernstliche Sorge, wie bei allen Expeditionen, die mit der Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung im Innern zu rechnen haben, bereitete uns nur die Trägerfrage. Der afrikanische Karawanenträger der Küste — damals meist Sklaven der reichen Araber — ahnt instinktiv, ohne daß ihm hierüber besonders Aufschluß gegeben wird, ob es sich um eine friedliche Expedition handeln soll oder ob weiterhin Gefechte mit Eingeborenen zu erwarten stehen. Bei der Kilima-Ndjaro-Expedition konnten für die Träger beim Anblick der starken militärischen Machtentwicklung Zweifel in dieser Richtung nicht bestehen, und es gehörte während der ersten Marschtage zu den gewöhnlichen Ereignissen, daß am Morgen beim Aufbruch der Karawane 20—30 Trägerlasten herrenlos liegen blieben. Für die am Schluß marschierende Kompagnie und den meist an dieser Stelle marschierenden Expeditionsarzt erwuchs hieraus jeden Morgen die schwierige und höchst undankbare Aufgabe, die nötigen Träger aus den benachbarten Dörfern zu beschaffen. Je weiter man von der Küste sich entfernte, je näher feindliche Eingeborene die Karawane umschwärmten, um so leichter gestaltete sich, wenigstens in Bezug

auf das Weglaufen, die Trägerfrage. Manche sonst faule Elemente der Träger hüteten sich unter solchen Verhältnissen, die Maroden zu spielen, hinter der Kolonne zurückzubleiben und heimlich auszureißen, da sie Gefahr liefen, daß ihnen beispielsweise von den Massai einfach der Schädel mit der Keule eingeschlagen wurde.

Am 20. Januar traf die Expedition in Masinde ein, wo Major von Wissmann ihr einen Ruhetag gönnte und das Expeditionskorps für die zu erwartenden kriegerischen Unternehmungen rangierte. Bereits am Nachmittag erschien der Sultan Sembodja, dessen Wohnsitz unmittelbar neben der Station lag, zur Begrüßung Wissmanns in unserem Lager. Er war bekleidet mit einem wollenen Schlafanzug, der, mit H. M. gezeichnet, über seine Herkunft und den früheren Besitzer (Dr. Hans Meyer) keinen Zweifel ließ, und überbrachte als Geschenke mehrere Ochsen und 6 halbe Flaschen Rotwein, welch' letztere gleichfalls von der Ausplünderung des genannten deutschen Forschungsreisenden herrührten. Sembodja zeigte sich jetzt durchaus willfährlich und beeilte sich, allen Anforderungen an Lebensmitteln und Trägern schleunigst nachzukommen. Bei Beginn des Araberaufstandes hatte er sich verschiedenfache Unregelmäßigkeiten und gewaltsame Erpressungen gegen Europäer, besonders auch deutsche Reisende, zuschulden kommen lassen. Nachdem Sembodja sich aber einmal der deutschen Sache unterworfen und sich auch im allgemeinen loyal und zuverlässig erwiesen hatte, war es nichts mehr, als ein Akt der politischen Klugheit, auch ihn in den allgemeinen Generalpardon einzuschließen, der nach Niederwerfung des Aufstandes eintrat.

In Ostafrika gibt es noch heute unter den Arabern und vornehmen Küstenleuten viele, die für ihr Verhalten beim Aufstande reichlich den Strick verdient haben und zum Teil, wie beispielsweise der vornehme Araber Mohamed bin Hamiss in Mtangala — wie er mir persönlich erzählte —, erst unter Buschiris Galgen von Wissmann begnadigt wurden. Diese Verhältnisse müssen berücksichtigt werden, weil von einigen Seiten seinerzeit gegen Wissmann der Vorwurf erhoben wurde, daß er wegen jener Erpressungen gegen Sembodja nicht mit aller Strenge eingeschritten sei.

Während unseres Aufenthaltes in Masinde machten wir zum erstenmal eine flüchtige Bekanntschaft mit den Massai, die, wahrscheinlich nur zu Spionagezwecken, 2 Krieger in vollem Waffenschmuck abgesandt hatten. Wissmann benutzte diese Gelegenheit, um ihnen einen Vorgeschmack von der Wirksamkeit der deutschen Waffe zu geben, indem er vor ihren Augen persönlich mittels des Maximgeschützes auf etwa 100 Meter einen fußdicken Baum durch schnelles Linienfeuer umlegte. Mit den Worten „msungu na muungu sauasaua" („der weiße Mann und Gott sind eins") verschwanden sie schleunigst aus dem Lager. Eine bleibende Wirkung hatte aber dies Schießkunststückchen Wissmanns nicht gehabt, wie wir bald auf dem weiteren Marsch an dem Verhalten der Massai sehen sollten.

Um mit dem widerspenstigen Kihungwe, dessen Übergriffe oben erwähnt sind, abzurechnen, entschloß sich Major von Wissmann, nunmehr von der gewöhnlichen Kilima-Ndjaro-Straße längs des Westrandes des Pare-Gebirges abzuweichen und an der östlichen Seite des Gebirges über Gonja, Kisuani weiterzumarschieren.

Am 23. Januar langte die Expedition nach Überschreitung des krokodilreichen Mkomasi-Flusses vor dem Dorfe des Kihungwe an; letzterer hatte indessen wohl mit Rücksicht auf die Achtung gebietende Macht des Reichskommissars es vorgezogen, durch Aufhissung zahlreicher kleiner deutscher Fähnchen seine Unterwürfigkeit anzuzeigen und gleichzeitig reichliche Geschenke gesandt. Mit Rücksicht hierauf nahm Wissmann von einer schwereren Bestrafung Abstand; die ganze Angelegenheit fand durch Einsetzung des von Kihungwe ursprünglich zurückgewiesenen Akida ihre endgültige Erledigung.

Am 26. Janur bei Kisuani bot sich gegen Abend, als die Sonne bereits aus der Steppe verschwunden war, der Expedition zum erstenmal der Anblick des im Scheine der untergehenden Sonne über den Wolken wie im roten Feuer glühenden Kilima-Ndjaro. Das überraschende und wunderbare Naturschauspiel dieses tropischen Alpenglühens wirkte auf uns alle und nicht zum wenigsten auf die sonst für Naturschönheiten gänzlich unempfindlichen Karawanenträger derartig ein, daß letztere auf hohe Bäume kletterten, um nichts von dem für sie ganz über-

natürlichen Anblick zu verlieren, und noch lange am Lagerfeuer von dem großen Zauberberg schwatzten, bis ein energisches „kilele wapagasi!“ („Ruhe, ihr Träger!“) aus dem Zelte des Kommandanten sie zur Ruhe brachte.

Der folgende Tag war ein Ruhetag, galt es doch, zum erstenmal hier inmitten der afrikanischen Steppe den Geburtstag Seiner Majestät militärisch feierlich zu begehen. Eine Parade des Expeditionskorps, feierliche Ansprache Wissmanns in Kisuaheli und doppelte Rationen an Soldaten und Träger bildeten für letztere den Glanzpunkt des Tages, während Offiziere und die deutschen Unteroffiziere bei einem Glas Sekt oder Bier ein Hurra auf den Allerhöchsten Kriegsherrn inmitten der dunklen Steppe am lodernden Lagerfeuer ausbrachten. Die Eintönigkeit der kulinarischen Tafelgenüsse fand durch einen reichlichen Wachtelflug, den der liebe Herrgott zur Feier des Tages am Vormittag dem Lager der Deutschen gesandt hatte, eine höchst willkommene Bereicherung.

Die nächsten Tage brachten sehr anstrengende große Märsche durch zwar ungeheuer wildreiche, sonst aber unbewohnte Steppengebiete mit teilweise großem Wassermangel. Am 30. Januar wurde weit im Osten der Jipe-See gesichtet, gleichzeitig aber wurden Anzeichen bemerkbar, daß wir das Massai-Gebiet betreten hatten, und vielleicht von diesen Feindseligkeiten zu erwarten standen.

Wissmann befahl daher Marsch in Kriegsformation und zwar in der Weise, daß hinter dem Vortrupp (Suaheli-Askari) das eigentliche Gros mit Artillerie an der Spitze und hinter diesem die bewaffnete Trägerkolonne marschierte. Auf letztere wird, da von dem Feinde häufig gerade dieser Teil der Expedition zuerst angegriffen wird, eine je nach der Länge der Karawane sich richtende Anzahl regulärer farbiger Soldaten verteilt, deren Aufgabe es ist, die Kolonne in Ordnung zu halten und zu schützen. In gleicher Weise und zu demselben Zwecke werden alle verfügbaren Europäer verwendet, und jeder ist für die Marschordnung in dem ihm zufallenden Abschnitt der Kolonne verantwortlich.

Dieses „Marschieren in Kriegsformation“ der Wissmannschen Zeit erforderte vom Europäer eine hohe Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte; und wenn Wissmann

der Kopf einer solchen Expedition war, so bildeten die übrigen deutschen Offiziere und Unteroffiziere das Skelett der ganzen langen Karawane, die wichtigen, selbständig auftretenden Organe des Kommandanten, von deren Umsicht, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit das Wohl und Wehe aller Expeditionsmitglieder im Ernstfalle abhing. Und wenn jetzt nach langen Jahren die persönliche Erinnerung zu jener für Männer „idealschönen Zeit", wie sie Wissmann dem Verfasser gegenüber noch kurz vor seinem Tode in einem Briefe bezeichnete, zurückschweift, so sind es ganz besonders diese Tage des kriegerischen Expeditionslebens, bei denen die Erinnerung mit Vorliebe Halt macht und das Erlebte mit frischen Farben dem geistigen Auge wieder vorführt, und um so mehr, als so manchen Kameraden, der damals mit Herz und Hand und tatkräftiger Begeisterung die koloniale Idee förderte, jetzt der heiße Sand Afrikas oder die kühle heimatliche Erde deckt.

Der wohlwollende Leser folge mir über 14 Jahre zurück und sei für einen Tag mein Gast in meinem nicht allzu geräumigen Zelt, das ich allerdings schon mit meinem — leider auch viel zu früh dahingeschiedenen — Zeltgenossen, dem Adjutanten des Kommandanten, Leutnant Heymons, teilte.

Es ist Nacht, wir liegen inmitten der weiten ostafrikanischen Steppen, auf jenem wildreichen Hochplateau, welches sich vom Kilima-Ndjaro zum Jipe-See erstreckt. In dicke, wollene Decken gehüllt liege ich auf dem harten Feldbett; unter dem Sonnensegel des Zeltes schnarchen meine beiden schwarzen Jungen. Ich wache auf, der Mond scheint noch hell, dicht unterhalb unseres Zeltes murmelt der Veri-Veri-Fluß sein monotones Lied. Die nächtlichen Stimmen der großen Steppenräuber, der harte metallische Gesang der Myriaden von Zikaden, die dumpfen Töne des harmlosen Mumbi (Hornrabe) und das langgezogene „a—a—hwi" der das Lager umkreisenden gefleckten Hyäne sind verstummt. Der melancholische Zuruf der ausgestellten Sudanesenposten, die sich im singenden Tone zur gegenseitigen Kontrolle anrufen, hier und da der dumpfe Knall eines in der heißen Lagerasche platzenden Kochsteines oder das Scharren eines angekoppelten Maskateselhengstes — das sind die einzigen Laute im einsam nächtlichen Steppenlager.

Nun ist es $4^3/_4$ Uhr morgens, und obgleich noch völlig Nacht, beginnt es sich doch bereits hier und da unter den um die niedergebrannten Feuerstellen liegenden Trägern zu rühren, ein lautes „Kilele!“ aus dem Zelte des wachthabenden Offiziers schafft hier einen Augenblick nochmals Stille. Da leuchtet in Wissmanns Zelte der Schein eines von Mwansa, dem treuen Diener, entzündeten Streichholzes auf; es ist Zeit zum Aufstehen.

Gleich darauf klingt durch das Lager der helle ägyptische Weckruf des Sudanesen-Boruki (Hornist). Ursprünglich blies er die gute alte preußische Reveille, die erfahrungsgemäß mit ihren langgezogenen Tönen unwillkürlich zum Gähnen und mißvergnügten Sichnocheinmal-Umdrehen auffordert. Wissmann änderte dies Signal sehr bald in den ägyptischen, den Sudanesen altgewohnten Weckruf um, der in jedem Schläfer das Empfinden hervorruft, als ob ihm ein Glas kaltes prickelndes Wasser übers Gesicht gegossen würde, und den hartnäckigsten Faulpelz unweigerlich den weichen Armen Morpheus entreißt.

Es ist die höchste Zeit aufzustehen, die Sulu-Zeltsektion bricht das Zelt kurzerhand über uns ab und gibt es den Trägern. Schnell noch eine oberflächliche Katzenwäsche, „punda tajari“ („Esel fertig!“) meldet Mafta, „kahawa tajari!“ („Kaffee fertig!“) sagt Sudi. Die Brühe schmeckt zwar nach allem anderen als nach Kaffee, aber die Morgenluft ist kalt und die Brühe warm.*)

Da ertönt ein zweites Signal, und die Spitze der Karawane setzt sich unter des Majors Führung in Bewegung. Wir marschieren im Lande der feindlichen Massai; es ist Kriegsmarsch befohlen.

Der Massai kämpft nur mit Keule, Speer und Schild, er verschmäht Pulver und Blei und mordet nur aus unmittelbarer Nähe. Daß es aber so leicht dahin nicht kommt, dafür sorgen unsere und besonders der Sudanesen und Sulu Augen, die jedes Gebüsch durchmustern.

*) In Afrika hat man auf Expeditionen drei verschiedene Morgengetränke zur Wahl, die sich nach der Güte des Wassers richten: Ist letzteres leidlich klar, so trinkt man Tee; ist es, wie meistens, trübe, so fabriziert man daraus Kaffee, zeigt es aber, wie auch gar nicht selten, einen bestimmten dunklen Farbenton, bedingt durch vegetabilische oder erdige Beimischungen, so macht der intelligente schwarze pischi (Koch) stillschweigend Kakao daraus.

Die Sonne ist noch nicht hoch, aber vor uns im Westen, hoch über dem Nebel der Steppe, wird allmählich mit schnell zunehmender Intensität eine rosarot leuchtende Halbkugel sichtbar; in purpurnen Farben taucht es auf, um plötzlich dem blendendsten Weiß Platz zu machen: Die Sonne ist herauf, und vor uns enthüllt sich der König der Berge, der Kilima-Ndjaro mit seinem schnee- und eisgepanzerten Gipfel, dem Kibo. Von weitem schon sieht man, wie der alte Berggreis über die für ihn harmlose Sonne und über uns, die wir sofort nach ihrem Erscheinen die leichte Flanellmütze mit dem Tropenhelm vertauschen, lacht. Lachen tut er, daß der ganze alte weiße Schädel glänzt und die Tränen ihm über sein durchfurchtes Antlitz herablaufen. Und doch sind diese Tränen die Lebensbedingungen unseres Marsches, entstehen aus ihnen doch der Rau, Veri-Veri und wie sie sonst alle heißen, die Quellflüsse des Pangani, die mit ihren kühlen Wellen auf heißem Steppenmarsch ein Labsal für Mensch und Tier sind, wie es kein zweites gibt.

In der Ebene wird es jetzt lebendig; zahllose, ein förmliches Netzwerk darstellende, nur etwa 2 Fuß breite und $^1/_2$ Fuß tiefe Wildpfade, welche von den Tränkstellen des Wildes am Fluß, der sich wie ein blaugrünes Band durch die gelbe Steppe zieht, in die Ebene führen, kreuzen unseren Weg. — Da fällt vorn ein Schuß — noch einer, und plötzlich galoppiert mit Windeseile ein Rudel Zebra an uns vorüber; die stahlharten Hufe berühren kaum den Erdboden; Spitze und Seitendeckung wird von einem Sprung Schirr-Antilopen gebildet, welche, wie so häufig, auch in diesem Falle für die schlecht äugenden Zebra Wacht- und Aufklärungsdienste versehen. Ein Zebra bleibt zurück, es ist schwer getroffen und tut sich bald im Grase nieder. Wie Bluthunde springen 4 Sulu dorthin; mit zwei scharfen Schlägen sind dem Zebra die großen Sprungsehnen durchschlagen, und im nächsten Augenblick sind sie dem lauten Zuruf der mohamedanischen Sudanesen „djinga, djinga!" („schächte es!"), die nur geschächtetes Wild nach ihrem Ritus essen dürfen, mit einem scharfen Schnitt des kurzen Seitengewehrs nachgekommen. Kein schöner Anblick für den weidgerechten Jäger, aber wer kann es ändern!

Es ist 10 Uhr, die Sonne wirft immer kürzere Schatten;

mein Junge Mafta hebt die Nase in die Luft, schlägt nach den immer zahlreicher werdenden Fliegen und meldet: „Massai karibu!“ (Massai sind in der Nähe). Er hat recht, auch ich erkenne an einem immer stärker werdenden Geruch wie Kuhherde, daß wir in die Nähe der Massai gekommen sind.

Noch wenige Schritte, und wir unterscheiden die niedrigen, aus schneckenhaus-artigen Hütten, die aus Kuhdünger und Lehm geklebt sind, gebildeten Massai-Kraale. In ihnen und um sie herum wimmelt es von Vieh, Massaikriegern und Weibern. Es sind prachtvolle Gestalten; von den Elmoran, d. h. den jungen Kriegern, mißt wohl kaum einer unter 6 Fuß. Trotzig stehen sie da; bei ihrer gänzlichen Nacktheit kann man die wundervolle Plastik ihrer wie in Ebenholz geschnitzten Glieder erkennen. Ein Federschmuck, ein Schild, eine Keule und eine 6—7 Fuß lange Lanze bildet die Ausrüstung dieser Steppenräuber, die es verschmähen, ein Gewehr als Waffe zu benutzen.

Wir beziehen unser Lager; schnell liegt das Gepäck schnurgerade ausgerichtet an der Erde, die Träger hocken da und warten nur auf den Befehl zum Wasserholen, unsere Soldaten aber fertigen mit unglaublicher Geschwindigkeit aus Dorngestrüpp einen Wall, der das Lager im Viereck abschließend, den sichersten Schutz gegen Eingeborene und Raubtiere bildet. Während die Sulu die Zelte aufschlagen, die Jungens den eisernen Koffer auspacken, stürzen wir uns unter Wissmanns Führung auf das bereitstehende kalte Frühstück, bestehend aus halbgarem Maisbrot, kaltem Wildbraten, Mixed picles, Kognak und Kaffee. Vielleicht hat sich auch einmal eine Büchse Gothaer Leberwurst auf den Tisch verirrt, die dann aber, da sie dank der milden Sonne schon lange und dauernd aus dem festen in den flüssigen Aggregatzustand übergegangen ist, mittels Löffel verzehrt werden muß.

Eine halbe Stunde später liegt das Lager bis auf die Posten im tiefen Mittagsschlaf, gebändigt durch die über der Steppe in zitternden Schwingungen brütende Hitze und Müdigkeit, um gegen 4 Uhr zu neuer Tätigkeit zu erwachen. Ein kurzer Appell wird abgehalten, die Waffen werden gereinigt, ich aber sitze vor meinem Zelte, neben mir die Expeditionsapotheke und mein Junge Mafta, das Mädchen für alles, und halte Lagersprechstunde ab.

Damit ist der laufende Dienst beendigt; frisch gewaschen und rasiert geht der Wissmann-Offizier im Lager spazieren, hier bei einem mildtätigen Kameraden einen Schluck Portwein, dort bei dem stets freigebigen Kommandanten Wissmann einen Tabak bettelnd.

Heute war es lebhaft im Lager; die Massai hatten Erlaubnis, in ihm spazieren zu gehen und Gegenstände zum Verkauf gegen Draht anzubieten. Wir merkten jedoch bald, daß ihnen das nur ein Vorwand war; ihre Drahtforderungen erreichten eine unglaubliche Höhe. Draht ist hier die einzige Geldart und gleichbedeutend überhaupt mit Geld, der Massai leidet aber an einer chronischen Drahtnot. Unsere Lagerbesucher schnüffelten indes außerdem mit einem sehr verdächtigen Eifer an den Gewehren, dem Gepäck usw. herum, so daß die Reitpeitsche wiederholt Ordnung schaffen mußte.

Aber plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen verschwanden die Massai aus den Lagergassen, und gleich darauf erschien ein Abgesandter, der mit mehr dreisten als klugen Worten den Beweis zu liefern suchte, daß wir hier sofort abziehen müßten, da hier ihre Viehtränke wäre. „Wenn ihr unsere Freunde sein wollt, so scheert euch hier weg, im anderen Falle bieten wir euch Krieg (vita, vita—a—a!) und keiner von euch kommt lebend vom Platz!" Wie ein moderner Cato stand er vor dem freundlich und gemütlich lächelnden Wissmann und bot aus den Falten seiner Toga, d. h. seines Pelzumhanges, uns „pacem aut bellum", ganz so, wie wir es wollten.

Wissmann durchschaute die Absicht der Massai, die dahin ging, von uns „Hongo", d. h. Wegezoll, zu erheben; da wir hierzu natürlich keine Neigung verspürten, Wissmann aber andrerseits, seinem ersten und obersten Grundsatz getreu, kein unnützes Blutvergießen wollte, bestimmte er draußen vor dem Lager einen Platz zum Schauri (Besprechung), woselbst sich dann auch 40 bis 50 Massai im Kriegsschmuck, die lange Lanze in die Erde gestoßen, den Schild daran gelehnt, auf dem Boden hockend, versammelt hatten.

Wissmann blieb im Lager, wir gingen hinaus, um nochmals gütlich zu verhandeln. Wir hatten uns so gestellt, daß ein im Lager im Anschlag stehender Zug Sudanesen bei dem ersten Zeichen einer Hinterlist eine Salve in die Gesellschaft

schmettern konnte. Die Verhandlungen verliefen ergebnislos, stets dasselbe „Geht weg, oder Krieg!“

Dieser Fall war vorgesehen; wie vorher ausgemacht, gingen 1 1/2 Kompagnien im Marsch Marsch vor, die Massai entflohen unter Geschrei mit weiten Sprüngen im hohen Gras, wobei sich zeigte, daß unser ganzes Lager von einer feindlichen Postenkette umschlossen war. Nach einer Stunde aber waren wir im Besitz von mehreren hundert Rindern, Eseln und Kleinvieh. Zu einem ernsten Gefecht kam es gar nicht, die Feinde entflohen bei den ersten über ihren Köpfen abgefeuerten Salven. Im Lager aber begann nun ein großes Feiern, Sudanesen und Sulu schlachteten und brieten nach Herzenslust, auf den uns umschließenden Höhen aber drängten sich die dunklen Gestalten der enttäuschten Massai. Das störte uns aber nicht in dem Vorgenuß des Abendbrotes; denn an jenem Abend hatte nach langen Entbehrungen einmal wieder jeder Europäer ein saftiges Filet auf dem Teller.

Schnell bricht jetzt die Nacht herein, der Mond beleuchtet hier in den Tropen fast tageshell die Szenerie. Eine doppelte Postenkette umgibt unser Lager. Die Träger hocken um ihre Feuer und schlingen unglaubliche Mengen Fleisch und Mais in ihren Negerbauch, ihr leckeres Mahl durch endlose Erzählungen und Lachsalven würzend. Der schwarze Aufseher aus Unyamwezi, der sich den poetischen Namen „kofia beia“ (d. i. „alter Hut“) beigelegt hat, streitet sich mit dem Träger „Fataki“ (d. i. „Zündhütchen“) und „Tumbo kubwa“ (d. i. „großer Bauch“) über die heutigen Ereignisse. Bald aber wird es still und stiller, bis ein in allen Tonarten wiederhallendes Schnarchkonzert anzeigt, daß die ganze Gesellschaft in einen Verdauungsschlaf gesunken ist, aus dem sie selbst ein Kanonenschuß nicht erwecken würde.

Wir aber sitzen an dem abgeräumten Feldtische, auf dem der dampfende Kaffeetopf steht, und während Wissmann in seiner einfach-bescheidenen packenden Weise erzählt, saugt jeder von uns an dem von Tag zu Tag kostbarer werdenden Tabakskraut und nippt an der spärlich bemessenen Kognakration.

Auch wir kriechen bald in unsere Zelte, nachdem Wissmann vorher noch wegen der Gefahr eines nächtlichen Über-

falles Europäerwachen befohlen hat. Nach fünf Minuten liegt jeder in seine wollene Decke gewickelt schlafend auf dem Feldbett. Was ein gesunder Schlaf heißt, lernt man erst auf solcher Expedition kennen und schätzen; was scheren uns Massai und andere Räuber der Steppe, die harte Kitanda wird zum weichen Himmelbett.

Um 2 Uhr weckt mich der „schauisch karakol" d. i. der farbige wachthabende Unteroffizier, damit ich meine zweistündige Wache antrete. Wissmann hat befohlen, in diesen zwei Stunden sechsmal die um das Lager herum vorgeschobenen Posten zu revidieren; der Versuchung, auf dem Feldstuhl einzuschlafen, ist also ein wirksamer Riegel vorgeschoben.

Fünfmal ist die Postenkette revidiert, überall angestrengteste Aufmerksamkeit in der Richtung auf die schwarzen Steppenräuber gefunden; im Schimmer der Sterne blinkt das kleine schußfertige Geschütz vor dem Zelte des Kommandanten, aus dem die tiefen Atemzüge Wissmanns hörbar sind. Nun ist es erlaubt, in stiller Beschaulichkeit mit offenen Augen träumend seinen Gedanken und Erinnerungen Audienz zu geben. Die Umgebung tritt in den Hintergrund, die Phantasie schweift zur alten Heimat zurück, weit weg von Wissmanns Zelt im Lager der schweigenden afrikanischen Steppe. —

„A—hui—i—i", so ertönt plötzlich dicht vor dem Dornwall des Lagers der langgezogene Ruf der gefleckten Hyäne. „Nani?" („Wer da?") so schallt es vom nächsten Sudanesenposten, und klappernd fliegt der Sicherungsflügel am Gewehr herum. Ich springe auf und spähe lauschend angespannt dorthin; war das wirklich nur ein Hyänenruf, oder der Kriegsruf eines im Grase schleichenden Massai, der mit Vorliebe jenen Ruf des vierbeinigen Räubers nachahmt?

Es ist 4 Uhr und Zeit zum letzten Rundgang.

Der Mond ist eben hinter dem schneebedeckten Kibo verschwunden, hier und dort werden die ersten Stimmen der Steppe laut und verkünden die Nähe des Tages. Weiße Nebelmassen ballen sich zusammen und wälzen sich unförmigen Unholden gleich durch die Steppe. Ich aber krieche nochmals schnell unter meine warme Kamelhaardecke; die Natur fordert ihr Recht, und ein gesunder tiefer Schlaf schenkt uns neue frische Spannkraft für den kommenden Tag. —

In den letzten Tagen des Januar überschritt die Expedition das sehr steile und äußerst beschwerliche Ugweno-Gebirge; mit unsäglicher Mühe wurden die Geschütze und schweren Lasten auf steilen Paßpfaden herübergeschafft. In jenen Tagen verloren wir die meisten unserer Reittiere (Maskatesel); teils blieben sie vor Erschöpfung liegen, teils waren sie in den steilen Abgründen und Schluchten verunglückt. Das Thermometer sank in der Nacht auf + 8—10° C, was auf den Gesundheitszustand der an solch niedrige Wärmegrade nicht gewöhnten Träger äußerst schädlich einwirkte.

Nach einem dreitägigen Marsche durch die sehr wildreiche Pangani-Ebene und nach Durchschreiten des dort schon ziemlich breiten Pangani-Flusses gelangte die Expedition am 3. Februar nach Aruscha tschini. Die Bewohner dieser Landschaft hatten sich unlängst an einem Raubzuge gegen die Wapare beteiligt, und der in Moschi sitzende Herr v. Eltz hatte ihnen dieserhalb Bestrafung in Aussicht gestellt. Major von Wissmann ließ daher zwei vornehme Waaruscha, die zur Begrüßung ins Lager gekommen waren, sogleich als Geiseln festnehmen und forderte als Sühne die Zahlung von 50 Stück Rindvieh sowie die Herausgabe der bei dem Kriegszuge gemachten Gefangenen.

Anfänglich schien eine Lösung auf friedlichem Wege ausgeschlossen. Die durch die jungen Waaruscha-Leute vertretene Kriegspartei verweigerte jegliches Eingehen auf Wissmanns Forderungen und stimmte die ganze Nacht ihr Kriegsgeheul an. Wissmanns Befehl für die Nacht lautete: „Außer den vier Posten auf den Bastionen der Boma (wir lagen in einem von v. Eltz früher angelegten befestigten Lager) hat sich während der ganzen Nacht von jeder Kompagnie je 1 Zug in den Schanzgräben unter Führung eines Offiziers gefechtsbereit zu halten. Grundsätzlich ist vorläufig den schwarzen Soldaten das Schießen während der Nacht untersagt, gegebenenfalls wird nur von den Europäern gefeuert. Das Maxim-Geschütz bestreicht die nordöstliche Seite, das 4,7-Schnellfeuergeschütz die Südseite des Lagers.“ Ich gebe diesen Befehl hier wortgetreu wieder, weil er zeigt, mit welcher Vorsicht Wissmann, sobald die Lage irgendwie zu kriegerischen Besorgnissen Anlaß gab, seine Dispositionen und Vorkehrungen traf.

Er tat dies letztere immer durchaus selbständig und nach eigenstem Ermessen in einem Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit, welches in erster Linie ihm das absolute Vertrauen der unterstellten Europäer und Farbigen sicherte. Wissmann entwarf seine Gefechtsbefehle, wo es anging, schriftlich auf irgendeinem Stück Papier, das ihm gerade zur Hand war. So hatte er beispielsweise den eben zitierten Befehl auf das letzte leere Blatt in Gustav Freitags „Bilder aus Deutschlands Vergangenheit" geschrieben, ein Buch, in dem er gern im Trubel des afrikanischen Lagerlebens Erholung zu suchen pflegte.

Indes, die Nacht verlief ohne Kampf, und als am anderen Morgen 15 vornehme Waaruscha mit Vieh und Lebensmitteln im Lager erschienen, war es klar, daß die Friedenspartei obgesiegt hatte. Nach kurzen Verhandlungen, bei denen unsere stattliche Militärmacht für die Waaruscha als ein drohendes Ausrufungszeichen im Hintergrund stand, kam es zu einem förmlichen Vertrag zwischen dem Reichskommissar und den Waaruscha, in dem ausgemacht wurde: Keinem Deutschen dürfen in Zukunft irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, die Waaruscha verpflichten sich ferner, keinen Sklavenraub mehr zu treiben, Pulver und Gewehre nur von der deutschen Regierung zu kaufen — bisher waren die nahen englischen Agenturen jenseits der Grenze die unkontrollierbaren Lieferanten gewesen — und die vorhandenen Hinterlader allmählich auszuliefern. Dagegen erhalten die Waaruscha von den Deutschen jeden möglichen Schutz gegen die Massai und andere Feinde und empfangen die deutsche Flagge.

Zur Bekräftigung dieses Vertrages ließ Wissmann zwei Offiziere, Chef Johannes und Dr. Bumiller, als seine Vertreter mit zwei vornehmen Waaruscha-Kriegern Blutsbrüderschaft schließen: Eine besondere Abordnung der letzteren erschien vor unserem Lager, feierlich im Kopfschmuck, mit Speer und Keule, das Gesicht mit weißer Farbe bemalt, um die Schultern den kurzen Pelzmantel. Wir gingen ihnen ein Stück entgegen, sie kamen eiligst auf uns zu und schlugen uns — nach Massaiart ein Friedenszeichen — mit grünen Zweigen in das Gesicht und auf die Brust, dabei gurgelnde Kehltöne ausstoßend. Wir nahmen Platz, die ganze Gesellschaft hockte vor uns und

spuckte im Bogen. Einer von ihnen trat vor und hielt eine längere Rede — mit der Keule schlug er in lebhaften Bewegungen gewissermaßen die Interpunktionen dazu in die Luft —, deren kurzer Sinn war, alle gestellten Forderungen zu erfüllen, man wolle aber vorher Blutsbrüderschaft schließen.

Eine schwarze Ziege wurde in der Richtung von Osten nach Westen gelegt und ihr die Kehle durchschnitten, das Blut aber aufgefangen und mit Wasser zu einer Art Limonade verarbeitet. Diese wurde dann in die inzwischen herausgeschnittene Ziegenblase gegossen, letztere schließlich oben zugebunden. Diese gefüllte Blase wurde nun mit 8 bis 10 langen Mimosenstacheln gespickt und die Vorbereitungen waren fertig. In künstlicher Armverschlingung kauerten die 2 Waaruscha-Krieger vor unseren beiden Opferlämmern, der schwarze Wortführer hielt wieder eine lange unverständliche Rede, dann zog er je einen Dorn aus der Blase. Aus diesen Löchern mußten unsere 2 Deputierten von der Blutlimonade saugen, worauf der Häuptling und die vornehmsten seiner Mitkrieger dasselbe taten. Nach dieser wenig Appetit erregenden Libation berührte der schwarze Zeremonienmeister Augen, Nase, Mund, Brust und Hände der Blutsbrüder, und die Feier war zu Ende. Chef Johannes aber rief nach einem Kognak.

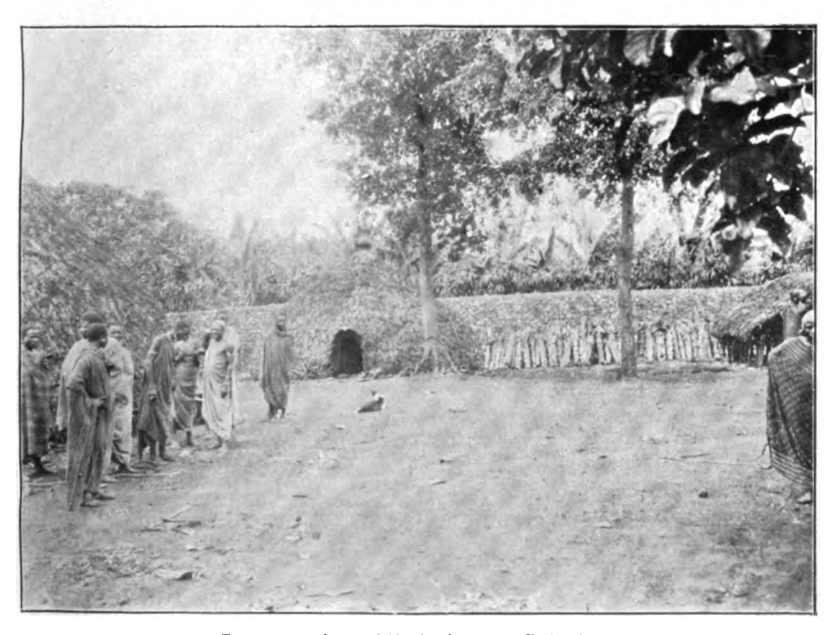
Wissmann hatte wohl gewußt, warum er den Abschluß dieser Zeremonie, die auf den fernstehenden Kulturmenschen komisch wirken mag, vornehmen ließ: Die Waaruscha haben den Vertrag treu gehalten bis auf den heutigen Tag.

Am 4. Februar wurde angesichts des näher und näher rückenden Schneeberges der Weitermarsch nach Moschi angetreten. Am 7. Februar zogen unsere Truppen an Mandaras Dorf vorbei den steilen Moschiabhang hinauf, woselbst Herr v. Eltz schon die ersten Vorbereitungen zur Anlage einer befestigten Station getroffen hatte.

Moschi lag inmitten der fruchtbaren und reichen Landschaft der Wadschagga, die als ganz besonders intelligent und vorgeschritten in der Kultur zu bezeichnen waren. Auch in ihrem Äußeren machten die Wadschagga einen guten Eindruck; man findet bei ihnen fast durchweg große wohlgebaute Leute mit angenehmen regelmäßigen Gesichtszügen, die durch-



Wadschagga von Moschi.



Inneres eines Wadschagga-Gehöftes.

weg frei sind von den Unschönheiten des gewöhnlichen Bantunegers. Vermöge ihres Reichtums waren übrigens die Bewohner aller jener Distrikte in der Lage gewesen, sich durch Tauschartikel von den englischen Missions-Handelsstationen Snider-Gewehre, also vorzügliche Hinterlader, zu beschaffen, eine Tatsache, die uns durch das Gefecht mit Sinna ganz besonders deutlich vor Augen geführt werden sollte.

Bei unserer Ankunft in Moschi waren die dortigen Machtverhältnisse folgendermaßen gruppiert: Im Dschagga-Lande herrschte der Sultan Mandara, von altersher ein guter Freund der Deutschen. Er übte seine Herrschaft durch mehrere Unterhäuptlinge aus, die ihm aber tribut- und lehnspflichtig blieben. So stand beispielsweise auch damals der später noch bekannter gewordene Häuptling Mareale zu Mandara in einem Abhängigkeitsverhältnis. Als westlicher Nachbar Mandaras war der Sultan Sinna von Kiboscho zu nennen, an Reichtum wie an Kriegern unbestritten der mächtigste im ganzen Bezirke.

Da Sinna fortwährende Einfälle in Mandaras Gebiet unternahm und auch hartnäckig die Anerkennung der deutschen Herrschaft verweigerte, mußten wir in Sinna auch unseren Feind erblicken. Von anderen selbständigen Landschaften, die aber alle minder mächtig wie die vorgenannten waren, war im Osten Rombo und Mueri, im Westen Madschame zu nennen.

Am Tage nach unserer Ankunft machte Major von Wissmann mit seinen Offizieren dem Sultan Mandara seinen Besuch. Mandara empfing uns auf seinem Lager, an das ihn ein schweres inneres Leiden fesselte. Wie bereits erwähnt, ist Mandara stets ein zuverlässiger Freund der Deutschen gewesen; er ist uns auch bis zu seinem Tode tatsächlich treu geblieben.

Um jenes Freundschaftsband noch fester zu knüpfen und um Mandaras Ansehen im ganzen Lande zu heben, legte Wissmann Wert darauf, daß jener uns durch Stellung von Wadschagga-Kriegern bei dem bevorstehenden Kampfe mit Sinna unterstützte.

Auf eine tätige Mitwirkung dieser Leute im Gefecht selbst wurde zwar von vornherein verzichtet, vermöge ihrer genauen Landeskenntnis aber konnten wir die Wadschagga-Krieger mit Vorteil bei der Ausbeutung des Sieges, der Verfolgung des Gegners und dem Zusammentreiben des zahlreichen Viehbe-

standes benutzen. Mandara versprach auch bereitwilligst, zu gedachtem Zwecke seinen Einfluß geltend zu machen. Er ließ die Unterhäuptlinge, die bisher den Verhandlungen noch nicht hatten beiwohnen dürfen, in die Hütte hineinrufen und bestimmte einem jeden die Anzahl der von ihm ins Feld zu stellenden Krieger. Wir waren gespannt, ob überhaupt oder wieviel jene Mandaras Heerrufe Folge leisten würden; tatsächlich aber standen 3 Tage später 400 Wadschagga-Krieger zu unserer Verfügung, teils mit Gewehr, teils mit Speer und Schild bewaffnet. Um unsere neuen Bundesgenossen auch vom Feinde unterscheiden zu können, erhielt ein jeder von ihnen eine weiße Binde um den nackten Oberarm; auch wurden die Leute angewiesen, auf etwaigen Anruf mit „Mandara" zu antworten. An die einzelnen Haufen wurden dann schwarz-weiß-rote Flaggen ausgeteilt und das Kommando über die gesamten Irregulären dem Herrn v. Eltz übertragen.

Unsere eigenen Soldaten waren in der Zwischenzeit fleißig exerziert worden, um sie für den bevorstehenden Kampf mit Sinna möglichst kriegstüchtig zu machen. Auch der Sultan Mandara hatte Wissmann darum gebeten, ihm einmal unsere Sudanesen, von denen er so viel gehört habe, vorzuexerzieren. Es gewährte Mandara ein sichtliches Vergnügen, als er, auf seinem Lager liegend, das Hurrarufen der anlaufenden Sudanesen hörte und sie im nächsten Augenblick schon seine Pallisadenwand überklettern und in seine Hütte eindringen sah. Mandara zeigte sich auch äußerlich als Gentleman, der die Ehre von Wissmanns Besuch wohl zu schätzen wußte, indem er durch seinen Sohn Meli Wissmann einen 120 Pfund schweren Elefantenzahn und jedem seiner Offiziere einen kostbaren Dschagga-Speer überreichen ließ. Für die Versorgung der Truppe mit Lebensmitteln traf er freiwillig in ausgiebigster Weise Vorkehrungen, vergaß auch nicht, jeden Morgen einen großen Bottich mit durchaus trinkbarem Bananenbier für die weißen Besucher zu schicken.

Am 11. Februar rückte das fliegende Expeditionskorps — 3 Kompagnien, 2 Geschütze, 60 bewaffnete Träger — unter unmittelbarer Führung des Major von Wissmann von Moschi ab und schlug gegen abend nicht allzu weit mehr vom Feinde ein Kriegslager mit schärfsten Sicherungsmaßregeln auf. Herr

v. Eltz stellte in dem hier noch einmal abgehaltenen Kriegsrat die Streitkräfte Sinnas in numerischer Beziehung als etwa 600 Mann stark dar, entwarf aber von der Lage der feindlichen Boma ein Bild, daß wir annehmen mußten, Sinnas Befestigung würde von uns durch kurzes Geschütz- und Salvenfeuer und den daran anschließenden üblichen Bajonettsturm in einer halben Stunde genommen sein. Herr v. Eltz hatte die Boma anscheinend nie persönlich gesehen, und seine irrtümlichen Darstellungen hätten uns allen leicht ein tragisches Ende bereiten können. Spät am Abend gab Wissmann von seinem Feldbett — er litt an jenem Tage an äußerst schmerzhaften Wadenmuskelkrämpfen — die Marschordnung für den anderen Morgen aus:

Spitze: die Suaheli-Askari unter de la Frémoire,
Vortrupp: 1 Sudanesenkompagnie mit Artillerie,
Haupttrupp: 1., 2. Sulukompagnie.

Der Arzt folgt mit den Sanitätslasten, einem aus Sudanesen und Sulu gemischt zusammengesetzten Zuge und 50 bewaffneten Trägern.

Major von Wissmann, der sich beim Vortrupp befand, gab mir persönlich folgenden Befehl: „Sie folgen mit den Trägern dicht geschlossen hinter dem Haupttrupp; kommt es zu einem stehenden Gefecht, so führen Sie die Träger in gedeckte Stellung und warten, halten aber stets engste Fühlung mit dem Haupttrupp. Werden Sie auf dem Marsch angegriffen, so wird von Ihnen nur Salvenfeuer, von den Trägern hinter den Lasten abgegeben.“ Ich verfügte im ganzen über 31 Hinterlader und 50 Vorderlader. Hinter mir in mäßigem Abstand folgte v. Eltz mit seinen 400 irregulären Hilfsvölkern.

Am 12. Februar 5 Uhr vormittags brach das Expeditionskorps auf. Das Gelände war wenig günstig; der Weg ging durch hohes und für uns undurchdringliches Mimosengestrüpp; rechts und links befanden sich zahlreiche tiefe, unten spitz zulaufende Wildfallgruben, die ein Abgehen vom Wege ohnehin schon gefährlich machten. Meine Soldaten hatte ich so verteilt, daß ich vorn mit 10 Sudanesen ging, dann je 10 in der Mitte und am Schluß unter einem Schauisch marschieren ließ. Ein Anfeuern der Träger, aufzubleiben, die Krux jedes Karawanenführers, war heute nicht nötig, wußte doch jeder

von ihnen, daß ein Zurückbleiben gleichbedeutend war mit Tod durch Halsabschneiden. Komisch war zu beobachten, wie die Feinde, abergläubisch wie alle Eingeborenen des Inneren, an den verschiedensten Stellen des Weges uns eine „daua" gemacht, d. h. kleine Erdhäufchen aufgeworfen hatten, in welche sie in besonderer Weise kleine Hölzchen und Zweige gesteckt hatten, das ganze ein Zaubermittel, welches uns unfehlbar Vernichtung bringen sollte. Alle Träger gingen denn auch im großen Bogen um die „daua" herum, während Sudanesen und Sulu sich einen Spaß daraus machten, die „daua" mit einem Fußtritt ins Jenseits zu befördern.

Um 7° V. machte das Gestrüpp einem wunderbar schönen tropischen Hochwalde Platz, die Aussicht wurde freier, die ganze Gegend fing an, mehr und mehr menschliche Kultur zu zeigen. Ich eilte, um Wissmann und die drei Kompagnien zu erreichen; wir befanden uns bereits mitten in der feindlichen Landschaft Kiboscho, einem wahren Paradies, welches dank einer vorzüglichen künstlichen Berieselung Bananen, Bohnen und Mais in nie gesehener Größe produzierte. Kein Feind trat uns offen entgegen, nur in größerer Entfernung rechts und links vom Wege huschten schwarze Gestalten, welche alle, wie ich erkennen konnte, mit Gewehren bewaffnet waren. An einem steilen Flußübergang hatten sich einige der feindlichen Krieger auf dem hohen gegenüberliegenden Ufer aufgestellt, rissen aber, als ich mit 10 Sudanesen im Laufschritt vorging, mit Geheul in die Bananengebüsche aus; die Träger konnten unter dem Schutz dieser 10 Gewehre ruhig den Fluß überschreiten. Obgleich von Wissmann ein selbständiges Schießen der Schwarzen streng verboten war, fiel doch bei mir der erste Schuß, und zwar feuerte ein Träger seinen Vorderlader auf einen Kiboscho-Krieger ab, nicht ohne Erfolg insofern, als er, der Träger, noch zwei Tage mit einer zerschlagenen dicken Backe umherlief.

Ich eilte nun im Geschwindschritt mit meiner Abteilung nach vorne, da von dort das Geknatter eines lebhaften Feuergefechts ertönte. Aber statt des Hurra, welches sonst nach den ersten paar Salven den bis jetzt stets unwiderstehlichen Bajonettangriff unserer Soldaten einleitete, unterschied ich nur den ununterbrochenen Wirbel unseres Maxim-Geschützes

(„msinga tak—tak—tak“ nannten es die Eingeborenen) und zwischendurch den Knall unserer Granaten. Noch ein paar Schritte, und ich konnte dem Kommandanten mein Eintreffen melden, die Träger gingen in eine gedeckte Stellung, ich blieb beim Stabe.

Wie anders aber sah die Sache vor uns aus! Wir standen auf einer länglichen Anhöhe, zu welcher parallel und durch eine etwa 250 Meter breite Schlucht getrennt, eine zweite lief, die vollständig von einem dichten Bananenwald bedeckt war. Von einer Boma, die wir offen hätten beschießen und nehmen können, keine Spur zu sehen, wohl aber flatterte uns gegenüber, die Bäume überragend, eine rote Flagge, allem Anscheine nach also das Zentrum der Befestigung, von deren Größe und Beschaffenheit wir keine Ahnung hatten. Daß aber die ganze Anhöhe von Feinden besetzt war, erkannten wir an den Kugelschauern, die fortwährend in unangenehmen Akkorden über und neben uns hinwegsausten. Der Feind leistete also kräftigen Widerstand mit zahlreichen Gewehren, von denen wohl die Hälfte, wie wir genau am Pfeifen der Geschosse merkten, Hinterlader waren. Langes Zaudern wäre gefährlich gewesen; Wissmann gab Befehl zum allgemeinen Vorgehen und zwar in zwei Kolonnen, zugweise aufgelöst im Laufschritt durch die Schlucht den Berg hinauf.

Ein Glück, daß die Feinde schlecht schossen, wir kamen unversehrt über das offene Schußfeld hinweg, nur ein Sudanese erhielt dicht neben Wissmann und mir einen Schuß in die Brust; ich untersuchte die Wunde, verstand von dem armen Kerl nur noch die zwei Worte: „Hakim halâs“ (d. h. „Arzt, es ist zu Ende!“), dann war er bei Allah. Es war der erste Verlust in jenem Gefecht, und die übrigen in der Nähe vorrückenden Sudanesen stockten einen Augenblick im Vordringen, nahmen jedoch sofort den Angriff wieder auf, als sie sahen, daß ihr tödlich getroffener Kamerad der leider in diesem Falle erfolglosen ärztlichen Hilfe teilhaftig wurde. Ein Beispiel, wie richtig Wissmanns Grundsatz war, daß der Arzt in Afrika unter allen Umständen unmittelbar bei der kämpfenden Truppe sich befinden muß, und zwar nicht nur wegen der hierdurch ermöglichten schnellen ärztlichen Hilfe, sondern ganz besonders wegen des moralischen Eindruckes, den die Anwesenheit des

Arztes im Gefecht auf Europäer und Farbige zu machen pflegt.

Weiter ging es den Berg hinauf; ich hatte Wissmann verloren und eilte mit meiner engeren Begleitung, einem Sudanesen, der mir bei den Verwundeten helfen sollte, einem Träger mit Verbandgerät und meinem schwarzen Jungen Mafta, der 2 Gewehre trug, Wissmann nach auf den rechten Flügel, da ich dort nach dem Kampfeslärm am meisten Arbeit für mich vermutete. Auf diesem Flügel kämpfte die Sudanesenkompagnie mit Artillerie sowie die erste Sulukompagnie, während der linke Flügel — die 2. Sulukompagnie — die Befestigung nach links zu umgreifen versuchte.

Daß wir alle in eine höchst schwierige Lage geraten waren, ließ sich unschwer erkennen. Anstatt auf eine glatte Boma zu stoßen, fanden wir ein Befestigungssystem, welches mit einem 3 Meter breiten, 5 Meter tiefen Graben umgeben war, sonst aber nach keiner Richtung sich übersehen ließ. In einem Bananendickicht von 25—30 Fuß Höhe verliefen kreuz und quer um eine zentrale Bastion (wie wir später merkten) Boma-, d. h. Palmen- und Bambuspallisadenwände, die für den Eingeborenen übersichtlich, für uns einfach ein in dämmriges Halbdunkel gehülltes Labyrinth von Hecken, Gängen und Höfen war. Die Pallisadenwände zeigten enge, mit dicken Holzplanken und Riegeln verrammelte niedrige Tore, die jede Verbindung unserer kämpfenden Soldaten untereinander unmöglich machten. Zudem befanden sich in diesem Gewirr spitz zulaufende Fallgruben, Erdhöhlen und Löcher, aus denen von allen Seiten ein wütendes Feuer auf uns hereinprasselte; dazu das Geschrei und Geheul der Wakiboscho, das Hurra unserer Leute, dazwischen die dumpfen Töne der feindlichen Kriegshörner — das ganze ein wüster Hexenkessel menschlicher Kampfeswut, aus dem ein siegreiches Entkommen für uns sich immer schwieriger gestaltete.

So erreichte ich den rechten Flügel, wo die Sulu verzweifelt gegen die Boma stürmten; vergebens schlugen de la Frémoire und ich Löcher in die Wände; 3 Schritt vor uns gähnte ein neuer 20 Fuß tiefer Graben, aus dem uns die Kugeln um die Ohren flogen. Mit arger Not verband ich einige verwundete Sulu; wir warfen uns platt zu Boden und warteten ab, aller-

dings in dem nichts weniger als angenehmen Gefühle, im nächsten Augenblicke von den feindlichen Kugeln erledigt zu sein. Wo sich ein feindlicher Gewehrlauf durch die Pallisaden auf uns richtete, da schossen wir sofort gut gezielt auf 10—15 Schritte hin und hatten den Erfolg, den Feind hier zum Schweigen zu bringen.

Aber wie herauskommen aus dieser bösen Enge, um nach dem Zentrum zurückzugelangen, wo ich jetzt auch unsere Artillerie hörte? Da kam als „deus ex machina“ Faragallah, ein mir zugetaner Sudanesenschauisch aus Pangani, der vor Jahren einmal als schwarzer Künstler im Belle-Alliance-Theater zu Berlin das Fagot geblasen hatte, mit zwei anderen absolut zuverlässigen Sudanesen. Sie schlossen sich mir an, wir gingen hart an einem hohen Pallisadenzaun entlang, links einen tiefen Graben, welcher halb von totem Vieh und gefallenen Feinden angefüllt war. Alle paar Schritt schlugen wir durch die Pallisaden eine Scharte und gaben auf die heranschleichenden Wakiboscho ein gutgezieltes Schnellfeuer ab.

So kamen wir ohne jede Verwundung bis zum Zentrum; da bot sich uns eine neue und größere Gefahr: die vor uns liegenden Sulu glaubten von uns im Rücken angegriffen zu werden — sehen konnten sie uns nicht wegen der fatalen Boma — und gaben Schnellfeuer auf uns ab. Faragallah sprang vor, schlug, während wir uns duckten, ein Loch in die Pallisaden und rief, während die Kugeln unserer Sulu ihm um den Kopf flogen, ein gellendes „hodi hodi askari!“ („Gut Freund, wir sind Soldaten!“). Ich folgte und stand mit meinen paar Leuten auf einem freien Platz, der von den Unserigen besetzt war.

Voraus lag die Hauptbefestigung nur 30 Schritt entfernt mit drei dicken Toren von hartem Holz. Hierhin sammelte Wissmann den rechten Flügel und zog ununterbrochen kämpfend auch den linken Flügel (2. Sulukompagnie) heran, um einen letzten Gesamtvorstoß auf das feindliche Zentrum zu machen. Salve auf Salve schmetterte auf den unsichtbaren Feind, welcher ununterbrochen das Feuer erwiderte. Ein weißer Feldwebel (Noak) sollte schwer verwundet irgendwo liegen, und nach langem Suchen fand ich ihn; er schien mit dem Leben abgeschlossen zu haben, lag auf dem Rücken, die Faust um

den Revolver und den Blick starr in die Wolken gerichtet; 10 Schritt von ihm befand sich eine Pallisade, die vom Feind dicht besetzt schien. Als ich dem Mann eben die Hose an dem verwundeten Bein aufschnitt, sah ich mir gegenüber einen Gewehrlauf durch die Pallisade auf uns gerichtet; gleich darauf knallte das Zündhütchen, ohne für diesmal den feindlichen Schuß zu lösen. Für diesen Augenblick verdankte ich also meine undurchlöcherte heile Haut der miserablen Qualität des Kiboscho-Pulvers. Viel Zeit war aber nicht für philosophische Erwägungen vorhanden; denn nun schlugen wirklich zwei Kugeln dicht neben mir in den Sand. Schnell das Verbandzeug mit dem Karabiner vertauscht, 4, 5 wohlgezielte Schüsse auf die durch kleine Rauchwölkchen markierten Stellen der Boma gesetzt, und ich dankte im stillen meinem Schöpfer, als ich den schwer verwundeten Feldwebel wegschleifen und hinter einem dicken Baum in der Nähe unserer Stellung in Sicherheit bringen konnte. Hier lagen bereits 10 Verwundete und warteten auf ärztliche Hilfe.

Es war 12 Uhr mittags geworden, die Sonne glühte versengend auf uns nieder, kein Tropfen Wasser war zu haben. Unsere Sulu, ohnehin schon ermüdet durch den Marsch, lagen todmatt durch den Sturm auf der Erde und beobachteten die Boma, hier und dort auf einen mit Kriegsschmuck sich zeigenden Dschagga-Kopf feuernd. Wir hatten Tote, die man in Afrika unter keinen Umständen dem Feinde überlassen darf, wir hatten viele Verwundete, die zum Teil nur mit den größten Schwierigkeiten zu transportieren waren, die Munition wurde knapp, kurz, die Sache fing an, für uns bedenklich zu werden.

Die Feinde, welche dies wohl merkten, erhoben unter Blasen der Kriegshörner ein tolles Wut- und Hohngeschrei und überschütteten uns von neuem mit einem Kugelregen. Nehmen konnten wir heute die Boma sicher nicht, die Verluste wären zu groß gewesen.

Durch Signal Offiziersruf versammelte Wissmann, den wir nur mit Mühe hinter einen schützenden Baum drängen konnten, uns um sich, und es wurde der vorläufige Rückzug beschlossen, um morgen einen neuen Sturm zu machen. Während dieses kurzen Kriegsrates lagen die Sudanesen neben ihren Gewehren,

kümmerten sich um keine Kugel und drehten mit echt sudanesischem Fatalismus ihre Zigaretten.

Doch der Feind sollte nicht glauben, daß unsere Operation einen Rückzug bedeute: Das Wutgeheul der Wakiboscho wurde nach echt Wissmannscher Art mit einem dreimaligen Hurra und lautem Hohngelächter unsererseits erwidert, und von neuem sausten unsere Salven in den Feind. Ich legte schnell noch einige Notverbände an, indem ich meine Aufmerksamkeit immer zwischen meinen Verwundeten und dem nahen Feinde teilte, da fuhr neben mir unser kleines 4,7 cm-Geschütz auf und richtete auf das gegenüberliegende geschlossene Tor. Zwischen letzterem und dem Geschütz stand eine sich angstvoll drängende glänzende Rinderherde, aber erbarmungslos fuhren auf Wissmanns Kommando „Feuer!" die Granaten durch das Vieh, jedesmal mehrere Stück niederstreckend, in das Tor, zersplitterten dieses und zeigten dahinter einen Knäuel verwundeter Feinde.

Nun zogen wir uns zurück, Leutnant Heymons und ich mit den Geschützen sowie Toten und Verwundeten durch ein enges, schnell in die Pallisaden gehauenes Tor. Leider mußten wir im Drange der Gefahr einen toten Sulu zurücklassen; wir bedeckten ihn, nachdem wir ihm die deutsche Uniform ausgezogen, mit Bananenblättern, um ihn vor Verstümmlung durch die Feinde zu schützen.

Ohne weitere Verluste erreichten wir unsere sichere Anhöhe, die auf dem Rücken längs von einem tiefen künstlichen Bewässerungsgraben durchzogen war. Unsere vorläufige Beute an Vieh war ungeheuer, die Verluste des Feindes allem Anscheine nach sehr erheblich. Hunderte von fetten Ochsen und Rindern lagen zerschossen in den Gräben der Boma oder hingen an Riemen erstickt in die Gräben herab, auf deren Grunde tote und verwundete Wakiboscho lagen. Das Beutevieh trieben unsere schwarzen Bundesgenossen, welche allmählich wieder unglaublich mutig wurden, heulend hinter unsere sichere Stellung.

Um 4 Uhr nachmittags war ich mit der notdürftigsten Arbeit bei meinen Verwundeten vorläufig fertig — da rief Wissmann alle Europäer wieder zusammen; der Feind rüstete zu einem neuen Angriff, und wir mußten etwas Entscheidendes

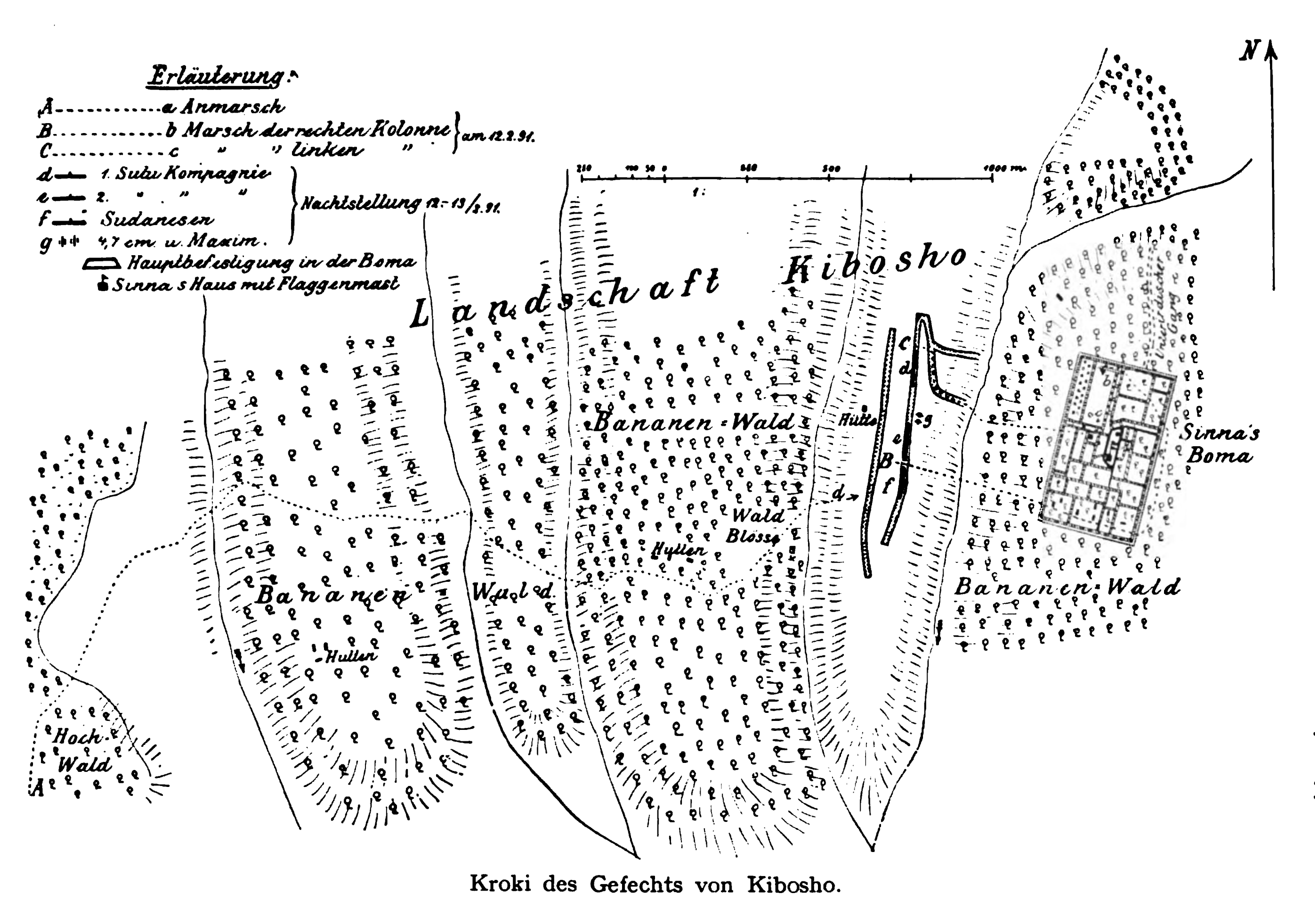
tun. Wir lagen in besagtem Graben, und nun begann, um einen möglichst sicheren und durchschlagenden Erfolg zu erzielen, das sogenannte „Europäer-Schießen", eine Maßnahme, die Wissmann, auch um Munition zu sparen, mit Vorliebe in kritischen Gefechtslagen zur Anwendung zu bringen pflegte. Das Visir (250 Meter) wurde ausgegeben, und nun setzte ein scharfes Feuern auf jeden Feind ein, der sich drüben sehen ließ. Anfangs narrten uns einige, d. h. sie stürzten nach dem Schuß zu Boden und kamen unter ihre langen Schilde zu liegen: Zuerst hielten wir diese Leute für tot; als wir aber in ein paar Fällen sahen, daß der Schild allmählich wie eine Schildkröte seine Lage nach dem nahen Gebüsch zu veränderte, der feindliche Krieger aber gleich darauf in weitem Bogen in dem schützenden Dickicht verschwand, veränderten wir unsere Taktik und schossen so lange auf diese kriechenden Schilde, bis sie .endgültig ruhig lagen.

Wir rüsteten uns nun zur Nacht, Wissmann stellte das Maximgeschütz auf das Zentrum der feindlichen Stellung ein. Die tropische Nacht brach herein; hinter uns auf den Höhen wüteten die Mandara-Leute bei dem lodernden Licht der in Flammen stehenden Hütten unter dem Klang ihrer Kriegsgesänge und erleuchteten uns den Feldtisch mit der dampfenden Hammelfleischsuppe, über die sich männiglich mit Heißhunger hermachte, da wir seit dem frühesten Morgen nichts zu uns genommen hatten.

Diese kurze Erholungspause bei Zigarre und dem dampfenden Kaffeetopf wird mir unvergeßlich bleiben: Vor uns die heulenden Feinde, hinter uns die siegesberauschten Wadschagga, wir mitten darin um Wissmann herum auf der Decke hingestreckt und, das Gewehr im Arm, die Ereignisse des Tages besprechend, alles aber überragend in stiller großartiger Majestät der eisbedeckte im Mondenschein wie bläulich-flüssiges Silber leuchtende Gipfel des unbezwungenen Kilima-Ndjaro.

Auch für eine eigenartige Lagermusik sorgte Wissmann: Um dem Feind zu zeigen, daß wir durchaus auf der Höhe der Situation ständen, mußten ein paar Sudanesen-Hornisten und Sulu-Tamboure von einer Anhöhe aus in buntem Durcheinander, darum aber in diesem Milieu um so wirkungsvoller, preußische,

Tafel 44.



Kroki des Gefechts von Kibosho.

ägyptische Signale und Sulu-Kriegsphantasien ins feindliche Lager hinüberschmettern. In der Tat ein interessantes Konzert in urwüchsiger Umgebung und ganz entsprechend der originellen Natur eines afrikanischen Menschenkenners, wie es Wissmann war.

Zu einer wirklichen Nachtruhe kam es nicht, um so weniger, als Wissmann gegen 12 Uhr mit dem eingestellten Maximgeschütz die gegenüberliegende Höhe abstrich und das Hohn- und Siegesgeheul der Wakiboscho in eine wilde Wut- und Trauersymphonie umwandelte.

Als am anderen Morgen die ersten Sonnenstrahlen das Eishaupt des Kibo im rotleuchtenden Golde erglänzen ließen, gab Major von Wissmann den Befehl zum neuen Sturmangriff unter Chef Johannes. Mit drei Zügen, gleichzeitig feuernd und das Bananendickicht niederhauend, erreichte dieser das Zentrum der feindlichen Stellung, die im erbitterten Nahekampf von ihm genommen wurde. Gegen 10 Uhr flog der mit großen Pulvervorräten gefüllte Turm Sinnas mit der roten Flagge in die Luft, an ihrer Stelle flatterten die schwarz-weiß-roten Farben weit sichtbar allen Bergstämmen. Sie kündigten ihnen, daß Wissmann und die Deutschen die Raubritter-Herrschaft des Sultan Sinna gebrochen und damit das Morgenrot besserer Zeiten unter deutschem Schutz und Oberhoheit aufgegangen war.

Wissmann schenkte jedem seiner Offiziere als seinen Helfern bei der großen Aufgabe aus der reichen Kriegsbeute je einen Ochsen und einen zwei Meter langen Eisenspeer für gutes Verhalten vor dem Feinde. Die damalige Konstellation der Verhältnisse war eben nicht günstig für Belohnungen anderer Art, und wir waren auch so zufrieden in dem Bewußtsein, unter den Augen eines Wissmann für Kaiser und Reich unsere Pflicht getan zu haben. Unsere Verluste beliefen sich auf 4 Tote und 17 Schwerverwundete.

Am Tage darauf begruben wir unsere im Kampfe gefallenen farbigen Soldaten. Wir standen alle entblößten Hauptes an der Grube, in welche wir die Leichen, umhüllt mit Bananenblättern und Palmenzweigen, gesenkt hatten. Wissmann aber rief ihnen kurz und schlicht in Suaheli ein Abschiedswort nach: „Sie haben mit den Deutschen gefochten

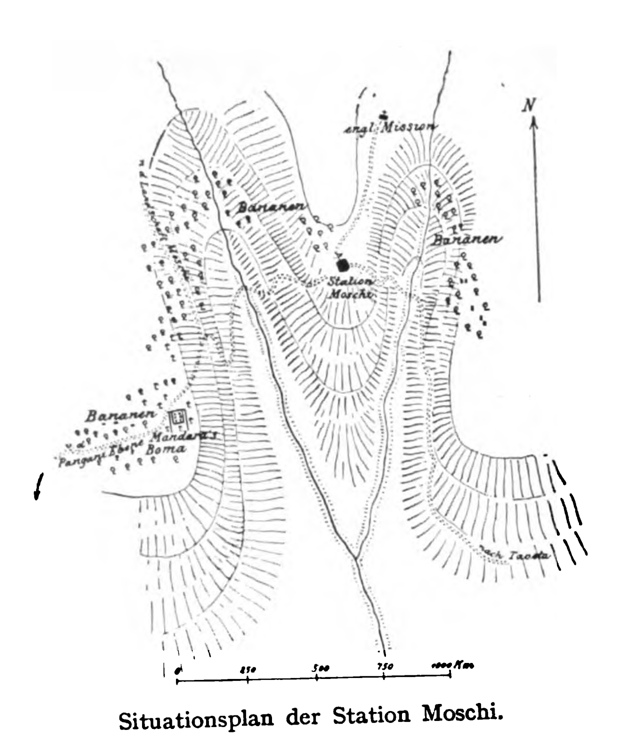
wie Deutsche und sind jetzt bei dem großen Gott (muungu kubwa) der Deutschen!" Still und ernst vernahmen die in den Sudan-Kämpfen hart gewordenen Sudanesen die ihre Kameraden noch im Tode ehrenden Worte, sie hatten volles Verständnis für die Art ihres Führers Wissmann.

Sehr groß war die Beute an Vieh; es wurden annähernd 4000 Stück Rinder und 10000 Stück Kleinvieh zusammengetrieben und sogleich auf verschiedenen Wegen nach Moschi dirigiert. Mandara, der die heimkehrenden siegreichen Truppen im Kreise seiner Unterhäuptlinge empfing, wurde ebenso wie die letzteren in überreicher Weise von Wissmann mit Vieh beschenkt, Mandara selbst durfte dreimal den Hof seiner Residenz mit Beutevieh füllen und dieses behalten; 500 Ochsen tauschte Wissmann für Rechnung des Reiches gegen Elfenbein um, um damit die Kosten der Expedition zu decken.

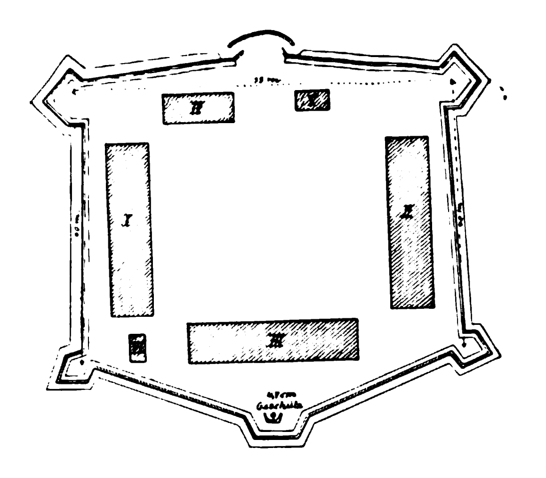
Die Folgen des errungenen Sieges ließen nicht lange auf sich warten. Zunächst bat Sinna um Frieden; er zahlte Elfenbeintribut, versprach unbedingte Unterwerfung und bat, ihm die Führung der deutschen Flagge gestatten zu wollen. Der Reichskommissar nahm den angebotenen Frieden an, Sinna mußte einen Teil seines früher geraubten Gebietes an Mandara abtreten und feierlich Unterwerfung geloben.

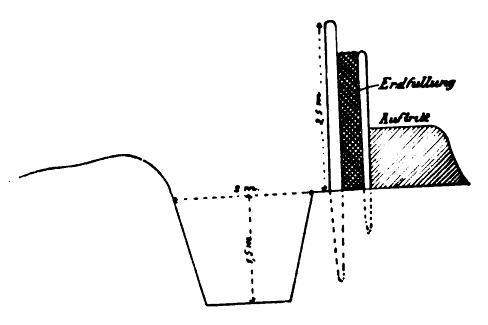
Auch aus anderen Landschaften, Madschame, Rombo und Useri kamen Gesandtschaften, um ihre Unterwerfung anzukündigen. Der Versuch des englischen Residenten zu Taveta, gegen die Flaggenhissung in Useri Protest einzulegen, wurde von Wissmann als durchaus unbegründet zurückgewiesen. Erwähnt sei, daß dieser Protest durch einen englischen Missionar überbracht wurde, und daß dieser bei diesem diplomatischen Akt ohne Hose mit Lendentuch vor Wissmann erschien. Ein deutlicher Hinweis Wissmanns auf diesen kleinen Etikettenfehler hatte zur Folge, daß der englische Missionar das nächste Mal mit Hosen kam. —

Die Tage der Ruhe verwandte der Reichskommissar zur Befestigung der Station Moschi und zu Verhandlungen mit den noch nicht botmäßigen Bewohnern von Aruscha-nju am Meru-Berg. Ein endgültiger Erfolg ließ sich nicht erringen, mit Waffengewalt aber wollte Wissmann vorläufig nicht gegen die Waaruscha vorgehen, da die Munition knapp, der Gesundheits-



Situationsplan der Station Moschi.





Grundriß der Station Moschi.

I, II, III, IV, V, VI: Stationsgebäude, Unterkunfts- und Magazinräume.

zustand unserer Truppen infolge von Malaria und Ruhr nicht der beste war, der Reichskommissar selbst aber aus anderen Gründen zur Küste zurückkehren mußte.

Am 26. Februar trat das Expeditionskorps den Rückmarsch an; v. Eltz blieb als Chef der Station Moschi am Kilima-Ndjaro zurück. Der Rückmarsch verlief ohne ernste kriegerische Verwicklungen. Allerdings hatte es anfangs den Anschein, als ob von seiten der Massai, die auch der Jagd-Expedition des Baron von Langen ernste Schwierigkeiten gemacht und sie am weiteren Vordringen über Kisuani hinaus verhindert hatten, dem zurückmarschierenden Expeditionskorps der Weg verlegt werden würde; in der Tat hatten die Massai nach einer uns von Masinde zugehenden brieflichen Nachricht dem Chef dieser Station eine Kriegskeule als Zeichen der zu erwartenden Feindseligkeiten zugeschickt, und Wissmann traf während des Marsches durch die Aruscha-Steppe, der diesmal östlich des Pare-Gebirges verlief, umfangreiche Spitzen- und Seitensicherungen der marschierenden Karawane.

Aber wir hatten einen mächtigen Bundesgenossen in der gerade in diesem Augenblick über jene Gebiete hereinbrechenden Rinderpest, die wie ein verheerendes Flugfeuer von Westen nach Osten wandernd nicht nur die reichen Viehbestände der eingeborenen Stämme, besonders der nomadisierenden viehräuberischen Massai, sondern auch die damals geradezu unermeßlichen Wildherden Ostafrikas, soweit sich diese aus den großen Zweihufern (Büffel, Antilopen) zusammensetzten, dezimierte und schließlich bis auf traurige Reste ausrottete. Noch jetzt nach 14 Jahren hat sich Ostafrika von jener verheerenden Seuche nicht erholt, die geradezu paradiesischen Wildverhältnisse jener Tage aber werden nie wiederkehren.

Wissmann war nicht nur, wie bereits wiederholt betont, ein Afrikaner, der, wo es irgend möglich war, einem unnützen Blutvergießen aus dem Wege ging, sondern auch ein kluger und erfahrener Kenner der afrikanischen Eingeborenen, die im Unglück nur zu gern zu allem möglichen Aberglauben ihre Zuflucht nehmen. So auch hier. In der Landschaft Same kreuzte ein Massaitrupp mit den elenden Resten einer Viehherde unseren Weg, floh zwar schleunigst, schickte aber Abgesandte zu Wissmann, um ihn, den in ihren Augen Allmäch-

tigen, zu bitten, doch die Seuchenplage von ihnen und ihren Herden wieder wegzubannen. Wissmann hielt ihnen eine donnernde Strafrede, sagte ihnen, daß er als Strafe für die Missetaten der Massai über sie das große Viehsterben beschworen habe und daß er den Zauber nur von ihnen wegnehmen könne, wenn sie sich dauernd friedlich verhielten. Nun war es zwar bei Wissmann bereits beschlossene Sache, von Masinde aus durch eine unter Chef Johannes zu formierende Strafexpedition endgültig mit jenen Steppenräubern abzurechnen, für den Augenblick aber erreichte er jedenfalls ohne ernste blutige Verwicklungen mit den Massai seinen Zweck, den eiligen Rückmarsch nach Masinde und zur Küste fortsetzen zu können.

Am Pare-Gebirge war mit dem einflußreichen Häuptling Manamate, der, wie früher erwähnt, durch Abfangen der Briefpost des Reichskommissariats sich straffällig gemacht hatte, abzurechnen. Aber auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich der milde Sinn Wissmanns im hellsten Lichte, der lieber auf billige Sieges-Lorbeeren verzichtete, wenn auf unblutige Weise dasselbe Ziel zu erreichen war.

Aber Strafe mußte sein, und es mußte dem Häuptling Manamate, dessen Mut beim Anblick der stattlichen Streitmacht bereits vollständig in die Brüche gegangen war, drastisch klar gemacht werden, daß die Deutschen Mittel hatten, ihn zur Botmäßigkeit zu zwingen. Die Art und Weise der Ausführung war echt Wissmannisch. Manamate, der für sein Leben innerlich wohl keine Armlänge Zeug mehr gezahlt hätte, wurde durch zwei Sudanesen zwangsweise neben das Maximgeschütz gestellt, Wissmann machte aber sein beliebtes Bravourstückchen und legte durch minutenlanges Feuern der fürchterlichen Kugelspritze einen vorher bezeichneten Baum um. Umwallt von dem Pulver- und Wasserdampf des arbeitenden Maschinengewehrs, betäubt von dem scharfen Wirbel des „msinga tak—tak", knickte der alte Herr vollkommen zusammen und versprach aschfahl vor Todesangst, von nun an treu zu den Deutschen zu halten. Manamate hat sein Gelöbnis nie gebrochen, aber nicht alle großen Afrikaner, deren Namen die Geschichte der Erschließung Afrikas mit ruhmreichen aber blutigeren Zügen als den Namen Wissmann in ihre Tafeln eingegraben hat, würden in ähnlichen Lagen so wie Wissmann

gehandelt haben. Für uns, die wir Wissmann nahe treten durften, setzt sich der wahrhaft große Charakter dieses Mannes nicht zum geringsten aus solch kleinen rein menschlichen Zügen zusammen, die um so lieber in der Erinnerung vermerkt sind, als er der „Mann mit dem Verstand für 40" war, der so menschlich milde dachte und handelte.

Am 8. März traf die Expedition wieder in Masinde ein. Hier befahl Wissmann dem Kompagnieführer Johannes, mit 100 Mann umzukehren, über Gonja, Kisuani nach Moschi zu marschieren und von dort mit den bereits marschfähigen Verwundeten längs des Pangani-Flusses zur Küste zurückzukehren. Die Massai sollten überall, wo sie getroffen würden, auf das nachdrücklichste gezüchtigt werden.

Johannes ist dieser ihm übertragenen Aufgabe auf das glänzendste gerecht geworden. Er hat an vier verschiedenen Stellen die Massai angetroffen, sie stets siegreich angegriffen, ihre Kraale zerstört und viele Gefangene gemacht. Mittels dieser Geiseln schloß er sodann mit den Massai einen Vertrag, laut dem diese sich verpflichteten, in die Szogonoi-Berge zurückzukehren und die Karawanenstraße nach dem Kilima-Ndjaro dauernd freigeben zu wollen. Bis auf einzelne geringfügige Übergriffe sind die Massai ihrem Versprechen treu geblieben.

In Masinde war das Expeditionskorps, welches den Kern der Wissmannschen Schutztruppe darstellte, am 9. März 1891 zum letztenmal um seinen Führer vollzählig versammelt. Der Reichskommissar Major von Wissmann hatte mit der uns in Masinde erreichenden Europapost die amtliche Nachricht erhalten, daß er zum 1. April seiner Stellung als Reichskommissar enthoben sei und die Geschäfte dem neu ernannten Gouverneur v. Soden zu übergeben habe. Wissmann hatte sich bereits lange hiermit als Mann und Offizier abgefunden, jetzt aber in dieser Stunde, als es für uns galt, Abschied von unserem Kommandanten zu nehmen, bäumte sich doch in uns allen das menschliche Empfinden auf, so sang- und klanglos den Mann scheiden zu sehen, dem Deutschland alles dankte, was in Ostafrika erreicht und errungen war.

Wissmann rief seine Offiziere auf dem Stationshof von Masinde zusammen und teilte ihnen kurz und einfach die Tatsache seiner Abberufung mit. Erst als er dann auf die Mit-

teilungen einer gewissen Presse zu sprechen kam, die ihm nicht nur alle und jede Führer-Eigenschaften absprachen, sondern ihn auch als einen Menschen schilderten, der durch Morphium und Alkohol in gleicher Weise ruiniert sei, da wurde auch er von der Macht der in seinem Inneren wühlenden Gefühle für einen kurzen Augenblick übermannt, und wir mußten sehen, wie Wissmann weinte.

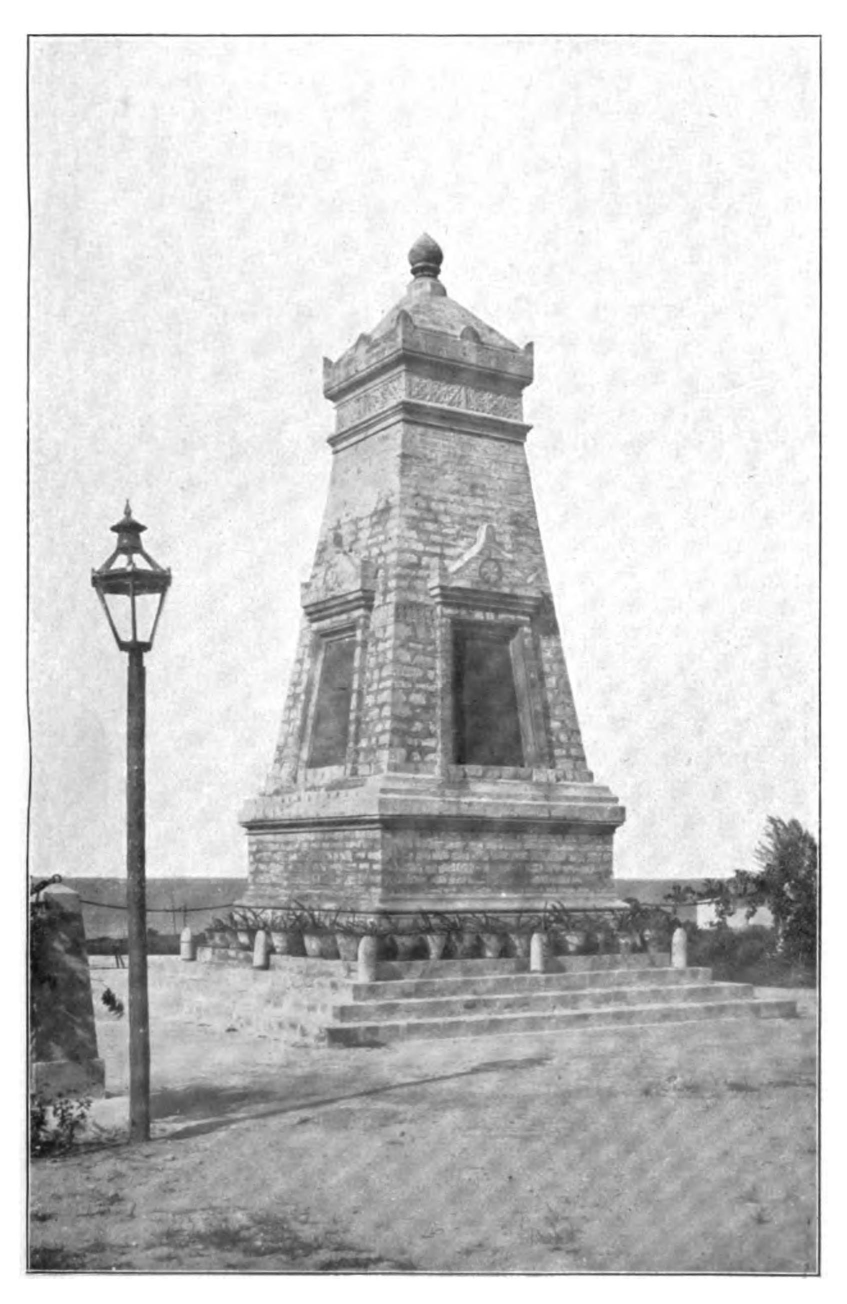
Nur einen Augenblick währte diese Szene, die jedem von uns in ihrer tiefen Tragik unvergeßlich bleiben wird, dann setzten wir uns zum letztenmal mit unserem Kommandanten zum gemeinsamen Essen, ein letztes Glas im Inneren Afrikas auf sein Wohl leerend.

Noch an demselben Nachmittag trat Wissmann mit uns den Eilmarsch nach der Küste an, die wir am 13. März 1891 bei Pangani wieder erreichten.

Der große Gedanke, welcher den Reichskommissar bei Durchführung dieser seiner letzten bedeutenden militärischen Unternehmung geleitet hatte: Unterwerfung des Kilima-Ndjaro-Gebietes und Sicherung der Straßen dorthin, er war durch das Genie, die Energie und Schlagfertigkeit Wissmanns mit Hilfe seiner eigensten Truppe, die er hier zum letztenmal als scharfes Schwert zur Ehre und Mehrung des Reiches führte, in zwei kurzen Monaten zur Tatsache geworden.

Am 30. März übergab der bisherige Reichskommissar in Bagamoyo die Amtsgeschäfte dem neu ernannten Gouverneur, um gleich darauf den afrikanischen Boden, wo für ihn vorläufig kein Platz mehr war, zu verlassen.

Die Schutztruppe, die bis dahin, wenn sie auch aus Reichsmitteln besoldet wurde, lediglich eine durch Kontrakte dem Major von Wissmann verpflichtete Privattruppe war, wurde mit der Übergabe der Dienstgeschäfte an den Gouverneur eine Kaiserliche Truppe. Mit Wehmut sah sie ihren bisherigen Kommandanten scheiden, der sie geschaffen und der sie von Sieg zu Sieg geführt hatte. Eine innerhalb des Offizierkorps veranstaltete Sammlung ergab so reichliche Mittel, daß sowohl dem scheidenden verehrten Führer ein bleibendes Andenken überreicht als auch den in den Kämpfen gefallenen bzgl. den Einflüssen des Klimas erlegenen Kameraden ein Denkmal errichtet werden konnte. Das erstere bestand aus einer in Bronze



Denkmal für die Gefallenen der Wissmanntruppe in Bagamoyo.

gegossenen Statuette eines Sudanesensoldaten. Der Deckelschmuck unseres Buches zeigt eine wohlgelungene Abbildung derselben. Das Denkmal für die gefallenen Mitglieder der Wissmanntruppe erhebt sich auf einem vor dem neuen Bezirksamtsgebäude gelegenen freien Platz in Bagamoyo, dort, wo Major von Wissmann an der Festlandsküste seine Hauptbasis hatte. Es ist ein pyramidenartiger Bau, in dessen 4 Seitenflächen Bronzetafeln eingelassen sind. Die vordere Tafel trägt in goldenen Lettern die Inschrift: „Die Schutztruppe des Reichskommissars Major von Wissmann ihren gefallenen Kameraden"; die auf der Hinterseite eingelassene Tafel berichtet über die Gefechte, welche die Wissmanntruppe während der Periode des Reichskommissariats bestanden hat, und auf den beiden Seitentafeln sind die Namen der gefallenen und gestorbenen deutschen Angehörigen der Truppe verzeichnet.

Es sei gestattet, an dieser Stelle noch einige kurze Worte über die Körperveranlagung und die Gesundheit Hermann von Wissmanns zu sagen, so wie ich sie als Arzt und Begleiter Wissmanns auf vielen seiner Expeditionen in der Zeit des Reichskommissariats zu beobachten und zu beurteilen Gelegenheit hatte.

Es erscheint dies um so mehr angezeigt, als heute noch viele seiner Landsleute, die den Wissmann jener großen Zeit des Araber-Aufstandes nicht gekannt haben, nur zu leicht geneigt sind, von dem ungünstigen Gesundheitszustand Wissmanns in seinen letzten Lebensjahren unrichtige und ungerechte Rückschlüsse auf jene zurückliegende Zeit zu machen.

Der Hermann von Wissmann, wie er meinem ärztlichen Erinnern aus jener Zeit lebhaft vor Augen steht, verfügte über eine wahrhaft eiserne Natur und unverwüstlich erscheinende körperliche und Hand in Hand damit gehende geistige Energie. Ein ungemein hoch gewölbter Brustkorb, ein breiter starker Nacken, stahlharte elastische Muskulatur gaben Wissmann fast ein athletisches Äußere und zeugten für eine hervorragende Körperkraft. Das ununterbrochen bewegliche Mienenspiel, die prachtvollen großen braunen Augen und der lebhafte Tonfall

in der Sprache aber sagten mit unabweisbarer Beweiskraft, daß das Wort „mens sana in corpore sano", wenn je, so auf diesen Mann Anwendung fand.

Und doch waren auch an Wissmann die Anstrengungen und klimatischen Gefahren eines langjährigen Afrika-Aufenthaltes nicht spurlos vorübergegangen: die breite Brust umschloß ein paar Lungen, die — wohl mit eine Folge des in der Jugend im Übermaß getriebenen Schwimmsportes — eine starke Anlage zu schweren asthmatischen Anfällen hatten; auf dem letzten Teil der Kilima-Ndjaro-Expedition durfte ich aus diesen Gründen tagelang nicht von seiner Seite weichen, und erst der lösende Salzgehalt der Küstenluft brachte Besserung der peinigenden Atemnot.

Malaria und Dysenterie, die ärgsten Feinde des Europäers in dem afrikanischen Expeditionsleben, trugen gleichfalls durch ihre zahlreichen kleinen, aber gerade hierdurch aufreibenden Attacken das ihrige dazu bei, an den Körperkräften Wissmanns zu nagen. Die ungemeine Selbständigkeit des Wissmannschen Geistes machte sich aber hier ohne jeden Zweifel in ungünstiger Weise geltend; denn in erster Linie war Wissmann sein eigener Arzt; und wenn er auch bei jeder Gelegenheit, besonders wo es auf das Wohl seiner farbigen Untergebenen ankam, den Wert hygienisch-ärztlicher Maßnahmen durchaus gelten ließ —, er selbst nahm für sich nur äußerst ungern ärztliche Hilfe in Anspruch. Es konnte so nicht ausbleiben, daß er mehr und mehr Neigung zeigte, mit allen möglichen Mitteln an sich herumzudoktern, und daß er häufig genug unter dem willkürlich gegen Fieber und Dysenterie genommenen Chinin, Antipyrin und Ipecacuanha zusammenklappte und dem für des Kommandanten Gesundheit sich verantwortlich fühlenden Arzte arge Sorge machte.

„Wenn man anderthalb Jahrzehnte hindurch" — so schreibt Wissmann selbst über seinen Gesundheitszustand — „ein Leben geführt hat, das durch das erschlaffende Klima, durch die fast ununterbrochene Aufregung und oft höchste Nervenanspannung das eisenfeste Nervensystem erschüttert hat, so ist es natürlich, daß man, um das schwere verantwortliche Amt des Leiters einer größeren wichtigen Unternehmung durchführen zu können, zu anderen Mitteln greift, die das Nerven-

system zu der nötigen Anspannung bringen. Es ist dann eben ein Opfer, das man bringt."

Gemeint ist das Morphium, und Wissmann gibt an jener Stelle seiner Aufzeichnungen in seiner offenen und schlichten Weise selbst zu, daß er in den schweren Tagen seines afrikanischen Lebens nicht selten sich gezwungen sah, den Teufel klimatischer Plagen und unvermeidlicher nervöser Anspannung mit dem Beelzebub Morphium zu vertreiben.

Aber es ist eine Ehrenpflicht seines alten Expeditionsarztes, hier ausdrücklich festzustellen, daß Hermann von Wissmann, als er die Araber besiegte und Deutschland seine größte und schönste Kolonie durch eigenstes Genie und Energie erwarb, nur in der Not und dann nur in verhältnismäßig geringen Mengen zu dem nervenberuhigenden Mittel gegriffen hat.

Mehr als Worte dies vermögen, zeugen Wissmanns Taten für die Wahrheit dieser Behauptung.

Möchten doch die kleinlich-ehrbaren Sittenrichter am heimischen Stammtisch nur ein einziges Mal in dunkler zwölfstündiger Tropennacht mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit eines Wissmann, vom Fieber gequält, nur durch eine dünne Zeltwand von dem heiseren Schrei der Hyäne und dem ihn nachahmenden halblauten Kriegsruf heimtückischer Massai getrennt vergeblich nach Schlaf ringen — ich meine, sie würden anders, gerechter und milder, urteilen, und mancher von ihnen würde sich gehütet haben, den ersten Stein auf den Namen Hermann von Wissmann zu werfen.

Wissmann in Sansibar 1890.

Verfasser: Dr. W. Steuber.

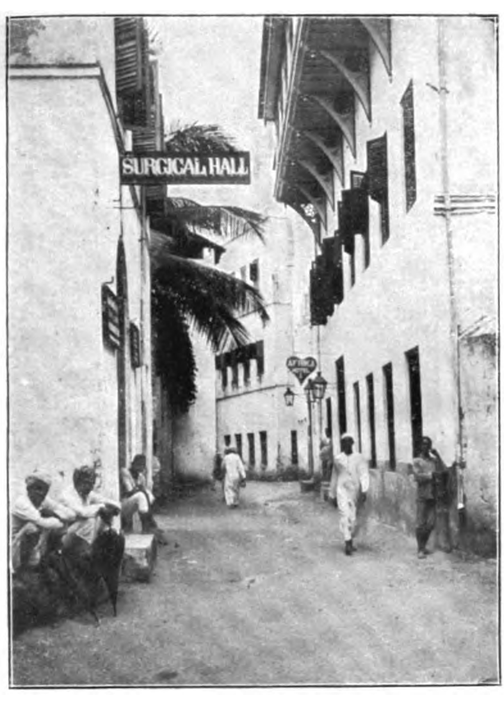
Bevor wir von der im Leben Wissmanns bedeutsamsten Periode des „Reichskommissariats“ endgültig Abschied nehmen, bitte ich die Leser, mich noch auf einem kurzen Ausflug nach der Insel Sansibar zu begleiten, die Wissmann während der Bekämpfung des Araberaufstandes zu seinem Hauptquartier gemacht hatte, und mir dort in das „Wissmannhaus“ zu folgen, woselbst wir einige Episoden aus dem damaligen Leben und Treiben dort kennen lernen werden, die so recht geeignet sind, einen tiefen Blick in die Charakter- und Herzenseigenschaften unseres damaligen hochverehrten Kommandanten zu tun. —

Es war in den ersten Tagen des März 1890, als die „Amazone“ der messageries maritimes mit einem Transport von 12 deutschen Offizieren und 32 Unteroffizieren als Nachschub für die Wissmann-Schutztruppe auf der Reede von Sansibar vor Anker ging. Sofort kam ein von schwarzen Bootsjungen in kleidsamer, mit deutschen Abzeichen versehener Uniform getriebenes Boot längsseit, und als erster entstieg ihm ein kräftig und untersetzt gebauter, elastisch schreitender Offizier in weißer Tropenuniform, umgürtet mit einem kostbaren Araberschwert. Die großen braunen Augen blitzten energisch und fröhlich zugleich, als ihm von Bord ein hundertstimmiges Hurra aus deutschen und französischen Kehlen entgegenschallte.

Das war Wissmann, der deutsche Reichskommissar, und die ihm so spontan entgegengebrachte Begrüßung war nur der beredte Ausdruck einer bewundernden Begeisterung, die sich damals von Ägypten und dem Sudan bis hinunter nach Südafrika und dem Sululande mit dem Namen Wissmann verknüpfte.



Der Sultan von Sansibar.



Das „Wissmannhaus“ in Sansibar.



Soliman bin Nasr,
der Wali des Reichskommissars.

In der Stadt Sansibar herrschte damals ein ungemein reges Leben, und das Zentrum, der geistige Brennpunkt, war das „Wissmann-Haus", der Sitz des deutschen Hauptquartiers. Vornehme Araber und buntgekleidete Inder kamen und gingen, Befehle nach der Küste wurden ausgefertigt, Kabeltelegramme nach Deutschland aufgegeben.

Wissmann stand damals eben auf der Höhe seiner geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit; unermüdlich tätig wie er war, faßte er auch uns, die neugebackenen Afrikaner, nicht mit allzu zarten Handschuhen an. Für Muttersöhnchen war jene Zeit nicht geschaffen, jeder von uns war lediglich auf sich und sein eigenes Anpassungsvermögen angewiesen, aber der alte Grundsatz „Hilf dir selbst, dann wird dir Gott helfen" ging jedem von uns schnell in Fleisch und Blut über und bewies an uns selbst seine Richtigkeit.

Im Wissmann-Haus befand sich auch die Messe für die in Sansibar stehenden Offiziere des Reichskommissariates. Aber es fehlte an jedem, auch dem geringsten Komfort der Küche und Tafel. Die „Küche" befand sich unmittelbar neben dem Eßzimmer im ersten Stock, und es gehörte ein jugendlich kräftiger Appetit und Magen dazu, mittags 1 Uhr ein „Irish stew" zu essen, dessen Fleischzutaten in Gestalt einer munteren, aber nicht immer jungen Ziege noch beim ersten Frühstück um 9 Uhr nebenan in der Küche fröhlich gemeckert hatten. Liebesgaben waren damals seltener als heutzutage, aber sie waren doch in Spuren vorhanden; so erinnere ich mich heute noch mit Freuden eines riesigen Emmentaler Käses unbekannter Herkunft, den ich einsam und verlassen unter der steinernen Haustreppe fand und der für einige Zeit eine sehr willkommene Würze des Mahles abgab. Aber was bedeutete das alles, wenn man mit Wissmann zu Tische saß, der bei aller Arbeitsüberbürdung eine fröhliche Tafelrunde liebte und ebenso gern selbst erzählte, wie er für gute Anekdoten einen dankbaren Zuhörer abgab. Daß diese Erzählungen zuweilen nicht für die Ohren höherer Töchter oder bigotter Mucker geeignet waren, wer wollte es leugnen. C'est la guerre! Aber stets wußte Wissmann auch hierin die rechte Grenze einzuhalten, und nie war sein Humor und fröhliche Laune für irgend jemand verletzend. Wenn aber mit dem französischen

Dampfer die Post aus der Heimat kam und unter den vielen großen amtlichen Schreiben sich ein kleiner Brief aus Lauterberg am Harz befand, dann galt Wissmanns erster Griff diesem Brief seiner Mutter; und erst nachdem er ihn in stiller Kammer gelesen, traten die amtlichen Pflichten des Reichskommissars wieder in ihre Rechte. So war es in Sansibar, so war es im Expeditionslager auf weiter afrikanischer Steppe.

In der Stadt Sansibar war damals die Stimmung unter den Arabern und den Eingeborenen unsicher. Man wußte nicht, was sollte aus dem Sultanat werden, nachdem die Raubritter-Herrlichkeit Buschiris zusammengebrochen war? Der Süden, Kilva, Lindi und Mikindani befanden sich zwar noch in vollem Aufstand, noch sollten nach den Berichten unserer Kundschafter die Köpfe von Krieger und Hessel, den unglücklichen Opfern der fanatischen Küstenleute, auf den Pallisadenpfählen von Kilva stecken, aber trotzdem rechnete man in der Stadt Sansibar bestimmt damit, daß die Scheinherrschaft des Sultan Said Kalifa über Nacht zusammenstürzen und einem deutschen oder englischen Protektorat Platz machen würde.

Und das Zünglein an der Wage der öffentlichen Stimmung neigte ausgesprochen der Möglichkeit einer deutschen Besitzergreifung der Insel Sansibar zu. Man konnte ganz absehen von dem Einfluß, den der deutsche Handel und die deutschen Kaufhäuser schon seit Jahrzehnten in Sansibar ausübten, aber die kriegerischen Ereignisse der letzten Monate, der Name „bana kubwa Wissmann", „des Mannes mit dem Verstand für 40", hatten schnell die Erinnerung an die Schlappen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo und Pangani erlöschen lassen. Nur ganz selten hörte man in den engen Gassen der Stadt Sansibar noch die Spottlieder der sanges- und improvisationsfrohen Wasuaheli mit ihrem Refrain: „Bagamoyo bum-bum, Uleia matanga" (in Bagamoyo war Krieg, darob in Deutschland Trauer"), wir gingen sicher und unangefochten durch die Gassen der Stadt, fürchteten auch kein Attentat vonseiten der Sultans-Irregulären, der Beludschen und Halbaraber, die nach ihren eigenartigen Sprüngen, mit denen sie uns, das lange Araberschwert uns um die Nase fuchtelnd, auf der Straße umkreisten, „Viroboto", d. h. „Springflöhe", genannt wurden. Man fürchtete eben die „Wadutschi" (Deut-

schen), obgleich deutsche Truppen den Boden der Insel vertragsmäßig überhaupt nicht betraten. Trotzdem mußten wir natürlich mit der Möglichkeit einer Art „Sansibaritischer Vesper“ rechnen, die uns von unseren überängstlichen Dienern häufig genug angekündigt wurde.

Die findigen deutschen Kaufleute, in deren Häusern wir vorübergehend gastlich untergekommen waren, hatten sich für solche nächtliche Eventualitäten eine ebenso originelle wie einfache Waffe erdacht: Alle Häuser waren natürlich durch feste Türen nachts verschlossen, auf den flachen Dächern aber lagen bereits seit Wochen ganz gewaltige — übrigens für einen recht gesunden deutschen Tropendurst zeugende — Vorräte von leeren ganzen oder zerbrochenen Bier- und Weinflaschen, welche im gegebenen Falle mit Wasser gefüllt als furchtbar wirkende Sprenggeschosse auf die nackten Schädel der angreifenden Araber und Neger geschleudert werden sollten.

Solche Tartaren-Nachrichten, nach denen am folgenden Tage alle Deutschen abgeschlachtet werden sollten, waren Wasser auf Wissmanns Mühle. „Kinder,“ sagte er, „heute abend gehen wir gerade mitten in das dickste Volksgetümmel, ihr sollt sehen, keinem wird ein Haar gekrümmt!“ Und so geschah es, Wissmanns große Augen rollten über die sich drängenden Volksmassen, ein frecher Neger erhielt von ihm eine schallende Ohrfeige, daß er einen Purzelbaum schoß — das leichtbewegliche schwarze Gesindel aber lachte sich halbtot, wir konnten unbehelligt unserer Wege gehen.

Allgemein rechnete man damals in Sansibar damit, daß Wissmann sich einmal mittelst eines Handstreichs zum Herrn der Insel machen würde, und man darf wohl behaupten, daß ein fait accompli der deutschen Besitzergreifung von allen beteiligten Parteien, wenigstens in Sansibar, ohne ernsten Widerstand und ohne Blutvergießen hingenommen sein würde.

Welche Gefühle deshalb in uns lebhaft wurden, als wir nicht allzu lange Zeit darauf von der nunmehr deutschen Küste aus den Donner der englischen Kanonen vor Sansibar vernahmen zum Zeichen, daß eben gerade England — wenn auch vorläufig nur unter der jesuitischen Form eines „Protektorates“ — Besitz von dieser Insel ergreife, läßt sich hiernach unschwer verstehen.

Das Wissmann-Haus in Sansibar bot damals Gelegenheit, interessante vergleichende Charakterstudien an bedeutenden „Afrikanern" zu machen; es war die Zeit, als Emin Pascha zum erstenmal nach langen Jahren in Begleitung des Italieners Casati den afrikanischen Kontinent verlassen hatte und als Gast des Reichskommissars Wissmann mit diesem in Verhandlungen behufs Übernahme in deutsche Dienste stand.

Kein Zweifel, die Macht der Eminschen Persönlichkeit war auf uns alle groß und eigenartig, wenngleich sein Äußeres durchaus nicht den Vorstellungen entsprach, welche man sich gemeinhin von Afrikareisenden im allgemeinen und von dem sagen- und legendenumwobenen Gouverneur der Äquatorialprovinz im besonderen zu machen pflegte.

Es war im Wissmannschen Empfangszimmer; links auf einem Rohrstuhl Wissmann, zu seinen Füßen die deutsche Dogge Rolf hingestreckt. Rechts daneben capitano Casati, ein kleiner, hagerer, dunkelbrauner Italiener, der so gut wie kein Wort Deutsch sprach und nur dann, wenn der Name Stanley fiel, mit heftiger Bewegung sich aufs Knie schlug, um dann wieder weiter vor sich hin zu brüten. Wissmann gegenüber Emin mit dem dunkelen, scharfgeschnittenen bekannten Gesicht, die raubvogelartige Nase von einer großen Brille überragt, durch welche ein paar dunkele, große Augen mit leicht melancholischem, hier und da mißtrauischem Blick die Umgebung abtasteten. Wer Emin je sah, vergißt ihn nicht, dieses kleine, durch die Sonne Afrikas und endlose Strapazen vollständig ausgetrocknete und verhozelte Männlein mit langen, spinnenartigen Händen und Fingern und erschreckend dünnen Waden, die zusammen mit den langen semitischen Füßen wie braune Stöcke aus den zu kurzen Kakeyhosen hervorsahen. Als vierter im Bunde war Pater Schynse zugegen, das Vorbild des unbeugsamen, energischen, hervorragend intelligenten und dabei unendlich milden und nachsichtigen katholischen Missionarpriesters, wie sie in Afrika nicht selten waren, der auf jeden, welcher ihn kennen lernen durfte, einen unauslöschlischen Eindruck machen mußte. Nur zu bald sollte er, ein Opfer seines Berufes, dem Fieber und Klima zum Opfer fallen.

Emin erzählte, daß er zum erstenmal seit 16 Jahren den Boden des afrikanischen Kontinents verlassen habe; leider

mußte er ja wegen des verhängnisvollen Sturzes so lange in Bagamoyo liegen.

Da der Pascha damals nach mohamedanischem Ritus lebte, außerdem aber noch an einer geringen Lähmung des Gaumensegels litt, aß er mit Casati im Zimmer nebenan, und erst beim Nachtisch des nach guter deutscher Sitte angerichteten Essens in unserer Messe erschien er an der Tafel. Wissmann brachte das erste Hoch auf Seine Majestät den Deutschen Kaiser aus. Man fühlte sich damals dort wie in einem heimischen Kasino und wurde nur dadurch an die afrikanische Umgebung erinnert, daß die Ordonnanzdienste tuenden schwarzen Jungen in ihren weißen Hemden im Vorzimmer die leeren Flaschen aneinander schlugen und Hurra schrieen. — Bei einer anderen Gelegenheit fragte Wissmann, als die Rede auf religiöse Gespräche kam, Emin Pascha auf den Kopf: „Sind Sie denn Mohamedaner?“ Emin Pascha antwortete: „Gott bewahre! Aber wenn es sein muß, bin ich auch Mohamedaner.“

Amüsant war die Szene, als nach Tisch Wissmann dem Pascha das Maß zu einer neuen, richtig passenden Uniform nehmen ließ; es war dies das erste Mal wieder seit langen Jahren, daß ein Kulturschneider seine Kunst an dem Beherrscher von Äquatoria versuchte. Bezeichnend für den Charakter des Pascha, der neben seiner sonstigen Größe doch nicht ganz frei von menschlicher Eitelkeit war, erschien die Tatsache, daß er, was sehr komisch wirkte, bei dieser neuen Uniform einen ganz besonderen Wert auf die Anbringung von vier breiten goldenen Streifen an den Ärmeln als Abzeichen seines hohen Ranges legte.

Eigenartig war das persönliche Verhältnis zwischen Wissmann und Emin Pascha. Es war begründet in der Verschiedenartigkeit der beiderseitigen Charaktere: Auf Wissmanns Seite höchste Beweglichkeit des Geistes, Impulsivität, Tatkraft und schnelle Entschlußfähigkeit; Emin dagegen eine ausgesprochen passive Natur, zäh und hartnäckig, aber ohne aktive Initiative, bei seinen Entschlüssen schwankend und fremden Einflüssen, woher sie auch kamen, nur zu leicht zugänglich. Von Charakteranlage schon mißtrauisch, war er das noch mehr geworden durch seinen langjährigen, fast ausschließlichen Ver-

kehr mit dem arabisch-mohamedanischen Element, dazu kam eine Weltfremdheit, die in ihrer Naivität häufig geradezu erheiternd wirkte.

Diese diametralen Charaktergegensätze zwischen den beiden Männern sprachen sich natürlich auch in dem kameradschaftlich-gesellschaftlichen Umgang aus und zeitigten manche komische Situation. Wissmann war immer der Mann des offenen, aber nie absichtlich verletzenden Wortes; das wußte Emin, und so konnte Wissmann in seiner herzerfrischenden kräftigen Art gelegentlich, ohne anzustoßen, dem Pascha die orientalische Passivität, welche dieser nie gern zugab, mit den Worten ad oculos demonstrieren, wenn er sich zu dem charakteristischen Ausspruch verstieg: „Pascha, wenn ich Sie recht freundlich bitte, mir meinen Koffer hinunter zum Boot zu tragen, Sie tun es!“ Und Emin, mit der ihm eigentümlichen Handbewegung und Neigung des Kopfes, antwortete: „Ja, warum sollte ich nicht, Herr Kommandant?“ Aber in einem war Emin, der alte Hallenser Burschenschafter, Wissmann über, das war der akademische Kneip-Komment. Und es war ein Bild von humorvoll ergreifender Wirkung, wenn der Pascha bei einem ihm zu Ehren in Sansibar veranstalteten „Akademischen Abend“ mit dem Kiboko (Nilpferdpeitsche) statt des Rappiers präsidierte und wohl zum erstenmal nach langen Jahren das Lied „O alte Burschenherrlichkeit“ anstimmte. Da fügte sich mit uns selbst Wissmann, was aber nicht ausschloß, daß er dem Pascha hinterher — wieder charakteristisch für die beiderseitige Charakteranlage — die ganze Zeche durchaus lege artis mittels Knobelbecher und Streichhölzern anknobelte. Das hatte der Pascha doch in seiner zentralafrikanischen Provinz verlernt; er würde sich auch nie zu solch' „impulsiver Tat“ aufgeschwungen haben. — Diese kleinen unbedeutenden Episoden mögen zeigen, wie tatsächlich harmlos-freundschaftlich das persönliche Verhältnis zwischen dem Reichskommissar und dem Pascha war. —

Das Gesamtbild des Menschen Wissmann setzt sich zwar aus unendlich vielen bunten Mosaiksteinen zusammen, aber immer und überall findet man als Grundzug seines Wesens Offenheit und Ehrlichkeit, selbst bis zur Schroffheit gesteigert, wenn es beispielsweise darauf ankam, den Angehörigen der

Wissmann-Truppe auch in den Gesellschaftskreisen in Sansibar die ihnen gebührende Stellung zu sichern.

Gewiß, das deutsche Element war bei Einsetzung des deutschen Reichskommissariates in Sansibar das vorherrschende, und der deutsche Klub war der gesellschaftliche Ausdruck dieses Verhältnisses. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß erst durch das Auftreten Wissmanns in den deutschen, bis dahin lediglich kommerziell interessierten Kreisen das Bewußtsein geweckt wurde, daß hinter dem deutschen Handel das Deutsche Reich stehe und daß es Zeit sei, sich darüber klar zu sein, daß die Erwerbung der Festlandsküste, d. h. Deutsch-Ostafrikas, die wichtigste Grundlage für die weitere Erhaltung und Entwicklung des Deutschtums auch in Sansibar darstelle.

Es ist selbstverständlich, daß in den maßgebenden deutschen kaufmännischen Kreisen der Stadt Sansibar das Bewußtsein hierfür von Anfang an vorhanden war, aber man darf doch nicht verschweigen, daß in den Kreisen der jüngeren deutschen kaufmännischen Angestellten, denen die afrikanische Küste meist eine vollkommene terra incognita war, keine besondere Sympathie für die Schutztruppe des Reichskommissariates bestand. Man war hier und da geneigt, im Reichskommissariat den nicht ganz willkommenen Störenfried zu sehen, der den stellenweise schon im englischen Schlepptau befindlichen deutschen Michel ungerufen aufrüttelte, und man machte zuweilen den Versuch, auch gesellschaftlich Angehörigen des Reichskommissariats, die nicht gerade in der Heimat die Offiziersepauletten getragen hatten, bei der Aufnahme in den deutschen Klub Schwierigkeiten zu bereiten.

Da hatte man allerdings die Rechnung ohne den Wirt Wissmann gemacht: Es handelte sich um einen ehrenfesten, sturmerprobten Kapitän der Kommissariats-Flotille; er erschien einigen „jungen Leuten" wohl nicht ganz standesgleichberechtigt. Das erfuhr Wissmann. In der zu diesem Zweck angesetzten Generalversammlung erschien er von uns begleitet im deutschen Klub. „Meine Herren," so begann er zur Klubgesellschaft gewendet, „es ist Ihnen doch allen klar, daß Sie eine recht ‚gemischte Gesellschaft' sind. Hat jemand von Ihnen etwas gegen die Aufnahme meines alten Kapitäns X einzu-

wenden, so sage er es hier sofort offen. — — Da alles schweigt, ist Kapitän X also aufgenommen. Ihr Wohl, meine Herren!" — Das war Wissmann, so ganz Wissmann, als er seine großen, braunen, beherrschenden Augen über die Gesellschaft rollen ließ und niemand es wagte, kleinlicher Eifersucht Ausdruck zu geben. Aber man versteht es auch, worin das Band bestand, welches alle alten Wissmann-Leute unauflöslich an ihren Kommandanten knüpfte. —

Wissmanns kulturelle und Pionierarbeit im zentralafrikanischen Seengebiet; der Dampfer „Hermann von Wissmann" auf dem Nyassa; Bekämpfung der Sklavenräuber.

Verfasser: Rochus Schmidt.

Durch vier bedeutungsvolle Taten, von denen die vorstehenden Kapitel sprechen, hatte Hermann von Wissmann eine Vielseitigkeit des Könnens als Afrikaner bewiesen, wie sie in der Geschichte der afrikanischen Pionierarbeit unseres Vaterlandes bisher vergebens gesucht wird. Und doch steckte er sich noch ein weiteres, von den bisherigen Leistungen ganz verschiedenes Ziel.

Ein anderer war auf den Posten des Gouverneurs der durch unseren Wissmann zurückeroberten und beruhigten Kolonie gelangt; der geniale Schöpfer der ostafrikanischen Schutztruppe erhielt die Stellung als Reichskommissar zur Verfügung dieses Gouverneurs. Er nahm dieselbe an, weil er in erster Linie für sein Vaterland im Innern des schwarzen Erdteils zu wirken wünschte, und erst in zweiter Linie für die Welt. Hierzu aber bot sich ihm Gelegenheit in seiner Stellung als Reichskommissar und zwar natürlich in völlig selbständiger Arbeit, unabhängig vom Gouvernement.

Hatte Wissmann als selbständiger Reichskommissar seinem Nachfolger in der Leitung, der Verwaltung des Schutzgebiets eine Operationsbasis und eine feste Stellung an der Küste des indischen Ozeans geschaffen, so sah er es jetzt darauf ab, an der Westgrenze der Kolonie, der anderen, durch die großen zentralafrikanischen Seen gebildeten „Küste", wie er selbst sie nannte, die deutsche Macht zu etablieren, nicht aber zu etablieren zu dem Zweck, Residenzen für Beamte und Offiziere zu schaffen, sondern in der Absicht, durch sie die Hilfsquellen des Innern der Kolonie zu erschließen und dadurch produktiv zu wirken.

25*

Bis dahin herrschte vielfach im Seengebiet Unsicherheit infolge der Sklavenjagden, der räuberischen von den mächtigen in die Gebiete der schwachen, friedlichen Stämme unternommenen Einfälle und der fortgesetzten Räubereien. Diese Unsicherheit übte natürlich eine verderbliche Rückwirkung auf die Küste und das ganze Schutzgebiet aus. In der Bekämpfung und Beseitigung dieser Unsicherheit lag daher ein Fundament für produktive Arbeit, für Handel und ruhigen Verkehr; ohne die Gewährleistung einer gewissen Sicherheit im Gebiete der Seen war eine günstige Entwickelung, eine Rentabilität unserer Kolonie nicht wohl denkbar.

Der Schlag, den Wissmann zu führen dachte, galt dem Sklavenhandel, der durch die Niederwerfung des Araberaufstandes, durch die Erschütterung der Stellung der Araber bereits an der Küste schwer getroffen war; das Vorgehen galt aber nicht in erster Linie der Bekämpfung des Sklavenhandels als Selbstzweck — denn wir können es uns doch wohl nicht gestatten, Millionen für diesen rein philanthropischen Zweck der Beglückung der schwarzen Kinder Afrikas zu verausgaben, ohne Gegenleistung, — sondern der Förderung eines uns selbst zugute kommenden Handels, der Hebung der Produktion und der Sicherung eines regen Verkehrs in unserem Schutzgebiet.

Die Macht, unter deren Schutz eine solche Entwickelung nur erfolgen konnte, mußte dauernd im Gebiet der Seen etabliert werden; sie sollte nach Wissmanns Ideen repräsentiert werden durch geeignete Dampfer auf den großen Binnenseen, die sich wiederum auf Stationen, an den Gestaden derselben begründet und gehörig stark besetzt, stützten. Den ersten solchen Dampfer nach dem Seengebiet zu schaffen und ihm das Schwimmen beizubringen, d. h. ihm für ein ersprießliches Wirken die Verhältnisse zu ebnen, das war die Aufgabe, die sich Wissmann stellte! — Für diese seine Idee wirkte er während seines Urlaubes in den Jahren 1890 und 1891 in den kolonialen Kreisen des deutschen Vaterlandes, hiermit gleichzeitig einen praktischen Feldzug gegen die verderblichen Sklavenjagden Innerafrikas vorbereitend.

Der Name Wissmann zündete, und es gelang dem wackeren Vorkämpfer namhafte Summen (ca. 300 000 Mark) für den Bau und den Transport des Dampfers aufzubringen.

Se. Majestät der Kaiser schenkte dem Unternehmen sein Interesse und betätigte dasselbe durch eine namhafte Spende; deutsche Fürsten und Großunternehmer, darunter Krupp, Siemens u. Halske u. a. folgten dem Allerhöchsten Beispiel. 50000 Mark brachte dem begeistert aufgenommenen Reichskommissar ein Abend in Hamburg ein, 30000 Mark ein solcher in Bremen; München und Köln gingen mit gutem Beispiel voran. Ganz Deutschland betätigte sein Interesse durch Beiträge aus den verschiedensten Schichten des Volkes. Mutter Printz, die damalige charmante Wirtin des Pschorrbräus in der Französischen Straße zu Berlin, ließ sich an dem Verdienste nicht genug sein, die Afrikaner durch ihr gutes Bier zu eifrigem Tun zu stärken, nein, sie händigte eines Abends dem erstaunten Wissmann beim Verlassen des Lokals einen fünf Tausendmarkscheine als Beitrag zum Dampferunternehmen enthaltenden Brief ein. Wir Afrikaner hatten damals zwar im Pschorrbräu der Mutter Printz einen ganz guten Durst entwickelt, aber fünftausend Mark hat die letztere an uns doch kaum verdient! Was sie tat, geschah aus Sympathie und Begeisterung für Person und Unternehmen ohne Nebenabsichten, und deswegen sei ihrer auch hier — sicher ganz im Sinne des heimgegangenen Größten von uns — gedacht! —

Nun stellten die 300000 Mark zwar ein gutes Stück Begeisterung in den deutschen Landen dar, aber für den schwierigen Transport eines Dampfers nach einem der großen afrikanischen Binnenseen reichten sie doch nicht annähernd aus. Da erstand dem Unternehmen eine willkommene Hilfe in dem Komitee der Antisklavereilotterie, welche die für den Zweck nötigen noch recht erheblichen Mittel Wissmann zur Verfügung stellte.

Ursprünglich sollte der Dampfer, für den unser großer Afrikaner gewirkt hatte, der nach ihm den Namen „Hermann von Wissmann“ erhielt, nach seiner Idee auf dem Viktoria-Nyansa stationiert werden; in Wirklichkeit führten aber, wie wir sehen werden, die Verhältnisse zu einem Transport nach dem Nyassa-See.

Wenden wir uns zunächst einer Beschreibung des Schiffes zu. Dieses, auf der Schiffswerft von Janssen und Schmilinsky unter Aufsicht des für den Dampfer in Aussicht genommenen,

an der afrikanischen Küste als Führer der „München" bisher tätig gewesenen Kapitäns Prager erbaut, war als Hochseefahrzeug gedacht. Aus deutschem Stahl gefertigt, hat es eine Länge von 26, eine Breite von 5,078 m und einen Tiefgang von 5—6 Fuß. Der Schiffsraum ist zweckentsprechend eingeteilt und enthält den Maschinen- und Kesselraum, Raum für Feuerungsmaterial und Ladung, sowie für Unterbringung des diensttuenden Personals; an Deck befindet sich ein für zwei Mann eingerichtetes Deckhaus; es bleibt ein großer freier Deckraum, der für größere Transporte von Soldaten, Trägern und Arbeitern sehr geeignet ist. Mit der soliden guten Maschine des Dampfers ist eine Fahrgeschwindigkeit von 8—9 Knoten zu erzielen; die Armierung besteht aus einem Jagd- und einem Heckgeschütz auf eisernen Turmlafetten. Das Gesamtgewicht des ganzen Schiffskörpers mit allem Zubehör beläuft sich auf etwa 160000 Pfund; die schwersten Teile wogen gegen 800 Pfund, 20 Lasten etwa hatten ein Gewicht von über je 350 Pfund; das erschwerte den Transport in Afrika natürlich ungemein, ließ sich aber nicht ändern, da gewisse Schiffsteile wegen ihrer Konstruktion, ohne an Solidität zu verlieren, nicht verkleinert oder leichter gemacht werden durften. Für den Transport solcher Teile waren zweirädrige Karren konstruiert worden, deren Schwerpunkt unter der Achse lag; diese Karren waren durch eine Anzahl von Leuten zu ziehen und von hinten durch eine Deichsel zu dirigieren. Stücke für zwei Mann sollten an Bambusstangen bezw. Mannesmannröhren auf den Schultern getragen werden. Für sumpfige Gegenden wurden Schlitten angefertigt, die beladen über Knüppeldämme zu ziehen waren.

Des weiteren hatte Wissmann beschlossen, für den Transport eine zerlegbare Feldbahn zu verwenden. Diese Bahn bestand aus einem Schienenweg von 250 m Länge und 32 Wagen; die einzelnen Schienenstücke, von je einem Mann zu transportieren, waren immer hinten wegzunehmen und vorn anzusetzen. Die Wagen waren eingerichtet zur Aufnahme der Dampferteile, des Handwerkszeugs, von Munition, Waren und Proviant.

Da natürlich die Macht, welche der Dampfer auf dem See darstellte, sich wiederum stützen mußte auf hinreichend kräftige Stationen am Ufer, so war die Mitnahme eines durch seine Stärke und Zusammensetzung zum Eingreifen befähigten Teils

der Schutztruppe nötig, und zwar war zunächst die Mitnahme von 3 Kompagnien der Truppe vorgesehen, eine Macht, die durch Irreguläre noch weiter verstärkt werden sollte.

Der Dampfer mit allem Zubehör wurde rechtzeitig fertiggestellt; das Personal für denselben und dessen Transport war ebenfalls angeworben, so daß bereits im Mai der Dampfer „Hermann von Wissmann“, in die verschiedenen Teile zerlegt, von Hamburg aus nach der ostafrikanischen Küste verschifft werden konnte.

In Saadani wurde das Personal und Material der Expedition vereint, da der Transport des Dampfers mit der Feldbahn von hier nach dem Viktoria-Nyansa die geringsten Schwierigkeiten bot, weil auf diesem Wege kein Fluß existierte, der mit Kanus passiert werden mußte. Mitte September war die Expedition marschbereit.

Da traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von der Katastrophe der Zelewskischen Expedition in Uhehe ein.

Diese Nachricht war von einschneidender Wirkung auf das Unternehmen Wissmanns; denn die starke Schutztruppenmacht, auf deren Mitnahme seine Pläne basierten, stand nun nicht mehr zur Verfügung.

Als Verfasser dieses Kapitels in der zweiten Hälfte des September von einer Expedition gegen die Mafiti nach der Küste zurückkehrte, waren Major von Wissmann und Kompagnieführer von Perbandt die ersten, welche demselben entgegenritten und ihm die schlimme Nachricht und die veränderten Pläne mitteilten. Es konnten nun auch die Sulukompagnie und die Sudanesen, die die Expedition des Verfassers gebildet hatten, ebensowenig wie der Rest der Zelewskischen Truppe für das Dampferunternehmen abgegeben werden.

Es wurde deshalb die Dampferexpedition fürs erste aufgelöst und Unterhandlungen zwischen Wissmann, der im Auftrage des Reichs durch Soldatenanwerbungen im Sudan einen Teil, leider nur einen Teil, der durch Tod und freiwilliges Ausscheiden entstandenen Lücken in der Schutztruppe auszufüllen suchen sollte und das auch mit Erfolg tat, und dem geschäftsführenden Ausschuß der Antisklavereilotterie gepflogen. Die letztere war hierbei durch den (inzwischen verstorbenen) bekannten Ingenieur und Erfinder Geheimen Kommerzienrat

Langen aus Köln, der eine Reise nach Ägypten unternommen hatte, vertreten; in Ägypten fand das Zusammentreffen mit Major von Wissmann statt. In einer Reihe dienstlicher Besprechungen mit Geheimrat Langen (dem späteren Schwiegervater des Majors, was hier vorausgeschickt werde) einigten sich der Führer der Dampferexpedition und das Komitee der Antisklavereilotterie dahin, daß der Transport des Dampfers wieder aufgenommen, dieser aber nicht nach dem Viktoria-Nyansa, sondern nach dem Nyassa oder Tanganjika gebracht, und daß dem Vorschlag des Majors von Wissmann gemäß der Wasserweg über den Sambesi-Schire hierzu gewählt werde. Die Gründe hierfür waren folgende: Außer dem Wissmann-Dampfer beabsichtigte die Antisklavereilotterie noch einen anderen Dampfer, für den in kolonialen Kreisen namhafte Beträge aufgebracht waren, den „Petersdampfer", so zu Ehren des verdienten Erwerbers der Ostafrikanischen Kolonie genannt, nach dem Viktoria-Nyansa zu transportieren. Die beiden Expeditionen schlossen sich nicht aus, da erstens der Wissmann-Dampfer als Hochseefahrzeug, der Petersdampfer als flachgehender Küstenfahrer, befähigt, in die weniger tiefen Ausbuchtungen des Sees und Schlupfwinkel der Sklavenräuber hineinzufahren, gebaut war, zweitens die beiden Dampfer natürlich eine sehr viel größere Macht darstellten als ein solcher. Immerhin erschien es doch mehr erwünscht, da nun einmal zwei Dampfer (bekanntlich hat der Petersdampfer sein Ziel leider nicht erreicht, sondern blieb an der ostafrikanischen Küste liegen) zur Verfügung standen, dieselben auf verschiedenen Seen zu stationieren. So erklärte sich denn Wissmann bereit, seinen Dampfer nach dem Nyassa oder Tanganjika zu bringen.

Für den Transport des Dampfers hatte der Reichskommissar wie folgt disponiert: Zur Verladung des in Saadani liegenden Wissmann-Dampfers war der Küstendampfer „Peters" gechartert, der außer diesem den von Deutschland vorausgeschickten 13 m langen mit einem Schnellfeuergeschütz armierten Schleppdampfer „Pfeil" nach dem Sambesi zu bringen hatte. Hier sollte der Wissmann-Dampfer in mehrere Stahlboote und Leichter verladen und zu Wasser auf dem Sambesi-Schire bis an die Schirefälle gebracht werden; dann wurde die Umgehung der letzteren nötig, um wieder auf den Wasserweg

zu kommen. Nach diesem Plan fand in Chinde die Vereinigung und Zusammenstellung der Expedition statt.

Das Personal der letzteren bestand aus den Herren Dr. Bumiller als Adjutanten, von Eltz, der den gesamten Train mit Kapitän Prager als Führer des Dampfers unter sich hatte, Dr. Röwer als Arzt, dem Vetter des Majors de la Frémoire, Illich, Rudolph Franke, welchem letzteren wir eine Reihe von Bildern und Mitteilungen zu verdanken haben, ferner den Sergeanten Bauer, Eben, Krause und dem nötigen Schiffs- und Handwerkerpersonal. Auch die Anwesenheit der Herrn Regierungsrat Elsner von Gronow und von Tippelskirch, der den Major von Wissmann bei der Rechnungslegung unterstützte, im Lager von Chinde sei hier erwähnt. Die für die Expedition besonders angeworbene Truppe war etwa 140 Mann stark und bestand aus Schilluk-Sudanesen, Abessiniern, Somalis und Suaheli; dazu kamen noch Sulus, die Wissmann durch seinen Vetter de la Frémoire anwerben ließ, zu welchem Zwecke er diesen von Chinde aus nach Inbambane entsandte; de la Frémoire erfüllte den Auftrag zur vollsten Zufriedenheit des Reichskommissars. Die Soldaten stellten hiernach eine aus den verschiedensten Nationalitäten bunt zusammengesetzte Masse dar, die aber unter der Einwirkung und Schulung des genialen, erfahrenen Führers zu einer ausgezeichneten Truppe herangebildet wurde. Unter den farbigen Mannschaften der Schiffs- und Bootsbesatzung sind in Sansibar angeworbene Beludschen besonders hervorzuheben. An Geschützen standen dem Unternehmen zur Verfügung, 4 3,7-cm-Schnellfeuer- und 2 Maximgeschütze.

Bevor die Expedition in Chinde sich versammelte, hatte Major von Wissmann daselbst bereits alles zur Unterbringung vorbereitet, ein provisorisches Lager herrichten und mit dem Hüttenbau beginnen lassen. Zudem war er, da die Expedition sich zunächst innerhalb der portugiesischen Kolonie bewegte, mit den dortigen Behörden in Beziehungen getreten, um von ihnen Erleichterungen und Hilfe für den Transport zu erlangen. Ebenso informierte er sich durch persönlich vorgenommene Rekognoszierungen der vorgezeichneten Wasserstraße über die vielen vorhandenen Fährnisse und Schwierigkeiten, um danach seine Maßnahmen einzurichten.

Nach Eintreffen einzelner Teile der Expedition wurde an

dem weiteren Ausbau und der Fertigstellung des Lagers gearbeitet und vom Führer des Ganzen daran gegangen, die Unterführer mit den ihnen zugewiesenen Aufgaben bis ins kleinste bekannt zu machen, überhaupt einem jeden seine Pflichten zuzuweisen und das Personal mit dem kostbaren Material vertraut zu machen und sie so zu schulen, daß alles gut ineinandergriff. Selbstredend benützte Wissmann speziell hier in Chinde, wo er das gesamte Personal zusammen hatte, die Gelegenheit, die einzelnen kennen zu lernen und ihnen nach seiner Art rein menschlich näher zu treten, denn im weiteren Verlauf der Expedition hatte der Führer diese nicht mehr geschlossen beisammen; das verboten die eigenartigen Verhältnisse, denn bei der gewaltigen Masse der zu transportierenden Lasten standen Transportmittel für eine geschlossene Überführung des Dampfers mit allem Zubehör und den großen sonstigen Bedürfnissen nicht annähernd in genügender Zahl zur Verfügung.

Es war daher ein etappenweises Vorgehen nötig, derart, daß verschiedene Etappenstationen gewählt wurden, bis zu welchen die verschiedenen Transporte durch die vorhandenen Transportmittel gebracht wurden, die dann wieder zurückgeschickt wurden, um andere Teile der Expedition zu befördern. Als soche Etappen waren von Chinde bis zu den Schirefällen in Aussicht genommen Misongue, Port Herald, Katunga (auch Chikwawa genannt) und Blantyre.

Der erste Transport unter Wissmanns eigener Führung verließ Chinde am 14. Juli 1892. Der „Pfeil" mit dem Führer, einem Teil der Begleitung und der Mannschaft und Ladung an Bord, nahm einige der mit Dampferteilen beladenen und mit Mannschaft besetzten Lasten- und Stahlboote ins Schlepptau.

Gleich zeigten sich die größten Schwierigkeiten; die Boote waren namentlich bei nicht ganz langsamer Fahrt schwer zu regieren, die Gefahr des Kenterns lag des öfteren bei ihnen nahe; da hieß es dann natürlich um so vorsichtiger sein, da ja die transportierten Teile in absehbarer Zeit gar nicht zu ersetzen waren und event. durch den Verlust eines Stückes das ganze Unternehmen vereitelt wurde.

Immerhin ging am ersten Tage die Fahrt ohne ernsten Unfall zwischen den steilen und hohen Ufern des von Flußpferden

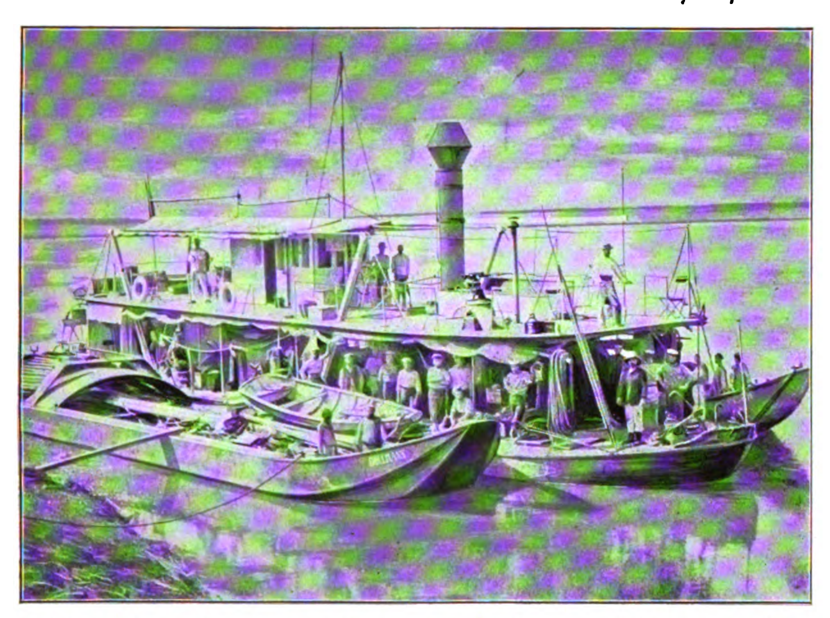
und Krokodilen belebten Chindearmes hindurch, an Ansiedelungen der Eingeborenen, die neugierig herbeiströmten, aber meistens scheu und schüchtern wieder verschwanden, vorbei. Vor Sambo, einem nicht unbedeutenden portugiesischen Etablissement, warf man am ersten Abend den Anker aus.

Während der Nacht wurde natürlich an Land Lager bezogen. Der nächste Tag brachte die Expedition in den eigentlichen Sambesifluß hinein, nachdem es nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelungen war, die durch Sandbänke eingeengte Einfahrt zu passieren. Nun wurde, soweit angängig, den Tag über flußaufwärts gefahren; vor Sonnenuntergang sah man sich nach einer günstigen Anlegestelle um, bei welcher das Lager bezogen werden konnte. Selbstverständlich war bei Nacht besondere Aufmerksamkeit nicht bloß um der Expedition willen nötig, sondern insbesondere auch wegen der Boote, damit diese sich nicht bei fallendem Wasser auf dem Grund festfuhren. Major von Wissmann selbst kümmerte sich auf dem Transport, bei dem er sich gerade befand, was den Dampfer anlangte, um alles selbst und pfuschte auch — war er doch, abgesehen von seiner ungewöhnlichen Erfahrung, noch durch das Steuermannsexamen, das er bestanden, besonders dazu befähigt — dem Kapitän mitunter ins Handwerk; nebenbei bemerkt ist das sowohl dem Dampfer wie dem Unternehmen überhaupt ganz ausgezeichnet bekommen! — Mit den Eingeborenen gelang es im allgemeinen, einen freundlichen Tausch- und Handelsverkehr zu unterhalten. Eine unangenehme Feststellung wurde gleich in den ersten Tagen gemacht, daß nämlich unter den als Träger angeworbenen Sansibariten die Pocken ausgebrochen waren. Dank den von Major von Wissmann persönlich getroffenen Maßnahmen, vor allen Dingen bestehend in gänzlicher Isolierung der Kranken auf einer Halbinsel, gelang es aber, eine Ausbreitung der in Ostafrika eigentlich unter den Eingeborenen nie ganz erlöschenden Seuche zu verhindern.

Das Vorwärtsbringen aber des Dampfers „Pfeil" mit den Booten wollte gar nicht recht gelingen. Die Hindernisse, welche der Fahrt entgegenstanden, traten zuerst vereinzelt auf, häuften sich jedoch bald. Die Fahrstraße im Sambesi-Schire nämlich änderte sich eigentlich fortwährend durch Versanden des Flusses, indem die aus den Bergen kommenden Wassermassen

durch das Gerölle, das sie mit sich führten, vielfach Untiefen, hier und da sogar neue Inseln bildeten. Da und dort wirkte ein Wirbelstrom dem Dampfer entgegen, hier war ein großer Stamm, der sich über den Fluß gelegt hatte, ein Hindernis für die Schifffahrt. Der „Pfeil", den übrigens der Reichskommissar nicht bestellt oder erbeten hatte, sondern die Ausführungskommission der Antisklaverei-Lotterie aus eigenem Entschluß in sonst anerkennenswerter Fürsorge als Schleppdampfer auf dem Wasserwege gesandt hatte, war ein Dampfer von viel zu großem Tiefgang, der aus diesem Grunde der Expedition nicht die erwarteten Vorteile bringen konnte, vielmehr als Flußdampfer für die Schiffahrtsverhältnisse im Sambesi-Schire ungeeignet war. Ein Glück war es, daß, als bei Ntoboa der „Pfeil" wieder einmal gründlich und zwar ohne die Möglichkeit bald loszukommen, festsaß, zwei sehr viel weniger tiefgehende und ausschließlich für den dortigen Flußverkehr gebaute englische Kanonenboote in Sicht kamen. Mit den Kapitänen dieser Schiffe, die dem Reichskommissar persönlich bekannt und ihm gern gefällig waren, nun traf dieser ein Abkommen, derart, daß die englischen Kanonenboote sich verpflichteten, der deutschen Expedition ihre Unterstützung zu gewähren und diese zunächst bis Misongue zu bringen und dann, nachdem sie ihre eigene Reise den Schire aufwärts gemäß ihren Absichten fortgesetzt hätten, das gesamte Material der Expedition nach Port Herald, bis wohin die Befahrbarkeit des Schire um jene Jahreszeit angenommen werden durfte, zu überführen. Major von Wissmann sollte inzwischen seine Expedition mit Hilfe des „Pfeil" und der zur Verfügung stehenden Transportmittel soweit schaffen, als die Wasserverhältnisse und der Tiefgang des „Pfeil" es gestatteten. Der „Pfeil' wurde auch, nachdem es endlich gelungen war, ihn wieder flott zu machen, zum erwähnten Zweck wenigstens streckenweis nach Maßgabe der Wasserverhältnisse benutzt. Nachdem dann nach Port Herald alles heraufgeschafft worden wäre, sollten die Engländer als Gegenleistung zwei der großen Leichter zur freien Verfügung erhalten, um mit ihnen das Material für ihre Kanonenboote bis Katunga zu transportieren.

Wenn diese versprochene Leistung der Kapitäne der englischen Kanonenboote „Herald" und „Musquito', Leutnant Ro-



In Leichtern längsseits eines englischen Kanonenbootes auf dem Sambesi-Schire.



Über Land beim Übersetzen über einen Fluß.

Transport des zerlegten Dampfers „Hermann von Wissmann" auf dem Wege nach dem Nyassa-See.

bertson und Leutnant Hewet, das Material bis Port Herald zu bringen, nicht so glatt und prompt ausgeführt wurde, wie das in Aussicht genommen war und hier auf dem Papier geschrieben steht, so lag dies nicht an dem guten Willen der Engländer, deren Hilfe Major von Wissmann in seinem Bericht als eine geradezu aufopfernde bezeichnet, und denen er sich sehr zu Dank verpflichtet fühlte, sondern an dem ganz unerwartet niedrigen Wasserstand des Schire, der so stark gefallen war, wie seit 7 Jahren nicht, so daß selbst die für den Zweck sehr praktischen, flachgehenden Kanonenboote große Hindernisse und Schwierigkeiten bei dem Transport fanden. Derselbe wurde aber, wenn auch erheblich langsamer als vorgesehen und erwartet, ausgeführt und zwar, wie erwähnt in verschiedenen Etappen unter größter Aufopferung und Anstrengung des gesamten Personals der Expedition. Oft mußten auch die Europäer, der Expeditionsführer selbst, seine Offiziere, Unteroffiziere, Dampferpersonal und Handwerker bis an den Hals ins Wasser, um mit Hand anzulegen, wenn es galt, eins der festgefahrenen Boote, die streckenweise durch Staken vorwärts gebracht wurden, wieder flott zu machen. Wissmann selbst in erster Linie ist immer unermüdlich tätig gewesen, wenn es galt, Schwierigkeiten, die mancher für unüberwindlich hielt, zu beseitigen; er wußte bei seinem praktischen Sinn stets Mittel und Wege, die eingeschlagen werden konnten, anzugeben.

Daß aber die Art des Transportes, verbunden mit manchen Ärgernissen, auf Kosten der Nerven ging, wer kann sich darüber wundern? — Und wenn er, der auf der Reise öfters an schleichender Malaria zu leiden und zu spüren hatte, daß der stählerne Körper doch von den ungesunden Einflüssen nicht unberührt blieb, in dem einen Briefe an seine Mutter schrieb: „Die einzige Triebfeder zu meiner jetzigen Tätigkeit ist Pflichtgefühl; Lust und Vergnügen an der jetzigen Arbeit habe ich nicht," so kann das niemand wundernehmen, im Gegenteil, man wird sein Wirken auch während des mehr technischen oder handwerksmäßigen Teils des an Widerwärtigkeiten so reichen Transports dem Führer des Ganzen nur um so höher anrechnen müssen.

Ein Lichtblick war es für den Major von Wissmann, wenn er hin und wieder während der Reise Gelegenheit zur Ausübung

der Jagd fand; so konnte er Mitte August eine Pause im Transport zur Ausführung einer viertägigen Jagdtour südlich des Sambesi benutzen, durch die er seine Leute reichlich mit Wildbret versorgte. Solche Abwechslung wirkte während des Transports, wie überhaupt stets im Leben Wissmanns, auf ihn anregend und gesundheitsfördernd.

Einen Verlust erlitt die an sich für ihren Zweck nicht starke Expedition durch die Desertion eines Teils der Sulus, die, schwer zu behandeln, wie sie waren, sich von ihrem Zugführer zu scharf angefaßt glaubten und die Nähe ihrer Heimat Inhambane, und die gute Verbindung nach dort vom Sambesi aus zum Ausrücken benutzten. Die Gesichter der Europäer sollen etwas verblüfft gewesen sein — Herr Rudolph Franke, der sonst so schöne und zahlreiche Aufnahmen machte, hat es leider versäumt, dieselben zu photographieren —, als eines Morgens entdeckt wurde, daß die Sulus sich der Entfernung über Nacht preisgegeben hatten. Als dies festgestellt wurde, war gerade Wissmann mit dem anderen Teile der Sulus auf einer Jagdtour; es ist wieder ein Beweis dafür, wie der Führer des Ganzen verstand, sich zu den Farbigen zu stellen, daß diese trotz der Nähe ihrer Heimat auch dann bei ihm und der Expedition blieben, als sie erfuhren, daß ihre Stammesgenossen verduftet waren.

Trotz aller mißlichen Umstände und unvorhergesehener Ereignisse, war es doch Ende September 1892, wie sich Wissmann selbst ausdrückt, nach Tagen geradezu grausamer Arbeit, gelungen, das gesamte Material der Expedition nach Port Herald zu bringen, bis auf den in der Gegend von Ziu-Ziu gelassenen Dampfer „Pfeil".

Von Port Herald aus rekognoszierte nun der Expeditionschef zunächst die Strecke von da bis Chiromo, sich hierbei eines kleinen nur einen Fuß tief gehenden Stahlbootes bedienend; aber selbst mit diesem Boote war stellenweise schon schwer vorwärts zu kommen; die Bootsleute mußten, um dasselbe nach dem Auffahren wieder flott zu machen, mehrfach ins Wasser geschickt werden. Es war daher vor einem erheblichen Steigen des Flusses an einen Transport des gesamten Materials auf dem Wasserwege gar nicht zu denken. Der Reichskommissar beschloß demzufolge zunächst einen Transport von Port Herald

bis Chiromo über Land und dann nach dem Steigen des Wassers wieder die Fortsetzung des Transports zu Wasser bis Katunga. In Chiromo verständigte sich Wissmann mit dem englischen Kommissar Johnston über das weitere Vorgehen im britischen Gebiete. Der letztere verpflichtete sich, der deutschen Expedition Land zum Aufbau des Dampfers zu geben und von Katunga aus für den Transport Wagen und Zugtiere unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, während Wissmann auch den Engländern seine Feldbahn zur Benutzung zu übergeben versprach.

Im übrigen war nun der Moment gekommen, wo Major von Wissmann außer dem rein technischen auch den politischen Teil seiner Aufgabe in Vorbereitung nahm, nämlich die Herstellung eines Stützpunktes am Nyassa-See und die Regelung der politischen Verhältnisse im Nyassa-Gebiet zu den Eingeborenen. Aus dem Grunde fand für die nächste Zeit eine scharfe Teilung der Expedition statt, derart, daß von Eltz mit dem technischen Personal und den Arbeitern, Trägern und Bootsleuten den Dampfertransport mit der erforderlichen Bedeckung auf die schnellstmögliche Art fortzusetzen hatte, während der Major mit einer leichten, schnelleren Expedition unter Mitnahme und Benutzung der Stahlboote vorging, damit nach Montierung des Dampfers die Station am Nyassa schon in verteidigungsfähigem Zustande wäre.

Da von den Booten der Vorexpedition das eine mit einem 3,7-cm-Geschütz, das andere mit einem Maximgun armiert war, und in denselben 70 Mann aufgenommen werden konnten, so war die Gefechtskraft derselben auf dem See auch schon vor Montierung des Dampfers eine nicht zu unterschätzende.

In der Folge stellten sich freilich selbst der leichteren Vorexpedition um die Schirefälle herum noch recht erhebliche Schwierigkeiten entgegen, bewirkt durch das weitere Sinken des Wasserstandes im Schire, der es nötig machte, die Boote mit nur dem vierten Teil der sonstigen Ladung zu belasten. Da die letztere außer dem Bootsmaterial im ganzen etwa 2000 Lasten umfaßte, wurde eine erhebliche Verzögerung hierdurch bewirkt; es mußte nunmehr der Wasserweg von den Booten öfters zurückgelegt werden. Wissmann selbst kam am 8. Oktober in Katunga an. Um Zeit zu gewinnen, wurde von da Dr.

Bumiller mit den zuerst angekommenen Waren nach Blantyre vorausgeschickt, während Wissmann selbst mit dem Gros der Vorexpedition alsbald folgte.

In Katunga richtete der Führer für die Unterbringung des nachfolgenden Materials mit dem begleitenden Personal alles aufs beste ein, so daß schließlich für die Europäer zwei Wohnhäuser, ferner Soldatenhütten und Proviantschuppen unmittelbar am Ufer des Schire und etwa einen Kilometer vom Fuße der steilansteigenden Gebirgskette entfernt, zur Verfügung standen; diese waren mit einer undurchdringlichen Dornhecke als Hindernis eingezäumt worden. Innerhalb des so begrenzten Lagers befanden sich einige dichtbelaubte Tamarindenbäume, welche kühlen Schatten spendeten und den Aufenthalt angenehm machten.

Die Landschaft bot hier am oberen Schire einige Abwechslung; das großartige Hochland von Blantyre, einen ausgesprochenen Gebirgscharakter tragend, und die frischere Luft der Berge wirkten belebend auf die Reisenden. Eins der Bilder stellt dem Leser die Szenerie des Flußufers am oberen Schire dar. Freilich die Schwierigkeiten des Transports waren noch längst nicht überwunden und beseitigt. War es vordem die Wasserstraße, welche die Hindernisse entgegensetzte, so war es jetzt die Trägerfrage, die ganz besondere Maßnahmen des Führers erforderte; galt es doch nicht bloß, die an sich schon immense Lasten in großer Zahl befördernde Vorexpedition ans Ziel zu bringen, sondern der nachfolgenden Hauptexpedition vor allem die Wege zu ebnen.

Für sich selbst und Teile seiner Vorexpedition half Wissmann dadurch, daß er die Soldaten aushilfsweise und vorübergehend mit für den Transport der zerlegbaren Boote verwandte. Träger in genügender Zahl zu erhalten, erwies sich als sehr schwierig, da gerade, als man der Träger bedurfte, — abnorm früh — die Regenzeit eingesetzt hatte; mit dem Eintreten des Regens beginnt nämlich die Feldarbeit der Eingeborenen, die sich dann natürlich weniger geneigt zeigen, Trägerdienste zu übernehmen. Nichtsdestoweniger gelang es mit Hilfe des englischen Residenten in Katunga die unbedingt notwendigen Träger für die Vorexpedition zu erhalten. Die Regenzeit war naturgemäß auch nicht von günstigem Einfluß auf das Dampfer-

und Bootsmaterial der Expedition, da die Eisenteile wegen des Regens und der schlechten Wegeverhältnisse der Rostbildung mehr ausgesetzt waren. Gerade wegen dieser mißlichen Umstände war es dankbar zu begrüßen, daß Wissmann alles getan hatte, um dem nachfolgenden Train das Unterkommen und das Weiterkommen zu erleichtern. So hatte er, wie schon oben erwähnt, in Katunga vom britischen Kommissar Land zur Aufnahme für die Europäer erhalten und wohnliche, angenehme Unterkunft für die Europäer und Soldaten, sowie Schuppen und Stores zur Aufnahme des Materials geschaffen, um es gegen die Einflüsse der Witterung zu sichern.

War aber bis dahin immer noch ein Transport des „Hermann von Wissmann" auf den Tanganjika in Frage gekommen, so wurde jetzt die Frage der Stationierung desselben endgültig zugunsten des Nyassa entschieden und das insbesondere auf die ernsten Vorstellungen des technischen Personals in der Expedition hin, welches erklärte, daß zwar bei vorsichtiger Behandlung das Material des Dampfers nach dem Nyassa überführt werden könne, derselbe aber einem weiteren Transport nach dem Tanganjika nicht mehr gewachsen sei; es seien die den zerstörenden Einflüssen des tropischen Klimas lange ausgesetzten Eisenteile ebenso wie die Holzteile so stark angegriffen und schon jetzt Reparaturen in solchem Grade erforderlich geworden, daß zu wünschen sei, das Schiff bald seiner Bestimmung zu übergeben.

Abgesehen von diesen technischen Schwierigkeiten sprach gegen die Überführung des Dampfers nach dem Tanganjika die Schwierigkeit der politischen Verhältnisse. Es herrschte damals eine wenig europäerfreundliche Stimmung unter den Eingeborenen und den Machthabern des Landes, infolgedessen die Regelung der Trägerangelegenheit vom Nyassa zum Tanganjika den größten Schwierigkeiten begegnet sein würde.

In der ersten Dezemberhälfte des Jahres 1892 hatte der Führer seine Vorexpedition nach Überwindung der vorhandenen großen Schwierigkeiten in Blantyre versammelt; auch die Spitze der Transportexpedition war zu dieser Zeit im Lager von Katunga eingetroffen, so daß nach Aufsammlung der Transportexpedition zu Katunga der Marsch derselben um die Fälle herum beginnen konnte. Um nun dem Führer der Ma-

terialexpedition, für die ja bereits die Gestellung von Wagen und Zugtieren erwirkt war, die Lösung seiner Aufgabe zu erleichtern, setzte sich der Reichskommissar von Katunga aus mit zweien der größten Angonihäuptlinge in Verbindung und ließ mit ihnen wegen Gestellung von etwa 1000 Trägern verhandeln; auch am Westufer des Nyassa besorgte er Angonileute in großer Zahl, so daß Grund zu besonderer Sorge um das Vorwärtskommen des Materials nicht mehr vorhanden war, trotzdem die Feldbahn in dem schwierigen Terrain versagt hatte. Da die Eingeborenen an dem Arbeitsdienste bei der Feldbahn keinen Geschmack fanden und es sich als unmöglich herausstellte, das nötige Arbeitspersonal zu bekommen und zu halten, wurde die Feldbahn veräußert.

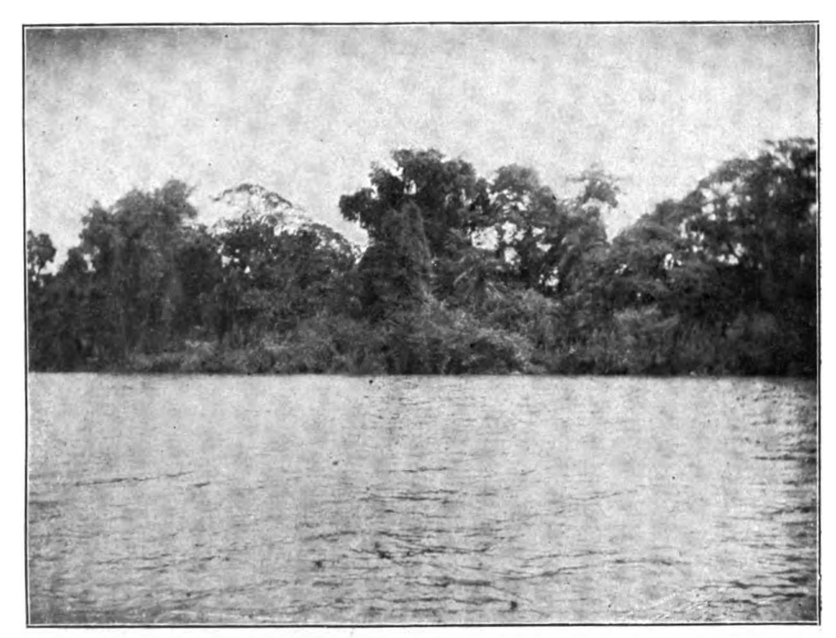
Auch die Vorexpedition gelangte ohne besondere Zwischenfälle nach Mpimbi, woselbst man das Weihnachtsfest beging — feierte ist vielleicht zuviel gesagt. Es waren an demselben folgende Europäer mit Wissmann zusammen: Dr. Bumiller, Dr. Röwer, Leutnant Bronsart von Schellendorf, Kapitän Prager, der zur Erörterung technischer Fragen herangezogen war, de la Frémoire, Illich, Rudolph Franke, die Sergeanten Bauer, Krause, Eben und die Handwerker Knuth und Riemer.

Hier in Mpimbi nun sollte nach der Ansicht des Majors von Wissmann der Rumpf des Dampfers auf einer herzustellenden Werft vom technischen Personal zusammengesetzt und dann weitergeschafft werden. Der Kapitän Prager erhielt hierzu vom Reichskommissar die erforderlichen Instruktionen; zunächst hatte er aber, ebenso wie der Bildhauer Franke, mit Wissmann nach dem Nyassa-See zu gehen.

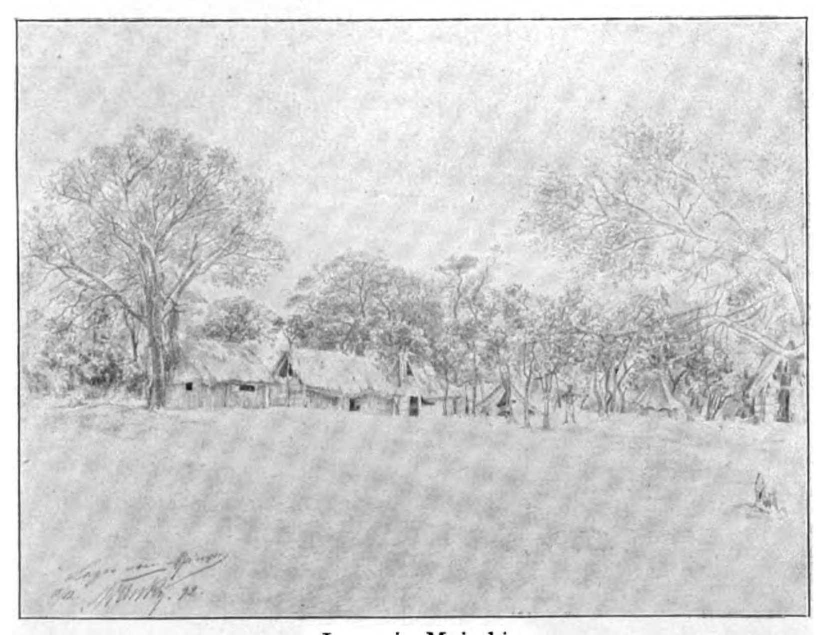
Damit die Expedition von Mpimbi mit dem Nötigen aufbrechen konnte, mußte in den Weihnachtsfeiertagen des Jahres 1892 noch gründlich gearbeitet werden.

Hierüber schreibt Kapitän Prager wie folgt:

„Rastloser Arbeit waren die Festtage geweiht; ein jeder hatte seine bestimmte Funktion zu verrichten, und obgleich zwischen Kisten und Kasten, Munition, Geschützen, Proviant scheinbar Wirrwarr herrschte, hatte doch jeder Gegenstand seine besondere Bestimmung. Ein kriegerisches Bild bot das Lagerleben, Musterung und Exerzitien der Soldaten, Schießübungen mit Gewehr und Geschützen; Signalhörner und Trom-



Flußufer am Oberen Schire.



Lager in Mpimbi.

meln ertönten, — über allem aber wachte das Auge des Führers, anordnend, tadelnd und befehlend. Einem Ameisenhaufen gleich, geschäftig und bestimmt, regten sich die vielen Glieder des Ganzen und nach jedem Tageswerk war ein bedeutender Fortschritt getan; müde und abgespannt legte sich jeder zur Ruhe, bis in früher Morgenstunde die Trompete wieder zu neuer Arbeit rief."

Aus einem Briefe des Führers der Expedition aus jener Zeit (vom 27. Dezember 1892) an seine Mutter seien folgende Zeilen erwähnt: „Weihnachten glücklich überstanden. Es ist das für unsereinen hier draußen kein erfreuliches Fest. Ich gehe morgen endlich mit der Expedition ab und bin in einigen Tagen auf dem See. Hoffentlich beginnt eine interessante Zeit."

Das nächste Ziel von Mpimbi aus war für die Vorexpedition Fort Johnston. Dieser Ort wurde von der Truppe durch Fußmarsch längs des Schireufers erreicht, während Wissmann mit dem weißen Personal, das Material in den Booten transportierend, am 28. Dezember Mpimbi zu Wasser verließ.

Die Ausläufer des Schiregebirges näherten sich zur Rechten dem Flußufer und verliehen der Landschaft, die hier eine üppige Vegetation zeigte und reich an Baumwuchs war, einen besonderen Reiz. Bereits um Mittag wurde, da die Ruderer ermattet waren und die glühende Sonne den Aufenthalt in den Booten keineswegs angenehm machte, die Fahrt unterbrochen und unter dem Schatten hoher Bäume Lager bezogen. In dem dichten Busch konnten sich die Europäer mit Leichtigkeit unter Anwendung der Faschinenmesser Gänge schlagen und die schönsten Lauben herstellen, in denen sie angenehmen Aufenthalt während der heißesten Tagesstunden fanden. Schwierigkeiten und Hindernisse, die während der Fahrt mit den Booten von diesen zu überwinden waren, blieben natürlich nicht ganz aus, so eine Stromschnelle und eine Barre bei Perisi, die am 30. Dezember zu passieren waren; bei der wirbelnden Strömung nahmen diese die ganze Kraft und Anstrengung der Bootsbemannung in Anspruch. Am letzten Tage des so arbeits- und mühereichen Jahres wurde zu Lionde, einem an beiden Ufern des Schire gelegenen Dorf, Lager bezogen und hier mit einer kleinen Feier von den Deutschen der Expedition

der Eintritt in das neue Jahr begangen. Von diesem erhoffte man ja das endliche glückliche Gelingen des großen von Major von Wissmann übernommenen Werkes, an dem mit derselben Energie und Unermüdlichkeit weiter gearbeitet werden sollte wie bisher.

Der nächsten Etappe, Fort Johnston am Nyassa-See, wurde in starken Tagereisen zugestrebt. Der dort bereits auf dem Landwege mit der Truppe früher eingetroffene Offizier hatte auf Befehl des Majors nach dem Orte Werra vor dem Pamelombesee einige mit den Straßen und Schiffahrtsverhältnissen des Sees vertraute Leute als Führer zu entsenden. Der Pamelombesee war dem Major von Wissmann bereits von seiner zweiten Afrika-Durchquerung her bekannt und zwar als ein schöner klarer See. Wie erstaunt war aber nun unser Reisender, als er jetzt den nur am Südende noch klaren und glatten See bald in ein vielfach sumpfiges graugrünliches Gewässer übergehen sah; mit jedem Ruderschlage in den Booten wurden die Schlammmassen aufgewühlt. Die Veränderung erklärte sich durch Ablagerungen des Erdreichs, die durch Gebirgsbäche dem Nyassa zugeführt und aus diesem von der Strömung durch den Schire in den Pamelombesee getrieben worden waren. Um in dem See weiterzukommen, bedurfte es daher neuer harter Arbeit für die Bootsmannschaften. Nachdem man noch die Fährnisse eines Sturmes erlebt hatte, schied am 5. Januar 1893 die Expedition aus dem Pamelombesee, um am Mittag des Tages nach Fort Johnston zu gelangen. Hier wurde Major von Wissmann mit seinen Untergebenen aufs freundlichste empfangen und ihnen die Unterstützung des englischen Dampfers „Domira“ bei der Weiterfahrt und jede mögliche Hilfe für die Expedition überhaupt angeboten. Während nun Kapitän Prager und Rudolph Franke nach Mpimbi zurückgeschickt wurden, um den Aufbau des Dampfers daselbst vorzunehmen, brachen die übrigen unter ihrem Führer am 7. Januar nach dem Nyassa auf. In Mpimbi war einstweilen Dr. Röwer mit noch 2 Europäern und 15 Soldaten als Lagerbesatzung zurückgelassen worden.

Auf dieser und den folgenden Fahrten auf dem See ließ es sich Major von Wissmann und sein Personal natürlich besonders angelegen sein, die nautischen Verhältnisse möglichst

genau kennen zu lernen und Ortsbestimmungen zu machen, die zu einer Verbesserung und Vervollständigung der Karten führten.

Bevor Major von Wissmann nun am 17. Januar die Rumwirabay erreichte, gelang es ihm, auf dem See eine Dhau des Sklavenhändlers Makandjira aufzubringen.

Von der Rumwirabay aus schrieb er folgenden, sehr viel mehr Befriedigung an seinem Werk atmenden Brief an seine Mutter; derselbe lautet:

„Herzens-Mutterchen!

Am Nordrande des Nyassa angekommen, habe ich für vorläufig mein befestigtes Lager aufgeschlagen und werde nun einen geeigneten Hafen zum Stationsbau aufsuchen. Der Nyassa ist reizend. Vor uns der weite See, hinter uns ein imposanter Gebirgszug. Ein malerisches Lager mit prächtigen Schattenbäumen, 140 Soldaten, 5 Geschützen, schon eine kleine Rindvieh- und Ziegenheerde. Gesundheit etwas besser. In der Nähe Elephanten!

Tausend Grüße den Schwestern und Dir von

Deinem

Dich innig liebenden

Sohn Hermann."

An der Rumwirabay baute Major von Wissmann ein befestigtes Lager als Stützpunkt für seine weiteren Unternehmungen und Rekognoszierungen.

Da die Beendigung der Befestigungsarbeiten mit dem Geburtstage Seiner Majestät zusammenfiel, so hißte er an dem Tage bei einer militärischen Festlichkeit die deutsche Flagge und bekundete damit den Eingeborenen offiziell die Besitzergreifung des Nyassagebietes. Obgleich einige Bedenken zu überwinden waren, insbesondere auch der Hafen nicht voll den Wünschen des Reichskommissars entsprach, so entschloß sich der letztere doch nach genauerer Rekognoszierung des Sees dazu, den am Ausfluß des Rumwira gelegenen Hafen für die Anlage der Station definitiv zu wählen. Dem bei uns bestehenden — ob für die praktischen und Verkehrsverhältnisse an Ort und Stelle zweckmäßigen, erscheint zweifelhaft — Brauche

folgend, neu begründete oder entdeckte Orte, Flüsse usw. nach berühmten Personen zu benennen, gab Wissmann der Rumwirabay nach eingeholter Erlaubnis Sr. Durchlaucht des um die koloniale Bewegung in unserem Vaterlande hochverdienten Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg den Namen Hohenlohe-Hafen, der neuen Station den Namen Langenburg.

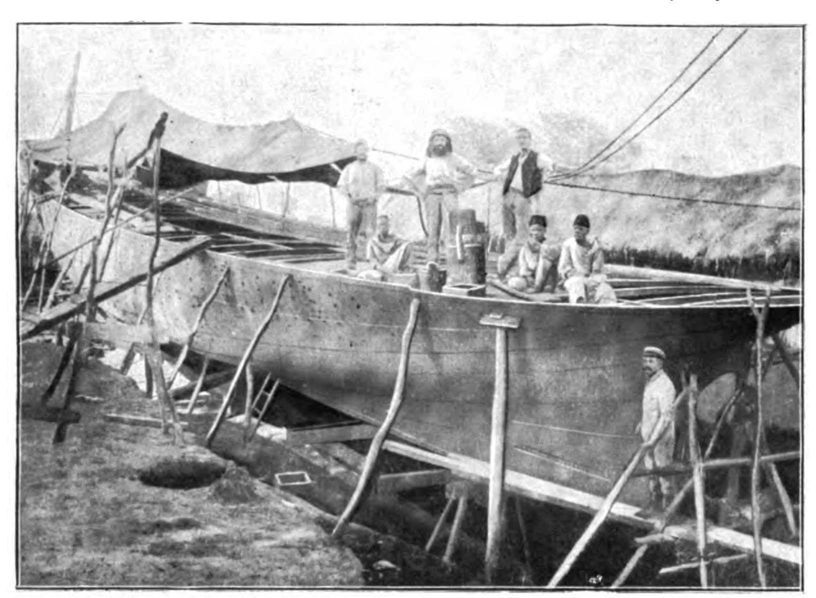
Während der Reichskommissar selbst mit dem Stahlboot „Dr. Kayser“ und 40 Mann vor der definitiven Entscheidung für die Rumwiramündung die erwähnte Forschungstour, die wegen eines Unwetters auf dem See beinahe verhängnisvoll geworden wäre, vornahm, entsandte er Dr. Bumiller mit 75 Mann über das Livingstonegebirge in das Hinterland, um sich über die Verhältnisse daselbst zu orientieren und mit den zunächst hauptsächlich in Betracht kommenden Stämmen der dortigen Gegend in Verbindung zu treten. Nach Rückkehr des Majors nach dem Hohenlohe-Hafen wurde die Station Langenburg daselbst vorläufig sehr klein angelegt, in der Absicht, sie auch mit einer geringen Besatzung verteidigen zu können. Die Befestigung bestand aus einem starken Palisadenzaun, der durch Bastione flankiert wird. Die provisorisch vom Reichskommissar selbst angelegte Station wurde nach seinem Abmarsch dem Proviantmeister Illich zum weiteren Ausbau übergeben. Später erweiterte Major von Wissmann die Befestigung zwecks Aufnahme eines Dampfer- und Arbeitsschuppens innerhalb derselben.

Wenden wir uns nun noch kurz zu der Materialexpedition. Mitte April 1893 war die Überführung des Dampfers nach Mpimbi über das Schirehochland bewirkt. Von großem Wert erwiesen sich hierbei die von Wissmann beschafften starken Atongaarbeiter, welche besonders für das schwere Material geeignete Karren mit niedrigen Rädern und starken Achsen, die man aus Hamburg bezogen hatte, bedienten.

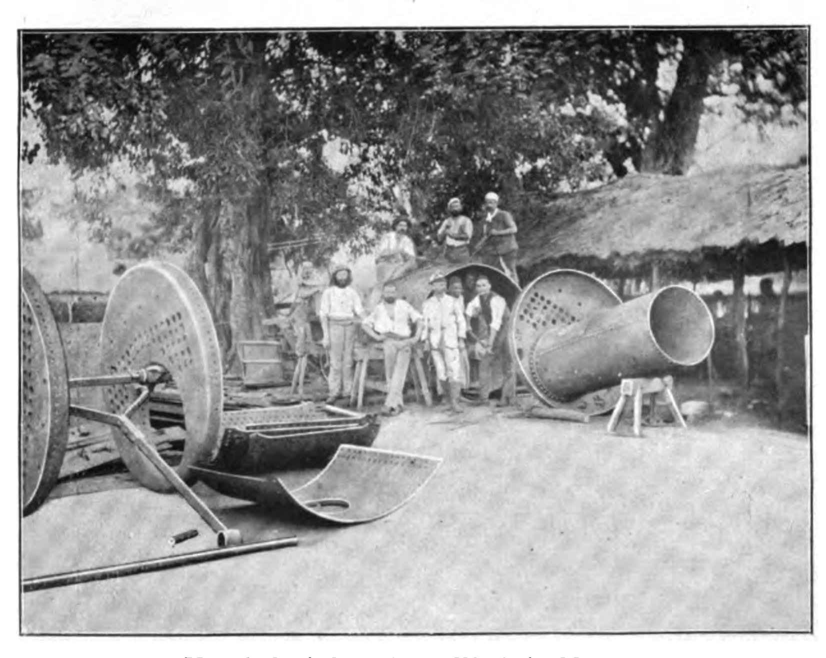
Nun begann in Mpimbi der Aufbau des Dampfers, der, da für alles gut vorgesorgt war, schnell und glatt unter der sachkundigen Leitung des Kapitäns Prager vor sich ging.

Einzelne Bilder veranschaulichen die Tätigkeit auf der Werft in Mpimbi.

Der Bauplatz war daselbst sehr zweckmäßig ausgesucht; schattige Bäume auf demselben ermöglichten den Handwerkern



Zusammensetzen des Dampfers „Hermann von Wissmann“
auf der Werft in Mpimbi.



Kesselschmiede auf der Werft in Mpimbi.

das Arbeiten im Freien. So konnte denn nach prompter Arbeit der Stapellauf bereits am 12. Juni 1893 vonstatten gehen.

Vorher hatte der in Mpimbi befindliche Teil des Expeditionspersonals Gelegenheit, den Engländern, die, wie wir wissen, Major von Wissmann in dankenswerter Weise unterstützt hatten, einen wichtigen Dienst zu leisten, indem sie nach Ausbruch eines Aufstandes der Eingeborenen gegen die englische Administration diese tatkräftig bei Bekämpfung der Rebellion unterstützten und die Engländer aus einer höchst üblen Lage, wofür auch die englische Regierung auf diplomatischem Wege ihren Dank abtrug, befreiten.

Das Verhältnis der Wissmann-Expedition zu den Engländern und umgekehrt ist überhaupt stets ein vortreffliches gewesen; beide Teile haben den Vorteil davon gehabt.

Der in Mpimbi aufgebaute „Hermann von Wissmann" wurde nach dem Stapellauf von dem englischen Kanonenboot „Dove", wegen der damaligen Wasserverhältnisse im oberen Schire, durch die Rocks und Untiefen des oberen Schire nach Port Maguire gebracht, wo die Montierung erfolgte, da diese in Mpimbi nicht vorgenommen werden konnte, denn es wäre nicht möglich gewesen, den Dampfer mit dem durch das Einsetzen von Kessel und Maschine bewirkten schwereren Gewicht und größerem Tiefgang über die Untiefen hinweg in den See zu bringen.

Während des Aufbaues des Dampfers und des Baues der Station Langenburg sah es Wissmann als seine wichtigste Aufgabe an, die Eingeborenen im Norden des Nyassa und im Süden des Tanganjika-Sees politisch unter den Einfluß der neuen Station zu bringen, ihnen überhaupt die deutsche Oberhoheit klar zu machen und event. einen Schlag gegen den in jenen Gegenden besonders schwunghaften Sklavenhandel zu führen.

Bereits im Februar unternahm der Reichskommissar eine Rekognoszierungsexpedition in das Kondegebiet bis zur Hauptstadt des großen Häuptlings der Warori, Merere, der früher auch die Wahehe beherrscht hatte; von diesem Zuge kehrte er, nach einem Besuch der deutschen Missionsstation Wangemannshöhe, nach dem Nyassa zurück. Es gelang, mit einem Teil der Häuptlinge in nähere Beziehungen zu kommen und gute, friedliche Beziehungen herzustellen; insbesondere wurde

mit Merere ein sehr gutes Einvernehmen erzielt. Die Kunde von der Anlage der Station, der Etablierung der Deutschen und vor allem der Art des Auftretens Wissmanns verbreitete sich allenthalben, so daß die Häuptlinge von den verschiedenen Gegenden her Gesandtschaften an den Reichskommissar nach seiner Rückkehr nach Langenburg sandten und die deutsche Flagge erbaten.

Für letzteren aber galt es, wie erwähnt, den deutschen Einfluß weiter nach dem Tanganjika hin zu tragen. So brach er denn bald mit 5 Europäern und etwa 80 farbigen Soldaten nach dem Tanganjika-Nyassa-Hochplateau auf und hielt mit den Eingeborenen während dieses Marsches die üblichen Schauris ab. Mit einem Teil der Häuptlinge gelang es auch hier im Guten fertig zu werden; an anderer Stelle aber entstanden Schwierigkeiten und es wurde nötig, mit Waffengewalt einzuschreiten. Dem wegen seiner Räubereien übelberüchtigten Häuptling der Wanika, Sunda, der unweit der südöstlichen Ecke des Rikwasees über einige wohlbefestigte Dörfer herrschte, hatte der Reichskommissar mit der deutschen Flagge eine Aufforderung, zum Schauri zu kommen, zugehen lassen. Die deutsche Flagge wurde von dem dreisten Häuptling in den Kot getreten, und den Wissmannschen Boten gelang es nur mit knapper Not ihr Leben zu retten. Major von Wissmann beschloß daher, Sunda in seinem eigenen Lande die Macht der Regierung fühlen zu lassen und entsandte, in der Annahme, daß ein Teil der Truppe für den Zweck ausreiche, Dr. Bumiller mit 40 Mann, um Sunda im guten oder im bösen in sein Lager zu bringen, während er selbst inzwischen mit einigen größeren Häuptlingen zu verhandeln hatte. Die 40 regulären Soldaten Bumillers wurden verstärkt durch 300 mit Gewehren bewaffnete Irreguläre, die ihm der vorerwähnte Merere stellte; der letztere hatte selbst unter den Räubereien Sundas gelitten. Infolge dieses Zuwachses durch die als Ruga-Ruga in rote Turbane und Mäntel gehüllten Merereleute gewann die Truppe Bumillers ein ganz eindrucksvolles, kriegerisches Aussehen; trotzdem imponierte sie den Sundaleuten durchaus nicht; sie wurde vielmehr feindlich empfangen, so daß Bumiller kurzer Hand schneidig nach Einleitung durch Gewehrfeuer zum Sturm auf die Befestigung überging. Als seine kleine Truppe und

die Irregulären aber nicht unerhebliche Verluste hatten, verloren die letzteren den Geschmack an der Sache, und der Führer der Strafexpedition sah ein, daß mit der schwachen Truppe und den der ernsten Situation nicht gewachsenen Irregulären nichts auszurichten sei. Er sandte daher zu Wissmann entsprechende Meldung und bat um ein Geschütz. Der letztere sandte mit Bedeckung ein solches und das Maximgun an Bumiller ab, der nun durch die Geschützwirkung einen starken moralischen Eindruck auf die Sunda-Leute auszuüben dachte; indes vergeblich. Auf entsprechenden Bericht hin sah sich daher der Reichskommissar veranlaßt, sofort selbst mit allen seinen Leuten nach Sundas Dorf abzurücken. Über die Ankunft daselbst und die nun erfolgenden Operationen gegen den Häuptling lassen wir Wissmann selbst sprechen. In einem von letzterem seinerzeit dem verstorbenen Dr. Lohmeyer für die deutsche Monatsschrift zur Verfügung gestellten Bericht, der hier benutzt ist, sagt Wissmann:

„Als ich mich Bumillers Lager näherte, riefen uns die Sundaleute aus dem Dorfe höhnend zu: „Jetzt kommt nun endlich der bana mkuba, nun wollen wir sehen, ob er es besser kann. Versuche nur deine Kunst, kitschoa tano!" (Fünfkopf, einer der mir von den Eingeborenen beigelegten Namen).

Das Dorf stieß mit etwa dem dritten Teile seiner Umfassung an einen undurchdringlich dichten, grundlos sumpfigen Galerie-Urwald, dessen Boden unter Wasser stand, und der sich längs des Baches stellenweise in ziemlicher Breite ausdehnte und auch anderen feindlichen Dörfern oberhalb unserer Stellung Anlehnung bot. Der Vorteil, den ein solcher Wald, der bis auf wenige Schritte an die Palisaden des Dorfes heranreicht, dem Angreifer, wie man meinen sollte, bieten müßte, geht durch seine absolute Unpassierbarkeit für Fremde verloren. Die Eingeborenen legen in solchen Sümpfen schmale Knüppeldämme an, meist von zwei nebeneinander liegenden Baumstämmen gebildet, die im Zickzack sich aneinander reihen und fußhoch mit Morast oder Wasser bedeckt, nicht zu erkennen sind. Die Eingeborenen finden jedoch vermöge nur ihnen erkennbarer Zeichen an den Bäumen und Lianen den bedeckten Weg.

Eine Unterbrechung der Verbindung des Verteidigers mit

außerhalb wäre nur mittels eines breiten Durchhaues durch den Urwald zu erreichen gewesen. So beschloß ich, um meiner kleinen Truppe diese unberechenbar langwierige und schwierige Arbeit in dem unübersichtlichen Gelände, mit einem an Zahl weit überlegenen Feinde zu ersparen, zunächst andere Mittel zu versuchen. Auf eine Wiederholung der Versuche durch einen gewaltsamen Angriff an das Ziel zu gelangen, verzichtete ich; denn die bereits erlittenen Verluste waren für meine schwache Truppe schon recht fühlbar gewesen. Es blieben mir nur noch ungefähr 60 Mann, unter der Führung von zwei Offizieren und zwei Unteroffizieren und Mereres Sohn mit noch annähernd 200 Ruga-Ruga, die jedoch in ihrem kriegerischen Feuer so herabgestimmt waren, daß auf sie nur mehr als Statisten zu rechnen war.

Die Sunda-Leute hatten klugerweise die größte Zahl ihrer mit Stroh gedeckten Häuser abgedeckt und nur in der Mitte des Dorfes einige Hütten unter Dach gelassen. Immerhin mußte bei etwas Wind das Aufflammen dieser Hütten ihnen den Aufenthalt in einem Teile des Dorfes unmöglich machen und somit für den Angriff Chancen bieten.

Alle in der Umgegend liegenden Dörfer ließ ich Tag und Nacht beunruhigen, auf allen Plätzen ringsum Hinterhalte legen, ja durch Scheingefechte größerer Patrouillen den Glauben erwecken, als wollte ich demnächst andere Dörfer angreifen. Ein Teil des eigenen Lagers ließ ich als Reduit besonders befestigen, um mit dem größten Teil der Truppe frei operieren zu können, und auf einer dicht am Lager gelegenen Höhe, von der aus man Sundas Hauptdorf fast einsehen konnte, einen befestigten Posten einrichten und mit 20 Mann besetzen. Von hier aus konnte man über den Urwald hinweg das ganze Gelände weit umher beobachten.

In der nächsten Nacht wollte ich, da schlechtes Wetter und Wind eingetreten waren, versuchen, die vorhin erwähnten Häuser im Dorf anzuzünden, um in der durch das Feuer entstehenden Unordnung die Palisaden zu übersteigen.

Es wurden alle nur denkbaren Arten von Brandern hergerichtet. Faustgroße Steine wurden mit Bast und Zunder umwickelt und diese Umhüllung mit an beiden Seiten angespitzten Hölzern durchstochen, so daß das Ganze einem Igel ähnlich

sah. Der Zunder wurde mit Petroleum, das ich von der englischen Station, an der Tanganjika-Straße, erhalten hatte, getränkt. An einer kurzen Schleife sollte dann dieser Brandigel geschleudert werden. Die Spitzhölzer sollten sich in dem Stroh der Dächer festbohren. Die besten Speerwerfer der wenigen Somali, die ich bei mir hatte, (diese Leute sind fast alle wunderbare Speerwerfer. Ein Wettwerfen, das ich zwischen ihnen und Bantu-Negern meiner Expedition abhalten ließ, zeigte deutlich, wieviel höher die Somali auch in dieser Kunst stehen als jene) erhielten Speere, deren Spitzen hinter den Widerhaken mit getränktem Zunder umwickelt waren. Auf dieselbe Weise ließ ich sonst von Bogen abzuschießende Brandpfeile und Brandstöcke herstellen, die aus den großen glattläufigen Gewehren der Merere-Leute — mit geringer Pulverladung — abgefeuert werden sollten. Die Träger der Brander sollten von Schützen begleitet werden, um die Löschversuche der Belagerten zu stören. Da dies alles bei voraussichtlich sehr dunkler Nacht vor sich gehen würde, denn der Himmel blieb bedeckt, verteilte ich an die Schützen mit Schrot geladene Vorderlader, wie sie stets die Lastträger auf meinen Zügen trugen.

Noch vor Eintreten der Dunkelheit wurde das Geschütz und das Maximgun nach dem Dorfe eingerichtet. Um Mitternacht kamen die Branderabteilungen unbemerkt bis an den Graben heran. Trotzdem man das Anzünden der Brander durch vorgehaltene Decken abblendete, war der Verteidiger doch aufmerksam geworden, ohne Verluste gelang jedoch das Anzünden der Brander und das Schleudern derselben, aber . . . die Brise setzte in diesem Augenblick aus, und, obwohl die Schützen nach den gedeckten Hütten zu ein lebhaftes Feuer unterhielten, blieb doch alles dunkel. Der Feind hatte schnell die Palisaden besetzt und beantwortete den mißglückten Brandversuch mit Hohngeschrei. Später nach der Einnahme des Dorfes sahen wir, daß der Feind von dem ganzen Vorhaben Kenntnis gehabt haben mußte. Überall zeigten sich Wasserkübel aufgestellt und der größte Teil der noch unter Dach gewesenen Hütten schien gleich nach Einbruch der Dunkelheit abgedeckt worden zu sein. Beschämt, wie das Raubtier nach verfehltem Sprung auf sein Opfer, zog sich meine Truppe in das Lager zurück. — Ich ließ nun die Besatzung Tag und Nacht beunruhigen.

Mit Ablösung lag stets ein Europäer mit dem Gewehr fertig, um auf alles, was sich im Dorfe zeigte, zu feuern. Während früher einzelne Leute des Feindes sich im Innern blicken ließen, um uns Spottworte zuzurufen, lag nun das Dorf wie verlassen.

Ich mußte in erster Linie die Verbindung des Dorfes mit der Außenwelt abschneiden. In der Nacht ließ ich nur 150 Schritt vom Dorfe, dicht am Rande des Waldes, einen Schützenstand für 15 Mann ausheben, um am nächsten Tage, denn bei Nacht war diese Arbeit unausführbar, von da aus durch den Sumpf einen Damm zu legen, dessen entgegengesetztes Ende am Rande des Waldes ebenfalls befestigt werden sollte. Vom Damm aus beabsichtigte ich, möglichst während der Dunkelheit und zuletzt hinter beweglichen Deckungen so dicht als tunlich an das Dorf heran und zuletzt in das Dorf selbst zu gelangen. In dem erwähnten Schützenstand lag stets ein Europäer schußbereit, so daß auf diese nahe Entfernung auf das kleinste Ziel geschossen werden konnte. Zweimal schien es, daß Leute des Feindes, die auf Leute meiner Truppe geschossen und sich dabei gezeigt hatten, getroffen worden waren.

Das Benehmen unseres Gegners änderte sich von jetzt an in auffallender Weise. Höhnische Anrufe, ja Spottlieder, die bisher ein Zeichen seines Selbstvertrauens gewesen waren, verstummten ganz.

Am nächsten Morgen begann die Arbeit im Sumpfwald. Nur ein Schuß war von dem bereitliegenden Offizier gefallen, und sofort waren Klagerufe und große Unruhe im Dorfe vernehmbar. Als eben wieder mit der Arbeit begonnen worden war, kam die Besatzung meines Beobachtungspostens von der Höhe hinter meinem Lager in fliegendem Lauf herabgerannt und rief uns schon von weitem zu, das Dorf würde vom Feinde verlassen. Man habe schon jenseits des Waldstreifens Krieger in voller Flucht gesehen.

Ich ließ nun sofort zum Angriff blasen, und in Trupps, wie gerade die Leute zusammenzuraffen waren, liefen wir an das Dorf heran, halfen uns gegenseitig über den Graben und über die Palisaden und fanden in der Tat das Dorf verlassen. Eilig sandte ich Trupps von Mereres Leuten, von je 5 Mann meiner Truppe geführt, zur Verfolgung aus, sowie zur Beobachtung der anderen Dörfer. Nach einigen Stunden kamen die Pa-

trouillen zurück; sie hatten nur noch den flüchtenden Feind verfolgen können und alle Dörfer verlassen gefunden. Alle brachten Herden von Groß- und Kleinvieh mit.

Es bestätigte sich später, daß der am frühen Morgen von meinem Offizier erschossene Mann der Führer einer Wanderoboschar (Wanderobogesellschaften durchziehen als Elephantenjäger Ostafrika und stehen im Rufe guter Schützen) gewesen war, der offenbar den zähen Widerstand geleitet hatte, der mit seinem Tode aufhörte.

Große Massen von Getreide, im Dorfe angebundenes Vieh und aufgestapeltes Viehfutter zeigten, daß sich die Sunda-Leute auf eine zähe Verteidigung gefaßt gemacht hatten. Das Dorf war in einer für Neger bewunderungswürdigen Art befestigt. Die starken Palisaden waren tief eingegraben und gestützt. An der Krone derselben waren spitze Hölzer und Dornenbündel angebracht. Der Graben schloß sich auf beiden Seiten an Sumpfland an und war, da er tiefer als das Niveau des Sumpfes lag, auf seiner Sohle tief morastig, außerdem aber noch in den letzten Tagen überall, wo man hätte Fuß fassen können, mit eingegrabenen Dornenbüschen dicht besetzt. Überall standen Löschvorrichtungen bereit und waren Erddeckungen aufgeworfen, ja sogar solche, die von oben her Deckung boten. Der Pulverraum war ein fester Keller. Rückwärts im Urwald fanden wir hoch in einem Baume eine Kanzel, von der aus man unser Lager einsehen konnte.

Die Beute an Vieh war reichlich. Ich gab ein Drittel der Beute an Mereres Sohn und nahm die übrige später mit nach Langenburg, als einen guten Anfangs-Viehbestand für die junge Station.

Unser endlicher Erfolg wurde durch reichliche Fleisch- und Kornverteilungen und stundenlange Kriegstänze der Merere-Leute gefeiert. Diese erhitzten sich im Tanze so sehr, daß sie sich zuletzt für die Hauptshelden des Tages hielten und nicht müde wurden, ihre Taten zu preisen. Mit etwas spöttischem Selbstbewußtsein sahen sich meine Soldaten die nachträglichen Heldentaten der Tanzenden mit an.

Als sich einen Monat später Sunda unterwarf und um die Flagge bat, wurde ihm ausdrücklich mitgeteilt, daß wir auf weitere ihm in Aussicht gestellte Strafzahlungen verzichteten,

weil sich seine Leute so gut geschlagen hätten, und daß wir hofften, aus so tüchtigen Feinden verläßliche Freunde werden zu sehen. Sunda erhielt sogar einige Geschenke, die in Afrika stets eine eindringliche Sprache reden.

Sundas Macht, sein Reichtum war besonders in der geographischen Lage seiner Dörfer begründet. Viele Elefantenkadaver wurden alljährlich beim Abbrennen der Schilf-Dschungeln des Rikwa-Sumpfes (denn einen See kann man diesen kaum nennen) gefunden und lieferten jährlich eine gute Elfenbeinausbeute. Es scheint, daß von den Eingeborenen krank geschossene oder überhaupt kranke Elefanten von weit im Umkreis her sich in diese durchaus unwegsamen Schilfwildnisse zurückziehen, um dort ungestört einzugehen."

Die Flucht des mächtigen Sunda, die Überwindung seiner allen Angriffen mächtiger Gegner spottenden Boma durch Wissmann hatte den Eingeborenen im Nyassagebiet einen heilsamen Prospekt vor der deutschen Herrschaft beigebracht.

Das machte sich in der Folge deutlich bemerkbar; denn als etwa einen Monat später der Reichskommissar mit seiner Truppe wieder in der Rikwaebene erschien, wurde ihm allenthalben ein guter Empfang, den Leuten reichlich Lebensmittel zuteil, und überall traten die Eingeborenen gern in Handels- und Verkehrsbeziehungen zur deutschen Truppe und ihren Führern.

Freilich wurde auch auf dieser Expedition die Anwendung von Waffengewalt nötig, das aber nicht gegen Landeseingeborene des deutschen Schutzgebiets, sondern gegen die in englischem Gebiet angesessenen Wawemba, die unserem Forscher schon auf seiner zweiten Durchquerung als Sklavenräuber bekannt geworden waren; sie pflegten alljährlich um die Zeit der Ernte ihre Raubzüge zu den am Süden des Tanganjika wohnenden Stämmen zu machen.

Major von Wissmann näherte sich mit Dr. Bumiller, seinem Vetter de la Frémoire, zwei Unteroffizieren und 60 gut ausgebildeten, vortrefflich bewährten Soldaten (Sudanesen, Sulus und Suaheli), dabei das Maximgun und ein kleines Geschütz, dem Südende des Tanganjika, als er von einer entgegenkommenden kleinen Karawane vernahm, daß die Wawemba unter Führung ihres Oberhäuptlings Kitimkuru einen besonderes groß angelegten Einfall ins Gebiet der Nachbar-

stämme gemacht hätten und die Station der sogenannten Weißen Väter (Katholische Mission) Kala am See bedrohen sollten. Infolgedessen beschloß der Reichskommissar, schleunigst dorthin zu marschieren, um schnellstens der Mission wie den bedrohten Warungu am See Hilfe zu bringen. In Nondo, einem Dorfe der Landschaft Urungu, hörte nun Wissmann, daß die Wawemba schon auf dem Rückmarsche am See begriffen und stündlich zu erwarten seien. Es wurde demzufolge das mit Palisaden eingefaßte, im übrigen aber wenig zur Verteidigung geeignete Dorf besetzt. Innerhalb desselben auf einem über die Palisaden hervorragenden Termitenbau wurde die Fahne aufgepflanzt und die Geschütze aufgestellt.

Die Europäer saßen in dem Lager bei Eintritt der Dunkelheit um ihre Kisten herum und nahmen das Abendessen ein, als sie plötzlich durch eine Salve aufgeschreckt wurden, die allerdings keinen Schaden anrichtete. Ein wüstes Geschrei draußen schien einen Überfall der Wawemba einleiten zu sollen. Seitens der Expedition wurde sofort die Palisadenumwallung besetzt, nur wenige Schuß konnten indes auf den wegziehenden Feind abgegeben werden. Patrouillen, welche zur Verfolgung und Aufklärung gesandt wurden, fanden nichts mehr von den Wawemba. Am folgenden Morgen, als sich die Expedition zum Aufbruch rüstete, erschienen über den westlich gelegenen Höhen eine Anzahl französischer Flaggen, die Spitze der, wie sich bald zeigte, ganzen Armee Kitimkurus. Da der Weg um einen Sumpf sich herumschlängelte und im weiten Bogen auf das Dorf zuführte, war Wissmann in der Lage, die ganze sich auf eine Wegstunde lang ausdehnende Truppe heranmarschieren zu sehen und schnell die nötigen Vorkehrungen zur Abweisung eines Angriffs zu treffen. Die Stärke des Feindes, die zu schätzen er hinreichend Zeit und Gelegenheit hatte, belief sich auf etwa 5000 Mann. Bald erreichten die meist mit Gewehren bewaffneten, mit roten Mänteln und Federschmuck kriegerisch herausgeputzten Massen das Gelände vor dem Dorf. Acht zwischen 30—50 m von den Palisaden entfernt gelegene Termitenhügel wurden nach und nach von den feindlichen Truppen zu 30—50 Mann besetzt, auf jedem derselben 2—3 Flaggen aufgepflanzt, das Gras niedergedrückt und das Gewehr fertig auf die Krone des Hügels gelegt. Ein Sprecher

begann mit Wissmann, dessen im Kolonialblatt veröffentlichter Bericht hier benutzt ist, ein Schauri, offenbar um Zeit zu gewinnen, bis die ganze Macht heran wäre. Der Reichskommissar, den wir als Meister im afrikanischen Schauri kennen gelernt haben, ging auf dasselbe ein, obgleich er einsah, daß hier Ernst gemacht werden müßte, da er es für günstiger hielt, abzuwarten, bis dichtere Massen des Feindes aufmarschiert wären und die Eröffnung eines wirkungsvolleren Feuers auf die geschlossene Menschenmenge möglich wäre. Der Sprecher forderte Wissmann auf, mit seinen Leuten das Dorf zu verlassen, da Kitimkuru nicht mit den Europäern, sondern mit den Warungu Krieg führe. Selbstverständlich wurde die Aufforderung abgelehnt und den Wawemba die Tragweite des ersten Gefechts, dem sie sich mit den Europäern aussetzten, warnend vorgehalten. Der Sprecher blieb zwar schlauerweise sehr ruhig und maßvoll; viele von Kitimkurus Leuten jedoch wurden ungeduldig, kamen bis auf 20 Schritt an die Boma heran und beschimpften durch Wort und Gebärden die Europäer. Als der deutsche Führer sah, daß die Feinde hinter den die Hügel besetzt haltenden Kriegern eine Anzahl Gefangener, Weiber und Kinder, wie zum Kugelfang aufgestellt hatten und die große Masse der Speerkämpfer eben zum Anlauf heranziehen wollte, setzte er eine Granate in einen dichten Haufen anscheinend von Führern oder Häuptlingen, zum Zeichen, daß seine Leute, zu denen noch bewaffnete Eingeborene des Dorfes gekommen waren, auf das vorher gewählte Ziel Feuer geben sollten. Der Erfolg war ein ausgezeichneter; viele brachen zusammen, viele stürzten verwundet, die ganze vordere Linie mit sich reißend, nach rückwärts auf die zum Sturm bestimmten Massen. Es entstand eine wilde Unordnung, welche die Wirkung des Maximgeschützes und der Gewehre außerordentlich erhöhte. Während der Feind sich zu ordnen suchte und von der Masse aufgehalten zum Stehen gekommen war, schickte Major von Wissmann den Dr. Bumiller mit zwei Zügen zum Ausfall gegen die Feinde aus der Befestigung heraus. Dr. Bumiller konnte hierbei derartig vorgehen, daß das Feuer der deutschen Truppen, bis er auf 20 Schritt an die Gegner herangekommen war, nicht maskiert wurde. Die Ausfallabteilung eröffnete ein lebhaftes Feuer auf die noch nicht völlig geordnete Masse des Feindes

und ging dann mit Hurra, unterstützt durch das Feuer aus dem Dorf, vor. Die Wawemba wandten sich rückwärts, und es entstand eine regellose Flucht ums Leben, wobei sie immer dicht verfolgt wurden von dem nachdrängenden Ausfallkorps. Die gefangenen Männer, Weiber und Kinder benutzten die wilde Verwirrung, um nach der Boma hin ins Dorf zu flüchten, oder sich im hohen Grase verbergend, den Wawemba, die sie geraubt hatten, zu entkommen. Alles geraubte Gut, das die fliehenden Krieger am Laufen hindern konnte, wurde weggeworfen, und so groß war die Panik, daß die Wawemba die ganze Nacht und den nächsten Tag hindurch marschierend nicht eher Halt machten, bis sie ihre vier gewöhnliche Tagereisen vom Platze der Niederlage entfernt liegende Grenze erreichten. Viele Verwundete erlagen unterwegs den Anstrengungen einer solchen Flucht, manche Säumige und der Rest der geraubten Sklaven fielen den Warungu, die nach dem Gefecht von allen Seiten zu dem deutschen Reichskommissar herbeiströmten und die dieser ihren Todfeinden auf die Fersen hetzte, in die Hände. Der Oberhäuptling der Wawemba, der dicke Kitimkuru, hatte sich nach dem Gefecht, wie sich später herausstellte, im dichtesten Sumpf versteckt gehalten und war erst nach vier Tagen zu Hause, wo er schon als verloren angesehen wurde, eingetroffen; drei seiner Söhne wurden als gefallen gemeldet.

Die befreiten Sklaven, meist Weiber und Kinder, zusammen etwa 100, wurden am folgenden Tage in ihre Dörfer entlassen.

Da unter den obwaltenden Verhältnissen die französische Mission außer Gefahr war, gab der Reichskommissar den Marsch dorthin auf und wandte sich direkt nach Kitutu, der englischen Station am Südende des Tanganjika, wo er nach einem sehr beschwerlichen Marsche über endloses Felsgeröll am 12. Juli eintraf.

Diese Niederlage der Wawemba, welche sie durch Wissmann im Jahre 1893 erlitten, hat der berüchtigte Räuberstamm nicht vergessen; sie war die Ursache, daß er seither die Grenze in feindlicher oder räuberischer Absicht nicht mehr überschritt.

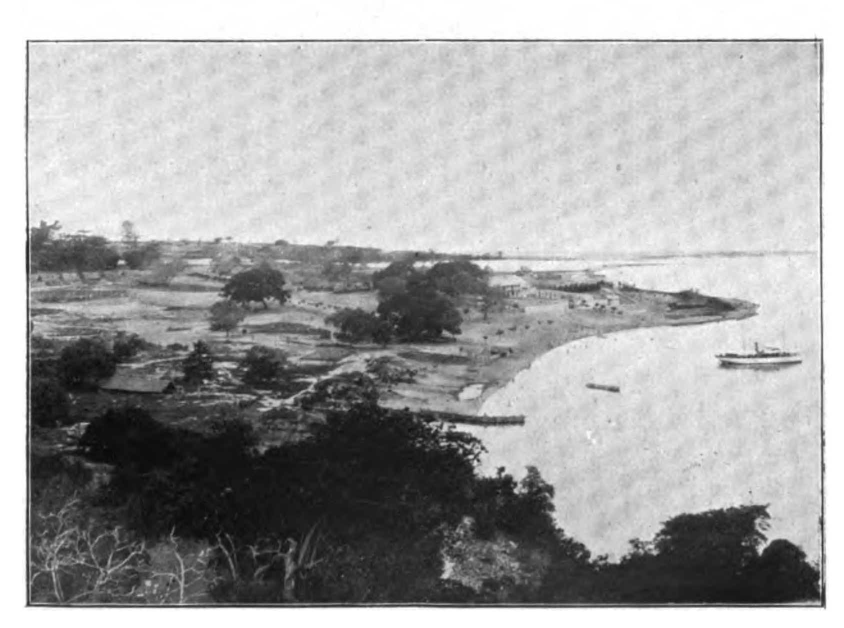
Die der Wawembagrenze nächsten Missionen, insbesondere die englische Missionsstation in Kitutu, befürchteten damals allerdings einen Rachezug der Wawemba. Aus diesem Grunde,

und da auch die Truppe der Ruhe bedurfte, beschloß Wissmann, seinen Aufenthalt am Tanganjika etwas auszudehnen. Während desselben hatte er die Absicht, mit seinen Offizieren in einem westlich des Tanganjika gelegenen Elefantenmarsch zu jagen. In der Nähe des Elefantenstandes angekommen, wurde er mit seiner kleinen Begleitung, genau wie vor dem Wawemba-Gefecht, des Nachts überfallen. Es zeigte sich am nächsten Tage, daß die Überfallenden die Irregulären eines in der Nähe stationierten Offiziers des in Udjidji seßhaften Arabers Rumalisa gewesen waren. Da solche Feindseligkeiten die Ausübung der Jagd hinderten, marschierte Wissmann am nächsten Tage, um die Ursache des Überfalls genau festzustellen, zu dem Dorfe Rumalisas, das nur eine Stunde vom deutschen Lager entfernt war, nachdem seine schwache Begleitmannschaft durch eine Anzahl Eingeborener verstärkt worden war. Obgleich er durchaus nicht in feindseliger Absicht kam, sondern lediglich zu dem Zwecke, Klarheit zu schaffen und Schauri zu machen, wurde er sofort beim Eintritt in das Dorf mit Schüssen empfangen. Es entspann sich darauf ein kurzes Gefecht, bei dem 6 Rumalisaleute fielen, während 80 Sklaven, meist Weiber und Kinder, befreit wurden. Die meisten derselben wurden von ihren in der Nachbarschaft angesessenen Verwandten reklamiert, während 10 Weiber mit ihren Kindern ausdrücklich den Wunsch aussprachen, von der Expedition nach Langenburg gebracht und dort ansässig gemacht zu werden; die vorgefundenen Waisenkinder wurden den Missionaren übergeben.

Nunmehr kehrte Wissmann nach Kitutu zurück und trat von da mit seiner Expeditionstruppe den Rückmarsch nach dem Nyassa an. Dort war, wie wir wissen, inzwischen der Dampfer vom technischen Personal zusammengesetzt worden, die vorgenommenen Probefahrten desselben waren zur Zufriedenheit verlaufen und es konnte der „Hermann von Wissmann“ seiner Bestimmung übergeben werden. Dies geschah mit großer Feierlichkeit am 22. September 1893, dem Tage der Rückkehr des Majors von Wissmann nach Langenburg. Der Beweis wurde erbracht, daß der Dampfer in jeder Beziehung den weitest gehenden Wünschen entsprechend ausgefallen war. Er wurde von allen Seiten auch von den Engländern als das Idealfahrzeug für die afrikanischen Seen bezeichnet. Auch der Holzverbrauch



Dampfer „Hermann von Wissmann" auf dem Nyassa-See.



Station Langenburg.

der Maschine war ein sparsamer, indem pro Stunde nur reichlich 1 kbm Knüppelholz verbraucht und damit eine Geschwindigkeit von 8 Meilen erzielt wurde. Es war der „Hermann von Wissmann", abgesehen von den Nildampfern, das größte und stärkste Fahrzeug auf den afrikanischen Binnengewässern; er imponierte den Eingeborenen gewaltig, nicht zum wenigsten auch durch die von Siemens & Halske geschenkte elektrische Beleuchtung mit Scheinwerfer. Vorgearbeitet war der Wirksamkeit des Dampfers auf dem See und der Station, in welcher er einen Stützpunkt zu finden hatte, durch die vielseitige Tätigkeit Wissmanns im Nyassa- und Tanganjika-Gebiet; denn teils auf friedliche Weise, teils durch kriegerisches Einschreiten, war der Respekt vor der deutschen Herrschaft nachhaltig begründet worden. Noch zu guterletzt wurde das Verhältnis der deutschen Station zu dem mächtigen Häuptling im Kondeland und dem Oberhäuptling der Magwangwara geregelt, derart, daß dieser fortan die deutsche Flagge führte und sich der Herrschaft des Stationschefs von Langenburg unterwarf.

Der Reichskommissar regte, nachdem er in dieser Art politisch fruchtbringend gewirkt hatte, beim damaligen Gouverneur von Ostafrika den Plan an, einen großzügigen Strafzug gegen die Wahehe, die seit der Vernichtung der Zelewski-Expedition den deutschen Arm noch nicht gefühlt hatten, durchzuführen, dergestalt, daß der Gouverneur mit der Schutztruppe von der einen Seite, Wissmann mit seiner kleinen regulären Macht und den vielen Tausenden der ihm nunmehr im Nyassa-Gebiet zur Verfügung stehenden eingeborenen Krieger von der anderen Seite erschiene. Er ging dabei von der Erwägung aus, daß solche irregulären Hilfstruppen aus den großen Stämmen im Seengebiet zwar für eigentliche Gefechte nicht besonders hochzuschätzen, dagegen für die Verfolgung äußerst wertvoll seien, da sie bei ihrer Terrainkenntnis, Gewandtheit und Schnelligkeit für diese und die Schädigung des Gegners sehr viel besser zu verwerten wären als die bestgedrillten Kompagnien. Hierzu kam, daß eine solche Waffenbrüderschaft mit mächtigen eingeborenen Stämmen gegen einen gemeinsamen Feind hervorragend geeignet gewesen wäre, dieselben uns näher zu bringen. Der Anregung und dem Wunsche des Reichskommissars konnte nicht entsprochen werden; es war dies zu be-

dauern, denn es wären die Wahehe durch ein solches von Wissmann in großem Stile geplantes Vorgehen jedenfalls aufs schnellste und nachhaltigste niedergeworfen worden.

Gemäß den Abmachungen mit der Ausführungs-Kommission der deutschen Antisklaverei-Lotterie übergab nunmehr — es geschah dies am 18. Oktober 1893 — Wissmann seinen Dampfer und die Station Langenburg an den Kommissar des Gouvernements in Deutsch-Ostafrika, den Kompagnieführer Prince und den Generalvertreter des Antisklaverei-Komitees Wyneken. Beides, Station und Dampfer, wurden vom Gouvernement zur Unterhaltung übernommen. Der Reichskommissar selbst trat über Fort Johnston auf dem Wasserwege die Rückreise nach der Küste an. In Fort Johnston hatte er den Schmerz, seinen Vetter de la Frémoire zu verlieren; derselbe legte sich an perniziösem Fieber nieder und starb nach dreitägiger Krankheit, nachdem er die ganze Expedition in der besten Gesundheit mitgemacht und sich auf seinem Platz durch Hingabe und Pflichttreue im Dienste des Reichskommissars ein Verdienst erworben hatte, beklagt nicht nur von dem ihm verwandten Führer, sondern von allen Offizieren und Beamten der Expedition, die ihn als guten Kameraden und angenehmen Begleiter zu schätzen wußten.

Es sei gestattet, an dieser Stelle noch das Urteil des Freiherrn von Schele, damaligen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, über die Wissmannschöpfung am See, das er auf Grund der bei einer Inspizierungsreise gemachten Erfahrung fällte, hier wiederzugeben. Freiherr von Schele schrieb in seinem Bericht: „Der Einfluß, den die Station Langenburg jetzt schon am Nyassa in hohem Maße ausübt, beruht nur auf dem Besitz des Dampfers „Hermann von Wissmann". Die Beförderung eines anderen Dampfers nach dem Tanganjika (vielleicht „Peters-Dampfer") muß eine der ersten Bestrebungen der Zukunft sein. Der Dampfer ‚Hermann von Wissmann' ist ein vorzügliches Schiff, viel größer als alle englischen Fahrzeuge, welche auf dem See schwimmen. Neben dem politischen Einfluß, welchen wir durch den Besitz eines solchen Dampfers haben, leistet derselbe jetzt schon wesentliche Handelsdienste, die vorläufig allerdings nur den Engländern zugute kommen, immerhin aber für uns Einnahmen abwerfen.

Bei der Fahrt von Langenburg nach der Ameliabucht befanden sich außer dem eigentlichen Schiffspersonal 19 Europäer, etwa 375 Schwarze (Soldaten, Träger, Diener), sämtliche Reittiere und alle Lasten der Expedition an Bord. Diese Zahlen geben einen annähernden Begriff von der Leistungsfähigkeit des Dampfers ‚Hermann von Wissmann'. Daß wir Deutsche ein Fahrzeug solcher Größe und Leistungsfähigkeit auf dem Nyassasee besitzen, ist ausschließlich das große Verdienst des Majors von Wissmann, dessen Bemühungen nicht genug anerkannt werden können. Der Anblick dieses schönen Dampfers unter deutscher Flagge hat uns alle mit großer Freude und mit Stolz erfüllt; Major von Wissmann kann sicher mit großer Genugtuung auf sein Werk zurückblicken."

Ja, Wissmann hatte wieder einmal seine Meisterschaft bewiesen, feste Grundlagen in ausgedehnten Landstrichen Innerafrikas aus dem Nichts heraus zu schaffen und für das koloniale Vorgehen den rechten Weg zu zeigen und zu ebnen im Nyassagebiet, in dem wir Deutschen bis dahin weder Ansehen genossen, noch Macht ausübten. Aber auch, nachdem unser großer Afrikaner den See verlassen hatte, da war und bleibt es immer noch sein Name, der dort des deutschen Reiches Macht verkündet, der Name, den der Dampfer trägt:

„Hermann von Wissmann".

Wissmann in Deutschland vor und nach seiner Verheiratung.

Verfasser: Rochus Schmidt.

Nach Erfüllung der schweren, sich selbst gestellten Aufgabe, bestehend in dem Transport des Dampfers ins zentralafrikanische Seengebiet und fruchtbringender politischer und kultureller Tätigkeit daselbst, verließ Major von Wissmann das Zentrum seines Wirkens, den Nyassa-See, im Oktober 1893, um über das Hochland von Blantyre, den Schire und Sambesi zur Küste zu kommen und in Chinde am 6. Dezember 1893 den fälligen Woermanndampfer zu erreichen. Von da erfolgte die Weiterfahrt über Daressalaam und Sansibar nach Aden. Hier erkrankte der Reichskommissar und beschloß, um dem ungewohnten europäischen Winter zu entgehen, eine Reise nach Indien. Der Aufenthalt daselbst war sehr belehrend für Wissmann; denn er benutzte jede Gelegenheit, sich über Land, Leute, Verhältnisse, Einrichtungen und die Kolonisierungsmethode zu unterrichten. Den Vorzug Indiens vor Ostafrika erblickt Wissmann, worüber er sich in einem Briefe an Oberstabsarzt Dr. Becker, von der damaligen Reise her geschrieben, aussprach, in dem Umstand, daß im ersteren ungezählte Millionen von strebsamen und fleißigen Einwohnern vorhanden seien, während er in der Natur des Landes und der Vegetation einen so großen Unterschied zu ungunsten Afrikas nicht sehen könnte.

Im Frühjahr 1894 reiste Hermann von Wissmann nach Europa zurück, um sich in Italien mit seinen beiden Schwestern, Marie und Lieschen (die letztere jetzt Frau Oberlehrer Schenk) zu treffen. Auf dieses Zusammenreisen hatte sich der Bruder schon während des ganzen zweiten Teiles der Dampferexpedition gefreut und mit seinen Angehörigen entsprechend korrespondiert. Nun zeigte er ihnen Italien und die Schweiz;

er selbst lebte dabei ganz seiner Gesundheit, sowohl auf der Reise, wie auch nach erfolgter Rückkehr in Lauterberg, im Hause der Mutter.

Daß der verdienstvolle Reichskommissar, der für seine letzte großartige Leistung durch Verleihung der Königlichen Krone zum roten Adlerorden 3. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet worden war, vom Harz aus auch die Reichshauptstadt einmal aufsuchte, um sich bei seiner vorgesetzten Behörde zu melden, war selbstverständlich. Er bemaß jedoch den Aufenthalt hierselbst — es war im August 1894 — nur ganz kurz, denn es war seine Absicht, in der schönen Harzluft seinen Nerven wohltuende Ruhe zu gönnen und sie zu kräftigen. Die Ruhe war indes auch in Lauterberg keine absolute, trotzdem eine solche der rastlose Pionier deutscher Kultur sehr wohl verdient hätte; er schrieb vielmehr dortselbst eine ganze Reihe von Aufsätzen für das Militärwochenblatt, die auf allgemeinen Wunsch, um größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen, im Jahr darauf im Verlage von Ernst Siegfried Mittler u. Sohn in Berlin in Buchform unter dem Titel: „Afrika. Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung und den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten“ zusammengefaßt und herausgegeben wurden. Das vortreffliche und höchst lehrreiche Buch enthält folgende Kapitel:

1. Vorbereitungen zum Kolonialdienst in Afrika.
2. Anweisung über Ausrüstung des Europäers.
3. Angriffsgefecht regulärer Truppen gegen Eingeborene.
4. Angriff auf eine afrikanische Befestigung.
5. Kriegsmärsche und Lagerdienst in Afrika.
6. Verfolgung, Verteidigung und Rückzug in Afrika.
7. Feldpionierdienst in Afrika.
8. Ausbildung des schwarzen Soldaten.
9. Behandlung des Negers.
10. Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung des schwarzen Soldaten.
11. Was hat der Europäer, speziell der Offizier bei Erfüllung seiner Pflichten in unseren Kolonien besonders zu berücksichtigen?
12. Wie kann sich der Offizier und Beamte in den Kolonien auch für die Wissenschaft verdient machen?

13. Afrikanische Jagd.
14. Einige wichtige Lebensregeln für Afrika.

Während vielfach die Afrikabücher veralten, behält dies Buch seinen Wert, denn es dient zur Belehrung für jeden, der sich dem afrikanischen Dienst widmet.

Eine Anerkennung, die dem berühmten Afrikaner große Freude bereitete, erhielt er während seines Lauterberger Aufenthaltes, indem ihm die Universität Halle die Würde eines Doktor h. c. der philosophischen Fakultät verlieh.

Etwa einen Monat später, am 4. September 1894, vereinte sich eine Reihe von alten Offizieren und Freunden Wissmanns im Hause der Mutter zu Lauterberg, wo sie gastlich aufgenommen waren, zu einer fröhlichen Feier des Geburtstages ihres ehemaligen Führers.

Überhaupt hatte Dr. Hermann von Wissmann um diese Zeit viel Besuch von Verehrern, Freunden und solchen, die mit ihm dienstlich zu verkehren und zu verhandeln hatten. Daß dieser Verkehr nicht immer so ganz in Einklang mit den Vorschriften für das kurgemäße Leben eines Mannes, der sich von jahrelanger Tropentätigkeit erholen sollte, stand, ist wohl klar.

Nichtsdestoweniger kräftigte sich Wissmann schnell, so daß er bald nach seinem Geburtstag eine zwar nur kleine, aber für ihn sehr wichtige Reise als gesunder Mann antreten konnte.

Es handelte sich nämlich hier um den Besuch des den Lesern im vorigen Kapitel bereits bekannt gewordenen Geheimen Kommerzienrats Eugen Langen in Köln. Mit ihm hatte ja Wissmann die Verhandlungen, welche über das Schicksal seines Dampfers entscheiden sollten, in Ägypten geführt. Die Verhandlungen scheinen sich damals trotz der Liebenswürdigkeit der beiden Kontrahenten, auf der einen Seite der alte, freundliche Geheimrat, auf der anderen der brave, gemütliche Major, und trotzdem diese beiden über das Dampferunternehmen sofort einig waren, doch etwas in die Länge gezogen zu haben; denn an die Beratungen in Kairo schloß sich eine Reise auf dem Nil an und hier auf der Dahabije fand wieder eine Reihe von Besprechungen statt. Diese letzteren wollen nun gar nicht recht in das Bild passen, das ich mir sowohl vom Reichskommissar von Wissmann, wie auch vom Geheimrat Langen machte; denn

Tafel 52.



Frau Hedwig von Wissmann geb. Langen.

Major Hermann von Wissmann.

Das Ehepaar „von Wissmann“.

beide Herren waren gewohnt, sich nicht in langen Vorreden zu bewegen, sondern kurz entschlossen auf ihr Ziel loszugehen. Und so kann ich mich allerdings eines gewissen Mißtrauens gegen meinen Freund Wissmann nicht erwehren. Derselbe scheint mir nämlich nicht bloß über den Dampfertransport auf der Dahabije gesprochen, sondern er scheint da auch die eine der drei Töchter, die den Vater Langen auf dieser Reise begleiteten, besonders bemerkt, und mit ihr — es war Tochter Hedwig — sich über die Zukunft des Dampfers und dessen, der dem Dampfer seinen Namen gab, unterhalten und sogar ein Einverständnis erzielt zu haben; der Vertreter der Antisklaverei-Lotterie, Geheimrat Langen, muß damals schon mit im Komplott gewesen sein! — Denn an demselben Tage, an dem Hermann von Wissmann jetzt Lauterberg verlassen hatte, zeigte bereits ein Telegramm aus Köln seiner Mutter die erfolgte Verlobung unseres Afrikaners mit Fräulein Hedwig Langen an.

Nun folgte eine Zeit, in der an das Brautpaar große Anforderungen gestellt wurden. Findet ein solches doch auch im gewöhnlichen Leben schon erhöhte Beachtung und Aufmerksamkeit, so war es natürlich, daß Deutschlands berühmtester afrikanischer Vorkämpfer mit seiner Braut nirgends in Deutschland sich den ihm begeistert entgegengebrachten Ovationen entziehen konnte. Dazu kamen die Vorbereitungen zur Hochzeit, die lange hinauszuschieben gar nicht die Absicht vorlag. So wurde bald alles Erforderliche eingeleitet, die Ausstattung besorgt und im Grunewald bei Berlin Hagenstraße 39 eine geeignete Wohnung gemietet. Daß während des Aufenthaltes in Berlin es dem Brautpaar gelang, unbemerkt zu bleiben, kann nicht gesagt werden; ebensowenig ließen es sich natürlich die Kölner nehmen, dasselbe gebührend zu feiern. Bei einem Kölner Feste auf dem Gürzenich und im Kasino wurde die Anregung gegeben, dem Dampfer „Hermann von Wissmann“ auf dem Nyassa-See noch einen Dampfer „Hedwig“ zuzugesellen. Diese Idee setzte in die Tat Hauptmann Schloifer um, der einige Jahre später den Dampfer „Hedwig von Wissmann“ zwar nicht nach dem Nyassa, sondern zweckmäßiger Weise nach dem Tanganjika brachte, so daß beide Schiffe im Gebiet der Seeen den Interessen des eigenen

Vaterlandes zu dienen und die kulturellen Bestrebungen der Menschheit zu fördern vermochten.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, fand am 20. November 1894 in der Trinitatiskirche zu Köln die Trauung Hermann und Hedwig von Wissmanns mit großen Festlichkeiten unter der Beteiligung weiter Kreise des In- und Auslandes statt.

An die Feier schloß sich für die Neuvermählten die übliche Hochzeitsreise an; das Ziel derselben war Italien. Der linde Süden aber enttäuschte die Hoffnungen des jungen Paares, indem Hermann von Wissmann in Neapel an Gelenkrheumatismus erkrankte. Der Anfall war glücklicherweise kein allzu schwerer; die Krankheit wurde schnell geheilt, so daß man später das schöne Italien noch genießen konnte und das junge Paar im Frühjahr 1895 munter und lebensfroh in ihr erstes Heim im märkischen Grunewald einziehen, und sich der junge Gatte hier kräftigen konnte zu neuer Arbeit über dem Ozean.

Q. D. B. V

AVSPICIIS SAPIENTISSIMIS FELICISSIMISQVE

AVGVSTISSIMI ET POTENTISSIMI PRINCIPIS AC DOMINI

DOMINI

GVILELMI II

IMPERATORIS REGIS

PATRIS PATRIAE

REGIS ET DOMINI NOSTRI LONGE CLEMENTISSIMI

ACADEMIAE FRIDERICIANAE HALENSIS CVM VITEBERGENSI CONSOCIATAE

RECTORE MAGNIFICO

VIRO ILLVSTRISSIMO

WILIBALDO BEYSCHLAG

THEOLOGIAE DOCTORE EIVSDEMQVE PROFESSORE PVBLICO ORDINARIO CONTIONATORE ACADEMICO
ORDINIS AQVILAE RVBRAE IN TERTIA CLASSE CVM LEMNISCO EQVITE

EX DECRETO AMPLISSIMI PHILOSOPHORVM ORDINIS

GREGORIVS KRAUS

PHILOSOPHIAE DOCTOR ARTIVM LIBERALIVM MAGISTER BOTANICES PROFESSOR PVBLICVS ORDINARIVS
ORDINIS AQVILAE RVBRAE IN QVARTA CLASSE EQVES

ORDINIS PHILOSOPHORVM HOC TEMPORE DECANVS ET PROMOTOR LEGITIME CONSTITVTVS

VIRO NOBILISSIMO ET ILLVSTRISSIMO

HERMANNO DE WISSMANN

PROPTER EGREGIAM FORTITVDINEM AVDACIAM CONSTANTIAM
QVA NOMINIS GERMANICI SPLENDOREM ATQVE GLORIAM PER REMOTISSIMAS ORBIS TERRARVM REGIONES PROPAGAVIT
CVM NVLLIS FRACTVS LABORIBVS AVT PERICVLIS IN INTIMAS PARTES AFRICAE
A NVLLO DVM HOMINE EVROPAEO VISAS PENETRARET
PRIMVSQVE OMNIVM TOTAM CONTINENTEM AB OCCIDENTE AD ORIENTEM PERAGRARET AC MIRVM QVANTVM
CVM AD IPSIVS TERRAE TVM AD NATIONVM INCOLENTIVM COGNITIONEM CONFERRET
DENIQVE REGIONES TVTELAE IMPERII GERMANICI SVBIECTAS POST PERICVLOSAM INDIGENARVM REBELLIONEM SVMMA
CVM GLORIA VI ATQVE ARMIS RECVPERARET ET PERDOMARET

DOCTORIS PHILOSOPHIAE ARTIVMQVE LIBERALIVM MAGISTRI

GRADVM IVRA PRIVILEGIA ET IMMVNITATES

DIE III M. AVGVSTI A. MDCCCXCIV

QVO DIE SACRA BISAECVLARIA VNIVERSITATIS SOLEMNITER PERAGEBANTVR

HONORIS CAVSA

CONTVLIT

IDQVE ACTVM ESSE HAC TABVLA ORDINIS SIGILLO MVNITA

PVBLICE DECLARAT

Kraus,
h. t. Decanus

Doktordiplom für Hermann von Wissmann.

Wissmann als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Verfasser: Rochus Schmidt.

Dem durch die Niederwerfung des Araberaufstandes und die Beruhigung von Deutschlands größtem Schutzgebiet um sein Vaterland so hochverdienten Manne, Hermann von Wissmann, war nach Vollbringung der erwähnten weltgeschichtlichen Tat von den verschiedensten Seiten Anerkennung und Bewunderung entgegengebracht worden. Demgegenüber fiel es auf, als die Tatsache bekannt wurde und in weitere Kreise drang, daß der damalige Leiter der deutschen Politik die Amtsführung Wissmanns einer abfälligen Kritik wegen leichtfertiger Verwaltung der Finanzen unterzogen hatte.

Man vergegenwärtige sich nun erst noch einmal — es ist dies ja an anderer Stelle des Buches erörtert —, wie der Reichskommissar die Kassengeschäfte überhaupt führen konnte.

An technisch geschultem Personal stand ihm nur ein Zahlmeisteraspirant, der kaum in Aktion trat, da er bald nach seiner Ankunft in Afrika starb, zur Verfügung. Sonst lag zunächst die Kassenverwaltung in den Händen des Herrn Eugen Wolf, eines praktischen und erfahrenen Afrikaners, der aber doch trotz aller Hingabe und allen Fleißes, die ihm von keiner Seite abgesprochen werden können, mit der Art der Rechnungslegung, wie sie den auf einen afrikanischen Krieg nicht geaichten Heimats-Behörden gegenüber eingeführt war, gar nicht vertraut sein konnte.

Unter Berücksichtigung solcher Verhältnisse hätte wohl mehr Nachsicht bei der Beurteilung eines vermeintlichen Fehlers des verdienten Afrikaners erwartet werden können; denn Major von Wissmann bereitete der ihm gemachte Vorwurf Schmerz, mehr Schmerz, als derjenige, der ihn erhob, jedenfalls annahm; zumal der Vorwurf, wie sich herausstellte, ein unverdienter war. Denn in Wirklichkeit — trotz des

äußeren Scheines, daß sich nicht alles ausgegebene Geld belegen lasse — hat Wissmann mit einem an Zahl gänzlich unzureichendem Personal auch die Finanzen auf fremder afrikanischer Erde in aufgeregtester Zeit geradezu glänzend geführt.

Es muß anerkannt werden, daß seitens des Auswärtigen Amtes, wenngleich erst etwas spät und auf das ausdrückliche Verlangen des angegriffenen Beamten, der damalige Direktor der Kolonialabteilung sich zu einer offiziellen und öffentlichen Erklärung des Tatbestandes und Zurücknahme des seinerzeit erhobenen Vorwurfs bereit zeigte.

Einen willkommenen Anlaß zu entsprechender Berichtigung bot eine Anfrage des Reichstagsabgeordneten Hasse in der Reichstagssitzung vom 19. März 1895. Auf diese Anfrage hin gab nach dem stenographischen Bericht der damalige Direktor der Kolonialabteilung, Wirklicher Geheimer Legationsrat Dr. Kayser, folgende Erklärung in Verteidigung der Finanzwirtschaft des Reichskommissars von Wissmann ab:

„Über die Wissmannsche Finanzwirtschaft hat sich gewissermaßen eine Legende gebildet. Ich muß zugestehen, daß an dieser Legendenbildung zum Teil auch das Auswärtige Amt seine Schuld trägt. Als nämlich Herr Major von Wissmann im Jahre 1889 dazu ausersehen wurde, den Araberaufstand niederzuschlagen, und es sich darum handelte, welche Geldforderungen vom Reichstag erbeten werden sollten, wurde er ersucht, einen Anschlag zu machen. Er hat den Anschlag auch nach seinem besten Wissen und nach seinen Erfahrungen aufgestellt, und es hat sich gleich nach kurzer Zeit die für uns neue und bemerkenswerte Erscheinung ergeben, daß dieser Anschlag in keiner Weise ausreichte. Er war erst auf 2 Millionen angesetzt; es mußten aber später noch durch zwei Gesetze Nachtragsetats von gleicher und sogar von der vierfachen Höhe erbeten werden, und es sind auch in Fällen der Not zwei Etatsüberschreitungen vorgekommen. Meine Herren, das war für eine Rechnungsverwaltung, wie sie im Auswärtigen Amt nicht bloß seit Jahren, sondern seit Jahrzehnten besteht, ein ganz ungewohntes Ding, und man konnte in allen Stuben und Gängen des Auswärtigen Amtes hören, daß das doch eine ganz unerhörte Wirtschaft sei, erst einen Etatsanschlag von 2 Mil-

lionen zu machen, und zuletzt dahin zu kommen, daß das Vier- oder Fünffache gebraucht wird. Unter diesem Eindruck hat auch der frühere Herr Reichskanzler die Wissmannschen Finanzoperationen aufgefaßt; und da über die Sache, während die Rechnungen geordnet wurden, mehrere Jahre gar nicht gesprochen wurde, so ist es erklärlich, daß der frühere Herr Reichskanzler, noch unter diesem Eindruck stehend, die Bemerkung gemacht hat, die heute der Herr Abgeordnete Hasse am Eingang seiner Rede erwähnte. Ich bin aber fest überzeugt — darüber kann gar kein Zweifel sein —, daß, wenn der frühere Herr Reichskanzler die späteren Erfahrungen und Feststellungen gekannt hätte, er selbstverständlich zu einer ganz anderen Auffassung gelangt wäre; denn in der Zwischenzeit haben wir zunächst die Erfahrung gemacht, daß ein Anschlag für Afrika überhaupt ein Lotteriespiel ist. Die Herren können noch so vorsichtig, noch so erfahren sein, sie können alle Umstände, die etwa in Betracht kommen könnten, noch so sorgfältig und eifrig erwägen, es stellt sich in der Wahrheit anders dar, und daraus ist auch das Sprichwort entstanden, das bei unsern Afrikanern gang und gäbe ist, daß es in Afrika immer anders komme, als man denkt. Wenn z. B. ein Expeditionsführer seine Expedition beginnen will, und er hat sorgfältig vorher den Ort, von welchem seine Tätigkeit auszugehen hat, ausgewählt, so stellt sich plötzlich heraus, daß die Träger, auf deren Anwerbung er mit aller Bestimmtheit gerechnet, infolge eines grundlosen Gerüchts in eine Panik geraten sind, und es ihm unmöglich ist, sich Träger an diesem Ort zu verschaffen. Er muß weiter ziehen, Anwerbungen machen an den verschiedensten Stellen, und es entstehen oft so viel Kosten für die Träger, daß sie das Zehnfache von dem überschreiten, was er auf Grund seiner Erfahrungen und Kenntnisse hat annehmen müssen. Das sind unter anderem die Gründe gewesen, die damals den Herrn Major von Wissmann zwangen, den Etat, der ihm vorgesetzt war, zu überschreiten, und die uns jetzt zu einer vollständig gerechten Beurteilung dieses Mannes nötigen. Denn die Rechnungslegung hat in der Tat ergeb[illegible], daß in Bezug auf die Summe, die mehr als $9^1/_2$ Millione[illegible]berschreitet, alle Belege bis auf etwa 10000 M. beigebracht sind. Diese Belege werden entweder auch noch nachträglich beigebracht

werden, oder man wird ihre Verrechnung aus dem Umstande der großen Kursschwankungen, die in diesem Zeitraum bei den Rupies stattfanden, sich erklären können. Meine Herren, das kann gar nicht genug anerkannt werden, daß Major von Wissmann in einer Zeit, in der er den Aufstand niederzuschlagen hatte, dauernd auf Kriegszügen war, in der er eigentlich kein festes Quartier, keine Ruhe und keinen Frieden Tag und Nacht hatte, eine Verwaltung mit ganz unzureichenden Kräften so geführt hat, daß eine so sorgfältige Kassen- und Rechnungsbehörde, wie das Auswärtige Amt sie seit Jahren besitzt, zu dem Urteil gelangt, daß das geradezu ein staunenswertes Ergebnis ist." (Bravo!)

Heute, das muß hinzugefügt werden, wären ja Vorwürfe, wie sie damals erhoben sind, nach den inzwischen gemachten, zum Teil recht schmerzlichen Erfahrungen auf kolonialem Gebiet unter solchen Verhältnissen unmöglich! — Man denke nur an die Hunderte von Millionen, die wir für Südwestafrika ausgaben, im Gegensatz zu den äußerst geringen Kosten Wissmannscher erfolgreicher Unternehmungen! —

Nichtsdestoweniger war durch die offene Aussprache und rückhaltlose Anerkennung der Verdienste Wissmanns vor dem Forum der Vertreter des deutschen Volkes durch den damaligen Kolonialdirektor die unliebsame Angelegenheit geregelt, derart, daß auch Major von Wissmann kein Bedenken trug, unter dem dritten Kanzler des Deutschen Reiches, dem Fürsten zu Hohenlohe, seine Kraft der Reichsregierung wieder zur Verfügung zu stellen. Fürst Hohenlohe hatte gezeigt, daß er Wissmanns Dienste schätzte und seine Verdienste anerkannte. Auch war in des Fürsten Hause, wie einst in dem des ersten Reichskanzlers, Hermann von Wissmann ein gern gesehener Gast.

Zwar hatte in Wissmann seine letzte schwere Erkrankung Zweifel erregt, ob er auch gesundheitlich noch in der Lage sein würde, auf die Dauer den schweren Anfechtungen des Klimas zu widerstehen, indes durfte man die Hoffnung hegen, daß die kräftige, unverwüstlich erscheinende Natur über alles hinweghelfen würde.

So nahm denn Dr. Hermann von Wissmann den ihm angetragenen Gouverneursposten für Deutsch-Ostafrika, auf dem seine Verehrer und Freunde ihn schon im Jahre 1891 zu sehen

Tafel 54.



Major von Wissmann auf der Jagd beim Reichskanzler Fürsten Hohenlohe.

gehofft hatten, an. Die Ernennung zum Kaiserlichen Gouverneur erfolgte im April 1895.

Nachdem Wissmann von seinem Wohnsitz, der Villenkolonie Grunewald, aus die für eine ersprießliche Wirksamkeit nötigen Verhandlungen mit der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes beendigt hatte, erfolgte seine Ausreise nach Ostafrika Anfang Juli 1895. Auf dieser Reise begleitete Frau Hedwig von Wissmann ihren Mann noch nicht; sie konnte erst einige Zeit nach der am Sedantage des genannten Jahres erfolgten Geburt des ältesten Kindes und einzigen Sohnes Hermann ihrem Gatten nach dem Felde seiner Wirksamkeit folgen. Aus diesem Grunde nahm der letztgenannte zur Repräsentation zunächst seine älteste Schwester Marie Wissmann mit; außer ihr befanden sich in der Begleitung des Gouverneurs bei der Ausreise nach dem Schutzgebiet sein Vetter, Oberleutnant der Kaiserlichen Schutztruppe, Victor von Wissmann, und der Bezirksrichter Dr. Raffel, der sich stets großer Sympathie und großen Vertrauens seitens Wissmanns erfreute.

Am 22. Juli erfolgte die Ankunft des neuen Gouverneurs im nördlichsten Hafenplatz des Schutzgebietes, Tanga, wo große, vom Bezirksamtmann Sigl und Baumeister Hoffmann, dem Leiter des Baues der Usambara-Bahn, veranstaltete Empfangsfeierlichkeiten stattfanden, ebenso wie tags darauf der so überaus beliebt gewordene frühere Reichskommissar mit ungekünstelter Freude und Herzlichkeit in Sansibar von allen dortigen Deutschen in sehr festlicher Weise begrüßt wurde.

Am 24. traf der Gouverneur am Gouvernementssitz in Daressalaam ein; hier meldete sich bei ihm sein bisheriger Vertreter, der Kommandeur der Kaiserlichen Schutztruppe, Oberstleutnant von Trotha. Bezeichnend für die Anschauungen Wissmanns sind die Worte, mit denen er sich am Tage der Ankunft in Daressalaam an die Europäer des Schutzgebietes wendete, Worte, die, weil sie das Programm des neuen Gouverneurs enthalten, nachstehend wiedergegeben werden mögen:

An die Europäer des Schutzgebietes.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt, habe ich mit dem heutigen Tage die Geschäfte des Gouvernements übernommen.

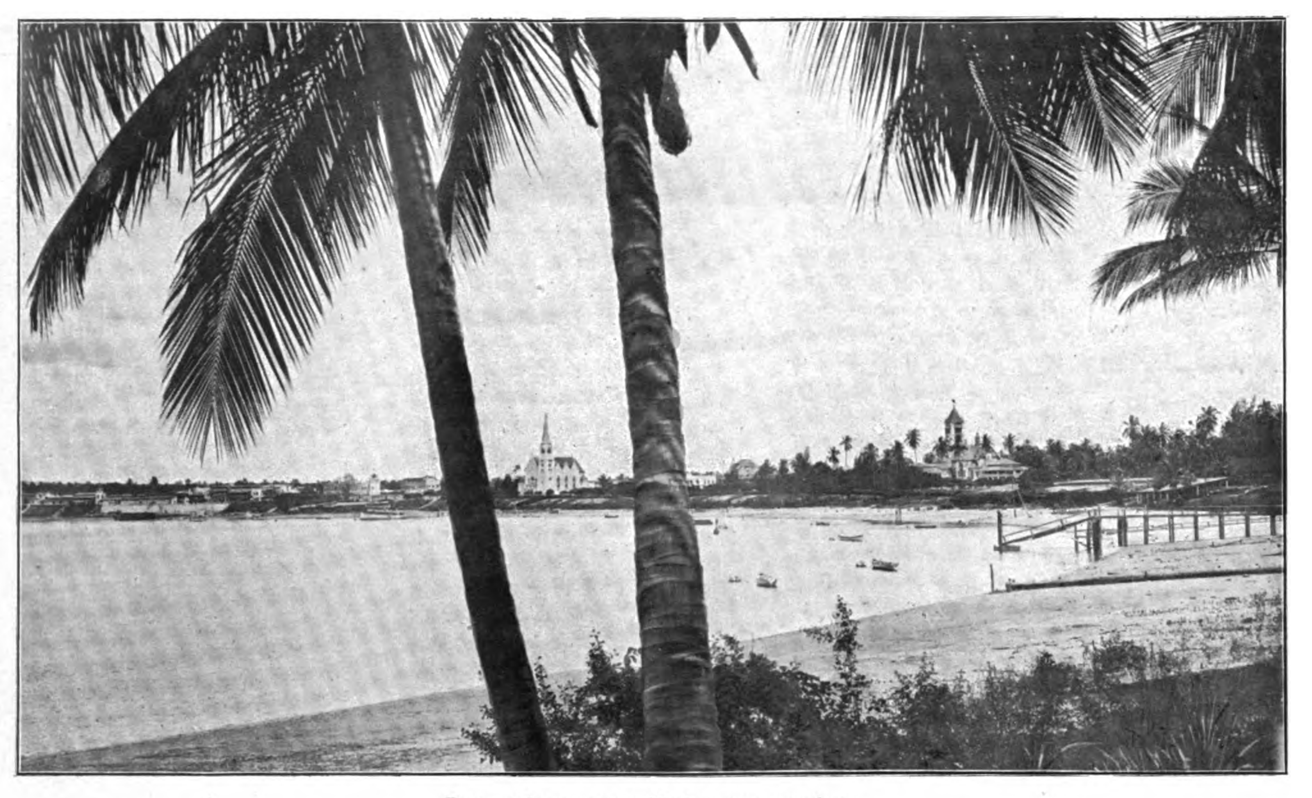
Ich nehme bei meinem Dienstantritt Veranlassung, in kurzem auf die Grundsätze hinzuweisen, nach welchen ich die Verwaltung des Schutzgebietes zu führen gedenke. Dieselben sind im wesentlichen durch die bisherige Entwicklung der Kolonie bestimmt. Der siegreichen Niederwerfung des Araberaufstandes, durch welche die deutsche Herrschaft im Schutzgebiete erst zur Anerkennung gebracht wurde, folgte die erste Einrichtung einer geordneten Verwaltung durch das erste Gouvernement. Die Wiederherstellung unseres durch den Untergang der Zelewskischen Expedition erschütterten Ansehens und die Befestigung und weitere Ausgestaltung der Verwaltung bildete die Aufgabe des zweiten Gouvernements. Hiernach erscheinen nunmehr die Grundlagen gegeben für eine umfassendere Inangriffnahme der eigentlich kolonialen Aufgabe der Verwaltung: wirtschaftliche Erschließung der Kolonie für das Mutterland, kulturelle Hebung der eingeborenen Bevölkerung.

Ich fordere alle, nicht nur Beamte und Offiziere, sondern ebenso Missionare, Pflanzer, Kaufleute, Techniker, kurz alle Europäer der Kolonie, ohne Unterschied ihrer Stellung oder ihres Berufes, auf, mich in Erreichung dieses Zieles nach Kräften zu unterstützen.

Die Verwaltungsbeamten insbesondere möchte ich daran erinnern, als ihre vornehmste Aufgabe stets die Förderung jeder wirtschaftlichen oder sonstigen kulturellen Bestrebung anzusehen und denselben die weitgehendste innerhalb der gesetzlichen Grenzen irgend zulässige Unterstützung zu gewähren. Die Verwaltung wird bei dieser Auffassung ihrer Bestimmung gegen die Gefahr, einem unfruchtbaren Bureaukratismus zu verfallen, am wirksamsten geschützt und damit zugleich zur Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe am besten befähigt sein.

Die Schutztruppe gedenke ich in der Art zu verwenden, daß dieselbe ihre Aufgabe, unsere kulturelle Arbeit zu sichern und zu schützen, jederzeit schnell und erfolgreich zu erfüllen vermag.

Eine besondere Gewähr für das Gelingen unserer Arbeit wird die Pflege treuer Kameradschaft bieten. Es erfüllt mich in dieser Beziehung mit besonderer Freude, noch manchen meiner früheren Beamten und Offiziere im Dienste der Kolonie wieder anzutreffen. Ich hoffe, daß das gute kameradschaft-



Daressalaam vom Hafen aus gesehen.

Phot. Vincenti, Daressalaam.

liche Verhältnis, wie es bestand, als ich die Kolonie dem ersten Gouverneur übergab, auch weiterhin unter uns zum gedeihlichen Gelingen unserer gemeinsamen Arbeit gewahrt werden möge.

Halten wir Deutsche in der Kolonie einmütig zusammen, stets eingedenk, daß es der Ehre und dem Wohl Deutschlands gilt, so wird der Erfolg auch nicht ausbleiben, und unsere Arbeit ihren Lohn in dem Dank des Vaterlandes und der Anerkennung unseres Allerhöchsten Herrn, des Kaisers finden.

Daressalaam, den 24. Juli 1895.

Der Kaiserliche Gouverneur.
gez. Dr. von Wissmann,
Major à la suite der Armee.

Seit Wissmann die Leitung der Verwaltungsgeschäfte im Jahre 1891 an den Gouverneur von Soden abgegeben hatte, war an diesem früher verhältnismäßig stillen Platz eine große Veränderung vorgegangen. Während vor dem deutsch-englischen Abkommen der Sitz der Verwaltung in Sansibar, der Schwerpunkt aber an der Küste in dem bedeutungsvollsten Festlandsplatze Bagamoyo lag, zwangen die Verhältnisse nachher dazu, das Schwergewicht nach dem mit gutem Hafen versehenen Daressalaam zu verlegen. Eine außerordentlich rege Bautätigkeit wurde unter dem Gouvernement von Soden hier entfaltet und hatte eine günstige Entwickelung in baulicher Hinsicht zur Folge. Die Leser ersehen aus den gebrachten Bildern den Unterschied von einst (1889) und jetzt (1895).

Über die Entwicklung des Schutzgebietes unter seinen Vorgängern sprach sich Wissmann selbst in kurzen Worten wie folgt aus:

„Es war von meinen Vorgängern eine geordnete Verwaltung geschaffen; es war für die Unterkunft der Europäer hervorragend gesorgt; es war vor allem — und ich muß das trotz der vielfachen Gegenansichten durchaus betonen — alles getan, um der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie Vorschub zu leisten." — Daß der Vorgänger Wissmanns, Gouverneur Oberst Freiherr von Schele, eine sehr wohl vorbereitete Strafexpedition für die Vernichtung der Zelewskischen Truppenmacht im Jahre 1891 gegen die Wahehe durchführte, war dem deutschen An-

sehen in Ostafrika förderlich gewesen. Gouverneur von Wissmann erkannte es an, daß ihm durch Freiherrn von Schele in ersprießlicher Weise vorgearbeitet war. Überhaupt war das Verhältnis der beiden aufeinanderfolgenden Gouverneure stets ein gutes und in jeder Beziehung kameradschaftliches, ebenso wie später das — es sei dies hier vorgreifend erwähnt — von Wissmann zu seinem Nachfolger von Liebert. Es ist aufgefallen, daß dem Gouverneur von Wissmann nicht, wie es bei seinem Vorgänger und später auch seinem Nachfolger, ja wie es sogar während des größeren Teils seiner Tätigkeit bei dem Gouverneur Freiherrn von Soden, der einen militärischen Rang als Offizier nie bekleidet hatte, der Fall gewesen war, das Kommando der Kaiserlichen Schutztruppe in Ostafrika übertragen war; und zwar fiel das beim Major von Wissmann um so mehr auf, als man in ihm den Schöpfer der Schutztruppe — mochte diese auch in manchen Beziehungen umgewandelt und anders organisiert sein — erblickte und als die große Masse des Volkes — wenn auch fälschlich, denn wir haben auseinanderzusetzen versucht, daß die organisatorischen Verdienste um die afrikanische Verwaltungstätigkeit Wissmanns seinen militärischen Verdiensten ganz gewiß die Wagschale halten — seine militärischen Erfolge obenan stellte. Der Grund dafür, daß unter dem Gouvernement Wissmanns eine Vereinigung der Gewalten nicht erfolgte, lag sicher zum Teil in Äußerlichkeiten, indem der damalige Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant von Trotha, als älterer Offizier, militärisch wenigstens, dem charakterisierten Major von Wissmann nicht unterstellt werden konnte. Es mag vielleicht auch die Erwägung hinzugetreten sein — wir wissen das naturgemäß nicht —, daß gerade bei dem in Ostafrika in so überaus hohem Ansehen bei Europäern und Eingeborenen als Beamter, Soldat, Forscher und als Mensch überhaupt stehenden Gouverneur von Wissmann eine Einbuße an Autorität durch Abzweigung der Kommandogewalt über die Truppe nicht eintreten konnte. Dazu kam, daß der Gouverneur die Verfügung über die Verwendung der Truppe selbstverständlich doch hatte. Das war aber auch so ziemlich das einzige und es wurde gerade bei Wissmann, der nicht allein durch die Gewichtigkeit seines Namens, sondern auch durch seine praktische Erfahrung,

Kenntnis der Personen und Verhältnisse und sein außerordentliches Geschick, den letzteren Rechnung zu tragen, alle anderen überragte, das Mißverhältnis zwischen den ihm organisatorisch zustehenden Befugnissen und der im Interesse des Ganzen erstrebenswerten Machtfülle bemerkt. Mußte man doch schon ganz abgesehen von der hier angezogenen Personalfrage, den in unserer Kolonialverwaltung vorhandenen Dualismus als schädlich erkennen, um so mehr, als nicht einmal in der Kolonialabteilung damals eine gemeinsame Spitze vorhanden war, sondern der Gouverneur dieser, die Schutztruppe aber dem Reichsmarineamt unterstand. Freilich erwiesen sich die damals bestehenden organisatorischen Bestimmungen in Bezug auf die Regelung der Befugnisse des Gouverneurs und Truppenkommandeurs und die ganze Organisation als verbesserungsbedürftig. Es ist denn auch allerdings erst ganz gegen das Ende der Gouvernementszeit Wissmanns die Schutztruppe vom Reichsmarineamt losgelöst und dem Reichskanzler unterstellt worden. Eine im Interesse der Sache liegende Vermehrung der Befugnisse der Gouverneure über die Schutztruppen trat erst im Jahre 1898 ein. Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit der bezüglichen organisatorischen Bestimmungen gehen, wie hier nebenbei erwähnt werde, in amtlichen und kolonialen Kreisen weit auseinander. Jedenfalls wird es oft schwer sein, die im Interesse des Ganzen zu erstrebende völlige Einheitlichkeit in den administrativen und militärischen Spitzen der Lokal- und Zentralverwaltung herzustellen. Unter diesen Umständen bildet die Besetzung der Stellen eine sehr wichtige Personalfrage, die um so schwieriger ist, als es nicht nur darauf ankommt, die durch ihre Tüchtigkeit geeigneten Personen auszusuchen, sondern auch solche, die bei dem nun einmal doch nicht ganz auszuschaltenden Dualismus durch ihren Charakter und ihr Wesen die Gewähr bieten, daß sie an die Regelung der Berührungs- und ev. Differenzpunkte mit Ruhe herantreten. Das ist an sich nicht immer leicht, noch schwerer aber in den Tropen, denn das Klima trägt zur Förderung der Nervosität leider oft ein gut Teil bei. —

Auch an Wissmanns Nerven machte sich die Einwirkung der außerordentlich langen Tropentätigkeit, der ungeheueren Last von Verantwortung und Sorge, die er stets zu tragen hatte,

sowie mehrfacher Erkrankungen fühlbar. Und doch versagten die Nerven unseres großen Afrikaners gerade in den Situationen am wenigsten, in denen das Vaterland auf Entschluß und Handeln des ersten Beamten der Kolonie einen besonderen Anspruch machte, desselben dringend benötigte, in schwierigen Lagen, wo ein ganzer Mann gebraucht wurde und schnelles Handeln erforderlich war. Da war unser Wissmann noch stets und alle Mal auf vollster Höhe. Er wußte da immer das Richtige zu treffen und Entschlüsse zu fassen, wie sie die Lage erforderte; da wurde nicht nach der Wilhelmstraße in Berlin geschielt, nicht bedacht, ob das da oder dort wohl angenehm oder unangenehm berühren könnte, keine Vertuschungs-, keine Streberpolitik getrieben — Streber und Schuster waren Wissmann selbst, nebenbei bemerkt, besonders unangenehm; die Spezies erkannte er bald und hielt sie sich fern —, sondern ein von Engherzigkeit und Kleinlichkeit freier, unabhängiger Geist überlegte, beschloß, befahl und handelte selbständig. Für alles übernahm er freudig die vollste Verantwortung. Ich möchte sagen, die Nerven Wissmanns spannten sich gerade da besonders straff, wo die der anderen hohen Beamten häufig versagen.

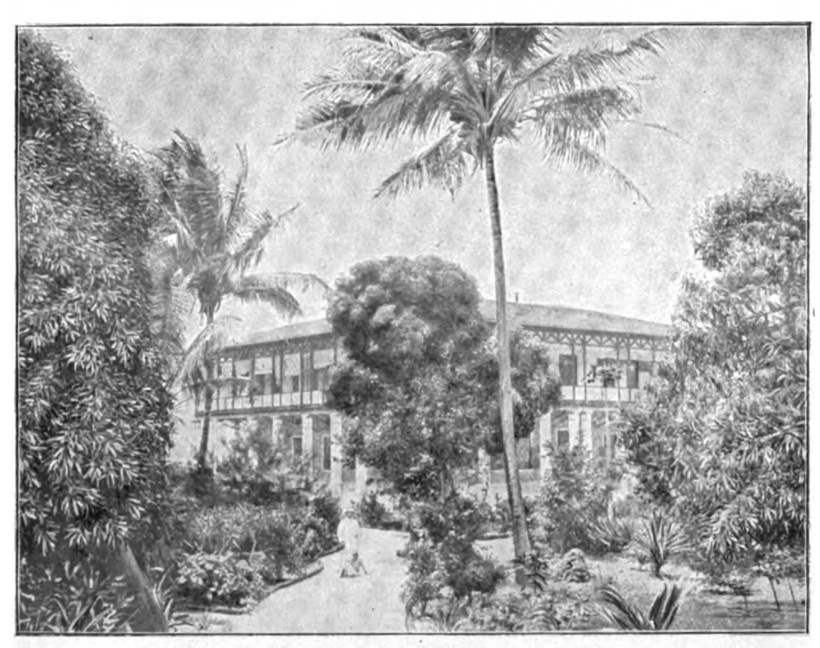
Ehe über die Entwicklung der Dinge während des Gouvernements von Wissmann in Deutsch-Ostafrika berichtet wird, möge kurz seine Stellungnahme zu den wichtigsten Verwaltungsfragen erwähnt werden.

Es war zunächst von großer Bedeutung die Regelung der Landfrage, die in der kurzen Zeit des Wissmannschen Gouvernements naturgemäß nicht definitiv erledigt, an deren Lösung aber doch zufolge der Initiative des Gouverneurs herangetreten wurde.

Unter dem 6. September berichtete Wissmann an den Kolonialdirektor über die zutage getretenen Mißstände. War doch in Usambara geradezu ein wildes Rennen und Jagen zum Ankauf von Land entstanden, hatten doch einige Leute Strecken von der Größe einzelner Herzogtümer angekauft! Solche Ankäufe hatten zum großen Teil den Charakter von Spekulationen und hielten die Gesamtentwicklung nur auf, statt sie zu fördern, da es oft denen, die wirklich die Absicht, Land in Kultur zu nehmen, hatten, den Landerwerb erschwerte und



Von der Seeseite.



Von der Landseite.

Die Gouverneursvilla in Daressalaam.
Phot. Vincenti, Daressalaam.

verteuerte. Der Gouverneur regte nun, da seine Befugnisse beschränkte waren, eine Regulierung der Landfrage von Berlin aus an.

Bis dahin hatte man im allgemeinen als Grundsatz anerkannt, daß ein Häuptling das unbebaute Land, das er als zu seiner politischen Einflußsphäre gehörig ansieht, als sein Privateigentum zu verkaufen oder zu verpachten berechtigt sei. Damit war man natürlich viel zu weit gegangen. Allerdings war es ja durchaus nötig, den Eingeborenen, die im Großen und Ganzen eine ganz unwirtschaftliche Art der Landbebauung betrieben und die in Kultur genommenen Strecken häufig wechselten, gegenüber liberale Grundsätze aufzustellen und sie nicht in der Auswahl des zu bebauenden Landes gar zu sehr zu beschränken und hierdurch ihre Unzufriedenheit zu erregen; aber man konnte doch insbesondere den Urwald, den die Plantagenunternehmer für sich mit Vorliebe und fast ausschließlich erwählten, als herrenloses und somit der Regierung gehöriges Land erklären. Durch Aufstellung eines solchen Grundsatzes erlitten die Eingeborenen keinen Nachteil, denn die Urwaldstrecken waren für diese nie von irgend welchem Vorteil gewesen; sie konnten sich mithin auch nicht geschädigt fühlen, und es war daher eine ungünstige politische Wirkung der Maßnahme nicht zu befürchten.

So wurden denn durch Allerhöchste Verordnung vom 26. November 1895 entsprechende Grundsätze über die Schaffung und Besitznahme von Kronland in Deutsch-Ostafrika fixiert und somit dem Gouverneur die von ihm gewünschte Möglichkeit gegeben, die Landverteilung und den Ländererwerb in wirtschaftlich richtige Bahnen zu lenken und der schädlichen Landspekulation entgegenzuarbeiten.

Zu einem Abschluß in der Frage zu gelangen, war bei der Kürze der Zeit seiner Diensttätigkeit Wissmann selber naturgemäß nicht vergönnt. Er hat aber in der Frage, der er als weitsichtiger, praktischer Mann das größte Interesse entgegenbrachte, vorbereitend gewirkt.

Das Gleiche muß von ihm mit Bezug auf die wichtige Frage der Besteuerung der Eingeborenen gesagt werden. Die sehr einschneidende, von ihm als praktisch und in gewissen Grenzen als durchführbar erkannte Maßnahme der Einführung einer

Hüttensteuer bereitete Wissmann während seiner Gouverneurszeit vor, während es seinem Nachfolger, dem General von Liebert, vorbehalten blieb, dieselbe faktisch zur Anwendung und in gewissen von ihm als richtig erkannten Grenzen zur Durchführung zu bringen.

Wissmann ging bei der Einführung der Steuer von dem Grundsatz aus, daß erstens den Eingeborenen durch die Auferlegung einer Pflicht auch äußerlich die Tatsache unserer Herrschaft zu Gemüte zu führen sei; ferner war er der Ansicht, daß, wenn bei Einführung der Abgaben mit der nötigen Vorsicht und Umsicht vorgegangen und bureaukratische Engherzigkeit beiseite gelassen werde, die Eingeborenen, die damals schon sehr gut einsahen, daß sie nicht zu unterschätzende Vorteile unter unserer Herrschaft genössen, ganz willig die Steuer entrichten würden, sofern die Maßregel auf den wirklichen Macht- und Einflußbereich der Stationen und Bezirksämter vornehmlich an der Küste beschränkt bliebe.

Wissmann selbst sprach sich in einem Vortrag über die Frage der Besteuerung der Eingeborenen wie folgt aus:

„Die Hauptbedingung, der gute Wille der Eingeborenen, ist da, und mit Erhaltung dieses muß nun die weitere Erziehung vorsichgehen, nicht übereilt, sondern langsam und ruhig.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, ob ich denn glaube, bei der von mir angeregten Einführung direkter Steuern bei den Eingeborenen diesen guten Willen erhalten zu können? Ich kann dies aus voller Überzeugung bejahen. Der Eingeborene hat überall jetzt eingesehen, daß wir für ihn sorgen, daß die Truppe jetzt nur noch zu seiner Sicherung da ist, daß wir Stationen bauen, Verkehrswege anlegen, um für die Bevölkerung Ruhe und Ordnung zu schaffen, daß wir ihm in Hungersnot helfen, daß wir ihn unterstützen, wo wir können.

Es ist dem Eingeborenen viel verständlicher, für unsere Leistungen eine Gegenleistung zu gewähren, als alle diese Wohltaten frei hinzunehmen.

Ich erinnere, daß in Afrika niemand etwas schenkt, ohne ein mindestens ebenso wertvolles Gegengeschenk zu erwarten, und daß das Ausbleiben eines solchen sehr häufig Grund zu Streit und Krieg gewesen ist.“ —

Daß der vorzügliche Kenner des Wesens und Denkens

der Eingeborenen, indem er diese Ansicht ausspricht, ein wenig in einen ihm sonst gänzlich fremden Optimismus verfallen ist, will mir allerdings möglich erscheinen.

Es ist unter dem Gouverneur von Liebert, der bei Ausführung der Maßnahme eine dringend gebotene Zurückhaltung bewahrte, die Einführung der Steuer ohne ernsthafte, die Verwaltung und Kulturarbeit störende Erregung seitens der Eingeborenen vor sich gegangen, wenngleich die Menschen im schwarzen Erdteil sich ebensowenig erfreut zeigten, wie die Leute hier zu Lande, sobald es ans Bezahlen, namentlich das von Steuern, geht.

Ein besonderes Interesse wandte Gouverneur Dr. von Wissmann der Erhaltung des Wildstandes in Ostafrika zu, und das mit Recht, denn in ihm liegt ein Teil der Zukunft, des Wertes des Landes begründet.

Zu seinen zum Schutze des Wildstandes getroffenen Maßnahmen gehört die Einführung des Zwangs zur Lösung von Jagdscheinen für Europäer, soweit sie überhaupt die Jagd ausüben, und die Berufsjägern und Sportexpeditionen, welche letzteren insbesondere in Südafrika den Wildstand ungeheuer geschädigt, in einzelnen Gegenden geradezu vernichtet hatten, auferlegte Verpflichtung zur Entrichtung hoher Abgaben. Besondere Beträge, so wurde weiterhin bestimmt, waren außerdem zu zahlen bei Erlegung von Elefanten, deren Schutz da, wo sie überhaupt noch vorkamen, sich Wissmann besonders angelegen sein ließ.

Daß diese Bestimmungen nicht in erster Linie von den Gefühlen des Jägers, sondern von der Sorge des in die Ferne und die Zukunft blickenden Verwaltungsbeamten diktiert waren, ist selbstverständlich; wird doch auch der passionierteste, ja sogar der einseitigste Jäger kaum verlangen, daß die Fürsorge für das Weidwerk in den Schutzgebieten auch nur annähernd in einem Atem mit den Maßregeln zur Förderung der Landeskultur und des Handels genannt werde. Daher war es ja auch ganz selbstverständlich, daß in den zum Jagdschutz getroffenen Bestimmungen Wissmanns die Ausnahmen bezeichnet wurden, in denen die Erlegung von Tieren auch ohne Gebühr gestattet war; in erster Linie war das natürlich bei Schadwild der Fall, ferner da, wo die Jagd die einzige Möglichkeit zur Ernährung

bot, und schließlich wurde der Tierfang, so weit solcher zum Nutzen der Wissenschaft erfolgte, gestattet.

Es mögen nachstehend die Bestimmungen der Wissmannschen Verordnung betreffend die Schonung des Wildstandes in Deutsch-Ostafrika vom 7. Mai 1896 Platz finden.

§ 1.

„Ein jeder, welcher die Jagd ausüben will, bedarf eines für das ganze Schutzgebiet gültigen, auf ein Jahr und die Person von einem Bezirksamtmann oder Stationschef ausgestellten Jagdscheines.

§ 2.

Für die Ausstellung des Jagdscheines ist von Europäern eine Gebühr von 20 Rupien zu erlegen, welche zur Hälfte dem Gouvernement, zur Hälfte der Bezirks- bezw. Stationskasse zufließt.

§ 3.

Nichteingeborene, welche die Jagd berufsmäßig betreiben oder mit einer zur Ausübung des Jagdsportes ausgerüsteten Expedition ins Innere gehen, zahlen als Jagdgebühr für jeden nicht eingeborenen Jagdteilnehmer 500 Rupien.

§ 4.

Für Eingeborene beträgt die Jagdscheingebühr 5 Rupien; betreiben dieselben die Jagd auf Elefanten oder Nashorne berufsmäßig, so haben sie für die Erteilung des Jagdscheines 500 Rupien, oder, wenn sie nur Nashorne jagen wollen, 200 Rupien zu entrichten.

§ 5.

Eines Jagdscheines bedarf es nicht, wenn die Jagd lediglich zu dem Zwecke ausgeübt wird, bei Nahrungsmangel auf dem Durchmarsche Fleisch zu gewinnen.

Doch soll der Karawanenführer gehalten sein, der nächsten auf dem Marsche berührten Behörde unter Glaubhaftmachung der Notwendigkeit und Angabe der geschossenen Stücke nach Ort und Zahl Anzeige zu machen.

§ 6.

Eines Jagdscheines bedarf es ferner nicht zum Abschusse

von Wild, welches auf bebautes Land übergetreten ist, soweit der Zweck, Wildschaden zu verhüten, den Abschuß erfordert.

Jedoch soll die Genehmigung des Bezirksamtmanns bezw. Stationschefs eingeholt werden.

§ 7.

Ferner können ohne Jagdscheine jederzeit abgeschossen werden: Affen, alles Raubzeug, Wildschweine, sämtliche Vögel mit Ausnahme der Strauße und Kranichgeier (Sekretäre), Kriechtiere.

§ 8.

Verboten ist die Jagd auf:

Alles Jungwild, Kälber, Fohlen, auf junge Elefanten, soweit sie zahnlos sind oder das Gewicht des einzelnen Zahnes 3 kg nicht erreicht, auf weibliches Wild, soweit es als solches erkennbar ist, mit Ausnahme der im § 7 genannten Arten.

§ 9.

Der Einfang junger Tiere zum Zweck der Einlieferung an zoologische Gärten und wissenschaftliche Institute ist gestattet. Wird derselbe gewerbsmäßig betrieben, so bedarf es der Lösung eines Erlaubnisscheines gegen eine in jedem Falle zu vereinbarende Gebühr. Die Erlaubnis kann rückgängig gemacht werden, wenn die Ausübung eine erhebliche Schädigung des Wildstandes zur Folge hat. In schweren Fällen treten die Strafbestimmungen des § 14 in Kraft.

§ 10.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Kaiserlichen Gouverneurs ist ferner verboten die Jagd auf Zebras im Bezirke Moschi, Elenn-Antilopen, Giraffen, Büffel, Strauße und Kranichgeier.

§ 11.

Verboten sind ohne ausdrückliche Genehmigung: Netz-, Feuer- und größere Treibjagden. Im Falle von Gefahr erheblichen Wildschadens im Verzuge kann die Genehmigung auch von den Bezirksamtmännern und Stationschefs vorläufig erteilt werden.

§ 12.

An Schußgeldern werden von Nichteingeborenen erhoben:

100 Rupien für jeden ersten und 250 Rupien für jeden ferneren zur Strecke gebrachten Elefanten,

50 Rupien für jedes erste und zweite, und

150 Rupien für jedes fernere zur Strecke gebrachte Nashorn.

§ 13.

Es wird vorbehalten, besondere Jagd- und Waldreservationen mit besonderen Bestimmungen zu schaffen.

§ 14.

Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen dieser Verordnung werden mit Geldstrafe von 50 bis 1000 Rupien oder im Falle einer Abgabenhinterziehung mit dem 5- bis 25fachen der hinterzogenen Gebühr bestraft.

Sämtliche auf Grund dieser Verordnung erhobenen Gebühren oder verhängten Strafen fließen zur Gouvernementskasse, soweit nicht in der Verordnung selbst anders verfügt ist. (§ 2.)

Zu Unrecht abgeschossenes Wild oder Teile von solchen (Zähne, Hörner, Felle usw.) ist zugleich zu beschlagnahmen.

Auch kann im Wiederholungsfalle die Jagdberechtigung auf Zeit oder dauernd entzogen werden."

Unter dem gleichen Datum erschien ein Runderlaß des Gouverneurs, in dem er die von ihm getroffenen Maßnahmen begründet und die sehr wichtige Schaffung von Wildreservationen anordnet. Auch diesen Erlaß führen wir hier an. Derselbe lautet:

„Zur Schonung des Wildstandes in Deutsch-Ostafrika und zur Vermeidung des Aussterbens vieler Wildarten, welches unter den bisherigen Verhältnissen in nicht allzu langer Zeit mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen ist, habe ich mich veranlaßt gesehen, unter Aufhebung der nur für den Bezirk Moschi gültigen Verordnung vom 23. Februar 1891 die anbei folgende Verordnung vom 7. Mai 1896 zu erlassen. Die darin enthaltenen Bestimmungen sind derartig gehalten, daß die Bodenkultur unter allen Umständen geschützt ist, und auch den be-

sonderen afrikanischen Verhältnissen nach Möglichkeit Rechnung getragen wird.

Ich verkenne nicht, daß die Durchführung der Verordnung, insbesondere soweit sie sich auf Eingeborene erstreckt, in der ersten Zeit auf einige Schwierigkeiten stoßen wird, ich möchte indessen die Tatsache hervorheben, daß § 4 der genannten Verordnung im Bezirke Moschi bereits seit längerer Zeit in voller Wirksamkeit gewesen ist, indem berufsmäßige eingeborene Elefantenjäger willig und gern 500 Rupien jährlich für die Berechtigung zur Ausübung der Jagd bezahlt haben. Auch liegt es auf der Hand, daß durch einige Bestimmungen jener Verordnungen dem Einzelnen gewisse Einschränkungen auferlegt werden; ich erinnere indessen daran, daß wir die Pflicht haben, an die späteren Generationen zu denken und diesen die Möglichkeit zu erhalten, Anregung und Erholung bei Ausübung der afrikanischen Jagd auch in zukünftigen Zeiten zu finden.

Meine Absicht ist es ferner, in besonders wildreichen Gegenden als Zufluchts- und Erholungsort des Wildes Jagdreservationen zu schaffen, in welchen nur mit vorheriger ausdrücklicher Genehmigung des Kaiserlichen Gouvernements gejagt werden darf. Diese Einrichtung erfolgt zugleich im Interesse der Wissenschaft, um hierdurch einzelne selten gewordene Wildarten möglichst lange in Ostafrika zu erhalten. Die Bezirksämter und Stationen ersuche ich ergebenst, in den unterstellten Bezirken 1—2 besonders gute Wildgegenden mir namhaft zu machen, welche sich als derartige Reservate eignen würden, deren Ausdehnung derart zu bemessen ist, daß das Terrain nach jeder Himmelsrichtung sich mindestens 10 Wegestunden weit erstreckt. Auch bitte ich, wenn möglich, ein Flußpferdreservat namhaft zu machen, und zwar in einer solchen Gegend, wo die Flußpferde den Anpflanzungen keinen Schaden antun können.

Als Jagd-Reservate bestimme ich schon jetzt:

1. Das Terrain, welches im Norden begrenzt ist durch die Landschaft Rubehobeho, im Westen durch den Anstieg auf das Khutu-Plateau (scharf gekennzeichnet durch die von Kisaki in nord-südlicher Richtung bis zum Rufiji sich erstreckende Hügelkette), im Süden durch den Rufiji bis Mtemere (Ram-

saysche Karte), im Osten einschließlich der Steppenseeen bis zu dem Orte Mserakera (Kiepertsche Karte).

2. Das Gebiet westlich des Kilima-Ndjaro, im Süden begrenzt durch die Meru-Berge, im Westen durch das Ololboro-Matiom-Gebirge, im Norden durch die deutsch-englische Grenze. —

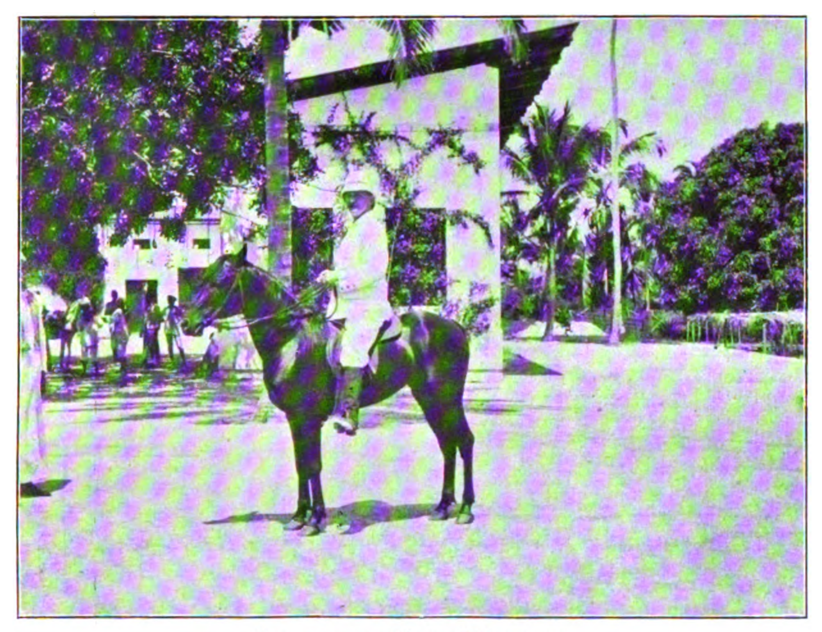
Ich würde es außerdem anerkennen, wenn es einer Station gelänge, folgende Wildarten einzufangen und zu domestizieren:

Zebras, speziell auch zur Kreuzung mit Maskat- und anderen Eseln bezw. Pferden, Strauße, Hyänenhunde zur Kreuzung mit europäischen Jagdhunden, Gephard (Jagdleopard)."

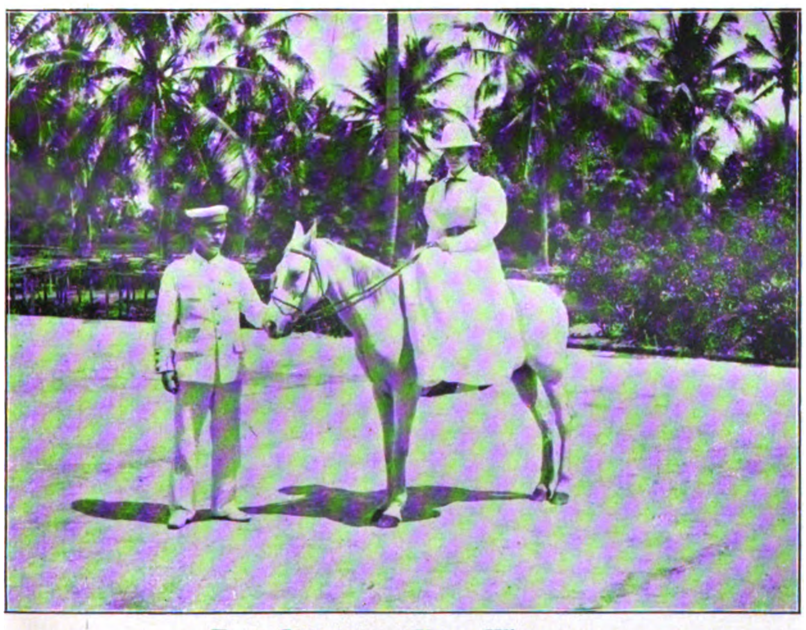
Mit Bezug auf die übrige Verwaltung waren dem Gouverneur enge Grenzen durch die geringen zur Verfügung stehenden Mittel gesteckt. Solche, die mit den Verhältnissen der Kolonialverwaltung nicht genügend vertraut waren, hatten zu große, gar nicht realisierbare Hoffnungen auf das Gouvernement Wissmanns gesetzt. Auch eine andere Verteilung der Machtmittel war von ihm erwartet worden, nachdem der erste Gouverneur von dem unter dem Reichskommissariat so sehr bewährten Wissmannschen System der Kräfteverteilung und Kräfteverwendung abgegangen war; diese Hoffnungen und Erwartungen zu erfüllen war indes Major Dr. von Wissmann ebenso wenig in der Lage, wie sein Vorgänger.

Wissmann hatte mit folgender durch die Entwicklung der Verhältnisse seit dem Reichskommissariat geschaffenen charakteristischen Sachlage zu rechnen:

Durch die Vernichtung des weitaus größten Teiles der Zelewskischen Expedition durch die Wahehe im Jahre 1891, allerdings eine der empfindlichsten Niederlagen, die wir im Laufe der Zeit in unseren Kolonien erlitten haben, glaubte der damalige Gouverneur, in dessen Wesen es im übrigen ganz und gar nicht lag, in schwierigen Lagen nervös zu werden, mit einem Schein, aber auch nur einem Schein von Recht, den Beweis erbracht zu sehen, daß die Wissmannsche Einrichtung eines starken für militärische Unternehmungen in Bereitschaft stehenden Expeditionskorps von Übel sei und in ihr die Schuld an der Katastrophe liege, da das Vorhandensein eines solchen Expeditionskorps nur zu Unternehmungen anreize, die besser zu vermeiden seien, weil sie leicht Rückschläge mit sich bringen



Gouverneur H. v. Wissmann.



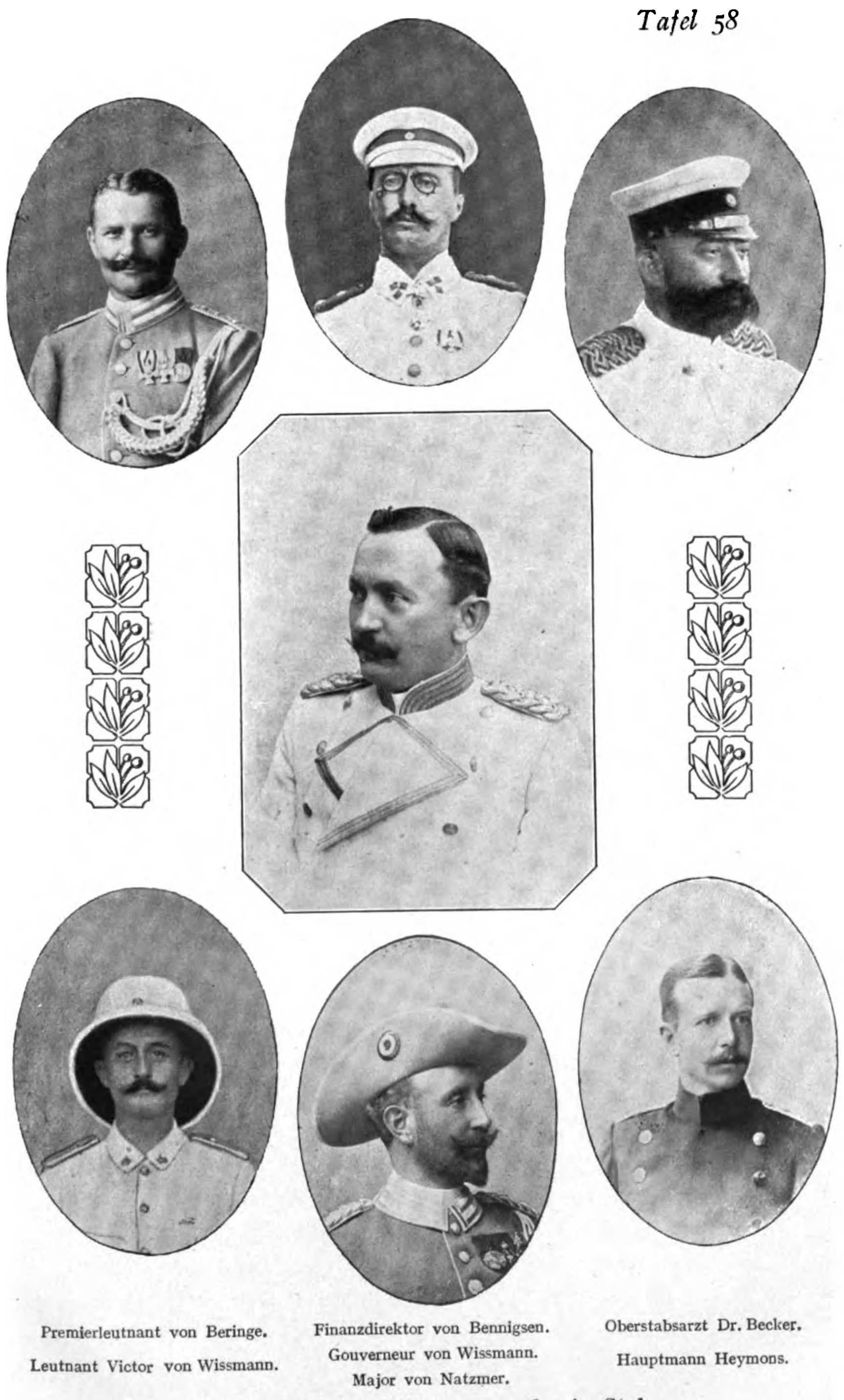
Frau Gouverneur H. v. Wissmann.
Phot. Vincenti, Daressalaam.

könnten. Das wäre richtig, wenn wirklich mit dem Expeditionskorps leichtfertige Züge unternommen würden, mit ihm eine nicht nötige, besser zu vermeidende Einmischung in Gegenden, wo dringende Interessen nicht zu schützen sind, erfolgte. Daß solches aber nicht geschieht, dafür zu sorgen sind schließlich die Gouverneure da, wenn etwa der Eifer namentlich der jüngeren Offiziere oder deren Sucht nach militärischen Lorbeeren mit dem Interesse der Verwaltung kollidiert. Natürlich wenn wir keine Expeditionstruppe haben, kann diese auch keine Niederlage erleiden, ebenso wie wir zu Zeiten, wo wir Kolonien nicht besaßen, keine Eingeborenenaufstände in denselben niederzuwerfen brauchten! —

Nach der damaligen Katastrophe war es zweifellos angebracht, in eine genaue Prüfung der Umstände einzutreten, die die schwerste Niederlage, welche die Ostafrikanische Schutztruppe überhaupt von Anfang an bis auf den heutigen Tag erlitten hat, gezeitigt haben, aber keinesfalls war es zweckmäßig, kurzer Hand das Kind mit dem Bade auszuschütten, und an die Auflösung des ja durch die Verluste ungeheuer reduzierten Expeditionskorps zu gehen, während die Verstärkung desselben geboten war. Der erste Gouverneur des Schutzgebietes aber hatte es entgegen dem Rat insbesondere der aus der Wissmannschen Truppe in die Kaiserliche Schutztruppe übernommenen Offiziere, darunter seines damaligen militärischen Beirats, für geboten gehalten, sämtliche überhaupt vorhandenen Truppen in einzelnen Stationen, darunter einer Reihe von ihm neu begründeter, festzulegen. Diese Maßnahme hat sich, wie die Entwicklung der Dinge gezeigt hat und dem Gouverneur von den Kennern der Verhältnisse vorausgesagt wurde, als eine falsche, für die Entwicklung des Schutzgebietes schädliche erwiesen. Denn die Maßnahme lief darauf hinaus, an einzelnen Stellen, an denen Stationen neu errichtet waren, politische Interessen für uns künstlich zu schaffen, während wirkliche wirtschaftliche Interessen dort absolut nicht vorhanden waren; das hat sehr geschadet, zumal die Besatzungen eben sich zum Teil als zu schwach erwiesen, als daß sie eine dominierende Stellung hätten einnehmen und wahren können; von den Stationen waren einige Selbstzweck geworden, anstatt ein Mittel zum Zweck des wirtschaftlichen Fortschritts, der wirt-

schaftlichen Ausnutzung zu bilden. Und schließlich konnte der Gouverneur, selbst wenn die lokale Kolonialverwaltung auch bereit gewesen wäre, sich ins Mauseloch zu verkriechen, es doch nicht verhindern, daß anderweit Schwierigkeiten entstanden, die ein Einschreiten der Truppe nötig machten. Im Gegenteil gerade jetzt, als die Eingeborenen sahen, die Deutschen haben keine Soldaten in steter Bereitschaft — denn so dumm, das nicht zu erkennen, waren sie nicht —, wurden sie erst recht dreist und forderten uns stellenweise geradezu heraus oder bedrängten diejenigen, die wir zu schützen hatten. Und wo war nun die nach bewährtem Wissmannschen Rezept (— denn die eine, wenn auch riesengroße Katastrophe bewies noch lange nicht das Gegenteil!) sonst stets bereit gehaltene Expeditionstruppe? Jetzt war es vielmehr erforderlich, zu den eben doch nicht zu vermeidenden Unternehmungen die Soldaten von hier und da notdürftig zusammenzustoppeln, und eine aus allen Richtungen zusammengelesene Truppe zu formieren. Diese Verhältnisse haben denn auch eine Reihe von Mißerfolgen gezeitigt, die aber einzig und allein in dem bezeichneten System begründet lagen.

Selbstverständlich erkannte Hermann von Wissmann die Unzweckmäßigkeit des neu eingeschlagenen Systems; bereits sein direkter Vorgänger im Gouvernement hatte, soweit die Mittel reichten, dasselbe zu verändern versucht. Die früheren Verhältnisse aber herzustellen war ohne daß erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt wurden, ein Ding der Unmöglichkeit. Solches konnte nur geschehen durch Einziehung eines Teiles der neu begründeten Stationen, so weit diese nicht rein wirtschaftlichen Zwecken und Zielen dienten oder durch erhebliche Neuanwerbungen geeigneter Soldaten. Das erstere war auch für einen mit den unter dem ersten Gouverneur getroffenen bezüglichen Maßnahmen unzufriedenen Leiter der Verwaltung, selbst wenn seine Befugnisse so weit reichten, das, was einer der Vorgänger getan und eingerichtet hatte, einfach kurzer Hand abzuschaffen und zu beseitigen, nicht ohne weiteres möglich, denn die Entfernung einer an irgend einem passenden oder unpassenden Platz einmal etablierten Macht wäre von den Eingeborenen als Schwäche angesehen und so das Ansehen der Regierung geschädigt worden;



Premierleutnant von Beringe. Finanzdirektor von Bennigsen. Oberstabsarzt Dr. Becker.

Leutnant Victor von Wissmann. Gouverneur von Wissmann. Hauptmann Heymons.

Major von Natzmer.

Gouverneur von Wissmann und sein Stab.

der letztere Modus aber, die Verstärkung der Truppe bis zu einer Zahl, die die dauernde Formierung eines ausreichenden Expeditionskorps Gewähr leistete, war deswegen ausgeschlossen, weil die Zentralverwaltung die beträchtlichen hierfür nötigen Mittel nicht zur Verfügung hatte, da solche von der damals durch trübe Erfahrungen und Schaden in den Schutzgebieten noch nicht hinreichend gewitzigten Volksvertretung nicht zu erlangen waren. War man doch hier und da selbst in kolonialen Kreisen der Ansicht, daß mit fortschreitender Regelung der Verwaltung die Truppe verringert werden könne, während genau das Gegenteil zutrifft! —

Daß Wissmann gleich seinem Amtsvorgänger, Freiherrn von Schele, der tatsächlich eine allerdings nur geringe Vermehrung der Truppe erwirkt hatte, den Versuch machte, die Schutztruppe ausreichend zu verstärken, ist aus den Konzepten zu seinen Berichten und Briefen an den damaligen Kolonialdirektor zu ersehen. Leider hatten auch seine Bestrebungen den gewünschten Erfolg nicht.

Aus der Zahl der Beamten des Gouvernements und den Offizieren der Schutztruppe, die zu ihm in besonders nahen dienstlichen oder persönlichen Beziehungen standen, sind außer dem ständigen Vertreter des Gouverneurs und Kommandeurs der Schutztruppe, Oberstleutnant von Trotha, zu nennen der ebenfalls zeitweilig zur Vertretung des Gouverneurs berufen gewesene, von Wissmann wegen seiner hervorragenden Sachkenntnis und Diensttüchtigkeit aufs höchste geschätzte Finanzdirektor von Bennigsen, der Chefarzt der Truppe, Oberstabsarzt Dr. Becker, der nicht nur als Arzt hervorragend tätig war und organisatorisch wirkte, sondern auch durch 11 jährige ostafrikanische Dienstzeit sich eine sehr gründliche Kenntnis auch der politischen Verhältnisse erwarb, Regierungsrat Dr. Bumiller, der während der Monate September 95 bis November 95 wiederum in Ostafrika war, der zum Gouvernement kommandierte, Wissmann persönlich sehr angenehme und als treuer Arbeiter sehr wertvolle Hauptmann Heymons und Oberleutnant von Beringe als Adjutant des Gouverneurs, sowie der Oberführer der Schutztruppe Major von Natzmer.

Von ganz besonderem Wert war für den Gouverneur, solange seine Frau noch in der Heimat weilte, die Anwesenheit

seiner Schwester Marie, die ihn bei den Repräsentationspflichten ebenso wie sein Vetter Victor von Wissmann, dem außer dem persönlichen Dienst beim Gouverneur noch die Führung einer Kompagnie oblag, aufs hingebendste unterstützte. Fräulein Marie Wissmann hat dank ihrer rührenden Gewissenhaftigkeit und des Eifers, mit dem sie ihrem Bruder zur Seite stand, sich den Dank und die Verehrung aller derer erworben, die sie im Gouvernementsgebäude walten sahen. Dort gab es reichlich zu tun. Wenn der Gouverneur von Wissmann in Daressalaam war, dann übte er eine Gastfreiheit, die wohl ihresgleichen nicht hat, da er bei der Erfüllung dieser seiner vermeintlichen Pflichten nicht die geringste Rücksicht auf seinen Geldbeutel und seine Gesundheit nahm. Stets wurden die gesamten Offizierkorps der deutschen und fremden Schiffe eingeladen, alle paar Tage wurden die Herren Daressalaams zum Frühstück oder Essen geladen, fast regelmäßig gab die Ankunft des deutschen Postdampfers Gelegenheit zu einer größeren Festlichkeit. Dazu kam, daß Wissmann diejenigen Persönlichkeiten, die sonst nach Daressalaam kamen, soweit er mit ihnen zu tun hatte, wie Missionsbischöfe, Konsuln usw., tage- und wochenlang bei sich aufnahm, und daß während dieser Zeit nicht gespart werden durfte, sondern alles, wie sich der Gouverneur ausdrückte, immer tip-top sein mußte. Bumiller, Heymons, Victor von Wissmann verkehrten stets wie Kinder des Hauses beim Gouverneur; der letztgenannte von den dreien schreibt mir: „Man mußte sich bei Hermann als pater familias entschuldigen, wenn man aus irgend einem Grunde in der Messe eine Mahlzeit einnehmen wollte"; Victor von Wissmann stellt aus seinen Büchern fest, daß der Gouverneur im ersten halben Jahre rund 25000 Rupien allein für Repräsentation ausgegeben hat. Sein Hauptvergnügen waren Segelfahrten, bei denen seine Sicherheit und Geschicklichkeit in dieser Kunst allgemein bewundert wurde; er hatte durch diese das Interesse am Segelsport so gehoben, daß Segelregatten abgehalten werden konnten, ebenso wie auch hin und wieder Pferderennen stattfanden, überhaupt in jeder Weise auch durch gemeinsame Partieen zu Lande und zu Wasser eine anregende, abwechselnde Geselligkeit gepflogen wurde, eine Geselligkeit, deren Hauptreiz in der Art des Verkehrs und

der nicht allein freundlichen, sondern sogar herzlichen Tonart bestand, die der höchste Beamte der Kolonie mit seinen Untergebenen, mochten diese höher oder niedriger stehen, unterhielt.

Mit dem Vorstehenden soll nicht gesagt werden, daß ohne die Wissmannsche Art der Repräsentation in Deutsch-Ostafrika nicht auch eine würdige Vertretung zu denken ist, aber es erscheint doch angebracht, die sympathischen, aus dem Wesen des Gouverneurs entsprungenen Gewohnheiten, die der ganzen Stellung Deutschlands in Ostafrika zweifellos nützten, zu erwähnen.

Es möge hiernach der Gang der Ereignisse unter dem leider nur zu kurzen Gouvernement Wissmanns angeführt werden. —

Bald nach seinem Dienstantritt unternahm Wissmann eine Reise zur Besichtigung nach dem Norden des Schutzgebietes. Auf dieser wurde zunächst eine bei Muoa, dem nördlichsten größern Ort an unserer Küste, angelegte Kokosnußpflanzung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft besichtigt; weiterhin kamen die um Tanga und an der Usambarabahn angelegten Pflanzungen an die Reihe. Vom Endpunkt der von Tanga aus damals 38 km ins Innere führenden Bahnlinie aus ging es über die Missionsstation Magila nach dem Gebirgsstock von Usambara. Interessant war hier auf der Reise zum Besuch der Plantagen Derema und Nguelo für den Gouverneur der Gebirgsurwald, der das ganze Handeigebirge bedeckt; er fand einen auffallenden Unterschied zwischen diesem und den großen Gallerie- und Urwäldern im Kongobecken, welche letzteren viel dichter und dunkler sind als die dem Gouverneur nur hochwaldähnlich erscheinenden Urwälder Usambaras, die ihn an die Wälder der Südabhänge des Himalaja erinnerten, die er auf seiner indischen Reise nach Beendigung der Dampferexpedition gesehen hatte. Die eingehende Besichtigung der neuangelegten Pflanzungen regte den Gouverneur dazu an, anzuordnen, daß die Kämme der Bergrücken bis zu einem gewissen Grade, daß Hänge über einen gewissen Winkel hinaus nicht abgeholzt werden dürfen und daß in den Talniederungen Waldgürtel in gewissen Entfernungen voneinander senkrecht zur Tallinie stehen gelassen

würden, da diese Maßnahmen nötig erschienen, die ersteren zur Erhaltung der Feuchtigkeit, die letztere hauptsächlich zum Schutz gegen Winde.

Auf dem Marsche nach der Küste, die wieder in Pangani erreicht wurde, besuchte Wissmann die Tabakspflanzungen in Lewa und die Kaffee- und Baumwollplantagen von Kikogwe und Buschirihof, dem einstigen Besitz des Rebellenführers. Die Pflanzungen hatten zum Teil schwere Krisen durchzumachen gehabt, indem die Hemileia den Kaffeepflanzen gefährlich geworden war, für den Tabakbau aber überhaupt der Boden sich nicht als geeignet erwiesen hatte. Erfreulich waren hingegen die Fortschritte, die der Leiter der Pflanzung Kikogwe, der in Ostafrika praktisch sehr erfahrene Pflanzer Lauterborn in der Lösung der Arbeiterfrage dadurch gemacht hatte, daß es ihm gelungen war, 300 Waniamwesifamilien in und um seine Plantage herum anzusiedeln. Diesen Erfolg hatte er der richtigen Behandlung der Leute und dem Vertrauen zu verdanken, welches gerade die Waniamwesi, wie wir bereits in einem früheren Kapitel erwähnten, der deutschen Verwaltung entgegenbrachten. Von Wert für den Wirtschaftsbetrieb waren auch die von Lauterborn vorgenommenen Kreuzungen zwischen Maskat- und Ostafrika-Eseln, da sich das Züchtungsprodukt nicht nur als zu Reit-, sondern auch zu Arbeitszwecken sehr brauchbar erwies; in gleicher Weise gelang es dem genannten Pflanzer, das eingeborene Vieh mindestens ebensogut zur Arbeit mit dem Pfluge und zum Ziehen in Karren abzurichten, als dies mit indischem Vieh geschieht.

Auf der Reise nahm der Gouverneur noch Veranlassung, die Zuckerfelder des Panganitals und die dortigen Etablissements der Araber zur Verwertung des Zuckerrohrs in Augenschein zu nehmen. Galt es doch für den Gouverneur nicht nur, sich für die Pflanzungen unter deutscher Leitung zu interessieren, sondern überhaupt die Bodenkultur in jeder Weise zu fördern und Werte im Schutzgebiet für uns zu schaffen! Im einzelnen aber unsicheren Unternehmungen, von denen viele die großen, in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllten, Vorschub zu leisten, war gar nicht nach dem Geschmack des Gouverneurs, der diesbezüglich an den Verfasser dieses Kapitels schrieb:

„Lange schon halte ich mit meinem Urteil zurück, wenn es sich darum handelt, Kolonialschwärmern einen Zügel anzulegen, damit sie nicht mit ihren Hoffnungen zu toll durchgehen. Stets vom Anfang meines langen Tropenlebens an habe ich diesen skeptischen Standpunkt eingenommen, besonders aber als Gouverneur, um mir spätere Vorwürfe zu ersparen. Ich stehe wohl absolut über der Beschuldigung, ein Gegner unserer kolonialen Bestrebungen zu sein, ich will aber verhindern, daß durch überschwängliche Schilderungen später Mißerfolge erzeugt werden, die der kolonialen Sache viel mehr schaden als skeptisches Urteil."

Hierzu sei aber bemerkt, daß da, wo dem Gouverneur wirklich die Verhältnisse günstige Aussichten zu rechtfertigen schienen, er keineswegs zurückhaltend wirkte, sondern dann sogar, aber auch nur dann, wenn er es mit gutem Gewissen tun zu dürfen überzeugt war, zu Unternehmungen anregte.

Tatkräftige Hilfe hat unter dem Gouvernement Wissmanns die Verwaltung den unter einer durch Heuschreckenfraß verursachten Hungersnot leidenden Landeseingeborenen geleistet und sich dadurch um diese sehr verdient gemacht. Für die Notleidenden wurde künstlich Arbeit und Verdienst geschafft, indem sie zum Wegebau vornehmlich in den Bezirken Daressalaam und Tanga verwandt und allenthalben Kulturversuche, bei denen man sie als Arbeiter einstellte, gemacht wurden. Zudem wurden in dem am meisten durch die Hungersnot betroffenen Landstrichen größere Verpflegungsmagazine angelegt, welche ohne Trägerzuschlag zu Küstenpreisen oder ganz unentgeltlich Lebensmittel abgaben und Saatkorn ohne Bezahlung an die Eingeborenen verteilten. Außerdem suchte man die Not unter Heranziehung der Privatwohltätigkeit zu lindern. Ferner wurde die Bevölkerung dazu angeregt, sich dem Anbau der dem Heuschreckenfraß gar nicht oder nur wenig unterliegenden Nahrungsmittel zuzuwenden. Mit Erfolg setzte ferner der Gouverneur seinen ganzen persönlichen Einfluß bei den an den Küstenorten ansässigen Indern dafür ein, daß diese ihren Schuldnern in Anbetracht der Hungersnot leichtere Bedingungen für die Abtragung der Schulden gewährten.

An die Inspizierungsreise des Gouverneurs nach dem

Norden schloß sich eine solche nach dem Süden des Schutzgebietes an; auf dieser wurde das Rufijidelta, die in demselben angelegte Versuchsplantage Mohoro, die Inseln Tschole, Mafia, Ssongo-Ssongo, die Küstenplätze Kilwa-Kiwindsche, Lindi, Ssudi, Mikindani, Mtwara, Mnasi Bay, die Rowumamündung und Kionga besucht. Der außerordentliche Reichtum des Rufijideltas an Mangrowehölzern, der einzigen Holzart, die dem Termitenfraß erfolgreichen Widerstand leistet und deshalb für uns besonders wertvoll ist, ließ es Wissmann zweckmäßig erscheinen, bei der Regierung die Heraussendung eines erfahrenen Forstmannes zur Einführung einer rationellen Forstwirtschaft daselbst anzuregen; auch nahm er aus den Beobachtungen auf der Reise Veranlassung, die Aufmerksamkeit privater Unternehmer auf die günstigen Ansiedlungsbedingungen im Rufijidelta hinzulenken, da dort die Verhältnisse für eine Abfuhr der Produkte nach der See hervorragend gute waren; ebenso bezeichnete der Gouverneur die Aussichten der Versuchsplantage Mohoro als recht günstige.

Durchaus nicht befriedigend hingegen waren die politischen Verhältnisse im Hinterland von Kilwa und Lindi, da dort das Ansehen der Regierung durch Übergriffe einzelner Häuptlinge aufs schwerste geschädigt worden war, so daß ein Einschreiten mit größerer Truppenmacht zur zwingenden Notwendigkeit wurde. Besonders brennend war ein Vorgehen gegen den Sklavenräuber Hassan bin Omari.

Bereits im Juni 1894 hatte der Kompagnieführer Fromm auf Befehl des damaligen Gouverneurs, Freiherrn von Schele, einen Strafzug gegen Hassan bin Omari in die Mavudji-Berge unternommen, der mit der Erstürmung seiner Boma endete. Hassan bin Omari konnte sich leider durch die Flucht retten. In der Folge nahm dieser weiter Gelegenheit, sich unliebsam bemerkbar zu machen; dies tat er zunächst durch einen Anschlag auf den Bezirksamtmann von Kilwa, den er abzufangen suchte, und durch Zerstörung der Telegraphenleitung zwischen Mohoro und Kilwa. Demnächst benutzte er die Abwesenheit des Gouverneurs von Schele, der von der Küste mit der ganzen verfügbaren Truppenmacht gegen die Wahehe gezogen war, zu einem Überfall auf die Station Kilwa, die mit nur 45 Polizeisoldaten besetzt war. Dieser Überfall wurde am

7. September seitens Hassans und der Mavudjileute mit der größten Dreistigkeit ausgeführt, und nur dem Umstande, daß der Stationschef vorher gewarnt und mit der Besatzung stets auf dem Posten war, ist es zu danken, daß der Anschlag mißglückte. Die Raub- und Mordtaten Hassan bin Omaris und seiner Leute wurden aber fortgesetzt, derart, daß von einer Sicherheit im Bezirk von Kilwa gar keine Rede mehr sein konnte.

Daher mußte sich der Gouverneur dazu entschließen, den Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant von Trotha, mit 4 Kompagnien zur Bestrafung Hassan bin Omaris zu entsenden.

Die Expedition fand nirgends ernsthaften Widerstand und hatte nennenswerte Gefechte nicht zu bestehen, denn überall wichen die Mavudji aus, mit ihnen ihr Häuptling Hassan. Nach seinem Verbleib ließ der Führer der Expedition, Oberstleutnant von Trotha, nähere Nachrichten durch die zu Rekognoszierungszwecken vorangeschickten Kompagnien einziehen. Dem Kompagnieführer Fromm mit seiner Kompagnie gelang es, durch geschickte Erkundigungen den Schlupfwinkel Hassan bin Omaris, auf dessen Auslieferung der Gouverneur übrigens 1000 Rupien gesetzt hatte, festzustellen. Unter solchen Umständen nahm der Kompagnieführer Fromm in anerkennenswerter Initiative gegen den ihn bindenden Befehl des Expeditionsführers sofort die Spuren Hassans auf, den zu überraschen und mit seinem ersten Berater, Omari Muenda, gefangen zu nehmen ihm auch in der Tat gelang.

Zugleich mit der Person Hassans, eines übrigens ganz kleinen, buckligen, verhutzelten Männchens, fielen der Kompagnie Fromm auch die Geheimbücher des Rebellen in die Hände.

Diese waren für viele Personen stark kompromittierend und lieferten einen unumstößlichen Beweis dafür, daß, was zwar früher vielfach vermutet, aber von dem dem Wali vertrauenden Stationschef nicht geglaubt wurde, bei dem am 7. September 1894 auf die Station Kilwa ausgeführten Überfall die Bevölkerung der Stadt selbst mit dem arabischen Wali Makran bin Schande an der Spitze im Komplott mit Hassan ben Omari gewesen war. Kein Wunder, daß beim Einrücken der Truppen mit den Gefangenen, das unter großem Zudrang der Menge

vor sich ging, eine drückende Schwüle über der Stadt Kilwa lag, in der niemand ein reines Gewissen hatte. Auch die indische Kaufmannschaft hatte mit dem Rebellenführer unter einer Decke gesteckt. Es war daher, nachdem sich der Glacéhandschuh in Kilwa als unpraktisch erwiesen hatte, die größte Schärfe und Strenge den Verrätern und Rebellen gegenüber unbedingt geboten; Milde wäre in dem Falle nur als Schwäche gedeutet worden.

Das sagte sich selbstredend Gouverneur von Wissmann, der sich auf die Nachricht des glücklichen, von ihm dem Kompagnieführer Fromm als besonderes Verdienst zugeschriebenen Erfolges, nach Kilwa begab. Hier ließ er sofort die zahlreichen Kompromittierten, unter ihnen in erster Linie den Wali Makran bin Schande, verhaften. Ein Kriegsgericht wurde alsbald mit der Aburteilung der Verhafteten beauftragt. Makran entzog sich selbst, so muß angenommen werden, der Gerechtigkeit dadurch, daß er gleich in der ersten Nacht nach der Einlieferung ins Gefängnis Gift nahm, das er daselbst eingeschmuggelt hatte. Hassan bin Omari aber mit sieben seiner Mitschuldigen büßte sein Verhalten am Galgen, während eine Reihe sonst noch vom Kriegsgericht gefällter Todesurteile gegen nicht in so hohem Grade kompromittierte Personen vom Gouverneur in längere Kettenhaft, abzubüßen im Norden des Schutzgebietes, in der Nähe des Kilima-Ndjaro, unter Konfiskation der Besitztümer umgewandelt wurde. Die indischen Kaufleute Kilwas hatten eine hohe Kontribution zu zahlen.

Die Exekution der Todesstrafe fand zum Teil in Kilwa, zum Teil in Lindi statt, in letztgenanntem Küstenort, weil von dort aus der Gouverneur sich eine recht beträchtliche Einwirkung durch das memento mori auf den unzuverlässigen Yaohäuptling Matschemba, der das Hinterland von Lindi seit langem unsicher machte, versprach. Über die Exekution in Kilwa schreibt der Oberleutnant Victor von Wissmann, der sich damals in Begleitung seines Vetters befand, mit Bezug auf den letzteren, an den Verfasser dieses Kapitels:

„Bewunderte ich, wenn ich ihm die Urteile des Standgerichtes überbrachte, seine klare, durch keine falsche Weichherzigkeit beeinflußte Auffassung der Situation, so erfreute es mich noch mehr, mit welch eiserner Energie er der Exekution

das Gepräge einer ernsten und feierlichen Handlung gab. Jede überflüssige Grausamkeit mußte strengstens vermieden werden, jede rohe Berührung der Delinquenten wurde schroff geahndet, und mit Vergnügen erinnere ich mich, wie er einen taktlosen Photographen so gründlich vom Platze der Hinrichtung entfernen ließ, daß ihm wohl die Lust zur Wiederholung seines Vorhabens in Hermanns Gegenwart für immer vergangen sein wird."

Nach Exekution der Hinrichtung in Kilwa und Lindi begab sich der Gouverneur nach Mikindani, wo er bei dem mit dem dortigen Wali Abdel Kadr vorgenommenen Schauri seine Gewandtheit im Umgange und der Behandlung der schlauen Araber in hellstem Lichte zeigte. In demselben hohen Maße war dies auch in Ssudi der Fall; dort wurde mit den daselbst anwesenden Verwandten und Vertretern des Häuptlings Matschemba verhandelt. Über seine Maßnahmen und Ansichten berichtete der Gouverneur: „Die Verwandten und Minister Matschembas, deren Anerbietungen ich bisher zurückgewiesen hatte, wiederholten in Lindi die Bitten Matschembas um Frieden. Ich ließ deshalb das Expeditionskorps, das inzwischen in Lindi eingetroffen war, nach Ssudi kommen und beauftragte den Kommandeur, mit den Leuten Matschembas nach dessen Hauptort zu gehen, die Verhältnisse dort, wenn mit Aussicht auf Nachhaltigkeit möglich, friedlich zu ordnen, jedenfalls Matschemba unsere Macht zu zeigen, von ihm Tribut in Elfenbein oder anderen wertvollen Produkten zu fordern, seine Boma niederzureißen, Vorkehrungen für einen später etwa doch noch nötig werdenden Angriff zu treffen, und vor allem möglichst nachhaltige Friedensgarantien zu schaffen."

Dies gelang dem Kommandeur durch persönliche Verhandlungen mit Matschemba, und wurde so die Ordnung im Hinterland von Lindi auf friedliche Weise wieder hergestellt.

Auch mit dem Sultan Quawa von Uhehe kam das Gouvernement zu einer friedlichen Einigung, indem der genannte die deutsche Flagge in seiner Hauptbefestigung Iringa hißte, entgegen früherer Zeit Händlern den Zutritt in sein Land gestattete, den Kriegsgefangenen die Freiheit und der Regierung den Rest der von der Zelewskischen Expedition stammenden

Gewehre zurückgab. Freilich war der Frieden mit dem berüchtigten Quawa nicht von langer Dauer, und es blieb dem in Afrika hervorragend bewährten, von Wissmann geschulten Hauptmann Prince vorbehalten und muß als dessen besonderes Verdienst anerkannt werden, die Wahehe der deutschen Herrschaft später endgültig unterworfen zu haben.

Zu Beginn des Jahres 1896 verschlimmerte sich der Gesundheitszustand des Gouverneurs erheblich, so daß er sich ernstlich mit Rücktrittsgedanken beschäftigte, in der Erwägung, daß er die hohen Ansprüche, die er selbst an sich, seine Tätigkeit und Leistungen stets zu stellen gewohnt war, wegen seines körperlichen Befindens, insbesondere wegen zunehmender Fieberanfälle, nicht lange mehr erfüllen könne; es kam dazu, daß Wissmann, wie bekannt wurde und aus seinen hinterlassenen Papieren zu ersehen ist, die Einengung seiner Befugnisse durch den Kommandeur der Schutztruppe unangenehm empfand. Es wird ein jeder diese Gefühle des früher mit den weitesten Vollmachten auf militärischem und administrativem Gebiet zum Segen des Ganzen ausgestattet gewesenen Offiziers wohl verstehen können.

Auch bei der am 6. Februar 1896 in Daressalaam erfolgenden Ankunft seiner Gattin, die ihm am 2. September 1895 den Stammhalter Hermann geschenkt hatte und nun in Begleitung ihres Schwagers, des Rittmeisters von Lössl, die Reise gemacht hatte, war der Gesundheitszustand Hermann von Wissmanns kein günstiger; nichtsdestoweniger bezwang er sich, und nur dem Eingeweihten war es bemerkbar, mit welcher Energie der Gatte sich zusammennahm, um seiner Frau nicht gleich den ersten Tag mit Sorgen zu verkümmern. Es folgte in Wirklichkeit auch eine Zeit, in der es mit der Gesundheit bergauf ging; während dieser hatte Frau von Wissmann mit ihrer Schwägerin Gelegenheit, in den Pflichten der Repräsentation dem Gatten zur Seite zu stehen und die im Hause Hermann von Wissmanns und seiner Mutter zu Lauterberg in so herzgewinnender Weise übliche Gastfreundschaft auch ihrerseits in vollstem Maße zu beweisen; die kurze Zeit ihres ostafrikanischen Aufenthalts genügte für sie, sich ein dauerndes, schönes Andenken im Schutzgebiet zu sichern.

Gleich ihrem Manne liebte sie die verschiedenen Gebiete

des Sports, unter denen sie das Reiten bevorzugte. Ein Bild zeigt den Gouverneur und seine Frau zu Pferde in Daressalaam.

Die Zeit vom 23. Februar bis 25. März 1896 wurde ausgefüllt durch eine Reise des Gouverneurs nach Kissaki, zum Rufiji und nach Süd-Usaramo. Auf dieser bot sich günstige Gelegenheit zu erfolgreicher Ausübung der Jagd, die gleich der Reise selbst das Befinden Wissmanns recht günstig beeinflußte. Auf dieser Reise vorgenommene Besichtigungen hatten im übrigen befriedigende Ergebnisse; insbesondere sprach der Gouverneur dem Anschwemmungsgebiet des Rufiji eine mindestens ebenso große Bedeutung zu als dem Delta des Flusses. Auch die dichte Bevölkerung des am Flusse sich hinziehenden Landstriches und der Anbau durch die Eingeborenen ließen die Möglichkeit der wirtschaftlichen Ausnutzung vermuten.

Für diese Reisen und vor allen Dingen für die großen Sendungen nach den Stationen des Innern, bei denen eine große Zahl von Lasten zu transportieren waren, wurden, das möge hervorgehoben werden, unter dem Gouvernement Wissmanns Privatunternehmer, die der Regierung viel Geld kosteten, nicht mehr in Anspruch genommen, es stand vielmehr immer eine Trägerzahl von 2000 Mann im Dienst des Gouvernements selbst; diese Träger waren stets vom Gouvernement resp. durch dessen Vermittlung anderweit beschäftigt.

Nach Rückkehr von der Reise nach Daressalaam ging es mit der Gesundheit des Gouverneurs leider wieder und zwar rapide bergab, derart, daß er am 10. April Veranlassung nahm, beim Reichskanzler telegraphisch um Urlaub einzukommen.

Als aber tags darauf gänzlich unerwartet in Daressalaam von Tanga aus die telegraphische Nachricht eintraf, der Sultan Mbaruk bin Raschid*) sei von Britisch-Ostafrika mit seinem ganzen Anhang auf deutsches Gebiet übergetreten, vergaß der Gouverneur, sich einer schwierigen Situation gegenübersehend, sofort seine Krankheit; die alte Wissmannsche Tatkraft, Kaltblütigkeit und schnelle Entschlußfähigkeit waren vielmehr im Augenblick da!

---

*) Bei der Schilderung der Entwaffnung Mbaruk bin Raschid's folge ich einem Bericht des Oberstabsarzt Dr. Steuber, den dieser an der Hand des Tagebuchs des verstorbenen Hauptmanns Heymons machte, neben Aufzeichnungen des Oberleutnants Victor von Wissmann.

Mbaruk bin Raschid hatte als Rebelle seit etwa Jahresfrist in Britisch-Ostafrika gegen die Engländer gekämpft und war, als seine Lage sich schwierig gestaltete, bei Moa an der nördlichen Grenze auf deutsches Gebiet übergetreten und hatte sich 3 Stunden von Moa festgesetzt.

Dem deutschen Gouvernement erwuchs hieraus die Verpflichtung, Mbaruk zu entwaffnen und, wenn nötig, selbst mit Waffengewalt unschädlich zu machen. Nachdem Gouverneur von Wissmann an das Kaiserliche Auswärtige Amt in Berlin und an den britischen Generalkonsul Mr. Hardinge in Sansibar von der Sachlage telegraphisch Mitteilung gemacht hatte, traf er sofort mit der ihm innewohnenden Energie alle nötigen Vorbereitungen, um die Unschädlichmachung Mbaruks mit Hilfe der Kaiserlichen Schutztruppe durchzuführen. Am 13. April bereits schiffte er sich mit seinem Adjutanten Heymons an Bord der „Rovuma" ein, auf welche bereits die 3. Kompagnie unter Führung des Oberleutnants von Wissmann verladen war.

Auf der Reede von Sansibar kam Mr. Hardinge an Bord zur Beratung. Er hatte die Nachricht vom Übertritt Mbaruks zuerst aus Daressalaam erfahren und nach London um Verhaltungsmaßregeln telegraphiert, die aber noch nicht eingetroffen waren. Seiner Ansicht nach war Mbaruk nur auf deutsches Gebiet gegangen, um Atem zu holen, sich zu verproviantieren und dann wieder von neuem gegen die Engländer zu fechten. Es wurde verabredet, daß Hardinge am 15. April mit einem englischen Kriegsschiff nach Jassini, nördlich von Moa, kommen sollte.

Wissmann selbst fuhr direkt über Tanga, wo noch Bezirksamtmann von St. Paul sich zu ihm gesellte, nach Moa, ließ hier die Truppe an Land gehen und den Ort besetzen. Die Landung mittelst schwerer Boote bei Niedrigwasser war echt ostafrikanisch, d. h. die einzelnen Boote brauchten, Strom und Wind gegen sich, annähernd 2 Stunden, um einmal den Weg von der weit draußen liegenden Rovuma bis zum Strande zurückzulegen.

Moa war damals ein freundlicher, kleiner Ort mit einem arabischen Wali, mehreren Arabern, Indern, einem Zollgoanesen und etwa 200 Negern; die Ostafrikanische Gesellschaft hatte eine Zweigniederlassung daselbst. Gegen Land war Moa durch

eine hohe Steinmauer abgeschlossen, vor welcher eine flache Strecke übersichtlichen Geländes als günstiges freies Schußfeld sich ausdehnte. Zur Verteidigung eignete es sich vorzüglich, nur die Lagune im Norden gestattete eine geschützte feindliche Annäherung.

Mbaruk hatte einen Brief an den Gouverneur geschrieben, sich aber sehr diplomatisch und vorläufig noch mißtrauisch in ihm ausgedrückt. Wissmann traf daher weitere Vorsichtsmaßregeln, um nötigenfalls auch bei Gewaltanwendung seines Erfolges sicher zu sein: Es wurde angeordnet, daß eine weitere Kompagnie von Daressalaam nach Tanga mittelst Dampfer abgehen sollte; gleichzeitig wurde Zollkreuzer Wami als Depeschenboot vorläufig vor Moa stationiert.

Wissmann selbst blieb an Bord der Rovuma, um Mr. Hardinge, der infolge eines Mißverständnisses nicht nach Jassini gekommen war, hier zu erwarten. v. St. Paul war an Land, versuchte die mit Mbaruk angeknüpften Verhandlungen weiterzuspinnen und konnte tatsächlich noch am 15. April Wissmann melden, daß Mbaruk mit 200 Mann angekommen sei und 10 Minuten vor der Stadt lagere; seine Leute hätten, um nicht auf Stehlen angewiesen zu sein, Reis und Ziegen bekommen; am folgenden Morgen wolle Mbaruk zu dem entscheidenden Schauri bei dem Gouverneur von Wissmann in Moa sich einfinden.

Am 16. April frühmorgens traf Mr. Hardinge auf der „Juba" vor Moa ein, ging an Bord der Rovuma und blieb hier, um das Ergebnis des Schauri, zu dem sich Wissmann mit seinem Adjutanten an Land begab, abzuwarten.

Auf dem Schauriplatz war die Kompagnie aufmarschiert, sie wurde aber von Wissmann außer Sichtweite geschickt, um Mbaruk keine Angst einzujagen. Dann wurde dieser aus seinem 10 Minuten entfernten Lager herbeigeholt.

Und er kam mit seinem Volke; alle bis an die Zähne bewaffnet. Die gemeinen Krieger, etwa 150 an der Zahl, stellten sich in Linie 100 Schritt vor Wissmann auf. Dann kam Mbaruk mit etwa 100 gelben Arabern, Beludschen und sonstigen Heerführern auf den Gouverneur zu; die vornehmsten wurden von Wissmann mit Händedruck begrüßt und zum Sitzen aufgefordert. Scheich Mbaruk bin Raschid, ein hochgewachsener,

schöner, älterer Mann mit Araberdolch und Schwert machte einen würdigen Eindruck; alle Blicke hingen an ihm.

Die 100 Gelbgesichter waren die bunteste Auslese von Galgenvögeln, die man sich denken konnte, jeder einzelne wie ein Räuberhauptmann anzusehen, mit wildem, entschlossenem Gesicht, den Dolch im Gürtel und die Büchse in der Rechten. Es war eine interessante Gesellschaft, die lebhaft an die Zeit des Araberaufstandes erinnerte. Wissmann selbst schien eine ähnliche Empfindung zu haben; lebhaft und mit sprühenden Augen überflog er die farbige Gesellschaft, er träumte sich in die große Zeit des Araberaufstandes zurück.

Nun folgte ein interessantes Schauri, bei dem sich Wissmann zunächst in seinem Kisuaheli an Soliman bin Nasr wandte, worauf dieser es dann Mbaruk mitteilte. Häufig mußte auch Herr v. St. Paul, welcher das Kisuaheli virtuos und vollkommen fließend beherrschte, aushelfen.

Zunächst mußte ein Irrtum Mbaruks beseitigt werden: er war in dem Glauben, Wissmann hätte ihn rufen lassen, um nun mit ihm zusammen gegen die Engländer Krieg zu machen. Darauf wurden ihm die Bedingungen mitgeteilt:

Die Engländer gestatteten, wenn er Frieden halten wolle, die straffreie Rückkehr seiner sämtlichen Leute, ausgenommen 10, unter denen er sich auch selbst befand; die Namen dieser zehn wurden verlesen. Wissmann seinerseits wolle allen Leuten, die zu ihm herüberkämen, Aufnahme gewähren, sie seien seine Kinder („watoto") wie die anderen deutschen Küstenneger auch. Darum müßten sie sich aber auch dem Hausrecht fügen, zunächst die Waffen niederlegen, dann sich friedlich ansiedeln und zu diesem Zweck nach Tanga kommen.

Mbaruk wollte auf alles dies eingehen, er müsse aber noch mit allen seinen Leuten, die noch weit im Lande verteilt seien, und die 3000 zählten, Schauri machen, das könne noch einen Monat dauern.

Auf diesen Vorschlag ging Wissmann nicht ein, er wolle sogleich Antwort haben; Mbaruk solle sich an Ort und Stelle mit seinen Häuptlingen beraten. Das Schauri wurde auf zwei Stunden vertagt. Scheich Mbaruk machte keineswegs den hilfesuchenden geknickten Eindruck, den man von ihm erwartet

hatte. Er und die Haltung seiner Leute war vielmehr selbstbewußt und trotzig.

Wissmann beschloß danach, andere Saiten aufzuziehen. Zunächst wurde die Kompagnie heran und in Gliedern auseinandergezogen und so aufgestellt, daß mit einer kleinen Schwenkung der Rückzug Mbaruks verlegt werden konnte. Das gab der Sache schon einen etwas kriegerischen Anstrich. Mbaruk wurde bei der Rückkehr zum Schauri etwas kälter begrüßt; dann eröffnete Wissmann das Schauri mit einem Ultimatum. Es wurde Mbaruk auseinandergesetzt, daß wir, ohne uns mit den Engländern zu verfeinden, nicht dulden könnten, daß er, um sich zu verproviantieren oder Luft zu schnappen, auf unserem Gebiete sitze, um später wieder ins englische einzufallen. Wissmann gebe ihm vielmehr 7 Tage Zeit; wenn er binnen 7 Tagen nicht in Tanga mit allen Leuten, die nicht mehr ins Englische zurückkehren wollten, sich dem dortigen Bezirksamt stelle, so würden wir gegen ihn Krieg machen, die Engländer von der einen, die Deutschen von der anderen Seite. In Tanga müsse er sämtliche Waffen niederlegen und sich friedlich ansiedeln. Das wäre sein, Wissmanns, Hausrecht, dem jener sich fügen müsse, sobald er den deutschen Boden betrete.

Mbaruk, der schon sichtlich kleiner war, ging auf alles ein, er sei den 11monatigen Krieg müde und würde kommen, er wolle es ja auch mit den Deutschen nicht verderben. In Wirklichkeit hatte er vor Wissmann persönlich einen ganz gewaltigen Respekt, ihm war der Glanz des Namens Wissmann wohl bekannt, und er kannte von früher her das Schicksal einzelner arabischer Rebellenführer im deutschen Nachbargebiet. Mbaruk erhielt 70 Lasten Reis, Ziegen und Geld, damit er auf dem Marsch durch deutsches Gebiet nicht zu stehlen brauche; denn — so wurde ausgemacht — alles Stehlen und Rauben wird als Kriegsgrund aufgefaßt. Dann zog er mit seinen Galgenstricken ab.

Wissmann ging an Bord der Rovuma zurück, wo er mit Hardinge noch eine Beratung über die Wünsche hatte, die das Londoner Kabinett seinem Generalkonsul in der Mbaruk-Angelegenheit telegraphisch übermittelt hatte; einen endgültigen Entscheid behielt sich jedoch Wissmann vor.

Die bisher sich friedlich entwickelnde Mbaruk-Affaire begann am folgenden Tage — 17. April — ein mehr kriegerisches Aussehen zu nehmen, durch das Auftreten Mbaruks bedingt, der sich doch noch bewogen fühlte, alle möglichen Bedingungen zu stellen und unter anderem durch v. St. Paul die Anfrage stellen ließ, „welches Gehalt er von den Deutschen beziehen solle". Noch einmal versuchte v. St. Paul in seiner äußerst konzilianten, so recht auf den arabischen Charakter zugeschnittenen Art zu sprechen und zu verhandeln, auf Mbaruk einzuwirken; Wissmann war aber nun bereits die Geduld gerissen, er wußte, weitere Langmut würde von Mbaruk als Schwäche ausgelegt werden; zudem war in Tanga ein Telegramm von Berlin eingelaufen, in welchem es hieß, daß Mbaruk auf Wunsch der britischen Regierung tunlichst weit von der Grenze zu internieren sei.

Mbaruk erhielt hierauf von dem Gouverneur endgültige Ordre, nicht in 7 Tagen vor Tanga, sondern binnen 5 Tagen in Moa sich mit seinen Leuten einzufinden. Die in Tanga bereits befindliche 7. Kompagnie wurde allarmiert und marschierte noch am 17. April abends nach Moa ab, die Daressalaam-Kompagnie unter v. Natzmer, sowie die in Kilwa stehende Kompagnie wurden auf telegraphischem Wege gleichfalls nach Moa beordert. Gleichzeitig wurde von Tanga aus ein Kommando von 40 Askari nach Buiti, Nordost-Usambara, abgesandt, um zu verhindern, daß sich flüchtige Banden in die Berge zerstreuen könnten. An das Auswärtige Amt telegraphierte Wissmann: „Mbaruk bereit erklärt, sich zu unterwerfen, ich gehe mit vier Kompagnien Grenze, um ihn zu entwaffnen und nach Tanga oder südlicher zu bringen." Und am Tage darauf ergänzte er das Telegramm noch durch den Zusatz: „Mbaruks Benehmen zweifelhaft, hat 3000 Mann, 1500 Gewehre, meist Hinterlader. Entscheidung am 22. April ob friedlich oder gewaltsam."

Mr. Hardinge wurde von der veränderten Situation ebenfalls verständigt und für den 20. April mit ihm ein Zusammentreffen in Moa verabredet.

Als interessant und charakteristisch für Wissmann muß man die Art bezeichnen, wie er die Entwaffnung des übergetretenen Rebellenführers einfädelte: auf der einen Seite Klug-

heit gepaart mit Milde und verständnisvolles Schonen des arabischen kriegerischen Selbstbewußtseins, auf der anderen Seite aber rücksichtslose Energie, nachdem er zu der Überzeugung gelangt war, daß nunmehr längeres Zögern als Schwäche vom Gegner ausgelegt werden würde. Dabei die ungemeine Vorsicht, die sich in dem Heranziehen von vier kriegsbereiten Kompagnien aussprach; der alte, uns so häufig von Wissmann gepredigte Grundsatz, die deutsche Truppe einem afrikanischen Feinde gegenüber unter keinen Umständen einem möglichen Echek auszusetzen, da ein solcher in Afrika von unübersehbaren Folgen sei — dieser Grundsatz konnte nicht besser illustriert werden, als durch Wissmanns Verhalten dem Mbaruk gegenüber. Und der Erfolg sprach auch hier für die Richtigkeit der Voraussetzung.

Mbaruk hatte sofort Wind davon bekommen — in Afrika verbreiten sich solche Nachrichten meist lawinenartig anwachsend mit Windeseile —, daß Wissmann nunmehr Ernst mache, und schon am 19. April lief bei dem Gouverneur die Meldung ein, daß jener sich jeder Forderung füge; er wolle und könne keinen Krieg mehr führen, da ihm von seiner ganzen Streitmacht nur noch 400 treu geblieben, die übrigen aber auf Grund der schlimmen Nachrichten über Wissmann davongelaufen seien.

Am 20. April begab sich Wissmann wieder nach Moa, woselbst sich mittlerweile auch Mr. Hardinge mit H. M. S. „Philomel“ eingefunden hatte. Zunächst wurden mit diesem die Maßnahmen beraten für den Fall, daß Mbaruk auch jetzt noch nicht erscheinen würde. Dieser befand sich nach übereinstimmenden Nachrichten 2 Stunden von der Stadt und wartete, wie Wissmann sofort durchschaute, offenbar nur auf das Fortgehen des englischen Kriegsschiffes, welches ihm Angst einflößte.

Die afrikanische Menschenkenntnis hatte auch hier Wissmann nicht getäuscht: Als die Engländer fort waren, kamen bereits kleine Trupps der Aufständischen und legten die Gewehre nieder, die Haupttruppe Mbaruks aber sagte ihr Kommen für den folgenden Morgen an.

Am 21. April wurde der Anmarsch Mbaruks gemeldet. Die Truppen wurden im Halbkreis aufgestellt, genug Raum

lassend für Mbaruks gesamtes Volk. Es dauerte geraume Zeit, bis alles versammelt war. In vorderster Linie stand Mbaruk mit seinen Häuptlingen und Großen, dahinter in 2 Gliedern aufgestellt 400 mit Gewehren bewaffnete Soldaten von ihm, im hinteren Treffen noch 200 Krieger, die nur Bogen, Pfeile und Lanzen hatten, ganz im Hintergrund der Troß von Weibern, Kindern und Lasten, im ganzen weit über 1000 Menschen.

Unsere Truppen waren in Linie aufgestellt und umfaßten auf beiden Flügeln des Mbaruk Volk. Als alles fertig war, erschien Gouverneur von Wissmann in Begleitung des Major v. Natzmer und seines Adjutanten Heymons, begrüßte zunächst Mbaruk und forderte ihn vor allem auf, die Waffen niederlegen zu lassen.

Wissmann nahm Platz vor einem Zelte und ließ die Krieger in langem Zuge an sich vorbei defilieren. Vor dem Gouverneur wurden Gewehre, Munition usw. niedergelegt. Es war ein feierlicher Vorgang von großer Wirkung auf die Beteiligten und Augenzeugen; ein besonders erhebender Anblick war es, als Mbaruk sein prächtiges Schwert in die Hand des Gouverneurs legte. Die Leute Mbaruks benahmen sich durchaus würdig und sprachen kein Wort bei dem Akt. Als er beendet war, erhielten sie Reis, annähernd 4000 Pfund, und Geld zum Ankauf sonstiger Lebensmittel. Die Gewehre wurden gezählt, dann wurden die abgelieferten Pulvervorräte zusammengeschüttet und in die Luft gesprengt.

An demselben Tage noch ging an das Auswärtige Amt nach Berlin die telegraphische Meldung von der friedlichen Entwaffnung des übergetretenen Rebellenführers Mbaruk bin Raschid, die für die deutsche Regierung eine um so größere Genugtuung bedeutete, als es dem diplomatisch-militärischen Geschick des Gouverneurs von Wissmann gelungen war, den britischen Nachbar von einem schlimmen Feinde zu befreien, und zwar ohne diesen letztern mit der eigenen deutschen Sache zu verfeinden.

Die Entwaffnung Mbaruks war in der Tat ein Kabinettstück Wissmannscher Fähigkeit, verwickelte afrikanische Angelegenheiten genial zu erledigen; auch wird es gestattet sein, sie als geradezu mustergültig für eine loyale Politik anständiger Grenznachbarn hinzustellen. Es war Wissmanns letzte Tat

dieser Art auf afrikanischem Boden. Bei seiner sich anschließenden Fahrt nach Sansibar und Daressalaam wurden ihm von allen Seiten stürmische Ovationen dargebracht; auch die leicht beweglichen Wasuaheli der Stadt Sansibar vergaßen ihre britische Zugehörigkeit und jubelten in wieder aufflammender Begeisterung ihrem alten „bana Wissmann" zu. Es zeigte sich, daß das deutsche Prestige wieder in jeder Beziehung durch Wissmann gehoben worden war.

Am 27. April traf Mbaruk mit seinen vornehmsten Gefolgsleuten in Daressalaam ein und wurde unweit der Stadt angesiedelt.

Wenn heute deutsche Offiziere der Schutztruppe aus dem weiten Innern nach Daressalaam zurückkehren, so machen sie einen letzten Halt bei „Mbaruks Ruhe". Mbaruk ist als Araber gastfrei und kredenzt gern eine frische kühle Kokosnuß, die er eigenhändig aufschlägt. Er gedenkt mit Vorliebe der vergangenen Zeiten, und immer wieder rühmend spricht er von Wissmann.

Dieser aber hatte bald nach dem Eintreffen Mbaruks und seiner Leute in Daressalaam den erbetenen Urlaub bewilligt erhalten und trat am 11. Mai, unter großen Ehrungen, begleitet von seiner Frau und Schwester, die Rückreise nach Deutschland an. Der Abschied wurde ihm sehr schwer, da er wohl ahnte, daß er definitiv sei und daß er den Erdteil, in dem er so Außerordentliches geleistet, als aktiver Beamter des Reichs nicht wiedersehen würde. Die zurückbleibenden Freunde und Verehrer aber gönnten ihm von Herzen die Erholung, und waren wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit von großer Sorge befreit.

Hermann von Wissmann lebte in Europa zunächst seiner Gesundheit, suchte Erholung in Italien und der Schweiz und nahm, in Deutschland angekommen, seinen Wohnsitz fürs erste in Berlin. Die erbetene Versetzung in den einstweiligen Ruhestand (Stellung zur Disposition) erfolgte unter Belassung des Ranges eines Rats erster Klasse im Dezember 1896. Fürst Hohenlohe und die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes wußten aber sehr wohl den Verlust richtig einzuschätzen, den das Ausscheiden Wissmanns aus dem Dienst fürs Vaterland bedeutete, und, um wenigstens den Rat des großen Afrikaners

in Kolonialfragen der Regierung zu sichern, unterbreitete Seiner Majestät dem Kaiser der Reichskanzler die Bitte, den Gouverneur z. D. von Wissmann dem Direktor der Kolonialabteilung zuzuteilen. Dieser Bitte wurde entsprochen, und so durfte denn das deutsche Volk die Zuversicht haben, daß ihm sein großer Bannerträger im schwarzen Erdteil noch nicht ganz genommen, daß, wenn die Not an den Mann käme, Hermann von Wissmann, der treue Patriot, für sein Vaterland allemal zu sprechen sei.

Reise nach Sibirien.

Verfasser: C. von Perbandt.

Im Jahre 1897 unternahm Major von Wissmann, dessen Gesundheit sich in der Heimat schnell wieder gefestigt hatte, zusammen mit Dr. Bumiller eine Reise nach Sibirien, die vorzüglich Jagdzwecken gewidmet sein sollte, und die die Reisenden in den Altai, in die Mongolei und nach Turkestan führte. Ich will Wissmann nach Aufzeichnungen, die ich in seinem Nachlasse gefunden habe, und die mit dem Vermerk „nicht gedruckt" versehen sind, in der Hauptsache selbst sprechen lassen und auch dort, wo ich bei einzelnen Jagdpartien mich auf sein von W. Kuhnert illustriertes Werk „In den Wildnissen Afrikas und Asiens" beziehen muß, werde ich in meine Schilderungen alles hineinflechten, was aus den erwähnten nachgelassenen Aufzeichnungen hierhin übernommen werden kann.

Ich bin gewiß, daß dem geneigten Leser, der uns bisher gefolgt ist, auch diese Erinnerungen unseres großen Afrikaners willkommen sein werden; ganz besonders glaube ich das auch deshalb, weil ihm durch den jetzt glücklich beendeten russisch-japanischen Krieg jene Verhältnisse und Gegenden, die Wissmann zum Teil schildert und beschreibt, näher gerückt, vertrauter und deshalb um so interessanter geworden sein werden. Ich bitte nur beim Lesen dieser Aufzeichnungen sich gegenwärtig zu halten, daß sie von Wissmann bereits im Jahre 1897 gemacht worden sind, also eine ganze Reihe von Jahren vor dem Ausbruch des großen Krieges. —

Wissmann reiste über Stockholm, woselbst er den Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt, den berühmten Nordenskiöld, aufsuchte, zunächst nach Petersburg. Auf Grund der Erzählungen russischer Freunde betrat er die russische Residenzstadt mit hochgeschraubten Erwartungen und fand sich

sowohl von der Stadt selbst wie von ihrer Umgebung enttäuscht. Etwas mag der Eindruck wohl dadurch beeinflußt worden sein, daß er direkt von dem schönen Stockholm kam, welches noch dazu im Festkleid der Ausstellung geprangt hatte, ganz besonders aber dadurch, daß ihm eben von den Russen, die von allem Russischen übermäßig eingenommen sind wie die Franzosen von allem Französischen, zu Schönes und Großartiges in Aussicht gestellt worden war.

Ganz anders urteilt Wissmann über Moskau, der eigentlichen Hauptstadt Rußlands. Von dieser rein russischen Stadt, die nach seiner Ansicht noch wenig von der ausgleichenden europäischen Kultur angenommen hat, ist er entzückt. Er findet, daß sie mit ihren zahllosen vergoldeten Kuppeln und Türmen, mit ihren bunten Häusern und dem prächtigen Kreml, der Hochburg des Russentums, dem Gewimmel zahlloser, russischer, sibirischer und sonstiger asiatischer Völkerrepräsentanten in ihren Nationalkostümen, einzig in der Welt dasteht.

Von Moskau reiste Wissmann über Nischni-Nowgorod, die große Rauchwaren-Messe-Stadt, nach Osten weiter auf der Hauptader Rußlands, der Wolga. Bis Samara wurde der mächtige Strom verfolgt, auf dem riesige Dampferflottillen passieren, dessen Fischreichtum aber gerade deshalb von Jahr zu Jahr abnimmt. Die Dampfer werden mit Naphta geheizt, dessen Rückstände Meilen weit den Fluß bedecken und den Fischreichtum vernichten.

Den Strom selbst schildert Wissmann als eintönig und fast in seiner ganzen Entwickelung wenig abwechselungsreich. Die Regulierung desselben ist noch weit im Rückstand. Pappeln, Weiden, Eschen und Birken bedecken die Inseln und die niedrigen Ufer, und Adler, Möwen sowie der Schmarotzer-Milan streichen längs der Ufer, während zahlreiche Ketten von Enten die nichtbefahrenen Stromarme bevölkern.

Samara ist, wie alle russischen Städte, mit breiten Straßen angelegt, da dieselben aber nur selten gepflastert sind, so sind sie bei Regenwetter grundlos, bei Trockenheit ganz unbeschreiblich staubig.

Von Samara ging es mit der Ostbahn weiter, über deren Komfort und deren geringe Schnelligkeit (vom Ural ostwärts nur 20 km in der Stunde) die Reisenden enttäuscht sind, wenn



Sibirische Bahn.



Poststation.

Wissmann natürlich die große Bedeutung der Bahn in kommerzieller wie strategischer Hinsicht auch voll und ganz würdigt.

Flach wie der Tisch ist das Plateau, welches im Osten der Ural begrenzt, auf weiten Strecken unbebaut, obgleich sein Boden bis weit nach Sibirien hinein schön tiefschwarz ist. Alles nicht bebaute Land, das nicht gebirgig und nicht mit Wald bedeckt ist, nennt der Russe Steppe. Diese Bezeichnung hat keineswegs etwas mit der Güte des Bodens zu tun und der Flora, die er entwickelt.

Der Ural mit seinesgleichen suchenden Mineralschätzen ähnelt unserm deutschen Mittelgebirge, besonders dem Schwarzwald und dem Oberharz mit seinen Fichtenwäldern und seinen rauschenden Gebirgsbächen.

Jenseits des langgestreckten, zwei Kontinente trennenden Mittelgebirges, von Dscheliabinsk aus, fuhren die Reisenden hinein in das weite, himmelweite Sibirien.

Eintönig, wie es bleibt, abwechselungsarm, und doch gewaltig in allen Verhältnissen tritt es dem Reisenden schon von Anfang entgegen.

Die weite Barabá, die Steppe bis zum Ob, ist einförmig zum Gähnen. Mit 20 km Geschwindigkeit fährt man 36 Stunden durch fast absolute Ebene. Nur in der Nähe der Station findet man kleine verwilderte Gärten und einige Felder mit Kohl, Hafer, Buchweizen, Hirse und Sonnenblumen bepflanzt, den vornehmsten Nahrungsmitteln der russischen Bauern (die Kerne der Sonnenblumen werden gegessen), sonst gleicht alles einer weiten Hutung mit Birkenwäldchen und zahllosen Seen und Tümpeln aus Süß- und Brackwasser. Die Wasserlachen sind von Schilf und Binsen eingefaßt und zeitweise von zahllosen Entenschwärmen bevölkert. Hier und da sieht man Herden von kleinen häßlichen Pferden, Rindvieh, Schafen, selten Kamelen; dann unterbrechen Heumieten, die während der langen Winterszeit die Herden ernähren sollen, das ewige Einerlei.

Den stolzen, mächtigen Irtisch, der weit aus China kommt, passierten die Reisenden, und dann wurde einige Tage in Omsk, dem Sitze des General-Gouverneurs dieser Steppenländer, gerastet. Dieser, ein schöner alter Herr, eine echte Soldaten-

erscheinung, gab die für die Reise nötigen Pässe, in russischer und kirgisischer Sprache ausgestellt, und weiter ging die Reise in derselben Umgebung bis zum Ob, der, obgleich er den Irtisch als Nebenfluß aufnimmt, diesem an Mächtigkeit nicht gleichkommt.

Hier wurde die letzte große Brücke passiert, die für die sibirische Bahn damals vollendet war, denn die über den Irtisch bei Krasnojarsk wurde erst später fertig gestellt, weshalb die Bahnlinie dorthin noch nicht dem Verkehr übergeben war.

Das rechte Ufer des Ob ist die erste Erhebung, die seit dem Ural die weite Barabá unterbricht. Es ist dies ein wichtiger Abschnitt, denn die ersten Lärchen- und Fichtenwälder begrenzen in scharf markierten schwarzen Linien die öde Barabá nach Osten.

Da das erste Ziel der Reisenden der Altai war, wo sie jagen wollten, verließen sie hier die Bahn und benutzten für ihre Weiterreise das Dampfschiff obaufwärts bis Barnaul, der Hauptstadt des zu Rußland gehörigen Altai-Gebietes.

Der Ob ähnelt der Wolga; wie bei ihr ist das niedrige Ufer, sind die Inseln mit Pappel, Weide und Esche bestanden, das rechte Ufer aber, das höhere, mit Kiefern und Birken, jedoch fehlt zum Glück für die Fische die Naphtaschicht auf dem Wasser, da man hier die Boote mit dem billigeren Holz heizt.

Der Strom ändert in jedem Jahre sein Bett ganz bedeutend; das Festtreiben eines Baumes an das Ufer, der Einsturz eines Teils des letzteren ist oft die Veranlassung zur Öffnung eines neuen Kanals und zum Versanden des bisherigen.

Die Reisenden hatten Gelegenheit zu sehen, wie die Einwohner in aller Eile Uferdörfer abrissen, denen der Strom die Fundamente wegzuspülen drohte. Es ist ein großer Vorteil der Blockhäuser, aus denen lediglich alle Dörfer Rußlands und Sibiriens bestehen, daß man sie abreißen und aus dem alten Material schnell wieder aufbauen kann.

Die langgestreckten Uferdörfer erinnerten in mancher Beziehung an die jungen Städte des nordamerikanischen Westens. Auf den Dorfstraßen herrschte beim Passieren des Dampfers ein lebhaftes Treiben; die Männer in ihren roten Hemden, mit

den russischen Schirmpelzmützen und den hohen Stiefeln, und die Weiber in grellen Röcken und Kopftüchern boten ein buntes malerisches Bild dar. Jedes Dorf ist in einem Radius von 1 km und mehr umgeben von einer hohen Fenz, in der große Herden von Pferden und Rindern und Tausende von Schafen und Ziegen weiden. Abseits des Dorfes steht oft ein großes Blockhaus, in dem die Erntevorräte für den Winter aufgespeichert werden; Scheunen inmitten des Blockhausdorfes würden wegen Feuersgefahr unpraktisch sein.

Kräftige Adler und Geier, Kraniche, Störche, Kormorane, Enten und Gänse nährt der Strom, sonst aber wurde nicht ein Stück Wild auf Läufen gesehen, nicht einmal ein Hase.

Prachtvoll erschien den Reisenden die frische Luft des kontinentalen Klimas hier inmitten des asiatischen Kolosses; prachtvoll über jede Beschreibung schön waren die Sonnenuntergänge, die in Farben spielten, wie man sie bei uns in solcher Glut und Fülle nicht sieht.

In Barnaul entschied sich Wissmann, der vorgerückten Jahreszeit wegen, nicht vom Altai zum Baikal-See zu gehen, sondern nach Süd-Sibirien, wo man der frühen Winterkälte noch länger entgeht, zurückzukehren. Es wurde daher alles für die Jagd im Altai Entbehrliche nach Semipalatinsk gesandt und die Reise nach dem Gebirge in der schon oft beschriebenen Tarantaß angetreten. Wohl kaum könnte man für sibirische Wege ein geeigneteres Gefährt finden als die Tarantaß. Statt auf Federn, ruht auf 3 m langen, armstarken Eschenschäften ein Korb, der vorn einen Sitz für den Kutscher hat und in dessen Innern man sich mit Hilfe des Gepäcks einen möglichst bequemen Sitz oder Liegeplatz zurechtbaut. Welche Sprünge und Stöße eine Tarantaß aushält, ist unbegreiflich, begreiflich ist aber, daß sie die Stöße ihren Insassen bei einer so harten Federung ungeschwächt übermittelt, und auf die Dauer ist sie daher eine wahre Foltermaschine.

Zunächst konnte den Reisenden die Fahrt nicht rasend genug gehen, und durch größere Trinkgelder (auf russisch: na'schai, d. h.: Teegeld) erreichte die Tarantaß eine größere Schnelligkeit als die berühmte Bahn.

Bald aber war Wissmanns Bedarf an blauen Flecken am ganzen Körper gedeckt, und er ließ mit der Höhe des na'schai

auch die Schnelligkeit der Fahrt abnehmen. Nur wenn der Kutscher betrunken war, was häufig, an Sonntagen und den zahlreichen russischen Festtagen regelmäßig der Fall war, wurden die Reisenden wie ein Fußball in der Tarantaß umhergeschleudert.

Hier konnte man lernen, was man einem Pferde zumuten kann. Schwere Lasten ziehen kann das sibirische Pferd nicht, dazu ist es zu klein, aber laufen und klettern kann es, und es ist dabei von einer Genügsamkeit und hart gegen Witterungsverhältnisse, in einer Art, die geradezu Bewunderung erregen muß.

Die Poststationen, auf denen man die Pferde wechselt, liegen 15—35 Werst, also bis 40 km auseinander; diese Entfernung wird gewöhnlich halb im Galopp und halb im Trabe zurückgelegt.

Je nach den Wegeverhältnissen ist die Tarantaß mit 3 bis 12 Pferden bespannt. Bergauf geht es stets in gestrecktem Galopp, bergab nur sehr selten im Schritt. Gefahren wird roh, denn wenn die Tiere auch mehr mit der Stimme des sie unausgesetzt anschreienden Kutschers angetrieben werden, so ist doch auch die Knute stets in Bewegung, und mit den Zügeln wird unbarmherzig gerissen. Ist die Strecke überwunden, so läßt man die Pferde so naß als wenn sie aus dem Wasser kämen, in jedem Wetter, Schneesturm oder Sonne, eine halbe Stunde stehen; dann geht's die 35 Werst wieder im Trabe zurück, und höchstens tränkt man vor der Rückkehr. Daheim angekommen, bleiben die Pferde zunächst wieder eine Stunde stehen, und dann werden sie frei gelassen, um sich auf der elenden Steppe oder gar im Schnee ihr Futter zu suchen.

Nun darf man sich aber allerdings nicht vorstellen, daß dieselben Pferde mehrere Tage hintereinander solcher Leistungen fähig sind. Wo an der Poststraße der Verkehr in Händen russischer Unternehmer liegt, dort wird auch die Pflege der Tiere eine bessere.

Als die Reisenden später im Gebirge Reitpferde für sechs Wochen gemietet hatten, mußte Wissmann mit drei Pferden abwechseln, Bumiller, der wohl das Dreifache eines Durchschnitts-Kalmücken wiegt, sogar mit fünf Pferden. Allerdings war man 10—12 Stunden im Sattel, und im Gebirge führte der Weg meist über Fels oder Geröll.

Während dieser sechs Wochen kamen von den Reitpferden fünf so herunter, daß sie nachher sicher für Monate unbrauchbar gewesen sind, allerdings wohl hauptsächlich durch das Klettern auf Fels mit unbeschlagenem Huf.

Bei guter Pflege und gutem Futter würde man mit diesen häßlichen Ponys Erstaunliches leisten können; selbstverständlich würden die Tiere dann aber auch allmählich an Genügsamkeit verlieren.

Es kommt nicht so selten vor, daß die Pferde tot gejagt werden, so z. B. bei einer Jagd-Expedition, die von einer anderen Gesellschaft kurz vor Wissmann im Altai unternommen worden war, aber da 30 Rubel schon ein hoher Preis für ein Pferd sind, so wird davon nicht viel Aufhebens gemacht.

So ging die Reise über Biisk an der Bija, einem der beiden Quellflüsse des Ob, weiter, dem Gebirge zu, dessen Fuß bei Altaisk am 18. August erreicht wurde. Hier, tief im Innern Sibiriens, unweit der chinesischen Grenze, traf man ein Völkchen Zigeuner. Sie lagerten außerhalb des viele Werst langen Gatters, welches die Weideplätze einfriedigend, jedes Dorf sibirischer Bauern umgibt. Innerhalb der Fenz dürfen sie sich nicht sehen lassen, da sie als schlimme Schaf- und Pferdediebe verrufen sind. Kesselflicken, Schleifen, Wahrsagen und Viehkurieren ist auch hier ihr Gewerbe.

Mitten in einem der Dörfer schoß Wissmann mit einer Patrone 14 Tauben. Ob man dieselben Haus- oder Feldtauben nennen soll, ist nicht zu entscheiden, denn hier waren sie wild und niemand macht an sie Eigentumsansprüche. Sie nisten im Gebirge in Höhlen und Felslöchern, tun sich zu großen Flügen zusammen und besuchen die Ebenen und besonders die Felder und Dörfer. Die russischen Bauern essen sie nicht und verschwenden daher auch keinen Schuß an sie, obwohl sie ihnen in den Feldern nicht unbeträchtlichen Schaden zufügen. Später im Altai wurden die Tauben noch oft in kleinen Flügen beobachtet, immer dreist, in und bei den Auls. Diese Taube ist die Stammmutter unseres Feldflüchters; daß sie so weit nach Osten vorkommt, scheint noch nicht bekannt zu sein.

Der Viehreichtum der russischen Dörfer ist großartig: 2000 Stück Rindvieh, 500 Pferde, 2—3000 Schafe und Ziegen,

500 Schweine, viele Hühner und Gänse, viele große starke Hunde als Wächter gegen Wölfe und Füchse, bevölkern das Dorf und die Weidegründe.

Innerhalb der großen Fenz treiben sich, ungehütet und nur vom Besitzer mit einem Zeichen versehen, die zahlreichen Herden umher. Nur die Schafe werden, der Wölfe wegen, von Knaben und Hunden gehütet. An anderes Vieh wagt sich der Wolf nicht heran.

Alle Welt — Männer, Weiber und Kinder, reiten hier; die Felder liegen außerhalb der Fenz, also weitab, und Reittiere gibt es im Überfluß.

Von hier ging es in die Vorberge des mächtigen Altai, der sich weit nach Ost und Südost ins chinesische Reich erstreckt.

Meist lichte Wälder, die sich nur an steilen, schwer zu erreichenden Stellen verdichten, ein Zeichen, daß Menschenhände sie gelichtet haben, bedecken die Berge. Birken und Weiden schmücken die Täler, Hänge und Kuppen. Prachtvolle Lärchen, im Frühling zartmoosgrün, im Sommer saftig-blaugrün, im Spätherbst blendend goldgelb, gesellen sich ihnen zu.

Alle Nordabhänge sind dichter bestanden als die der Sonne zugewandten, ja weiter oben sind letztere ganz kahl, während die Nordabhänge dicht bewaldet bleiben.

Wissmann war erstaunt, von dieser Beobachtung nie gelesen zu haben, selbst nicht bei Radloff, dem besten Kenner und Beschreiber des Altai.

Er nimmt an, daß die sengenden Sonnenstrahlen des heißen sibirischen Mai und Juni das höhere Pflanzenleben dort nicht aufkommen lassen. Später im Hochaltai wurde das Bild nach Norden und Süden ein anderes.

Hier trafen unsere Reisenden das erste Wild, das Reh, das durch ganz Mittel- und Südsibirien in allen waldigen Bergländern steht bis zur Höhe von 1000 m und zwar, wo es nicht von den Bauern, den Kosaken und eingeborenen Jägern hart verfolgt wird, in großer Anzahl. Es machen sich bei dem Bock des dortigen Rehs zwei Formen des Gehörnes bemerkbar; ein steiles, wie bei unserem Reh, und ein seitwärts ausgelegtes.

Ob wohl vor 1000 Jahren bei uns der Rehbock auch mit solch stolzer Krone geschmückt war? fragt Wissmann.

Der Wolf und der wohl nur an Kitzchen sich vergreifende Adler sind neben dem Menschen die Feinde des Rehs. Der Bär ist nach Erzählungen der Russen dort seit ca. 10 Jahren verschwunden; er hat sich tiefer ins Gebirge zurückgezogen. Der Hirsch, Maral, soll nur im Winter bei hohem Schnee bis in die Vorberge herabziehen, ebenso das Moschustier.

Die Wege wurden nun in den Bergen, bei strömendem Regen, fast unpassierbar. 9 und 12 Pferde konnten, besonders wo es durch moorigen, mit Felsblöcken und gestürzten Bäumen besäten Urwald ging, die Tarantaß kaum vorwärts bringen, und unbegreiflich erschien es, daß der Wagen nicht in Stücke ging.

Bei 1000 m traf man die erste Fichte, die nun mit Lärchen abwechselt, sofort aber wieder verschwindet, wenn es weiter hinab ins Tal geht. Ebenso ging es auf 1400 m mit der Zirbelkiefer. Die letztere bildet eine nicht unbeträchtliche Einnahme der Russen und Kalmücken.

Die Zapfen der Zirbelkiefer werden Ende August gesammelt und die sehr wohlschmeckenden Nüsse ausgebrochen. Diese gehen nach Rußland und bilden ein sehr geschätztes Naschwerk, das gut bezahlt wird und, besonders leicht geröstet, einen feinen Nußgeschmack hat.

In einem der Gebirgsdörfer wurde ein wohlhabender russischer Händler besucht, dem die beste Einnahme 70 Maralhirsche boten. Dem Hirsch wird ziemlich zu Ende der Kolbenzeit, jedoch bevor er zu fegen beginnt, das Geweih kurz über der Rose abgesägt; es wird dann getrocknet und nach China verkauft. Dort wird daselbe pulverisiert und als anregendes, schmerzstillendes Mittel teuer bezahlt. Der Preis für ein nicht sehr starkes Geweih wurde auf 300 Rubel angegeben.

Auf 1600 m Höhe wurde noch vorjähriger Schnee passiert; Birkhuhn und Auerhuhn waren hier zahlreich, auch wurden an einem kleinen See, dem Tinga-See, Wildgänse, scheinbar die Graugans, beobachtet.

In Ongodai (auf kalmückisch: 10-Götter = On-10, Godai-Gott), dem letzten russischen Militärposten, wurde zur nicht geringen Befriedigung der Reisenden die Tarantaß verlassen und in den Sattel gestiegen. Am 23. August wurde die Reise von Ongodai fortgesetzt.

In Wissmanns Begleitung befanden sich von nun an außer Dr. Bumiller und dessen schwarzem Diener Selim, sowie Wissmanns Diener, einem Letten, der zugleich russischer Dolmetsch war, noch Nikolai, Dolmetsch für russisch-kalmückisch, und Gregori, als Dolmetsch für russisch-kirgisisch und mongolisch, ferner acht Leiter der Lastpferde und der Führer.

Die Karawane bestand also aus 2 Deutschen, 1 Neger, 1 Letten, 1 getauften Muselmann und 1 Russen, zu denen später noch als Dolmetsch für Südsibirien ein Nord-Inder aus Peschawar kam. Der Führer und die 8 Arbeiter und Treiber waren Kalmücken.

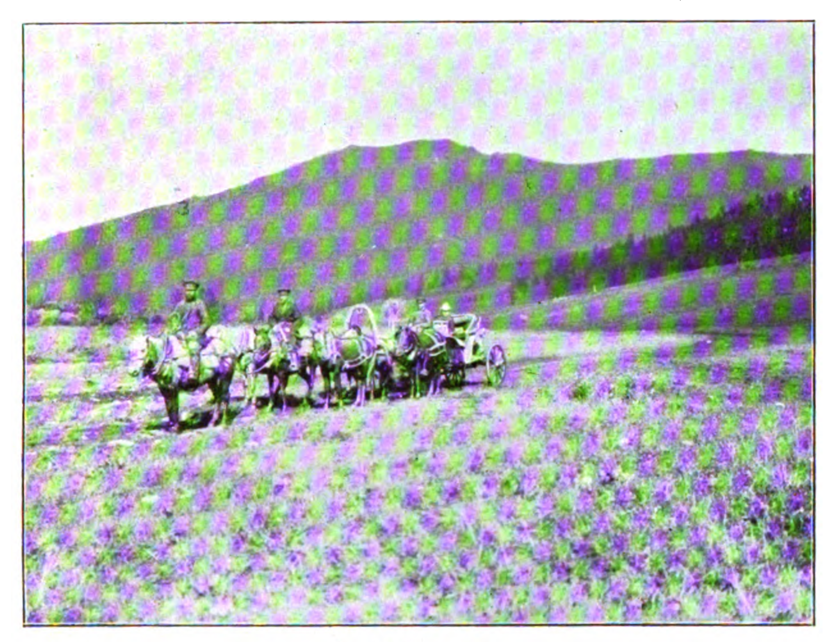
Die Bergkalmücken, über die Radloff eingehend schreibt, waren Wissmann während der ganzen Reise die liebsten Begleiter; ehrlich, schmutzig, leitsam, häßlich, willig, abergläubisch, jagdlustig, gaben sie kaum jemals zu einem harten Worte oder gar zu einer Strafe Veranlassung, nur mußte ihnen Schnaps und jedes sonstige berauschende Getränk ferngehalten werden.

Der Kalmück zieht zu seiner Hochzeit einen neuen Schafpelz an, auf bloßen Körper, die Haare nach innen, und dieser kommt nicht von seinem Leibe, bevor er nicht in Stücken abfällt. Der Kalmück schläft stets im Pelz, Winter und Sommer; baden oder waschen aber kennt er nicht.

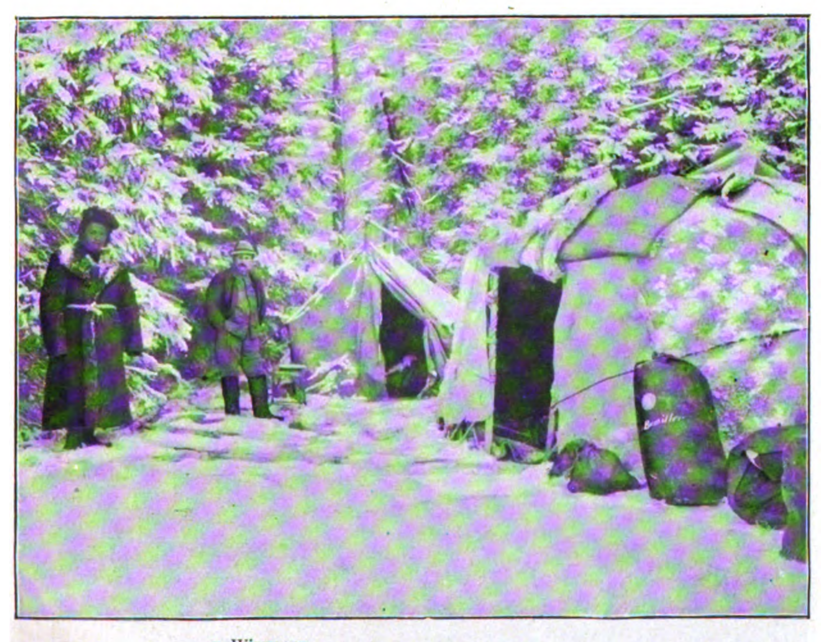
Die Bergkalmücken, vornehmlich die dem Stamme der Telenget angehörenden, sind ein interessantes Völkchen. Sie sind gute Jäger und Pferdezüchter, aber keine Krieger. Sie haben sich einst den Russen freiwillig unterworfen. Zäh und treu halten sie an ihren Sitten, Gebräuchen und an ihrer Religion fest. Sie sind Heiden und haben sich ihren Schamanismus erhalten, trotz aller Bekehrungsversuche.

Vom Norden aus haben christlich-orthodoxe Missionen Bekehrungsversuche an ihnen gemacht, diese aber nach langer, unlohnender Arbeit aufgegeben. Die Religion Mohameds der im Süden angrenzenden Kirgisen hatte gleichfalls keinen Erfolg bei ihnen und ebensowenig der Buddhismus der Mongolen im Osten.

Ihre Priester, Schamanen, sind wohl kaum Betrüger, sondern sie glauben, daß sie, wenn sie sich durch Trommeln, Schreien und Tanzen in Ekstase versetzt haben, wirklich einen Einfluß auf die bösen Geister, Scheitan, haben. Durch Tier-



Im Reisewagen.



v. Wissmann.

Wissmanns Zeltlager bei — 10° Reaumur.

opfer, hauptsächlich Pferde, deren schönste schon von jung auf als zukünftige Opfertiere durch bunte Bänder in Schwanz und Mähne kenntlich sind, werden die bösen Geister bei Krankheiten von Mensch und Vieh versöhnt.

Der Akademiker Radloff hat eingehend gerade die Telengets beschrieben. Sie sind nach ihm Nomaden und bewohnen Filzjurte, die sie im Winter mit Birkenrinde bedecken. Infolge ihrer phänomenalen Faulheit führen sie, besonders im Winter ein elendes Dasein.

Weiter ging es die Katunja, einen der beiden Quellflüsse des Ob, aufwärts. Ein wildromantischer, zwischen schroffen Felswänden dahin schäumender Gebirgsfluß, machte er das Passieren auf einem Floß zu einer mühevollen, nicht ungefährlichen Aufgabe.

Auch der Marsch längs der Ufer des Flusses ist häufig aufregend. An steilen Wänden, die fast senkrecht in den schäumenden Fluß abfallen, ist oft nur ein ganz schmaler Pfad eingehauen, für einen schwindligen Reiter eine bedenkliche Partie. Wo der Fels zu hart ist, besonders an vorstehenden Kanten, sind Bretter auf schräg gegen die Felswand gestützte Streben gelegt. Man sieht dann unter sich durch die Löcher in der Galerie das brodelnde Wasser oft in 100 m Tiefe, aber die kleinen Pferde schreiten mit erstaunlicher Sicherheit durchaus schwindelfrei dahin. Wenn der Europäer, dem das Wagnis doch zu groß erscheint, absteigen will, warnt der Kalmücke, ja im Sattel zu bleiben: „Du hast nur zwei Beine, das Pferd aber vier.“

Wissmann erzählt hier: Einst sah ich längs einer, mit Geröll bedeckten, mindestens 45 Grad in gewaltige Tiefe abfallenden Wand einen Pfad und glaubte, den schwindelnden Wechsel des Steinbockes darin zu finden. „Nein,“ sagte der Führer, „da reiten wir jetzt hinüber“, und es ging. Wenn auch das Geröll hier und da auf einige Fuß nachgab und das Pferdchen dann rutschte — ein recht wenig gemütlicher Moment — so hatte es doch gleich wieder festen Fuß gefaßt. Eine steile, mit hart gefrorenem Schnee bedeckte Wand, die wir, uns mit dem Messer Stufen schlagend, in fast einer Stunde erstiegen, ritt unser Führer fast renkrecht hinan. Am peinlichsten ist aber das Abwärtsreiten und noch dazu bei Dunkelheit. Wer

das nicht selbst gesehen und probiert hat, hält es nicht für möglich. Es soll auch das Tscherkessenpferd im Kaukasus mit dem Pferd des Kalmücken nicht annähernd sich messen können.

Bei all diesen Leistungen aber konnte ich mich doch kaum entschließen die kleinen „Kracken" — „Pferde" zu nennen. Nach unserem Begriff geritten sind sie nicht; es versteht der Kalmück so wenig wie der Araber, Indianer oder jeder einem wilden Reitervolk Angehörige die Kunst des Reitens.

Die Ponys im Altai ähneln in der Gangart mehr dem Esel. Ein schwimmender Trab oder ein bequemer Galopp bringen den ungeübtesten Reiter nicht aus dem Sattel.

Der Comoren-Neger Selim (Bumillers Diener), der früher noch nie ein Pferd bestiegen hatte, blieb bei den häufig scharfen Ritten nicht zurück, dagegen glaube ich, daß auch der beste Kirgisenreiter auf einem europäischen Blutpferde einen wunderlichen Anblick bieten würde.

Eines Tages — Wissmann saß gerade beim Frühstück in seinem Lager — kam die Karawane eines Grafen Demidoff und Mr. Littledale von der Jagd auf Wildschafe aus dem Hochaltai zurück; sie hatten 35 der schönen, stolzen Tiere geschossen und warnten Wissmann vor der Kälte weiter oben. Es sei schon zu spät im Jahr, auch für die Jagd, meinten sie. Aber Wissmann ließ sich nicht vergrämen und zog weiter.

In Sturm, Regen und Schneegestöber verließ man am 28. August die Katunja und zog die Dschuja aufwärts. Morgens war das Zelt steif und das Waschwasser im Zelt fingerdick überfroren. Eines Nachts hatte man im Lager bei einem tief und geschützt liegenden See bei 2500 m Höhe 10 Grad Kälte. Wissmann war des Morgens vor Frost halbtod, hatte er doch mit Ausnahme des letzten milden Winters, den er in Süddeutschland verlebt hatte, seit 1879 keinen Winter mehr mitgemacht.

Auf 2200 m Höhe wurden mehrfach kleine Rudel von Steinböcken gesehen, ohne daß man zum Schuß kommen konnte. So ging es weiter nach Katschagatsch, der letzten Niederlassung russischer Händler auf sibirischem Gebiet, an der Straße nach der großen chinesischen Stadt Kobdo. An noch immer mit Lärchen und Fichten bestandenen Hängen



Karawane in der Mongolei.



Bepacken der Pferde.

weideten Herden zahmer Jacks, die mit Blendlingen vom Jack und Kalmückenvieh untermischt waren.

Plötzlich erweiterten sich mitten im Gebirge die Ufer der Dschuja zu einem Plateau von ca. 20 Werst Breite und 30 Werst Länge, das von schneebedeckten Bergen eingefaßt war. Dieses Plateau wird die Dschuja-Steppe genannt. Nur langsam windet sich der Fluß, der von dem Schneeberge mehrere Zuflüsse erhält, viele Sümpfe und Seen bildend, durch das Plateau, welches auch weitab vom Fluß eine große Anzahl kleiner Seen zeigt. Die Steppe liegt 2000 m hoch.

Das Wetter war jetzt prachtvoll geworden und hielt sich mit Unterbrechungen von wenigen Tagen sechs Wochen lang so. Die Nächte waren sternenklar und kalt, bis zu 10 und 12 Grad, die Tage klar und sonnig, um die Mittagszeit herum beinahe heiß. Häufig sah man auf der durch ihre wilden Stürme verrufenen Steppe Staub- und Sandhosen. —

Die Dschuja mit ihren Sümpfen und Lachen und die kleinen Steppenseen wimmelten in dieser Jahreszeit vom Flugwild. Besonders häufig war der Singschwan, der, sei es stolz über die Seen gleitend oder mit seinen mächtigen Schwingen über die Steppe dahin streichend, oft Gegenstand der Beobachtung und Jagd für die Reisenden wurde. Wildgänse in drei bis vier Arten, Wildenten in ungeheuren Flügen, schwarz-weiße Störche, Kraniche und bunte Bekasinen belebten die Ufer, während in der Steppe häufig die schöne, mächtige Riesentrappe aufging und Rudel von Gazellen, von der Karawane aufgescheucht, dahinjagten. Diese Gazelle (gutturosa) muß vom Südosten aus der Mongolei hierher gekommen sein, denn die weiten Gebirgsländer, die von den Reisenden bisher durchwandert waren, kann sie nicht durchzogen haben.

Katschagatsch, welches nun erreicht wurde, liegt in der Steppe und besteht aus ca. 20 Gehöften meist russischer Händler. Es war dort ein Zolloffizier mit einigen Kosaken stationiert, wohl wegen der von China kommenden Karawanen. Während des Aufenthalts unserer Reisenden dort traf eine Karawane von 600 mit Ziegelsteintee beladenen Kamelen daselbst ein. Von hier gehen die Mongolen mit ihren Lastkamelen zurück und die Waren werden auf Packpferden verladen, die von hier bis Ongodai gehen. Von Ongodai findet der Weitertransport bis

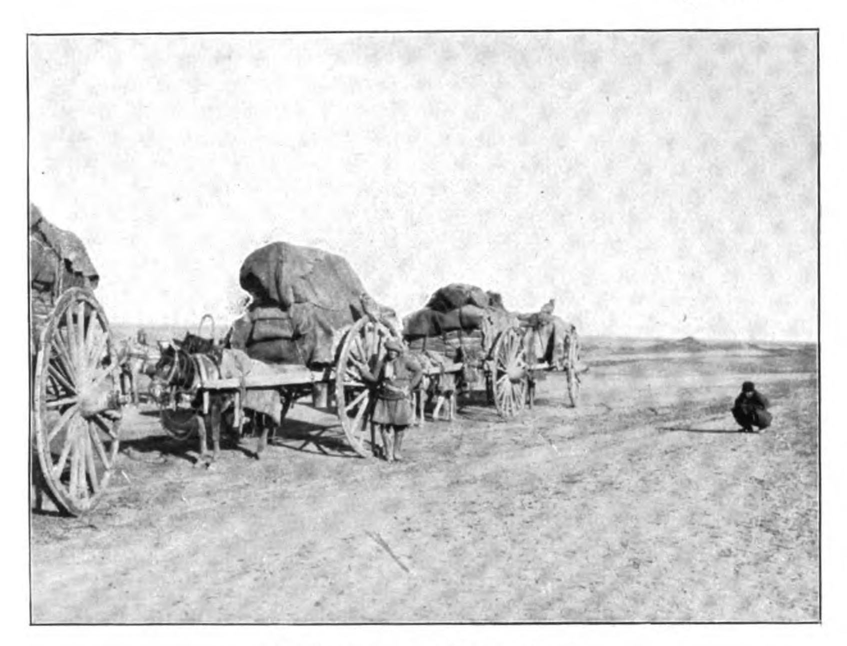
Barnaul mit Karren statt, und von dort endlich bis zur großen sibirischen Bahn auf den Dampfern des Ob. Bei der in Katschagatsch eintreffenden Karawane waren je 25 Kamele aneinander gebunden, das hintere Tier an den Schwanz des vorderen. Das Schlußkamel einer solchen Abteilung, die der Führung eines Mongolen anvertraut war, trug eine große Kuhglocke, das vordere eine Flagge. —

Auf der Dschuja-Steppe treffen sich die nordöstlichen Kirgisen mit den Kalmücken. Beide Stämme weiden zahllose Herden von Pferden, Fettschwanzschafen und Ziegen und kleinere Herden von Rindvieh und Kamelen auf der Steppe. Auch hier werden die Schafe und Ziegen nur von Knaben bis zu 12 Jahren und einem Wolfshund behütet. Diese bewachen gleichzeitig auch die Auls, d. h.: das aus 10 bis 20 oder mehr Filzjurten bestehende Dorf dieser Nomaden.

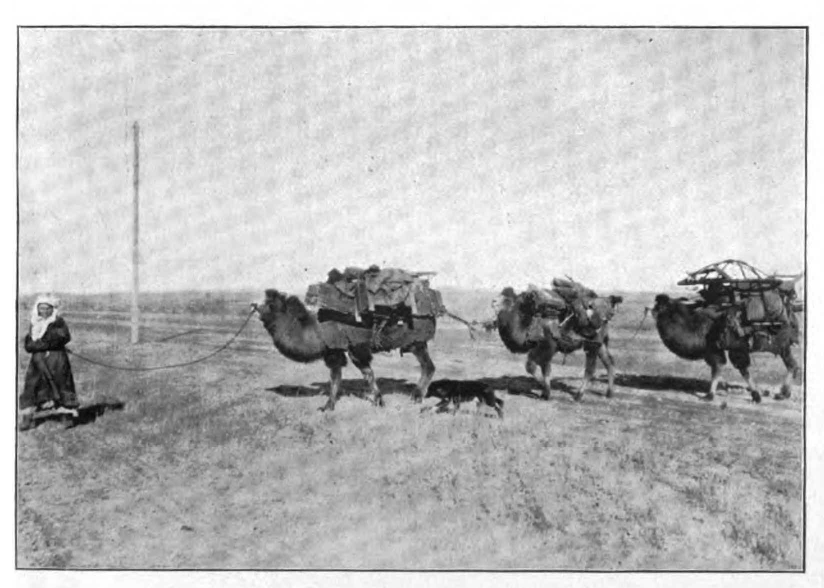
Wundervoll waren die Sonnenuntergänge auf der Steppe; die hinter den Schneebergen verschwindende Sonne zauberte an den weißen Wänden Farben hervor, die jeder Beschreibung spotten. Tiefblauer Himmel überwölbte am Tage die Reisenden, prachtvoller Sternenhimmel des Nachts. Nur bei Sonnenunter- und -aufgang fuhren ab und zu heulende Windstöße über die flache Ebene. Der Aufenthalt in Katschagatsch wurde zu Vorbereitungen für einen längeren Aufenthalt weiter oben im Gebirge und zur Jagd auf Gazellen benutzt.

Von der Dschuja führte die Weiterreise an einem kleinen Nebenfluß derselben, den Dschegan-Burgesi, entlang wieder dem Gebirge zu. Am Fuße des letztern wurde der erste Kirgisen-Aul, bestehend aus 20 Jurten, von den Kirgisen „Ues" genannt, angetroffen. Der Seisen (Häuptling) des Auls ließ zum Empfang eine mit schönen bunten Tuchflecken benähte Jurte errichten und bat die Reisenden, seine Gastfreundschaft anzunehmen.

Er bewirtete dieselben zunächst mit Kumiß, gegorener Pferdemilch, die in Geschmack und Farbe von gutem afrikanischem Hirsebier fast nicht zu unterscheiden war. Dann gab es Tee, der durch irgendwelchen mehligen Zusatz zu einer dicken grauen Suppe verwandelt war. Als dritter Gang wurde ein ausgesuchter Hammel vorgeführt, der vor den Augen der Reisenden geschlachtet wurde. Eine Stunde darauf wurde von



Lastwagen der Kalmücken.



Mit der Jurte beladene Kamele.

ihm der beliebte Schislik serviert, an Stäben geröstete Stückchen Fleisch und Fett und sehr gut gekochtes Hammelfleisch. Mit Verwunderung bemerkten die Reisenden, daß das Fleisch so schnell nach dem Schlachten des Tieres schon zart und gut war.

Nach der Mahlzeit wurde das Dorf besucht, woselbst man sämtliche Weiber versammelt fand. Sie befanden sich bei der Arbeit zur Herrichtung der Aussteuer einer am nächsten Tage zu vermählenden Kirgisenbraut.

Da nach Wissmanns Ansicht die Pferde der Kirgisen besser waren wie die der Kalmücken, so wurden für den persönlichen Gebrauch der Europäer acht Pferde für einen Monat gemietet. Die Kirgisen zeigten sich bei dem Geschäft als eingefleischte Händler. Ein solches Feilschen, Anpreisen, eine solche Heftigkeit beim Handeln, ein solches Drängen und Reißen und ein sich gegenseitiges Überbieten stach schroff ab gegen die Ruhe der Kalmücken. Auch fehlte den Kirgisen durchaus die Bescheidenheit und das höflich ruhige Benehmen jener. Sie machten einen unsteten, ja oft wilden Eindruck, und in der Tat sind die Kirgisen auch nicht annähernd so bequem für die russischen Behörden wie die Kalmücken. Man traf sie hier noch in ihrer fast unberührten Eigenart.

Je weiter man später, die ganze weite Kirgisensteppe durchwandernd, nach Westen kam, um so schmutziger, ärmlicher und versumpfter wurden die Kirgisen. Was man von Religionsausübung bei ihnen wahrnahm, war nur dürftig; man kann sie jedenfalls nicht eifrige Mohamedaner nennen, trotzdem sie als Moslemin auf die heidnischen Kalmücken mit Verachtung herabsehen; mit derselben Verachtung blicken jene allerdings auch auf die Kirgisen.

Am zweiten Tage nach dem Abmarsch von Katschagatsch bezog die Expedition Jagdlager, nur ungefähr noch 1 km entfernt von der chinesisch-mongolischen Grenze. Schon vor Wissmann hatten hier einmal eine russische und in früheren Jahren zweimal englische Jagdgesellschaften mit Erfolg auf den Argali, den Riesen unter den Wildschafen, gejagt. Diese Gegend scheint der Lieblingsaufenthalt dieses Wildes zu sein, wenn der Argali auch wohl in der Mongolei und im Süd-Altai hin und wieder angetroffen wird. Hier am Dschegan Burgasi aber

stehen auf einem Raum von vielleicht drei deutschen Quadratmeilen Tausende von Stück dieses interessanten Wildes. Es war auch kaum ein mehr geeigneter Stand zu denken. Der Wald hörte in der Höhe von 2300 m vollständig auf, so daß man während eines dreiwöchentlichen Jagdaufenthaltes hier nur in der Ferne und tief unter dem Lagerplatz Bäume sehen konnte. Weite, mit kurzem Graswuchs bedeckte, sanft geböschte Bergformen, unterbrochen von schroffen Felsstücken, die aus der weiten Hutung, wie aus einem grünen Meere inselartig herausragten, gaben dem mächtigen Wildschaf hier gute Weide am Tage und an vor dem Wind gesicherten Plätzen in den Felsen geschützte Ruheorte für die Nacht.

Was Wissmann über das Argali und speziell über die Jagd auf den Katschgoar (den starken Wildschafbock) sagt und erzählt, lese man in seinem schon eingangs erwähnten Buche: „In den Wildnissen Afrikas und Asiens“ nach.

Nach anstrengender Jagd war es den Reisenden am 12. Tage geglückt, je drei Böcke dieses größten Wildschafes zu erlegen. „So erfreut wir waren,“ erzählt Wissmann darüber, „nun endlich unser Ziel erreicht zu haben, so brachten wir es doch nicht übers Herz, so massenhaft das edle Wild zu schießen, wie eine Expedition, die hier vor uns gejagt hatte. Nachdem wir jeder drei Stück zur Strecke gebracht und uns lange genug am seltenen Wild erfreut hatten, beschlossen wir, weiter zu ziehen, besonders aber deshalb, weil die Brunst des Altaihirsches, des gewaltigen Waral, der mit dem Wapiti an Mächtigkeit wetteifert, begonnen hatte.“

Wissmann berichtet dann noch über seine Jagd auf das Schneehuhn und anderes Flugwild. „Ganz eigentümlich,“ sagt er, „ist das Gebahren des Schneehuhns. Das scharfe Auge des Kalmücken erkannte die Hühner, die sich einfach im Schnee niederduckten, aber für mich, infolge ihres blendend weißen Gefieders, nicht eher zu sehen waren, als bis mich die Jäger dicht vor das Wild führten. Ich mußte, um zu schießen, wieder zurückgehen, denn auf zehn Schritt, auf welche Entfernung ich stets an ein Volk herankam, hätte ich einmal mit jedem Schuß nur ein Huhn erlegt, und, da der Schrot so stark zusammenhält, dasselbe ganz zerrissen. Nach dem Schuß strich das Volk ab, um nach 100 Schritt wieder einzufallen und sich wieder



von Wissmann.

Wissmanns Besuch bei einem Kirgisenhäuptling.



Eine Kirgisenbraut.

ebenso dumm zu benehmen wie vorher. Dasselbe tat es noch drei- bis viermal hintereinander, so daß ich einmal das ganze Volk, zehn Stück, erbeutete.

Im Gegensatz hierzu waren überall im Gebirge sowohl wie später in der großen Kirgisensteppe die Birkhühner äußerst wachsam und vorsichtig.

Den Preis der Klugheit unter dem sibirischen Vogelwild aber muß man der Trappe zugestehen, die sich ja auch ihren Standort stets so wählt, daß man nur mit der Büchse zum Schuß kommt. Ähnlich klug, wie sie unter dem Landflugwild, benimmt sich das größte stolze Wasserwild, der Schwan. Diesen läßt man sich am besten zutreiben. Vom Wasser aufsteigend, wählt er regelmäßig die Richtung des Wasserlaufes nach oben oder unten; man muß sich also entgegengesetzt von dem die Schwäne Hochbringenden anstellen oder vielmehr verstecken im dichten Gebüsch, und, wenn der Schwan, der nur selten oder nur wenn er auf weitem Zuge ist, hochfliegt, herankommt, schießen. Ist die Flußerweiterung oder der See so groß, daß man mit der Waffe nicht bis in die Mitte reichen kann, so kann man beginnen was man will, man wird die Schwäne, die sich dann in sicherer Entfernung in der Mitte halten, nicht hoch machen können.

Viel gibt auch die Wildgans dem Schwan an Klugheit und Vorsicht nicht nach, während Enten häufig so dreist sind und sich so wenig belehren lassen, daß man in den von diesem Wild häufig ganz bedeckten Steppenseen jede Anzahl schießen kann.

Nach sehr kalten Nächten gingen häufig die Kirgisen nach dem Wasser, um Enten zu greifen, die auf dem Lande dicht beim Wasser ganz verklammt saßen und sich so fangen ließen. Da wir das für eine Jagdgeschichte hielten, ging Bumiller eines Tages selbst mit und griff auch eigenhändig, nicht etwa junge, sondern ausgewachsene Enten, die wie angefroren und ganz steif auf dem Boden saßen.

Während der Jagdzeit hatte ich mehrfach auf 3000 m hohen Spitzen gestanden und meinen Blick nach Osten schweifen lassen. Zahllose Kuppen, ein Gewirr von nackten Bergen, öden, wilden, sterilen Felswüsten, breiteten sich bis zum Tal des Kobdoflusses finster vor mir aus. Es ist dieses der ungast-

lichste Teil des weiten himmlischen Reiches, 100 gute Tagemärsche von Peking entfernt. Ich befand mich hier fast genau an dem Punkte unseres Planeten, der nach allen Richtungen der Windrose hin fast am weitesten entfernt liegt von den völkerverbindenden Meeren.

Auf der Grenze zwischen den zwei gewaltigsten Staatenbildungen der Erde lenkte ich mein Auge von Osten, dem 400 Millionen-Reiche der zopftragenden Chinesen, nach Westen, dem im Vergleich zu China geschichtlich jungen, weiten, russischen Reiche. Nach hierhin breiteten sich zunächst die mächtigen grünen Bergwellen unseres Jagdgebietes, und die mit Schnee bedeckten Höhenzüge und weiterhin die bewaldeten Berge des Vor-Altai und Sibirien.

Ein eigentümliches Gefühl bemächtigt sich des Beschauers hier auf der Grenze der beiden mächtigsten Länderkolosse unserer Erde! Hier das an uralter Kultur mit zäher Hartnäckigkeit festhaltende wunderliche himmlische Reich, dort das langsam aufblühende weite Sibirien, noch eine halbe Einöde, zum größten Teil nur ihren wenigen, im Aussterben begriffenen Nomadenstämmen Unterhalt bietend.

Es verlockte mich der Blick nach Osten ins weite Unbekannte einen Ausflug zu unternehmen, um wenigstens das chinesische Reich betreten zu haben.

Bevor wir das Eldorado für den Argali-Jäger verließen, beschloß ich daher, diesen Ausflug zu dem nächstgelegenen chinesischen militärischen Grenzposten Susk zu machen. Wir stiegen von unserm 2600 m hoch gelegenen Jagdlager hinab und zwar schon in das Stromgebiet des Kobdoflusses. Eigentümlich war die Änderung der Szenerie mit dem Überschreiten der Grenze der Mongolei: Keine grasigen Hügel mehr, sondern nur dunkles finsteres Gestein, schroffe, zackige aber nur niedrige Bergzüge und breite Steppen, ja fast wüstenartige Täler boten uns ein neues, wenig anheimelndes Bild.

Hier trat auch wieder die Kropfgazelle auf, hier zogen häufig Adler, Geier, Habichte und Falken, die alle, wie auch der uns oft begegnende Fuchs, sich von den Tausenden und aber Tausenden von Nagern nähren. Vor uns hatten wir den schneebedeckten Tolbonur, hinter uns die alle Berge des russischen Altai überragende Belucha, beide über 3000 m hoch.

Nach einem sehr starken Marsche erreichten wir den chinesischen Grenzposten Susk, der aus zehn im Kreise aufgestellten Filzjurten besteht, in welchen die chinesischen Soldaten wohnen. Erstaunt und erschrocken über die Ankunft von vier bewaffneten Reitern stürzten die tapferen Krieger aus den Hütten und wußten vor Angst und Verlegenheit nicht, was sie beginnen sollten. Es waren lauter alte Mongolen, nicht uniformiert. Ich schätzte keinen von ihnen jünger als 70 Jahre. Lauter alte, verkümmerte zahnlose Greise, in zerrissenen Schafpelzen, so umstanden sie uns, von 20 großen Hunden umgeben, und waren erst ganz allmählich zu bestimmen, uns zu ihrem Führer zu bringen. Dieser wohnte abseits, geschützt in einer tiefen Nische des Gebirges. Ich betrat durch eine mit chinesischer Schrift versehene Pforte ein Gitter, welches die Felsnische verschloß, und begegnete im Hofe, in dessen Mitte drei Flaggen, mit Roßschweifen behängt, das Würdezeichen des Offiziers, angebracht waren, einen alten, behäbig aussehenden freundlichen Herrn, den im Obersten-Range stehenden Tun-fei, den Kommandanten des Platzes. Er lud mich in seine große schöne Jurte ein, die von einem eisernen Ofen erwärmt wurde und deren oben befindliches Rauchloch mit Licht durchlassendem, weißem Tuch überzogen war. Links vom Eingange in die Jurte hingen die großen bunten Schreiblappen, die Akten des Kommandos, rechts Waffen, Sättel und allerhand militärischer Schmuck, wie ihn jeder höhere chinesische Offizier seiner Stellung schuldig ist. In der Mitte war eine von Brettern hergestellte Erhöhung, auf der das Lager zurechtgemacht und über welche der Heiligenschrank mit einem Buddha angebracht war.

Zunächst forderte mir der alte Herr einen Paß ab und wurde ziemlich unruhig, als ich ihm mitteilte, daß ich keinen chinesischen Paß besitze: Ich dürfte, so leid es ihm tue, mich nicht länger als 24 Stunden auf chinesischem Gebiete aufhalten, möchte aber solange sein Gast bleiben. Es wurde nun Tee gereicht, was sich am Tage vielleicht zwanzigmal wiederholte, und dann ein Diner aufgetragen von einer großen Anzahl von Gerichten, deren Zusammenstellung mir, der ich doch schon in verschiedenen Ländern die kulinarischen Genüsse fremder Völker kennen gelernt hatte, zu bestimmen unmöglich war.

Ebensowenig wie ich wußte, was ich aß, konnte ich mit den Elfenbeinstäbchen, deren sich der Chinese beim Essen bedient, fertig werden.

Eine gewisse Disziplin herrschte unter der Truppe. Zwei Offiziere, deren farbloser Glasknopf auf den in der Armee eingeführten Mandschumützen ihren Rang als Leutnants kennzeichneten, warfen sich jedesmal, bevor sie eine Meldung machten, vor ihrem Kommandanten auf die Knie und beugten den Kopf zur Erde.

Auf drei Jahre wird stets das Kommando eines so abgelegenen Grenzpostens bemessen, und da die Zeit gerade herum war, so bereitete sich mein chinesischer Gastfreund, die Ablösung erwartend, auf die in 100 Stationen eingeteilte Rückreise nach Peking vor.

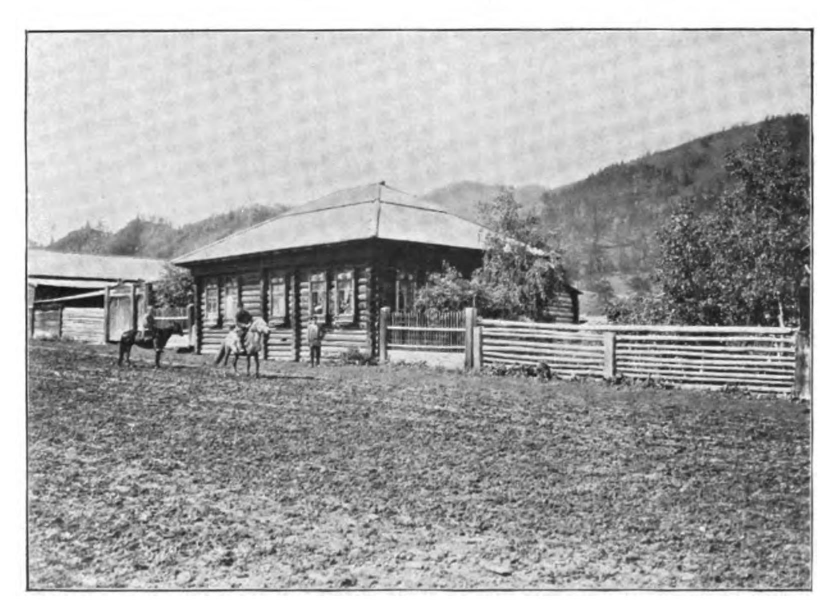
Am nächsten Morgen konnte der alte würdige Herr das chinesische Blut nicht verleugnen, als ich ihn bat, mir verschiedene Kleinigkeiten, wie chinesische Pfeifen, Messer usw. zu verkaufen. Er nahm kleine Geschenke von mir, sehr freundlich dankend, an, stellte aber für die mir abgelassenen Stücke ganz enorme Preise.

Nach unserem Lagerplatz zurückgekehrt, brachen wir sogleich nach Katschagatsch auf, versorgten uns dort mit 30 neuen Reit- und Packpferden und nahmen 10 Kirgisen an, die sich hier oben Kaßak nennen. Bei dem Erscheinen dieser Kirgisen fiel uns auf, daß sie nicht mehr ihre alte Waffe, die Lanze, trugen, die sie in den langjährigen Kriegen und Räubereien gegen die Russen oft zu einem gefährlichen Reiterfeind gemacht hatte. Ich erfuhr, daß es verboten ist, irgend eine Waffe zu tragen, außer dem Gewehr, und die Steinschloß-Gewehre der Kirgisen sind kaum eine Waffe zu nennen, denn so schlecht und elend gearbeitete, geradezu spielzeugartige Gewehre hatte ich überhaupt noch nie gesehen. Die Neger z. B. würden nirgendwo eine solche Waffe annehmen.

Wir zogen dann von der Dschuja-Steppe, von deren Seen und Sümpfen unterdes alles Wasserwild verschwunden war, über die schneebedeckten Riesengebirge, dem Jeßater, einem Nebenfluß der Katunja, zu. Jetzt erst änderte sich das Wetter, denn einige Tage lang hatten wir furchtbare Stürme, die Hagel und Schnee über die Gebirgslandschaft dahinfegten. Stellen-



Hirsch tot.



Russisches Bauernhaus.

weise war die Passage der Pässe hoch oben wegen tiefen Schnees sehr erschwert, und die tobenden Gebirgswasser waren mit ihren aufgestauten Eisschollen schlecht zu passieren. Aber auch hier mußten wir wieder über die Sicherheit staunen, mit der die unbeschlagenen Ponys, oft einbrechend und Eisschollen überkletternd, solche Passagen überwanden.

Als wir, dem Südabhang des Altai uns nähernd, herabstiegen, wurde bald der Wald so dicht, daß er uns an unsere heimischen Wälder erinnerte. Besonders die schneebeladenen Lärchen und Kiefern begrüßten wir nach den langweiligen, zuletzt gleichmäßig mit Schnee bedeckten Höhen unseres vorigen Jagdgebietes."

Vom Jeßater aus unternahmen Wissmann und Bumiller jetzt, vier Tage lang dasselbe Lager behaltend, Ausflüge zur Pürsche auf den Maralhirsch. Über diese Jagd schreibt Wissmann Interessantes im obengenannten Buche. Nach großen Mühseligkeiten war es ihm gelungen, einen Hirsch zu erlegen, dessen Geweih, wie er glaubt, das erste ist, welches vom Maralhirsch nach Deutschland kam.

Von hier gingen unsere Reisenden, den Altai herabsteigend, nach dem Irtisch und Semipalatinsk. Beim Abstieg begegneten ihnen wandernde Kirgisen, die jetzt ihre Winterweiden bezogen. Den Zug einer solchen, recht wohlhabenden Familie, eröffnete ein großer Hund, es folgten über 100 Pferde, dann Kühe und fünf mit Jurten beladene Ochsen. Diesen folgten drei Weiber zu Pferde und abermals zwei Hunde, dann mehrere hundert Schafe und Ziegen, beaufsichtigt von Kindern und Hunden, dann acht Kamele, zum Teil mit Hausgerät bepackt, und endlich der Familienvater mit zwei schon fast erwachsenen Söhnen zu Pferde.

In allen Kirgisen-Auls, welche die Reisenden passierten, wurden sie stets gastfreundlich aufgenommen. Sie wurden aufgefordert, auf den besten, herbeigeholten Teppichen Platz zu nehmen, und von der Wirtin, die das Gesicht nicht verschleiert trug, wurden sie mit Kumiß bewirtet.

Weiter abwärts wurde der Wald immer schöner und dichter. Auf offenen Stellen des Waldes, besonders kleinen Kuppen, fanden die Reisenden lange gerade Reihen flach gebrochener oder behauener Steine, auch von großen Steinplatten im Vier-

eck eingefaßte alte Grabstätten. Mit spitzen Pfählen untersuchten die Reisenden einige Gräber, fanden aber, daß dieselben, wie die vielen Hunderte, ja Tausende von Gräbern im Altai und in der Steppe des Bezirks von Semipalatinsk schon früher geöffnet waren.

Zur Zeit der Ankunft der ersten Kosaken und russischen Bauern soll es ein recht lohnendes Geschäft gewesen sein, die Gräber, in denen man vielfach goldenen Schmuck gefunden hatte, zu plündern.

Die Nächte waren unterdes immer kälter geworden und auch stürmisch, so daß man das Lager, wenn es irgend angängig war, auf der Sohle einer Schlucht, am Fluß und auf Inseln in möglichst dichtem Fichtenwalde aufschlug. Noch einmal mußte ein 2600 m hoher Paß erstiegen werden. Der Weg führte den ganzen Tag über durch eine weite durch nichts unterbrochene Schneelandschaft. Der blendende Schnee, die harte kalte Luft übten auf Wissmanns jahrzehntelang in der Tropensonne verweichlichte Haut einen so üblen Einfluß aus, daß des Abends sein ganzes Gesicht fast von der Haut entblößt und entzündet war. Auf einem Auge war er vollständig, auf dem anderen fast ganz schneeblind, so daß er mehrere Tage recht empfindlich unter diesen Molesten zu leiden hatte.

Der Süd-Altai ist steiler und schöner als die Nordabhänge des Gebirges. Die goldgelbe Herbstfärbung der Lärchen, unterbrochen von dem tiefen Blaugrün prachtvoller Fichten, die leichte federartige Birke in kleineren Beständen dazwischen, schmückten überall Talsohle und Hänge.

Auch hier wie im Norden war immer nur ein Hang bewaldet, der schattige nach Norden zugewandte, den die Sonne nicht bescheint. Alle Täler boten zahllosen Kirgisen-Familien Schutz vor den harten Winterstürmen und gute Weide für ihr Vieh.

Bei 1400 m hatte jetzt — es war Anfang Oktober — der Schnee aufgehört, und je tiefer man stieg, um so mehr wandelte sich das Wetter um in einen prachtvoll schönen Spätsommer.

Am Fuße des Altai angelangt, begann von neuem die Reise in der Tarantaß, und zwar im großen und ganzen der chinesischen Grenze, die immer südlich blieb, folgend, im Tale des Irtisch abwärts. Vorspann wurde mit geringer Ausnahme in Kosakendörfern genommen.

Kleinrussischen Kosaken war hier die Sicherung der Grenze des russischen Reiches überlassen, und wenn auch die Organisation der Kosaken nicht mehr eine so strenge schien, wie sie es zur Zeit der Eroberung dieser Länder gewesen ist, so bleibt doch immer noch ein gewisses Verhältnis zur Armee bestehen. Vor jedem Dorf hielten bei Annäherung der Reisenden ein bis zwei Kosaken, die sich nur durch ihre Militärmützen von den anderen Bewohnern unterschieden. Sie sprengten auf dem Wege der kleinen Karawane entgegen, um sich von der Annäherung der von der Behörde empfohlenen Reisenden zu überzeugen und dieselben dem Attaman, dem Dorfschulzen, und dem militärischen Kommandanten zu melden.

Vor seinem Hause, in dem die Reisenden abstiegen und Vorspann resp. Nachtquartier fanden, stand stets in voller Uniform der Attaman, machte streng militärisch seine Meldung und fragte nach den Befehlen der Reisenden. In diesen Dörfern waren die nötigen Wagen und der Vorspann mit wirklich militärischer Promptheit und Schnelligkeit zur Stelle. Auch waren die Kutscher, wenn nicht betrunken, militärischer und angenehmer, als in Bauerndörfern. So gewannen die Reisenden bald eine große Vorliebe für die Kosakendörfer, und sie wunderten sich später sehr, als sie hörten, daß die höheren Verwaltungsoffiziere über diese Kosaken nicht ihrer Meinung waren.

Man hatte zur Zeit der Eroberung und Kolonisation dieser Gebiete den Kosaken, diesen ersten Pionieren des Russentums in Asien, große und weitgehende Zugeständnisse an Land gemacht, und natürlich hatten sich die Kosaken die besten Striche Landes auf Grund der ihnen von der Regierung zugesagten Privilegien ausgesucht. Jetzt war aber die Zeit gekommen, wo auch andere Bauern aus Rußland Land suchten und sich natürlich auch in den günstigeren Gegenden mit besserem Boden und in der Nähe der Verkehrsader, wie sie gerade hier der Lauf des Irtisch ist, anzusiedeln wünschten. Die Kosaken hatten so viel Land für sich in Anspruch genommen, daß sie durch Verpachtung ihrer Ländereien, als Weidegründe für die Kirgisen, Einnahmen erzielten, die ihren Lebensanforderungen reichlich genügten. Infolgedessen hatten sie die Bebauung ihres eigenen Grund und Bodens meistens vernachlässigt und

nur so viel Land selbst bebaut, als sie für sich durchaus notwendig gebrauchten. Die sich später ansiedelnden russischen Bauern waren, da nicht mehr so viel herrenloses Land vorhanden, naturgemäß nicht mehr so reichlich bedacht worden und infolgedessen gezwungen, ihr Land besser und intensiver zu kultivieren. So suchte denn die Regierung in all den Grenzstrichen Südsibiriens zur Zeit, wenn irgend angängig, die Kosaken in ihren alten Privilegien zu verkürzen, zu gunsten der neuen und besseren Kultivatoren. Das rief selbstverständlich bei den Kosaken, die auf ihre alten Gerechtsame pochten, Unwillen hervor.

Wissmann sagt mit Bezug hierauf: „Es ist dieses wieder einmal, wie so häufig in jungen Kolonien, ein Zeichen, wie vorsichtig man sein muß mit dem Übereilen künstlicher Kolonisierung und mit der Verleihung von Vorrechten, wie es z. B. auch bei uns in Süd-Westafrika der Fall gewesen ist. Auch wir könnten für unsere Kolonien aus diesen hier geschilderten Verhältnissen eine Lehre ziehen. Anfänglich heißt es immer: Es ist ja so viel herrenloses Land da, es sei die Pflicht der Regierung, durch alle denkbaren Vergünstigungen Unternehmer herbeizuziehen. Natürlich, diesen Unternehmern können die Vergünstigungen nicht groß genug sein, als Gegenleistung, wie es heißt, für das Risiko der Anfänger. Später hat die Regierung dieses Entgegenkommen meistens zu bereuen, und sie muß dann von Jahr zu Jahr mehr mit ihren Vergünstigungen heruntergehen, was naturgemäß mehr böses Blut macht als Vorsicht von vornherein. Nord-Amerika, Kapland, Sibirien, Australien, kurz alle Kolonien machen dieselben Erfahrungen bei dem mächtigen Wachstum der Bevölkerung."

Vom Fuße des Altai bis zum damaligen äußersten Endpunkte der südsibirischen Militärbahn Taschkent, eine ungeheure Strecke von 3000 Werst, blieb die Reise im großen und ganzen außerordentlich gleichmäßig. Während des Tages wurde in den Dörfern nur möglichst schnell Vorspann gesucht, am Abend hatte man sich in den Semski-Häusern für die Nacht einzurichten, denn Nachtfahrten hatten die Reisenden in dieser Foltermaschine, der Tarantaß, längst aufgegeben.

Eintönig und abwechselungslos wie Unterkunft und Nahrung blieb auch die ganze Natur; vom Fuße des Altai bis nach



Kosakenvorspann.



Turkestanische Karre.

Taschkent sahen die Reisenden nicht einen Baum oder Strauch außer den wenigen meist noch jungen Pappeln und Eschen, die besonders die Kosaken in ihren Dörfern angepflanzt hatten.

„Recht unangenehm war es, so erzählt Wissmann, „daß wir, bevor wir Semipalatinsk erreichten, wo wir neuen Kredit fanden, mit unserem Gelde zu Ende waren. Da wir für zwei Tarantasse und drei Telegas, in denen unser Gepäck befördert wurde, mehr Pferde nötig hatten, als wir an einer Vorspannstation fanden, so waren wir gezwungen, getrennt zu reisen. Ich sah mich eines Tages genötigt, den letzten Rubel auszugeben und hätte in diesem Dorfe liegen bleiben müssen, um mir Geld von Semipalatinsk kommen zu lassen, wenn ich nicht hier Kredit gefunden hätte. Meine Anleihe in diesem Kosakendorf war aus verschiedenen Gründen interessant.

Nachdem der Attaman seine Meldung gemacht hatte, ließ ich ihm sagen, daß ich Geld brauche. Er sagte mir, daß wohl im ganzen Dorfe keine zwei Rubel baren Geldes zu finden seien, daß aber in einem Gehöft in der Nähe ein Mann wohne, der Geld habe und den er sofort herbeiholen würde. Schon nach einer halben Stunde brachte er den ängstlich dreinschauenden Händler angeschleppt, und erklärte sich derselbe unter vielen Bücklingen bereit, mir 25 Rubel, die ich noch bis Semipalatinsk brauchte, zu leihen. Als ich ihn fragte, wie ich ihm das Geld zurückzahlen sollte, meinte er, es sei wohl das Praktischste, daß er mich die paar Meilen — nämlich 90 Werst — begleitete, um sein Geld in Semipalatinsk in Empfang zu nehmen. —

Ob man wohl bei uns in Deutschland einen so liebenswürdigen Gläubiger finden würde, der eines ganz geringen Verdienstes wegen einem wildfremden Menschen Geld leihen und dann noch 90 Werst, also 13 deutsche Meilen, hin und zurück im Wagen reisen würde?" —

„Auch unser Aufenthalt in Semipalatinsk," so fährt Wissmann fort, „und in den anderen Städten bis nach Wirni boten so wenig Erwähnenswertes, daß ich darüber hinweggehen kann. Die einzige Abwechselung auf der Fahrt war die Jagd auf Vogelwild: Rebhühner, Steppenhühner, Sandhühner, Steinhühner, und zwar in einem Artenreichtum, wie ich ihn nicht vermutet hatte, gaben uns Gelegenheit, für einige Zeit wenig-

stens eine Unterbrechung in die ewige Kohlsuppe zu bringen, aber es hieß auch bald „toujours perdrix". Wölfe sahen wir in den weiten Steppen häufig, aber das einzige Mal, das ich zum Schuß kam, hatte ich nur Schrot Nr. 7 in der Flinte, und diese Ladung veranlaßte den aus geringer Entfernung angeschosse- Wolf nur zur beschleunigten Flucht. Es war die Zeit, in der sich die Wölfe in kleinen Rudeln — bis zu 8 Stück — zusammentun; größere Rudel kannten die Eingeborenen nicht. Ebenso wenig konnte mir auf häufige Fragen ein Kirgise über die Gefährlichkeit des Wolfes für den Menschen etwas erzählen. Meine Frage lockte meist nur ein geringschätziges Lächeln hervor.

Die Herden werden, wie schon früher berichtet, von Knaben noch im Kindesalter gehütet, häufig sogar ohne Hund. Nähert sich ein Rudel Wölfe der Herde oder von der großen Herde zurückgebliebenen Stücken, so verscheucht der junge Hirt die Wölfe durch Geschrei und Steinwürfe. Daß aber trotzdem viele Schafe von Wölfen angefallen werden, bemerkte ich eines Tages in ganz überraschender Weise. Wir fanden auf der weiten Steppe an einem Tage dreimal schwerkranke einzelne Schafe. Wir hielten an, um uns zu überzeugen, weshalb die Tiere sich allein in der Steppe aufhielten; bei allen drei fanden wir den Fettsteiß aufgerissen und vollständig ausgefressen. Sonst waren die Tiere vollkommen unversehrt; es ist nur denkbar, daß der Wolf der Missetäter war, denn die Schwänze waren nicht mit einem Schnitt geöffnet, sondern vollständig zerrissen. Der Wolf der Steppe war übrigens bei weitem schwächer als der, den wir im Gebirge beobachtet hatten.

Einige Ausläufer des Alatan passierend, zwischen Semipalatinsk und Werni, konstatierten wir, daß das Argali, unser Wild vom Altai, auch dort vorkommt und zwar viel tiefer als im Altai, daß es aber auch bedeutend schwächer ist als im großen Gebirgsstock. Später bekamen wir wieder starkes Gehörn zu sehen in dem mächtigen Vorgebirge des Tianschan nördlich des Issikul. Hier scheint sich jedoch das Gehörn weiter seitwärts auszulegen und eine stärkere Windung anzunehmen, so daß es zum Übergang wird zu dem schönen, wenn auch lange nicht so mächtigen Gehörn des ovis polii des Pamir.

Von dem Kulan, dem schönen, sehr selten gewordenen

Wildesel Südsibiriens, der sich längs des Balkasch-Sees ebenso wie am Saisannoor finden soll, sahen wir nichts.

Den Balkasch sah ich von der Höhe eines Ausläufers des Alatan.

Wir hatten, nach Erzählungen russischer Herren in Semipalatinsk, gehofft, am Ili Tieger, Kulan und Wildschwein jagen zu können, und auf meine telegraphische Bitte hatte der Generalgouverneur die dortige Behörde angewiesen, uns hierbei behilflich zu sein. Am Ili angekommen, wurde es uns aber sehr bald klar, daß der Tieger hier eine ganz außerordentliche Seltenheit ist. Man sagte uns, daß seit fast zehn Jahren in der Nähe keine Tieger mehr gespürt seien, daß sich wohl in den Sümpfen des Balkasch, das Wildschwein jagend, noch Tieger halten sollten, aber gewiß sehr wenige, und daß diese schwer zu finden und zu jagen seien.

Auch Wildschweine haben wir nur gespürt. Der Fährte nach müssen sie hier ganz enorm stark werden.

90 bis 120 Werst waren unsere täglichen Reisestrecken. Meeresgleich zog sich die Steppe dahin; selbst der kleinste Steinhaufen, der das flachwellige Einerlei unterbricht, stachelt die Neugierde des Reisenden, dessen müdes Auge Abwechselung sucht, zur näheren Untersuchung an. Häufig ist es ein fernstehendes Grabgebäude eines reichen Kirgisen, hier und da ein altes aus Steinen aufgehäuftes Grab aus der Vorzeit, meistens aber ein trollender Wolf, der, durch die dünne Steppenluft vergrößert, den Reisenden Rätsel zu lösen aufgibt.

Wundervolle, riesige Trappenhähne trieben hier und da ihr interessantes Spiel, zeigten, sich aufblähend, ihr schneeweißes Brust- und Bauchgefieder oder tanzten in eigentümlichen Gliederverrenkungen.

Es schien die Balzzeit der Trappe zu sein. Zahlreiche Scharen verschiedener kleinerer Wandervögel zogen südwärts; unzählige Völker Wasservögel, besonders Enten, belebten die den Balkasch speisenden Flüsse.

Es war jetzt die Zeit für die Kirgisen, mit ihren abgerichteten Adlern und Falken zu jagen, und häufig begegneten wir Trupps berittener Jäger, begleitet von einer Meute rötlichgelber, häßlicher, aber scharfer Windhunde. Auf der stark behandschuhten Faust trugen die Reiter den abgerichteten

Adler, der selbst auf den Wolf stoßen und ihn bis zum Herankommen der Hunde und Jäger aufhalten soll, oder den für kleineres Wild bestimmten Falken und Habicht.

Wie ich schon früher sagte, nimmt die Wohlhabenheit der Kirgisen, je weiter nach Westen, je mehr ab. Die Pferdeherden werden sehr viel kleiner, Vieh wird seltener, während das Kamel häufiger wird.

Niemand macht ein Hehl daraus, daß der schlaue russische Kleinhändler besonders durch Kreditgeben, ja Kreditaufzwingen, die Hauptschuld trägt an der Verarmung. Auch sollen vielfach die Bezirksverwalter in verhältnismäßig kurzer Zeit recht wohlhabende Leute auf Kosten der Kirgisen werden.

Bevor wir die Stadt Tschimkent erreichten, fielen uns von weitem schon die ungewöhnlich ausgebreiteten, wohlgepflegten Felder eines großen Dorfes auf. Die breite, saubere Dorfstraße kam uns hier fremdartig vor, obgleich wir dieselben Blockhäuser wie bei anderen russischen Dörfern auch hier fanden. Es war mehr Ordnung und Reinlichkeit in den Gehöften; viele Bäume waren angepflanzt und kleine gepflegte Gärtchen befanden sich bei den Häusern. Plötzlich las ich dicht an der Straße über einem Fenster, in dem Eßwaren zum Verkauf ausstanden, in guten deutschen Lettern: ‚Wirtschaft'. Mein Kutscher sagte mir erst jetzt, dies sei Nemetzkydorf, ein deutsches Dorf. Ich trat in die Wirtschaft und forderte mir, zum nicht geringen Erstaunen des Wirtes und der Wirtin, in deutscher Sprache eine Flasche Bier, die ich auch in ganz trinkbarer Weise erhielt. Ich hörte, daß ich in einem Dorf war, das aus 90 schwäbischen Familien bestand, die vor fünf Jahren aus der großen, meistens aus Württembergern bestehenden Niederlassung bei Saratow an der Wolga ausgewandert waren und sich hier eine neue Heimat gegründet hatten. Fünf Jahre anstrengender Arbeit hatten hier genügt, um sich einen verhältnismäßigen Wohlstand zu verschaffen, und nicht genug wußten unsere Landsleute hier das Entgegenkommen der russischen Behörden zu rühmen.

In der Stadt Werni lernten wir den weit und breit als großen Nimrod bekannten deutschen Lehrer Urban kennen, durch dessen Arrangements mir ein Ausflug in die dem Tianschan vorgelagerte, mächtige Gebirgskette nördlich des Issyk-

kul ermöglicht wurde. Des vorgeschrittenen Winters und der beträchtlichen Schneemengen wegen war aber hier nur die Jagd auf Rehwild in den Hängen des Gebirges möglich.

Der Steinbock des Tianschan ist sehr viel stärker als der des Altai. Das Gehörn des Steinbocks des Altai ähnelt in seinen schönen Formen und seiner Zierlichkeit dem des Sinai-Gebirges, während der Steinbock des Tianschan von demjenigen des Himalaja, wie ich ihn im Jahre 1894 südlich des Kinschinschunga fand, kaum zu unterscheiden ist.

Herr Urban riet uns, in besserer Jahreszeit zur Jagd zum Issykkul und weiter südlich zu kommen. Er glaubt, daß dort die Jagd viel ergiebiger als selbst im Altai sein würde.

Werni ist fraglos die schönste Stadt Sibiriens; alle Straßen sind eingefaßt von schon recht schönen Pappeln verschiedener Gattungen. Die Straßen sind breit. Eine schön gebaute Kirche mit prächtigen Glockentürmen bildet die Zierde der Stadt. Die Lage der Stadt am Fuße der schroff ansteigenden, stets mit Schnee bedeckten Gebirgskette ist überraschend schön. Von Werni aus, immer weiter durch die Steppe, nun aber etwas nördlichere Richtung einschlagend, näherten wir uns — ich möchte sagen — dem eigentlichen Orient Sibiriens. Die Städte Ost-Turkistans haben nichts vom orientalischen Typus, sondern sind reinrussische Städte.

Jetzt aber kamen wir allmählich in das Land der Sarten, die persischen Ursprungs sind, und wir näherten uns den Chanaten Chiva und Buchara, also Gebieten, die schon früh den Islam annahmen und rein orientalisch geworden sind, denn was wir Orient nennen, ist ja doch hauptsächlich das Gepräge, das der Islam auf Land und Leute ausübt.

Von Tag zu Tag nahmen die Gegend und die Dörfer mehr dieses Gepräge an. Während die russischen Bauern hauptsächlich Korn bauen und Vieh züchten, — die Kirgisen nur Viehzüchter sind — so begann jetzt mehr und mehr intensiver Baumwollbau und eine größere Industrie, die besonders bekannt ist durch die schönen Teppiche, die aus diesen Ländern kommen, durch die Webereien und Stickereien und zierlichen Waffen.

Die große Karawanenstraße wurde belebter. Drei verschiedene Arten des Warentransportes vermitteln hier das Geschäft von der chinesischen Grenze an, dann aber hauptsäch-

lich aus den Gebieten der Sarten, unter denen sich auch viele Juden niedergelassen haben, mit dem Endpunkte der südsibirischen Bahn Samarkant. Begleitet von russischen Knechten ziehen kleine Karren, nur mit einem Ochsen oder Pferd, nicht mehr mit dem kleinen ostsibirischen, sondern einem stärkeren, bespannt, in unabsehbarer Reihe ost- und westwärts. Zahlreiche mit schönen bunten Teppichen und Troddeln behängte Kamele, ganze Heere von mächtigen, hochrädrigen Karren, ‚Aoba' genannt, die bis weit hinein nach China gehen und mit Kirgisenpferdchen oder Ochsen bespannt sind, beleben die Straße. Große Ballen von Baumwolle aus den Kirgisenländern, Wolle und Filz, Tee aus China und Korn wird westwärts geführt. Nach Taschkent und Samarkant rückwärts sind die Karawanen mit Stoffen, Eisenwaren, Petroleum vom Schwarzen Meer und allem dem beladen, was der zivilisierte Westen dem noch unkultivierten Osten Sibiriens zuführen kann.

Nicht mehr der graue, schäbige Schafspelz bekleidet die Begleiter der Karawanen und die Dorfbewohner, sondern lange, bunte Kaftans aus Seide in grellen Farben, die aus China kommen. Nicht mehr die Kirgisenkapuze, sondern der Turban wird jetzt die Kopfbedeckung. Mit einem Wort: Wir sind in den wirklichen Orient gekommen, der von hier bis zur Nordwestküste Afrikas und nach Indien und Südarabien ein so gleichmäßiges Gepräge erhalten hat.

Hatten wir bisher den Eindruck gehabt, daß alle die wilden Völkerschaften, Kirgisen und Kalmücken, sich durchaus unter das russische Szepter gefunden haben, ist das mit den Sarten, Bucharen, Chivaleuten, Turkmenen und anderen Stämmen des westlichen Turkistan, so meine ich, nicht der Fall. Besonders in Buchara und Samarkant glaubte ich oft dieselbe Antipathie, die in Nordafrika, Arabien und Kleinasien der Bekenner Mohameds gegen den Christen hat, wiederzufinden.

Auch die Städte und Ortschaften erhielten besonders durch die arabische Bauart, durch die vielen zierlichen Moscheen, ein anderes Gepräge, und ganz besonders fiel uns auf, daß die Gartenkultur eine viel höhere wurde. Der Russe scheint gar kein Verständnis für den schönsten Schmuck eines Heims, einen zierlichen Garten, zu haben. Auch entsinne ich mich nicht, in allen russischen Dörfern einen einzigen Obstbaum

gesehen zu haben. Jetzt wurde dieses anders; besonders Wein wurde in großen Gärten gezogen, auch anderes Obst. Das Vieh wurde schöner und machte den Eindruck einer sorgfältigeren Pflege. Die Pferde wurden größer, ja wir sahen häufig auch nach unseren Begriffen schöne Pferde, die aus dem Lande der Turkmenen stammen sollten. Besonders auffallend ist das Hinzukommen des treuesten Begleiters des Orientalen, des Esels, der weiter östlich ganz fehlt.

Wir passierten nun den Syr Darja, den alten Jaxartes, und das weite Bett des über Kies dahinströmenden Serafichan. Wenn auch zuletzt die Straßen, um dem großen Karawanenverkehr zu genügen, besser gehalten waren, so waren wir doch recht froh, als wir in Samarkant unsere Tarantaß, die uns über fast 4000 Werst hinweg gefoltert hatte, verkaufen konnten, um nunmehr auf der Eisenbahn unsere Reise heimwärts fortzusetzen.

Samarkant hat russische und orientalische Stadtteile, jene mit ihren breiten Straßen, niedrigen, langweiligen, kasernenartigen Häusern und bunten Kirchen, diese mit den engen, schmutzigen, winkligen Gassen des Orients, den von Kauflustigen und Käufern wimmelnden Bazaren und schönen alten Moscheen. Der Hauptschmuck Samarkants sind drei Moscheen, die, einst in zauberhafter Pracht erbaut, noch heute im Verfall ein Zeichen geben von dem hohen Kunstsinn ihrer arabischen Erbauer. In einer derselben besuchten wir das Grab des mächtigen Landeseroberers Tamarlan, der mit seiner Familie und einigen seiner Großen in einer tiefen Gruft ruht, über die sich die Moschee erhebt. Alte, im Kampf fast bis auf den Stumpf zerrissene Flaggen und Roßschweife sind die einzig übriggebliebenen Siegeszeichen dieses wilden Führers kriegerischer Barbaren.

Dasselbe, was ich über die große sibirische Bahn gesagt habe, gilt auch für die Südsibirische. Ich hatte gehört, daß Schlafwagen, Restaurationswagen für den Komfort des Reisenden hier sorgten, ja, daß selbst für die gläubigen orthodoxen Christen in jedem Zuge ein Kirchenwagen sei. Von alledem fanden wir aber nichts, oder wenigstens nur in den wenigen Schnellzügen, die einige Mal in der Woche gehen, ganz primitiv eingerichtete Restaurationswagen.

Buchara besteht aus Neubuchara, der russischen, und Altbuchara, der früheren rein orientalischen Hauptstadt. Noch nirgends habe ich eine so ausschließliche Bazarstadt gefunden. Kairo, Smyrna, Stambul haben nicht so ausgedehnte, von Käufern unzähliger Völkerschaften wimmelnde Bazars wie Buchara. Turkmenen, Perser, Afghanen und Beludschen, ja Inder drängen sich in den engen, dunkeln, weil mit Sonnensegeln überdeckten Bazarstraßen.

Nachdem wir eine 7 km lange Holzbrücke, über die der Zug nur sehr langsam fahren darf, das riesige, breite verkieste Bett des Amudarja, des alten Oxus, passiert hatten, eilten wir durch die blendendgelbe Sandwüste Karakum, die nur von kleinen Turkmenen-Karawanen durchzogen wird.

Wie nach dem Sturm die Wellen auf hoher See in runde Wellenhügel verlaufen, so reihen sich in dieser Wüste runde Sandhügel aneinander, soweit das Auge reicht.

Daß hier und da noch eine, wenn auch ganz verschwindende Flora bestehen muß, bezeugten einige Rudel der Kropfantilope, die wir mehrfach sahen. Jedenfalls muß diese Gazelle ganz außerordentlich genügsam sein und Wasser lange entbehren können, denn die Bahnstationen in der Wüste werden von den Zügen aus mit Wasser versehen.

Recht gute Dampfboote, meist unter dem Kommando finnischer Kapitäne schwedischer Abkunft stehend, vermitteln den Verkehr über das Kaspische Meer.

In Baku, dem größten Hafen der Westküste dieses Binnenmeers, lagen an 50 Dampfer und ebensoviel Segelschiffe, die entweder die oben erwähnten Karawanengüter übersetzen oder Petroleum aus den ergiebigen Quellen der Gegend von Baku nach allen Punkten, an denen Bahnlinien die Küste erreichen, bringen. Leider war gerade einige Tage vorher der Brand einer großen Naphtaquelle erloschen; sechs Wochen lang hatte diese Quelle gebrannt und ganze Reichtümer aufgezehrt.

Das Leben in Baku, das Steigen und Fallen des Wertes der Quellen, die vielen Versuche, durch teure Bohrungen, die entweder großartig lohnen oder ungezählte Summen ergebnislos verschlingen, wenn sie nicht auf Ölquellen stoßen, geben dem Treiben hier etwas Ähnliches wie demjenigen in den neuentdeckten Goldgegenden. Die Unternehmer sind in fortwäh-

render Aufregung; Papiere steigen und sinken in unvermittelten Sprüngen.

Längs der Westküste des Meeres dampften wir nach Petrowsk und fuhren von hier aus, zur Linken stets die hohe Völkerwand des Kaukasus, nach Norden. Von Rostow aus bis Moskau ging es durch flaches, welliges, baumloses aber überall bebautes Land mit den sich stets gleichbleibenden russischen Dörfern.

In Moskau überraschte uns am 30. November eine Kälte von 20 Grad. Infolge dieser und weil wir durch die rastlose Reise durch die Kirgisensteppe und durch Turkistan doch recht mitgenommen waren, mußte ich leider auf eine in Vologden, im Kreise Archangelsk geplante Bärenjagd verzichten.

Mit dem Ergebnis unserer Jagd im Altai konnten wir zufrieden sein, und so traten wir denn von Moskau aus unsere Heimfahrt an."

Wissmanns Reise nach Südafrika.

Verfasser: C. von Perbandt.

I. In Deutsch-Südwestafrika.

Es war im Juni 1898. Ich war Bezirkshauptmann von Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika. Eines Morgens, der Dampfer, welcher den Gouverneur Leutwein von einem Deutschland-Urlaub in die Kolonie zurückbringen mußte, war auf der Reede von Swakopmund vor Anker gegangen, erhielt ich den Befehl, mich an Bord des Schiffes zu begeben, um dem Gouverneur meine Meldung zu erstatten. Die Europapost war bereits an Land gebracht; sie hatte mir unter anderem eine Trauerbotschaft gebracht, welche mich so ergriffen hatte, daß ich beabsichtigt hatte, nicht an Bord zu gehen, ein militärischer Etikettenfehler, den mir der Gouverneur Leutwein verziehen hätte, da er von diesem Trauerfall wußte. Ich war deshalb über den erhaltenen Befehl zunächst unmutig, leistete ihm aber natürlich Folge. Das Wetter war nicht besonders günstig, und die See auf der offenen Reede von Swakopmund ging ziemlich hoch. Ich näherte mich mißgestimmt dem Dampfer, ohne besonders auf ihn und auf Wind und Wetter zu achten. Als ich im schwankenden Boot auf ca. 100 m an den Dampfer herangekommen war, hörte ich plötzlich von Bord aus wiederholt laut meinen Namen rufen. Das war nicht die Stimme Leutweins; überrascht blickte ich nach dem Rufenden, der auf der Kampagne des Schiffes stand, an die Reeling gelehnt und grüßend zu mir herüber winkte. Die Stimme kannte ich, wenn ich auch durch den Sprühregen der Wellen, welcher sich über das Boot ergoß, zunächst den Besitzer derselben nicht erkennen konnte. Aber mein Zweifel über die Persönlichkeit war nur von kurzer Dauer; der Rufende konnte niemand anders sein als Wissmann. Aber wie

kam dieser, den ich ruhig in Deutschland vermutete, hierher! Eine Menge Kombinationen gingen mir, noch bevor ich den Gruß erwidern konnte, durch den Kopf, ich konnte denselben aber nicht lange mehr nachspüren, denn schon waren wir am Fallreep, und ich schüttelte Wissmann, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte, tief ergriffen die Hand. Er wußte ebenfalls von meinem Trauerfall, und er hatte der Erste sein wollen, der mir kondolierte. In seiner lieben Art sagte er mir herzliche Worte des Trostes; dann aber gab er seiner Freude darüber Ausdruck, mich nach so langen Jahren an so weltfernem Platze wiederzusehen und zu begrüßen.

Wissmann wollte Südafrika bereisen, dort Land und Leute kennen lernen und gleichzeitig dabei seiner Jagdpassion nachgehen. Ich lasse ihn später selbst erzählen.

Einstweilen hatte ich die Freude, ihn in meinem Holzhause als Gast beherbergen zu können, ihn sowohl, wie den Gouverneur Leutwein und den damaligen stellvertretenden Gouverneur, jetzigen Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, v. Lindequist. 3 Gouverneure in meiner bescheidenen Hütte, einen gewesenen, einen in Aktivität, und einen kommenden! Ich kann es mir hierbei nicht versagen, eine kurze Charakteristik dieser drei Männer zu geben, von denen viel gesprochen worden ist und noch gesprochen werden wird, und die alle drei dem geneigten Leser bekannt sind.

Wissmann: Geborener Soldat und Eroberer. Trotz großer Bescheidenheit im Grundzuge seines Charakters weltgewandter Grandseigneur. Hervorragend soldatisch beanlagt, in hohem Maße genial. Diplomat im Verkehr mit den farbigen Söhnen Afrikas —, daß er es mitunter zu wenig in Deutschland war, ist ihm hier und da verdacht worden.

Leutwein: Der diplomatische Soldat. Ausdauernd im Verfolgen seiner Ziele, versteht er sich den Verhältnissen anzupassen. Ein guter Kamerad im Feldlager. Er weiß, daß die Feder oft mächtiger als das Schwert ist, bleibt aber in Wahrheit doch mehr Soldat als Diplomat. — Daß er letzteres zu viel sein wollte, ist ihm verhängnisvoll geworden.

Lindequist: Der soldatische Diplomat, arbeitet mit dem Schwert eben so gewandt wie mit der Feder, setzt mit ersterem, wenn die Feder versagt, den Punkt aufs „I“. Ist weltgewandt

und versteht sich zu beherrschen. Er wird vielleicht Minister werden, wenn es ihm gelingt, den „Gouverneur“ zu überdauern.

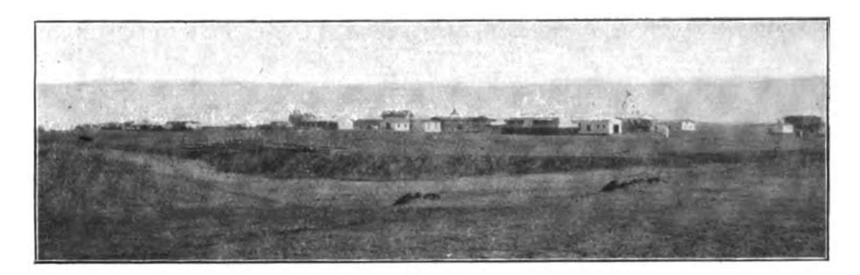
Nach dieser kurzen Einleitung will ich Wissmann selbst erzählen lassen, wie ich es in seinem Nachlasse gefunden habe:

„Fünfzehn Jahre waren mir verflossen in Reisen für wissenschaftliche und praktische Zwecke im äquatorialen Afrika. Unsere in diesem Gebiet liegenden Kolonien Ostafrika und Kamerun hatte ich kennen gelernt, und so wollte ich auch unsere zweitgrößte Kolonie in Südwestafrika besuchen. — Doch nicht allein, Land und Leute kennen zu lernen, machte den Zweck meiner Reise aus, sondern auch der Umstand, daß man in den weiten Steppen dieser Kolonie noch jagen kann, wie es die Boeren und englischen Jäger vor Jahrzehnten im Süden Afrikas betrieben hatten; nämlich zu Pferde dem Wilde folgend.

Den höchsten Reiz bietet diese Art der Jagd, denn nicht allein diese selbst ist es, die hier lockt, sondern auch der höchste Sport, den man auf dem Rücken des Pferdes suchen kann — mit der Büchse in der Hand, nach dem Wilde spähend, durch die Wildnis, unbeengt durch irgend eine Grenze, dahinzujagen.

Wenn man unsere Kolonie Südwestafrika zum ersten Male sieht, also bei der Landung von der See aus, so schwinden durch das traurig öde Bild, welches sich dem Auge bietet, zunächst alle Hoffnungen dahin. Einsam, öde und finster liegt die Sandwüste vor uns, grau und eintönig die weite Wasserwüste begrenzend. Scheint die Sonne sengend, wie in den Tropen, herab auf das Küstengebiet, so ist es zu vergleichen mit den Wüsten der Sahara. Kein Baum, kein Strauch, kaum ein dürrer Grasbüschel unterbricht das öde Landschaftsbild. Weht es von der See aus, so ballen sich bald dichte Wolken über dem Küstengebiet zusammen und lassen häufig wochenlang die Sonne nicht zum Vorschein kommen. Weht es vom Lande her, so ist die Luft mit feinem, harten Wüstenstaub so beladen, daß die Sandkristalle überall durchdringen. So ist an diesem Küstenstrich stets alles entweder feucht, kalt und traurig grau, oder es brennt die Sonne, und die Hitze wird vom tiefen Sande heiß zurückgestrahlt.

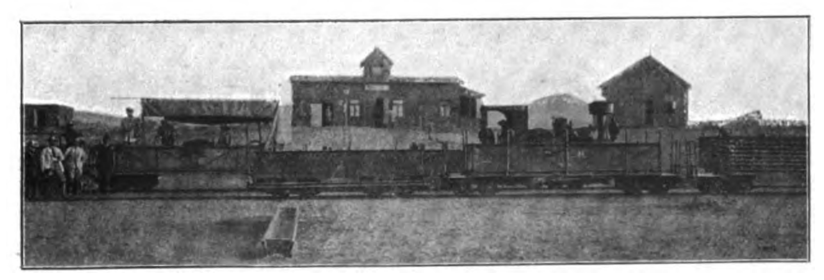
Swakopmund, der jetzige Haupthafenplatz unserer Kolonie, ist aus diesen Gründen ein wenig beneidenswerter Aufenthalt.



Swakopmund.



Eisenbahnzug auf der Strecke Swakopmund—Windhuk, von Maultieren gezogen.



Station Rössing der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk.

Es kommt hinzu, daß es eine fast ungeschützte Reede ist, denn der nur wenig südlich liegende Hafen, „die Walfischbay", gehört ja leider England, und es ist wohl nur wenig Hoffnung vorhanden, diesen englischen Pfahl aus deutschem Fleisch je herausziehen zu können, nachdem das Helgoland-Sansibar-Abkommen auch in dieser Beziehung ungenutzt verlaufen ist.

Oft müssen die Schiffe tage-, ja wochenlang auf der bewegten Reede vor Anker liegen, ehe die See ein Ausschiffen erlaubt, und selbst dann steht noch immer — auch bei geringerer See — eine Brandung, deren Passieren schon manchen Verlust an Gütern, ja auch an Menschenleben zur Folge hatte.

Durch den Mangel jeder Vegetation bietet Swakopmund zunächst kein sehr erfreuliches Bild. Die Häuser sind vielfach noch aus Wellblech hergestellt, ein Material, das wohl geeignet ist, schnell eine notdürftige Unterkunft zu schaffen, sonst aber recht große Nachteile besitzt. Die Wege und Plätze sind noch tiefer Dünensand, so daß es eine Arbeit ist, in der weit auseinander gebauten „Stadt" von einem Hause zum andern zu gelangen.

Es mag wohl auch mit an dem schroffen Wechsel der Temperatur liegen, neben den ungünstigen Wasserverhältnissen, daß der Ort keineswegs gesund ist. Als ich dort eintraf, hörte ich, daß man in den letzten 6 Monaten nicht weniger als 20 Europäer, bei einer Bevölkerungszahl von höchstens 200 Weißen, begraben hatte.

Die Bevölkerung selbst bietet für den Neuangekommenen manches Interessante. Neben dem Deutschen — Offizier, Beamter, Kaufmann — erscheint dort in seinem mit 20 Ochsen bespannten Treckwagen der Boer, oft 6 Fuß hohe, schwere, starkknochige Gestalten mit großem, breitem Filzhut, in grobe, dicke Stoffe gekleidet.

Von Farbigen sieht man den fast immer, allerdings recht liederlich, europäisch gekleideten Bastard, den gelblichen, häßlichen Hottentotten, den meist gut gebauten, großen, schlanken Herero wie den Berg-Damara oder Klipp-Kaffer, wie ihn der Boer nennt, und den ich, ebenso wie den Hottentotten, als dem Buschmann verwandt mir denke.

Im allgemeinen hält man sich in Swakopmund nicht länger

als gerade nötig auf, ich nur so lange, bis ich mir einige Reitpferde gekauft hatte.

Der Gouverneur der Kolonie, Major Leutwein, mit dem ich von Madeira aus zusammen gereist war, ließ mir Wagen und Maultiere zur Verfügung stellen und kommandierte mir einige Leute der Truppe als Ordonnanzen zur Begleitung. Als Diener wurde mir ein getaufter Grikaneger, namens Paul, gestellt, der bei der Artillerie der Schutztruppe Fahrer gewesen war. Dieser war unter den vielen anderen, die ich noch im Laufe der Zeit in meine Expedition aufnahm, bei weitem mein bester Diener und Begleiter.

Zunächst benutzte ich vierzig Kilometer — so weit war zur Zeit der Betrieb eröffnet — die Eisenbahn. Dieselbe war schmalspurig und leicht gebaut und genügte allen an sie gestellten Anforderungen vollauf. Man hatte infolge des leichten, billigen Baues wenigstens schon das erreicht, daß der öde Wüstengürtel schnell überbrückt war und die Frachtfahrer nicht mehr ihr Zugvieh durch die wasserlose Wüste nach der Küste zu bringen brauchten. Sie konnten jetzt ihre Ladung am Rande des Gebietes abliefern, in welchem wenigstens notdürftig das Füttern und Tränken der Tiere möglich war, und verloren nun nicht mehr einen Teil ihres Zugviehes an Durst und Nahrungsmangel, was früher nur zu oft der Fall war.

Der schlimme Wüstengürtel wird nach dem Innern zu begrenzt durch einen Durchbruch von wunderbar mächtigen und pittoresken Granit- und Konglomeratfelsen. Enorme Monolithe sind in malerischer Weise übereinander getürmt, und mächtige, spitze, steile Felsen ragen aus der sandigen Ebene auf. —

In Spitzkoppe, der ersten Niederlassung jenseits des Wüstengürtels, dem ersten Wasser, das sich zwischen hier und der Meeresküste findet, machte ich am dritten Tage der Reise Halt und Rast.

Rings umgeben von kolossalen Felstrümmern liegt tief eingeschlossen, geschützt wohl gegen Sandstürme, aber auch in einem heißen Kessel, an den kein kühler Wind herankommt, eine Station der Kolonialgesellschaft. Die Felsen, in deren Klüften das erste Grün sich zeigte, sind bewohnt von Horden von Hundskopfaffen, von den zierlichen und doch gedrungenen

kleinen Klippspringern, dem Klippdachs und von der hübschen kleinen Gazelle, die man dort Steenbock nennt.

Die gewaltigen Regengüsse der kurzen Regenzeit, der schroffe Wechsel von heißem Sonnenbrand und eiskalten Nächten, die mit feinem harten Sande geladenen Stürme haben dem Felsen eigentümliche, bizarre, interessant schöne Formen gegeben, die dem Reisenden, der von dem öden Grau des Wüstengürtels ermüdet sich nach Abwechslung sehnt, einen wahrhaften Genuß bereiten. —

Die Jagd ist in dieser Gegend, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, sehr wenig lohnend; das Beschleichen des Klippspringers ist in den schroffen Felsen ermüdend und ein Anschleichen an den auf offener Ebene stehenden Springbock, den Strauß, das Zebra und den Gemsbock, wie ihn die Boeren nennen (Orix gazella), fast unmöglich.

Daß sich solches Wild überhaupt in der trockenen Zeit in diesen Wüstenstrichen findet, ist nur dadurch erklärlich, daß eine Kürbisart stellenweise den Boden auf ganze Strecken mit zahllosen Früchten bedeckt. Wie wunderbar, daß in dieser elenden Sandwüste eine Frucht zu finden ist, die in ihrem Innern fast nur Flüssigkeit enthält!

Das Wild, das Vieh und auch der Mensch entnimmt an solchen Stellen hauptsächlich diesem Kürbisse, nebenbei auch den großen Wurzeln eines anderen anwesenden Gewächses, die auch viel Flüssigkeit enthalten, die ihm notwendige Flüssigkeit.

Nur einige Steenbocks machten hier, neben viel Flugwild, meine Jagdbeute an höheren Tieren aus.

Wo immer auch nur eine kleine Pfütze in den Nischen der Felsen sich erhält, trifft man morgens und abends ein reiches Leben der Vogelwelt an. Tauben in den verschiedensten Arten, ein kleiner, gold-grüner Papagei, ein anderer grau-grüner, der nur pärchenweise erscheint, zahlreiche Ketten von Perl- Savannen- und Sandhühnern drängen sich an die Wasserstellen.

Von dieser Felsenwand nach dem Innern zu betritt man ein Gebiet, dem man nach seinem Kleide die Bezeichnung „Savanne“ geben muß. Man kann hier den Übergang von der Wüste zur Savanne in seinem kaum merklichen Wechsel beobachten.

Weiter nach dem Innern zu wird die Savanne dann allmählich weniger arm. Die Akazien nehmen Baumform an, und andere Büsche und Bäume gesellen sich ihnen zu. Alle jedoch noch bis weit ins Innere hinein stachlig.

Man muß schon sehr weit, ja Monate nach dem zentralen Afrika zu reisen, bevor man aus dem Gebiete der Stachelbäume herauskommt.

Alles, Busch wie Baum, und auch die meisten übrigen Gewächse sind mit geraden, gebogenen, ja geradezu Angelhaken ähnlichen Stacheln bedeckt." —

So reiste Wissmann mit seiner Expedition, Beobachtungen aller Art machend, durch die weiten Wald- und Buschsavannen des nördlichen Teiles unserer Kolonie. Überall widmete er sich der Jagd, von deren wechselvollen Erlebnissen er lebendige Schilderungen entwirft. Da aber noch an anderer Stelle unseres Buches von Wissmann als Weidmann die Rede ist, übergehe ich diese Episoden und will hier noch von seinen anderen Beobachtungen erzählen, die er in unserer später so schwer geprüften Kolonie gemacht hat. Er berührte Omaruru und Outjo, ging von dort zur Etoscha Pfanne und versuchte über Grootfontein durch die große Durststrecke den Ngami-See zu erreichen, um dort Elefanten zu schießen. Er reiste dann über Windhoek nach Gobabis zu und kehrte erst nach monatelangem Wandern nach Swakopmund zurück.

Zwischen Grootfontein und dem Ngami-See hat sich Wissmann längere Zeit im Lande der Buschmänner aufgehalten, und Buschmänner waren ihm dort auf seinen Jagdstreifen Führer; er erzählt von diesem interessanten Autochthonen-Volke Afrikas folgendes:

„Es ist selten, daß man in Südafrika den Buschmann so rein erhalten trifft, wie die Zwergvölker in den großen Urwäldern des Kongogebietes, und es gelang mir dieses nur in dem eigentlichen Buschmannland. Nur dort zeigt sofort das geringe Maß der Körperlänge, die Feinheit der Glieder, die Hautfarbe, der eigentümliche Haarwuchs, das große, mandelförmige Auge die Reinerhaltung der Rasse. Sofort, nachdem ich die ersten Exemplare dieser Stämme gesehen hatte, erkannte ich die nahe Verwandtschaft, oder besser gesagt, die absolute Gleichheit mit den Batua, das heißt also mit den Zwerg-

völkern Zentral-Afrikas. Auch sie benutzen als Hauptwaffe, die sie ja eigentlich nur zur Jagd gebrauchen, den kleinen Bogen mit den winzigen Pfeilen. Auch hier sind eiserne Waffen bei ihnen selten, allerdings haben die meisten ein Messer. Von ihren Pfeilen sind aber nur sehr wenige mit eiserner Spitze bewehrt, die Spitzen aber sind, ebenso wie im Norden, immer mit dem sicher und schnell wirkenden Pflanzengift, welches aus dem Saft dreier verschiedener Pflanzen gewonnen wird, bestrichen.

Auch hier leben sie in liederlich gebauten und nur provisorisch hergestellten Hütten. Auch hier wechseln sie sehr häufig im Jahre ihr Lager, sind also mehr umherziehende Jäger als seßhafte Leute. Auch hier haben sie gar kein Hausvieh, außer dem Hunde, den sie zur Jagd benutzen. Auch diese Leute ziehen meistens nur familienweise, unter der Führung des Familienvaters, in der weiten Wildnis umher und leben hauptsächlich von ihrer Jagdbeute, zu welcher sie als Zutaten nur einige Wurzeln, Früchte, Nüsse und Pilze genießen, die ürbigens auch zum großen Teile von den andern hier wohnenden Stämmen als Nahrung verwandt werden; ganz besonders in der damaligen Zeit, in der die Rinderpest die Hereros eines großen Teiles ihrer zahllosen Herden beraubt hatte.

Daß die Buschmänner gerade in den dürrsten, wasserärmsten Gegenden umherziehen, liegt darin, daß sie hier vor den anderen Stämmen am sichersten sind und daß sie hier das meiste Wild finden, denn wunderbarerweise bedarf vieles Wild dieser Länder kaum des Wassers, ja einzelne Antilopenarten überhaupt nie. Sie stillen, wie schon oben erwähnt, ihren Durst mit dem Wasser einer sehr häufig vorkommenden Kürbisart und aus wasserhaltigen Wurzeln. Es existiert aber auch in Afrika wohl kaum ein Volk, welches so gewandt ist im Auffinden von Wasser, ja von Feuchtigkeit im Boden, wie der Buschmann. Es gibt einen Busch in Südafrika, der den Eingeborenen ein Zeichen für Feuchtigkeit im Boden ist. Hier vergraben häufig die Buschmänner im oberen Teile durchlöcherte Straußeier und finden dieselben dann am nächsten Tage zum Teil mit Wasser angefüllt. Dann graben sie vielfach tiefe Löcher, stecken dort lange Rohre in den Boden, deren äußerstes Ende sie mit

Wasser durchlässigem Schwamm verstopfen und saugen so lange daran, bis sie ein wenig Feuchtigkeit erhalten. —

Da der Buschmann zudem so unglaublich zähe im Laufen ist, so wird er dadurch so beweglich, daß es wohl kaum vorkommt, daß ein Buschmann verdurstet, während dies bei Hereros und Hottentotten, leider auch bei unserer Schutztruppe häufig passiert ist.

Die Buschmänner sind verrufen wegen ihrer Tücke und Hinterlist; ich kann mich aber in keiner Weise über die Leute beklagen, ich habe sie stets dienstbereit und freundlich gefunden, ja in gewisser Beziehung verläßlich. So ist nie ein Brief, den ich durch Buschleute an die Stationen geschickt habe, verloren gegangen.

Ich bin häufig, nur von einem Buschmanne begleitet, tagelang auf der Jagd gewesen und bin nie von meinen Begleitern verlassen worden.

Daß sie die besten Führer auf der Jagd sind, ist in ihrer Lebensart begründet. Ich habe bei den südwestafrikanischen Buschmännern zwei recht verschiedene Sprachen gefunden, beide aber scheinen mir von den Sprachen der Zwergvölker Zentralafrikas sehr verschieden zu sein.

Die nächsten Verwandten dieser Urbevölkerung Afrikas scheinen mir fraglos die Hottentotten zu sein.

Wenn man Kinder von Hottentotten und Buschmännern zusammen spielen sieht, so ist es durchaus unmöglich, sie voneinander zu unterscheiden. Aber auch wenn man Erwachsene nackend sieht (der Hottentott geht meist europäisch gekleidet), so ist der Hottentott, abgesehen von seiner etwas bedeutenderen Größe (immerhin ist er im Verhältnis zu den anderen afrikanischen Stämmen noch sehr klein!) von dem Buschmann, also dem hiesigen Vertreter der Buschvölker, kaum verschieden.

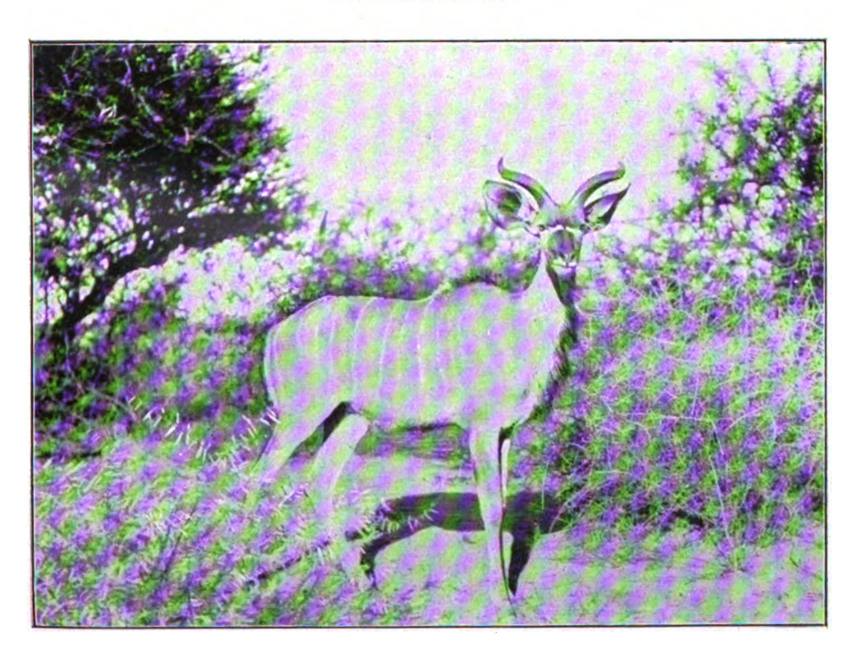
Die Farbe der Hottentotten, dieses dunkle Schweinsledergelb, ist ähnlicher derjenigen der Zwergvölker Zentralafrikas als selbst derjenigen der Buschmänner.

Ich denke mir, daß sie einfach Buschmänner sind, die unter günstigeren Lebensbedingungen sich entwickelt und wahrscheinlich etwas europäisches Blut in sich aufgenommen haben.

Bekanntermaßen findet man die sogenannte „Hottentotten-



Steenbockrikke.



Kudubulle.

schürze“ nur bei den Hottentottenweibern — und bei den Weibern der Buschmänner.“

Über den Wert unserer Kolonien in Südwestafrika urteilt Wissmann, wie ich es jetzt schildern will; es wird gewiß jedermann interessieren, die Ansicht unseres größten Afrikaners gerade über diese Kolonie zu hören; kämpfen unsere tapferen Truppen doch schon im zweiten Jahre dort draußen gegen die sich auch jetzt noch verzweifelt wehrenden Aufständischen, Herero und Hottentotten!

Und zwar lasse ich, seine Aufzeichnungen wiedergebend, Wissmann wieder selbst das Wort ergreifen. Er sagt:

„Der Wert unserer Kolonie für das Mutterland liegt in der Bevölkerung, im Klima, in der Bodenbeschaffenheit und dem Reichtum des Bodens in seinem Innern.

Was die Bevölkerung anlangt, so ist Deutsch-Südwestafrika äußerst menschenarm, es leben kaum mehr als 200 000 Seelen in dem Gebiete, welches mehr als anderthalbmal so groß ist als Deutschland. Diese leben weit zerstreut, große Stellen ganz unbewohnt lassend, zum Teil als Nomaden, Viehzüchter und Jäger.

Es ist aus diesem Grunde die Möglichkeit, Mittel aus der Kolonie, zunächst für den eigenen Bedarf, aus der Besteuerung der Einwohner zu gewinnen, sehr gering. Nicht allein die geringe Anzahl der Bewohner, sondern auch deren häufiger Aufenthaltswechsel erschwert eine Besteuerung, wie sie in gut bevölkerten Kolonien, so z. B. in Ostafrika, sehr viel leichter durchzuführen ist. — In derselben Ursache liegt auch der große Mangel an Arbeitskräften bedingt, der, wie bei niedriger Bevölkerungszahl, vermehrt wird durch die Armut des Landes und die häufigen Seuchen unter Mensch und Vieh.

Das Jahr 1898 war ein furchtbar entvölkerndes. Es war dieses wohl eine Folge der Rinderpest. Das Vieh, welches an der Pest erkrankte, ging größtenteils zum Wasser, um dort zu verenden, was wiederum das Wasser verpestete. Kenner der Kolonie behaupteten, daß wohl ein Achtel der ganzen Bevölkerung im Jahre 1898 zugrunde ging. Einige Ortschaften waren vollständig ausgestorben, in anderen Gegenden mußten die Leute wegen der furchtbaren Sterblichkeit ihre Heimat verlassen.

Kriege, die früher ebenfalls viel zur Entvölkerung beitrugen, sind ja glücklicherweise unter unserer Verwaltung seltener geworden.*)

Das Klima, welches seinen Einfluß übt auf Bodenkultur wie Viehzucht, ist auch nicht besonders günstig. Die große Trockenheit, die nicht allein durch die geringen Niederschläge, sondern auch durch den sehr durchlässigen und kalkigen Boden (nach der Küste zu mehr als weiter im Innern) bedingt ist, ist beiden hinderlich. Kalte Nächte verbieten eine Plantagenwirtschaft in tropischen Gewächsen, wie Kaffee, Kakao usw. Starke Stürme und plötzliche Überschwemmung, nach schweren Regengüssen, behindern ebenfalls Feld- und Gartenbau.

Das Klima ist, obgleich die Kolonie zum größten Teil nicht in den Tropen liegt, doch so, daß der Europäer selbst nur bedingt arbeiten kann, infolgedessen macht sich die schwierige Eingeborenen-Arbeiterfrage noch fühlbarer. Gartenbau war nur durch die mangelnde Konkurrenz und die mangelhafte Kommunikation ergiebig. Es wurde nur so viel gebaut, als die geringe Bevölkerung und besonders die wenigen Europäer am Platze nötig hatten, und dieses sehr teuer verkauft. Gärtner sagten selbst, daß sie nur bei ganz enorm hohen Preisen für ihren Absatz bestehen könnten, und daß dieses nicht mehr der Fall sein würde, sobald die Preise durch Konkurrenz herabgedrückt würden. Ein Kohlkopf kostete demnach ein Mark, ein Kilo Kartoffeln mehr als eine Mark u. s. f.

Körnerfrüchte dürften aber auch später, wenn die Bahn weiter ausgebaut ist, kaum konkurrenzfähig werden den Produkten anderer Kolonien gegenüber, in denen die Verhältnisse weit günstigere sind.

Die einzige Frucht, die vielleicht alle Schwierigkeiten überwinden könnte, ist der Wein. Bei Windhoek gab es damals schon einen recht trinkbaren, an unsern Mosel erinnernden Wein. Auch Rosinenfabrikation würde sich vielleicht lohnen.

Bevor aber die Bewässerungsfrage in der Kolonie nicht gelöst ist, wird man alle Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft derselben, speziell was Feld- und Gartenbau anbelangt, sehr niederhalten müssen.

---

*) Von Wissmann nach Rückkehr von der Reise niedergeschrieben.

Was die Viehzucht anbetrifft, so war bis vor der Seuche die südwestafrikanische Steppe mit enormen Rinderherden bevölkert. Das Gras der Tropen ist ein sehr gutes und nahrhaftes und die Rinder sahen überall ausgezeichnet aus. Da durch Professor Koch jetzt scheinbar ein sicheres Mittel gegen die Rinderpest gefunden ist, so ist zu hoffen, daß in ungefähr fünf Jahren der alte Rinderreichtum im Lande wieder hergestellt ist. Aber dieser allein macht immer noch nicht den Reichtum einer Kolonie aus, denn betrachtet man selbst Argentinien mit seinen zahllosen Rinderherden, so sieht man, daß eigentlich nur einige große Häuser, wie Liebig, denselben dort ausgebeutet haben.

Die Pferdezucht ist wegen der „Pferdesterbe" so lange unrationell, bis auch gegen diese ein wirksames Mittel gefunden ist, was bis jetzt, allen dahinzielenden Versuchen zum Trotz, noch nicht gelungen ist.

Schafe und Ziegen gedeihen dagegen in einigen Gegenden sehr gut, besonders in denen, die niedrige Buschsavannen haben. Es kommt in denselben ein von den Boeren „Salzbusch" genanntes Gewächs vor, welches das Kleinvieh sehr gern nimmt, und welches demselben sehr zuträglich ist.

Hier wird sich die, schon an einigen Stellen begonnene, Zucht mit Angoraziegen, die mit eingeborenen Ziegen gekreuzt werden, mit Vorteil ins Werk setzen lassen. Eine gute Halb-Angorawolle wird hoffentlich einst hier ein günstiges Erzeugungsgebiet haben.

Eine geordnete Forstkultur hat gewiß große Aussicht auf Erfolg. Weiter im Innern zeigt ja das Land hauptsächlich Waldsavannen, ja es fehlen nicht recht gute, dichte Wälder, und es gibt eine große Anzahl guter Hölzer, die einst zum Export von Nutzhölzern führen können.

Vorläufig ist allerdings, wenn man alles summiert, nur Aussicht vorhanden für einen Export von Wein, Rosinen, Rindern, demzufolge Häuten, und Halbangorawolle.

Diese wenigen Artikel sind erklärlicherweise auf viele Jahre hinaus noch nicht imstande, der Verwaltung derartige Einnahmen zu gewähren, daß sie sonderlich in Betracht kämen.

Das Einzige, was uns für ein schnelleres Erblühen der

Kolonie noch Hoffnung läßt, ist, daß sie Schätze in ihrem Boden birgt, Metalle, Kohlen und Diamanten.

Kohlen sind noch nicht gefunden worden, von Metallen jedoch in erster Linie scheinbar sehr gutes Kupfer. Auch Gold ist schon gefunden worden, wenn bisher auch noch nicht in abbauwerten Mengen. Außerdem hat man im Süden unserer Kolonie den sogenannten „blauen Grund", d. h. denselben bläulich gefärbten Boden entdeckt, der in der Gegend von Kimberley so reich an Diamanten ist.

Eines weiteren Reichtums will ich noch gedenken, den sich leider unsere Regierung resp. eine konzessionierte Gesellschaft hat von schlauen Engländern aus der Hand nehmen lassen. Ich meine die Guanolager an der nördlichen Küste unserer Kolonie. Hoffentlich werden wir an der von Wasservögeln so reich bevölkerten Küste unserer Kolonie noch weitere Guanoplätze finden. Dieser Vogelreichtum ist aber wiederum bedingt durch den großen Fischreichtum an der Küste, und dieser wohl durch die kalte Strömung, die von Süden kommt. Diese führt uns auch große Scharen Robben zu und dieselbe Gesellschaft, die den Guano ausbeutet, hat auch den Robbenschlag gepachtet. Es wäre sehr schade, wenn wir der fremden Unternehmung gestatteten, die Robben an unserer Küste auszurotten.

Ich möchte noch hinzufügen, daß Straußenzüchtungen in unserer Kolonie wohl mit den heute an anderen Stellen existierenden konkurrieren könnten, wenn nicht leider auch dieser Erwerbszweig schon so groß geworden wäre, daß die Federn von Jahr zu Jahr im Preise sinken.

Aus allem Gesagten sehen wir, daß unsere Kolonie vorläufig noch so gut wie nichts exportiert, und daß sie noch lange nicht daran denken kann, sich selbst zu erhalten.

Wenn sie aber einstweilen auch noch wenig Anziehendes für Auswanderer aus unserem Vaterlande hat, so würden doch schon mehr Kolonisten dorthin gegangen sein, die sich, wenn sie auch keine Reichtümer erworben hätten, ein Heim hätten schaffen können, wenn nicht bedauerlicherweise fast die ganze Kolonie in Händen von Gesellschaften wäre. Solche Gesellschaften, die zunächst immer als ihren Hauptzweck hinstellen, möglichst rasch Kolonisatoren der Kolonie zuzuführen, wollen

auch verdienen und bilden sonach nur ein entbehrliches Zwischenglied zwischen Regierung und Kolonisten, dem sie das Sichniederlassen nur verteuern.

Für Viehzucht aller Art bedarf der Züchter großer Weideflächen, deshalb muß das Land billig sein, womöglich in den ersten Jahren kostenlos, wie es die Regierung den Ansiedlern bewilligen könnte, die Gesellschaften aber nicht tun, weil sie an dem Erlös für Grund und Boden verdienen wollen.

Ich möchte meinen Wunsch für die Kolonie kurz dahin zusammenfassen: Baldiger Export von gutem, trinkbarem Wein, Export guten Viehs nach den Teilen Afrikas, die nicht Vieh züchten können, als nach dem äquatorialen Westafrika, Ausfuhr von Halbangorawolle, vor allem aber baldiger Ausbau von Kupfer- und Goldminen, der dann schnell Leben und Treiben, Handel und Wandel nach sich ziehen würde.

Ich möchte dieses alles nicht nur dem Vaterlande, der Kolonie und den Kolonisten wünschen, sondern auch denjenigen, die sich aufopfernd abmühen für die Kolonie und denen durch die Gerechtsame der Gesellschaften so sehr die Hände gebunden sind: den Beamten und Offizieren, an ihrer Spitze dem Gouverneur.

Dieser und die Offiziere, die ja meistens Stationschefs sind, sind keineswegs nur Soldaten und Beamte, sondern sie sind es in erster Linie mit, die durch Landesaufnahme, durch Anlage von Gärten und Versuchspflanzungen und auf allen praktischen Wegen einer zukünftigen größeren Kolonisation und damit einer höheren Entwickelung der Kolonie in die Hände arbeiten.

Dankbar für die Unterstützung, die mir die Kameraden auf meiner Reise dort gewährt haben, möchte ich ihnen den schönsten Lohn wünschen, nicht dafür, daß sie Gesundheit und Leben zum Schutze der Kolonie einsetzen, wie dieses jeder Soldat ja auch tut, sondern für ihre brennenden, eifrigen Bemühungen um die Kolonie in praktischem Sinne.

Und wenn ich skeptisch beobachtend ein Aufblühen des Landes zu einer dem Mutterlande Vorteile bringenden Kolonie als schwer und sehr langsam vor sich gehend bezeichnet habe, so ist es von jeher mein Prinzip gewesen, auch in der von mir selbst verwalteten Kolonie Ostafrika, nicht zu früh große Hoffnungen zu machen, sondern lieber später durch ein Mehr

das Mutterland zu überraschen. Ein Nichteintreffen von versprochenen Vorteilen bringt dagegen der Kolonie immer nur Schaden.

Es wird so häufig uns entgegengehalten, daß die Engländer es besser verstünden, in den Kolonien zu arbeiten. Nun, das ist ja wohl klar und verständlich, denn sie haben mehrhundertjährige Praxis, und wir sind am Anfang; aber was gewiß noch vielmehr ins Gewicht fällt, sie haben das von der Welt genommen, was des Begehrens wert war, und wir — den Rest, der ihnen nicht einmal mehr gut genug erschien, genommen zu werden.

Wir lassen uns aber dadurch nicht entmutigen, wissen wir doch, daß unsere Landsleute, z. B. in Amerika, die besten Kolonisatoren genannt werden, und daß wir mit deutschem Fleiß und deutscher Zähigkeit zum Ziele kommen werden.

Und dieses Bewußtsein muß uns, die wir in den Kolonien arbeiten und dem Vaterlande körperliche, wie geistige Kräfte gerne und nachhaltig widmen, genügen, auch denen gegenüber, die unzufrieden mit den geringen Erfolgen unserer Bemühungen in der Heimat nach schnelleren sichtbaren Fortschritten drängen, dabei aber oben genannte letzte Gründe für ein notgedrungen langsames Tempo außer Betracht lassen."

II. Im englischen Südafrika und in den Boerenrepubliken. Rückreise.

„Von Südwestafrika wendete ich mich nach Süden, um das mir noch unbekannte Südafrika, die englischen Kolonien und die beiden Freistaaten kennen zu lernen. Ich fuhr mit dem kleinen Dampfer „Leutwein" nach der Kapstadt.

Die Kapstadt mit ihrer nächsten Umgebung ist eigentlich nicht Südafrika, das heißt, bietet ein ganz anderes Bild als der Kontinent. Die Stadt liegt vor der Senkung eines inselartigen, an den Südpunkten des Kontinents vorgeschobenen Gebirgsstockes.

Sie war einst der einzige Hafenort in Südafrika, in dem alles gelandet und gelöscht werden mußte, hat aber seit der Eröffnung von Port Elisabeth, East London, Durban, Lorenzo Marques und Delagoa-Bai manches von ihrer Wichtigkeit verloren.

Ein großer Teil der Häuser oder wenigstens Wohnungen in Kapstadt steht heute frei. Immerhin ist es noch eine schöne, gutgebaute und große Stadt, deren nächste Umgebung die Engländer im Bedürfnis, sich ein gemütliches Heim zu schaffen, in wundervolle Gartenvorstädte umgewandelt haben. Afrikanische, europäische und asiatische Bäume schmücken die Gärten, da das schöne, gemäßigte, ozeanische Klima eine große Mannigfaltigkeit der Flora zuläßt.

Von Kapstadt nach Norden reisend, steigt man in drei äußerst scharfen Böschungen bis auf die dritte Terrasse hinauf, in das Innere des englischen Südafrika.

Zunächst besuchte ich die Diamantenstadt Kimberley.

Auch Kimberley hat verloren, das heißt, ist kleiner und stiller geworden, seitdem fast ausnahmslos alle Diamantenwerke in die Hand der einen großen Gesellschaft übergegangen sind, während früher eine große Anzahl von kleinen Unternehmern in ihren „Claims" arbeiteten.

Die Gesellschaft hat ein ziemlich bedeutendes Korps von weißen Beamten: Bureaubeamten, Ingenieuren, Maschinisten und Aufsehern. Die Arbeit selbst wird ausgeführt von mehreren Tausenden, ich glaube ca. zehntausend Negern.

Hundert Fuß und tiefer führen die Pfade hinab in ausgegrabene Kessel, bis in den berühmten „blauen Grund" hinein, der allein die Diamanten birgt. Mächtige Maschinen übernehmen die Hebung, kleine Bahnen das Fortschaffen des Bodens nach den Werken hin, in denen das Zerkleinern und Durchwaschen des Bodens vorgenommen wird. Über immer kleinere, wellenförmig gebildete Metallplatten spült das Wasser den Grund, spült Erde und Gerölle herab und nur die schwersten Teile, die Diamanten, bleiben zuletzt in den Falten der welligen Platten liegen.

Ungefähr ein halber Hut voll, sagen wir ein Liter circa, wird jeden Tag an Diamanten gewonnen, wird dann gesichtet und von der Gesellschaft an Aufkäufer, die ihre Vertreter in Kimberley haben, abgegeben. Durch diese kommen sie dann in Europa auf den Markt und je nach der Größe und Güte zum Schleifen oder zu anderen Benutzungen in den Handel.

Die Beamten der Gesellschaft sagten mir, daß sie bei weitem mehr Diamanten finden könnten, als dies geschieht;

man richtet sich jetzt aber in der Gewinnung nach dem Markt, das heißt, man bringt nicht mehr Diamanten auf den Markt, als Nachfrage bei den jetzigen hohen Preisen ist. Ein Mehr würde ja die Preise herunterdrücken.

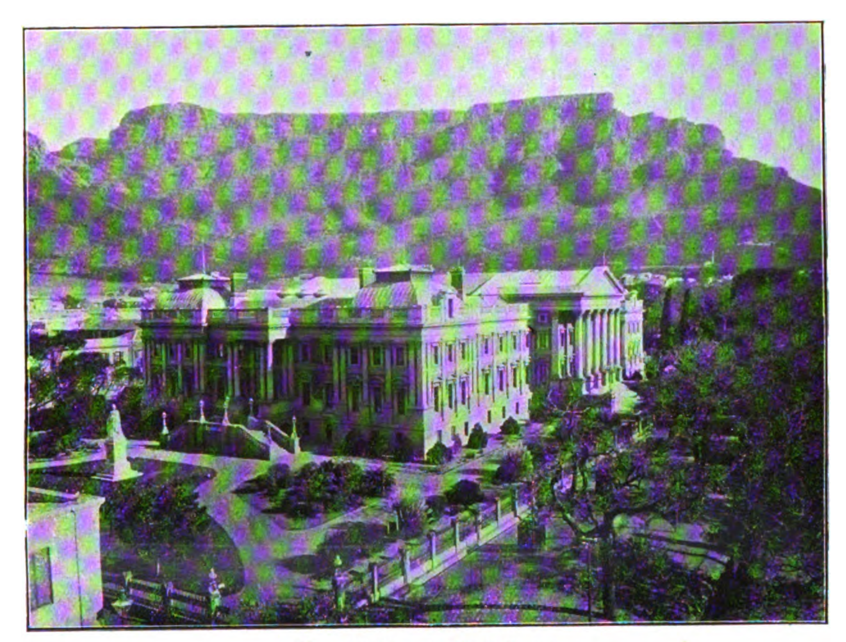
Große Verluste hat die Gesellschaft immer noch durch Diebstähle. Von den Arbeitern werden häufig Diamanten verschlungen oder tief in scheinbar oberflächliche Wunden hineingesteckt; aber auch von den unteren Beamten kommen mehrfach Unterschlagungen vor. Die Versuchung ist bei solch enorm wertvollem Material natürlich sehr groß.

Von Kimberley hatte ich als nächstes Reiseziel die große Goldstadt Johannisburg im Auge. Vorher jedoch machte ich zu Wagen eine mehrtägige Exkursion in den Oranje-Freistaat hinein, um dort zu jagen. Hier wie überall in Südafrika, das heißt wenigstens in den belebteren Teilen, ist Wild nur mehr gehegt vorhanden, in bestimmten, nach Jagdregeln geschützten Gegenden und zum Glück, leider schon viel zu spät, haben sich die Regierungen des Wildes erbarmt.

Wie viele Arten sind schon aus der Kolonie verschwunden, ja ausgestorben! So ist z. B. das eigentliche Quagga, das dem Pferde nächststehende Wildpferd Südafrikas, dessen vordere Körperhälfte gestreift war, vollständig ausgestorben und zwar erst in dem letzten Jahrzehnt. Ganz nahe diesem Schicksal ist auch das schöne, wildaussehende Weißschwanz-Gnu, das nur noch von einigen Boeren, großen Grundbesitzern, gehegt wird. In einem solchen Wildpark jagte ich auf den auch schon selten gewordenen Bleßbock und erlegte einen.

Johannisburg, nächst Kapstadt die größte Stadt Südafrikas, hat ganz das Äußere einer Großstadt. Schöne, große Straßen, Boulevards, prunkende Läden sind hier aus der Erde gewachsen.

Noch vor zehn Jahren zog der Prospektor, der Goldsucher, und der Eingeborene durch die Wildnis, dann entstand plötzlich ein ungeheures Zeltlager, darauf ein unregelmäßiges Durcheinander von zahllosen Wellblechhütten, und heute, die große, schöne Stadt mit Plätzen, Gärten, Parks, kurz mit jedem Komfort einer europäischen Stadt. Aber auch diese Stadt hat seit einigen Jahren etwas abgenommen, denn auch hier ist der Goldgewinn in die Hände großer Aktiengesellschaften über-



Kapstadt mit Tafelberg.



Johannesburg.

gegangen und nicht mehr der wilde Goldsucher, sondern meist Beamte und Arbeiter bevölkern zum größten Teile die Stadt. Auch hier wie in Kimberley sind große Kasernen gebaut worden für die Neger, die in den Werken arbeiten. Aber hier läßt man wenigstens die Leute so weit frei, daß sie sich ihre Bedürfnisse kaufen können, wo sie wollen, während in Kimberley die schwarzen Arbeiter geradezu gezwungen sind, ihre Bedarfsartikel in den Stores der Gesellschaft selbst zu kaufen, so daß ein großer Teil des Erlöses ihrer Arbeit in die Hände der Gesellschaft zurückfließt.

Es ist bekannt, wie intensiv man heute den goldhaltigen Boden ausbeutet, wie Stampf- und Spülwerke, dann Behandlung mit Cyankali und endlich nach neuesten Erfindungen, durch Elektrizität die letzten Reste Gold aus dem schon durchgearbeiteten quarzigen Gestein herausziehen. Auf diesen Umstand beruht auch die Aufgabe neuerdings abgegangener Expeditionen zum Aufsuchen uralter Goldbergwerke, deren Stellen uns zum Teil mächtige, aus grauem Altertum stammende Ruinen bezeichnen. Man nimmt an, und wohl mit Recht, daß jeder Goldgewinner vor tausend und mehr Jahren, sei er Ägypter, Phönizier oder Araber gewesen, nur auf rohe Weise durch Zertrümmern des goldhaltigen Gesteines und Auswaschen ihr Gold gewonnen haben, und daß die noch vorhandenen Überreste reichlich die neueren, feineren Bearbeitungen lohnen würden.

Der Rand, das heißt der lange Strich der Gold führenden Gesteinsbarre, der äußerlich erkennbar ist durch die endlos lange Reihe der qualmenden Schornsteine, ist noch nicht bis an sein Ende in Arbeit genommen; noch immer findet man weiter Gold, wenn auch tiefer und weniger leicht zu bearbeiten. Es ist erklärlich, daß das Treiben in einer Stadt wie Johannisburg das Gepräge der rastlosesten Geschäftswelt an sich trägt. — Das Steigen und Fallen der verschiedenen Werte wechselt, in nicht immer reeller Weise, so schnell, so überraschend oft, daß das Leben derer, die man täglich auf den großen Börsenplätzen sich durcheinanderdrängen sieht, gewiß ein aufregendes ist.

Ganz ungeheuer und noch nie auf der Welt dagewesen sind ja aber auch die Reichtümer, die der berühmte Rand der Welt spendet.

Nur Baku, die große Petroleumstadt am Kaspischen See, wo das plötzliche Auffinden neuer Petroleum- und Naphthaquellen, das Versiegen anderer, bisher ergiebiger, und infolgedessen auch das plötzliche Steigen und Sinken der Papiere ein nervöses und unruhiges Geschäftstreiben hervorruft, kann ich mit dem Leben und Treiben in Johannisburg vergleichen. Unangenehmer allerdings ist der Aufenthalt in dieser Stadt, die ich im Jahre 1897 besuchte, durch den peinlichen Naphthageruch, der die ganze Gegend verpestet. —

Ich hatte mit der Bahn kurz vor Johannisburg das Gelände durchreist, auf dem sich der, für unser Jahrhundert geradezu unglaubliche, Überfall des Engländers Jameson und seiner Truppe abgespielt hat. Leute, die die Reise mitmachten, zeigten und erklärten mir den Vorgang. Wäre der Führer des Unternehmens auf englischer Seite energischer gewesen, hätte er auch nur eine Ahnung vom Kriegführen gehabt, wäre er wirklich nach Johannisburg gekommen, dann würde wahrscheinlich die Sache ganz anders verlaufen sein, als sie es ist. Aber so war vor allem die Unentschlossenheit des Führers schuld an dem so schnellen Mißlingen dieses unqualifizierbaren Unternehmens. Nur matt und unentschlossen waren seine Angriffe. Durch geringen Widerstand von seinem Ziele abgedrängt, versuchte Jameson an vielen Stellen durch die zuerst noch schwache Linie der Boeren durchzubrechen. Doch da jeder Versuch nur schwach war, gelang ihm keiner und vor allem wurde ihm der dadurch verursachte Zeitverlust, der von allen Seiten in Scharen die erzürnten Boeren herbeirief, verhängnisvoll.

Von Johannisburg begab ich mich zunächst nach der Hauptstadt Transvaals, nach Prätoria, und hatte hier die Ehre, dem Präsidenten, dem alten Ohm Paul, vorgestellt zu werden. Wird er imstande sein, die Unabhängigkeit seines Volkes zu wahren? Er ist ein alter Herr und unter ganz anderen Verhältnissen groß geworden, wie sie es heute sind. Er steht mit einem mutigen, zähen und starken, aber kleinen Volke auf eigenem Grund und Boden dem mächtigen England gegenüber, aber die Boeren sind doch nicht mehr das, was sie früher waren.

Wie kam es, daß sie früher in so geringer Anzahl der doch immer in Organisation, Bewaffnung und Ausbildung

ihnen weit überlegenen englischen Truppen Herr werden konnten? Ein jeder Boer hatte damals schon von Kindheit an die Büchse in der Hand. Er mußte sich der wilden Stämme erwehren, der Hottentotten und Sulus. Er wurde groß in Scharmützeln und Gefechten gegen die tapferen, für Wilde wohlorganisierten Sulus, gegen die beweglichen, listigen und verschlagenen Hottentotten; er lebte in einem Lande, das das Eldorado für den Jäger war. Einen großen Teil seines Unterhaltes — ja auf seinen weiten Zügen fast allein — bot ihm die Jagd. Er mußte seine Herde gegen die großen Räuber der Tierwelt Afrikas beschützen, kurz er wurde ein guter Krieger, ein vorzüglicher Jäger und durch sein Leben in der Wildnis ein harter, zäher Mann, der es gelernt hatte, allen Unbilden des Klimas und der Wildnis Widerstand zu leisten.

Von Natur durchschnittlich groß, breitschultrig und muskulös, war er wirklich den englischen Truppen ein furchtbarer Gegner. Am besten lehren dies die Verhältnisse der Verluste in jenen Kriegen auf beiden Seiten. In den Gefechten mit den Engländern war der Verlust dieser meist zehn-, ja hundertfach so groß wie auf Seite der Boeren. Zum großen Teile hatte dieses auch darin seinen Grund, daß der Boer in dem ihm bekannten Gelände, geschickt als Jäger jeden Schuß benutzend, focht, während der Engländer in einem ihm unerträglich heißen Lande kämpfen mußte.

Jetzt ererbt der junge Boer von seinem Vater Land und Herden, denn die Treckboeren sind, bis auf einen kleinen und sicher nicht den besten Teil des Volkes, zurückgegangen. Der Boer braucht also nicht mehr mit den Eingeborenen um das Land, um die Herden, um das Wild zu fechten, er hat nicht mehr in früherem Maße Gelegenheit, Körper, Nerven und das Auge zu schulen, denn auch die Jagd betreibt der junge Boer kaum noch, da das Wild in den Republiken fast verschwunden ist.

In Deutsch-Südwest-Afrika hält man auf den Stationen zur Unterhaltung an Festtagen häufig Scheibenschießen ab, an denen sich neben der Schutztruppe jeder, der Lust dazu hat, beteiligen kann. Hier haben sich oft die als beste Schützen der Welt angesprochenen Boeren in ihrer Kunst zeigen können, aber stets noch und überall sind dieselben von den Leuten unserer Truppe geschlagen worden.

Natürlich will der Boer diese bedeutsame Änderung nicht wahrhaben. Er ist durch die Erfolge der früheren Jahre hochmütig geworden.

Der Boer sagt, auf einen Boer kommen im Gefechte fünf Engländer oder drei Deutsche!

Es ist auch eine falsche Ansicht, wenn man glaubt, daß der Boer, in uns einen näheren Verwandten, als z. B. den Engländer, sehend, große Sympathien für uns habe. Diese hat er, wie zu keinem anderen Volke, auch zu uns nicht. Bei ihm ist, wie bei keinem anderen Volke, der Begriff „des Fremden" identisch mit demjenigen „des Tieferstehenden". Die höhere Bildung, den höheren Stand der Kultur, erkennt er nicht an, da er beides nicht kennt.

So fürchte ich, geht der Boer, seine Feinde unterschätzend, einer schweren Zeit entgegen, obgleich es keine Frage ist, daß England, wenn es im Ernste mit Transvaal und mit dem Oranje-Freistaat zusammengerät, vor eine sehr schwierige Aufgabe gestellt sein wird. Mit der Macht, die England heute in Südafrika hat, kann es nichts ausrichten, denn bis nach Kapland, nicht allein in den beiden Republiken, werden sich die Boeren erheben und kämpfen mit einer Nachhaltigkeit, wie wir sie vielleicht noch bei keinem Volke gesehen haben.

Nach meiner Ansicht müßte England in diesem Kriegsfalle das ganze Mutterland von Truppen entblößen, vielleicht sogar noch einen Teil der Kolonien, um mit einiger Siegeswahrscheinlichkeit den Boeren in Afrika entgegenzutreten. Es wird vielleicht der Umstand, daß die Boeren nicht mehr die guten alten Schützen und Krieger sind wie früher, in etwas dadurch aufgehoben, daß sie sich, einen Krieg mit England sicher voraussehend, darauf vorbereiten.

Wunderbarerweise fehlt es ihnen, in deren Land so unendlich reiche Schätze des Bodens liegen, an Geld und Kredit. Immerhin haben sie große Massen von Gewehren und Geschützen aufgekauft, und sind etwas energischer vorgegangen in der Ausbildung ihrer Mannschaft. Sie haben sich sogar bei Prätoria und Johannisburg Befestigungen gebaut.

Diejenige bei Johannisburg, die ich mir durch die Liebenswürdigkeit des Kommandanten näher ansehen konnte, imponierte allerdings nicht dem Auge eines europäischen Soldaten.

Die Wahl des Platzes der Forts von Johannisburg ist außerordentlich verfehlt — ein Platz, der sich sofort dem Soldaten als der einzig richtige für eine Befestigung aufdrängt, ist nicht benutzt worden. Die Befestigung selbst weist viel tote Winkel und unbestrichenen Raum auf, auch ist sie ungeschickt armiert.

Ich möchte übrigens meinen, daß die Boeren verloren sind, sobald sie sich auf einen Verteidigungskrieg, gestützt auf vorbereitete Befestigungen, einlassen. Die modernen Geschütze der Engländer — wenn sie auch nur langsam und unter sehr großen Opfern durch die Länder der Boeren hindurch gebracht werden könnten — würden sehr bald mit solchen Befestigungen fertig werden. Auch bestand stets die Stärke der Boeren in dem Führen des Kleinkrieges; in der Beweglichkeit, im schnellen Überfallen, im Legen von Hinterhalten, in der Unterbrechung der Verbindungen des Feindes, in der Wegnahme von Proviant und Munition. —

Von Prätoria reiste ich ostwärts zur Küste nach Lorenzo-Marques zunächst durch ödes Weideland wie bisher, sobald man aber vom Plateau wieder hinabstieg zum Meere, durch tropische Küstenvegetation.

Mit einem deutschen Dampfer ging ich nach Delagoa-Bai, um dort am Umbefluß zu jagen.

Ich war jedoch, schon ehe ich mich an Bord begab, krank geworden und kam derartig in Delagoa-Bai an, daß ich nach dem englischen Klub gebracht werden mußte und dort zehn Tage ziemlich schwer darniederlag. Da ich auch dann noch schwach war, und außerdem so starke Regen gefallen waren, daß die Küstenstriche weit und breit überschwemmt waren, die in ihnen führende Bahn aber auf achtzig Kilometer vom Wasser zum größten Teile zerstört war, gab ich die geplante Jagd auf und schiffte mich, den beabsichtigten Besuch von Deutsch-Ostafrika aufgebend, auf ein Boot der Messageries maritimes ein, um so am schnellsten nach der Heimat zurück zu gelangen.

Wir warfen zunächst Anker in dem sehr guten Hafen Diego Juarez, an der äußersten Nordspitze Madagaskars, einem Hafen, der leicht zu verteidigen ist und wohl sämtliche Kriegsflotten der Welt vor den Augen einer feindlichen Flotte bergen kann.

Wie alle neueren Niederlassungen Frankreichs in Afrika, so zeigt auch diese Stadt gute Kasernen, Lazarette und Gouvernementsgebäude, sowie ein Zollhaus. Hier wie in allen übrigen französischen Kolonien sieht man gleich auf den ersten Blick, daß das Militärische noch in erster Linie steht, von Handel und Wandel und einer Ausbeutung der Kolonien aber noch keine Rede ist.

Mit einer großen Anzahl französischer Offiziere und Soldaten an Bord, dampften wir nach Aden. An Bord hörte ich über den letzten Krieg mit den Howas im Innern Madagaskars, Erzählungen, die mich in höchstes Erstaunen versetzten.

Man hatte während dieses Krieges nur ungefähr zwanzig Mann im Gefechte, aber in der kurzen Zeit desselben vierzehntausend Mann, sage 14000 Mann, am Fieber verloren.

Träfen solche mörderische Verluste einen Gouverneur in deutschen Kolonien oder einen Führer deutscher Truppen, er würde sich gar nicht mehr in der Heimat sehen lassen können, und doch ist dieser schreckliche Verlust der Welt fast unbekannt geblieben.

Die Hauptursache derselben ist nach den Erzählungen der Offiziere und der Ärzte, die an Bord waren, dem Umstande zuzuschreiben, daß man mit den weißen Truppen Straßen gebaut hatte. —

Es gibt ja nichts Schlimmeres in einem an sich schon mörderischen Klima für den Europäer, als Erdarbeiten. Alle Europäer, die ich in Madagaskar sah, sahen erbarmungswürdig gelb und kränklich aus.

Von Aden ging es nach Tschibuti, dem französischen Pároli gegen Perim, aber nur einem sehr geringen; denn während Perim mit seinen Festungswerken die südliche Einfahrt des Roten Meeres beherrscht, ist Tschibuti, innerhalb dieses englischen Geschützkreises liegend, von sehr geringem militärischen Werte.

Im Suezkanal, in Ismailia, verließ ich das Schiff, da ich meiner angegriffenen Gesundheit wegen es nicht wagen konnte, direkt ins Mittelländische Meer und nach Europa zu gehen.

Ich ging nach Kairo, das ich seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte. Wie geschickt die Engländer in den Kolonien arbeiten, hat man in ganz hervorragendem Maße in Kairo vor

Augen. Von Jahr zu Jahr verschönert sich die Stadt, von Jahr zu Jahr bessern sich die Verhältnisse Ägyptens, von Jahr zu Jahr — und das ist ja die Hauptsache für dies wundervolle Land — wird das Wasser des Nils mehr dem Meere entzogen und durch gute Kanalisierung der Kultivierung des Landes zugeleitet. Die Schuld Ägyptens nimmt gleichmäßig ab mit der Besserung seiner Finanzen und dem Emporblühen seiner Städte, seines Handels. —

Der Welt ist ja bekannt, daß in diesen Tagen ein mächtiger Schritt weitergetan wird, zur Vergoldung Ägyptens, durch die Absperrung des Nils bei Philä. Es wird dort ein so mächtiges Becken geschaffen, daß ganz Ägypten kaum noch ferner in seiner Ernte abhängig sein wird von den stärkeren oder geringeren Regenfällen im Sudan.

Der mit dem falschen Propheten, dem Mahdi oder Khalifa, beendete Krieg war vielleicht nicht ganz so fürchterlich, wie es, besonders nach den Schlachtenbildern englischer Journale erscheinen konnte — wenigstens nicht für unsere Begriffe. Aber solches vorzuspiegeln ist vielleicht auch gar nicht der Hauptzweck dieser Verherrlichungen des Krieges gewesen, sondern wohl mehr derjenige, der Welt zu zeigen, welche enormen Opfer England abermals für Ägypten gebracht hat. Auf diese Weise schafft man sich weitere Rechte auf die berühmte, immer saftreiche Zitrone „Ägypten!" —"

Hier schließt Wissmann die Beschreibung seiner Reise nach Südafrika. Ich habe auch in diesem Abschnitt ihm selbst wieder zu so ausführlicher Schilderung das Wort gegeben, nicht nur weil er viel des Interessanten bringt, sondern auch um zu zeigen, wie richtig und schnell Wissmann fremde Verhältnisse auffassen und erfassen konnte. Ich weise hierbei speziell auf seine Betrachtung über die Boeren und ihren event. kommenden Krieg mit den Engländern hin. Denn Wissmann schrieb seine Reiseerlebnisse und Eindrücke vor Ausbruch des Boerenkrieges nieder. Wir alle können jetzt ermessen, ob er richtig geurteilt hat oder nicht.

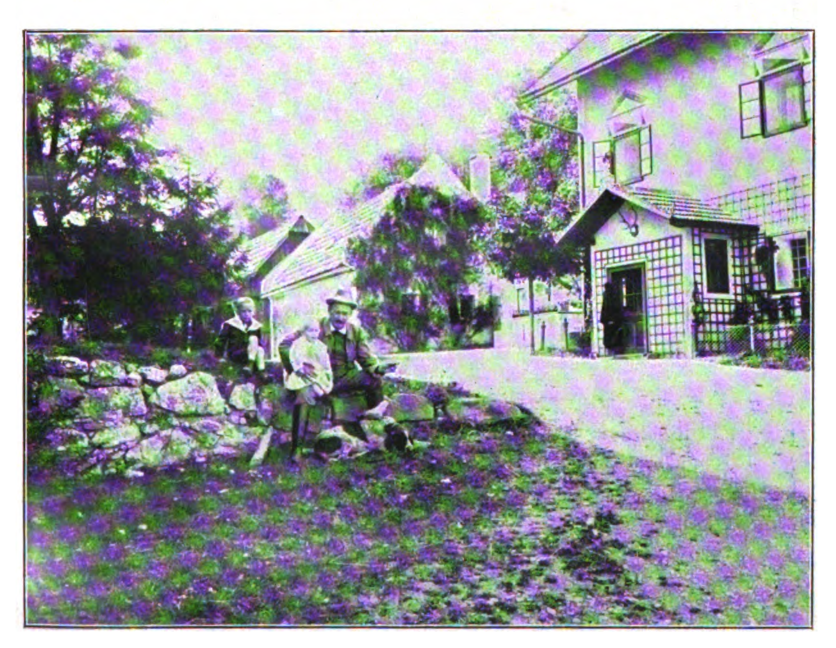
Wissmanns Leben, Wirken, Sorgen und Sterben auf seinem steirischen Ruhesitz; seine Beisetzung im deutschen Vaterland.

Verfasser: Rochus Schmidt.

Dem auf der Rückkehr von der südwestafrikanischen Reise so schwer und bedenklich erkrankten, geliebten Manne war Frau von Wissmann nach Ägypten, wo er sich in ärztlicher Pflege und Behandlung befand, entgegengereist. Die bald eintretende Besserung im Befinden des Patienten mußte man nicht zum wenigsten der treuen Fürsorge der Gattin zuschreiben. Dank dieser durfte bald die Weiterreise nach Europa angetreten werden; sie erfolgte mit dem österreichischen Lloyd zunächst nach Triest. Von da ging es mit der Semmeringbahn nach der mit dem grünen Frühjahrskleide geschmückten Steiermark, die unserm Wissmann bis ans Ende seines Lebens nun zur Heimat werden sollte, in der er sechs Jahre lang ein ungetrübtes Familienglück genießen durfte. Dem großen Afrikaner lag es längst im Sinne, sich einen Landsitz zu erwerben, um seiner Passion, der Jagd, zu leben und die Freuden des Landlebens zu genießen. Er hatte zwar bislang an die Erwerbung eines Waldgutes im deutschen Vaterlande gedacht, doch hatte ihm der bei seiner letzten Erkrankung zu Rate gezogene Arzt sehr ernstlich eine Niederlassung in Obersteiermark empfohlen, da das milde Klima in den vom Hochgebirge eingefaßten Tälern einen ausgezeichneten Einfluß auf den durch die Tropen, Kampf, Arbeit und Krankheit geschwächten Körper des großen Reisenden ausüben und besonders gegen das Asthma günstig wirken mußte. Dazu kam, daß unter mehreren, unserm Wissmann zum Kauf angebotenen Gütern sich ein solches, zu Weissenbach bei Liezen inmitten einer kerndeutschen Bevölkerung, im Tale der Enns gelegen, befand. Dies Gut hatte



Gut Weißenbach.



Auf dem Gutshof.

zurzeit vor dem Ankauf einem Grafen Bubufski gehört; es war etwa 1000 Joch, das sind zirka 2000 Morgen, groß und bestand zu $^2/_3$ aus Feld und Wald, zu $^1/_3$ aus Wiesen und Almen. Hermann von Wissmann und seine Gattin sahen sich dasselbe auf der Reise an. Waren auch der wirtschaftliche Zustand sowie die Verfassung der Gebäude keine sehr vorteilhaften, so lockte doch die herrliche Lage des Gutes in unmittelbarster Nähe der bekannten Weissenbacher Wände, der Umstand, daß der Besitz von den Ufern der Enns, an welche die Felder heranreichten, bis in die Knieholzregion des steierischen Hochgebirges mit seinen Almen hinaufragte und dem deutschen Weidmann sich hier günstige Aussichten eröffneten, zum Kauf an. Ein Fabius cunctator war unser Wissmann nie gewesen und als solcher zeigte er sich auch jetzt bei diesem wichtigen Entschlusse, den zu bereuen er schließlich keinen Anlaß hatte, nicht. Der Ankauf wurde vollzogen, und aus unsern Wissmanns wurde so eine zwar steierische, aber mit ganzem Herzen am alten Vaterlande hängende Gutsherrschaft. Das geräumige Wohnhaus wurde gemütlich eingerichtet; die Wände der Vorhalle, in der P. Rosegger den bekannten, auf einem Schilde dort angebrachten Vers gedichtet hatte:

Vom Gamserl die Krickerln,
Vom Hirscherl die G'wei,
Vom Schildhahn die Federn,
Vom Dirnd'l die Treu

nahmen eine, von unserm Reisenden in fast allen Teilen der Welt erbeutete und erworbene, in der Folge an Ort und Stelle noch beträchtlich vermehrte Sammlung von interessanten Jagdtrophäen auf; eine Reihe von Gastzimmern war bei der hervorstechenden Gastfreundschaft des Wissmannschen Ehepaares stets zur Aufnahme alter Freunde bereit.

Nachdem unser Wissmann in dem guten Klima wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, ging die neue Gutsherrschaft gleich in der ersten Zeit mit Energie daran, die Wohnräume, Wirtschaftsgebäude, den Hof und Umgebung, die sie stark vernachlässigt vorgefunden hatte, in einen wohnlicheren und besseren Zustand zu versetzen.

Sodann wandte sich Hermann von Wissmann mit großem

Eifer allen Zweigen des Wirtschaftsbetriebes, der Pferdezucht, Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht sowie der Feld- und einer sachgemäßen Forstwirtschaft zu. Wissmann bei seinem praktischen Blick, seinem so vielseitigen Können hat denn auch, trotzdem er ein Neuling auf diesen Gebieten war, gute Erfolge erzielt und mancherlei Anerkennung geerntet. Hiervon legen Zeugnis ab eine Reihe von Anerkennungsschreiben, Ehrendiplomen und Medaillen, die vor mir liegen, während ich an seinem Schreibtisch in Weissenbach dies Kapitel niederschreibe.

Nichtsdestoweniger sprachen Gründe der Vernunft dafür, die Vielseitigkeit im Betriebe der Gutsverwaltung einzuschränken; namentlich waren es, abgesehen von seiner stark angegriffenen Gesundheit, die ihm nicht zu allen Zeiten sich in gleich intensiver Weise der Wirtschaft zu widmen gestattete, schlechte Erfahrungen, die mit den Verwaltern gemacht worden waren und die großen Kosten, die der auf so vielen Gebieten der Landwirtschaft eingerichtete Großbetrieb verursachte. Nach einer starken Einschränkung der Pferde- und Viehzucht und Verpachtung eines Teils der Felder in kleinen Parzellen gelang es der Gutsherrschaft, die nunmehr ohne den kostspieligen Verwalter wirtschaftete, eine verhältnismäßig recht günstige Verzinsung zu erreichen. Es ist das insbesondere dem regen Interesse Wissmanns und seiner Frau, die ihrem Manne aufs rührigste in der Leitung des Gutes zur Seite stand, zu verdanken.

Es versteht sich von selbst, daß mit der Übernahme eines landwirtschaftlichen Betriebes der Mann, der sein Vaterland in dessen größtem Schutzgebiet sozusagen in den Sattel gesetzt hatte, nicht aufhörte, für die Weiterentwicklung unserer Kolonialstellung, wenn auch nicht mehr durch eigene praktische Tätigkeit an Ort und Stelle, zu sorgen. Er hat sich vielmehr verpflichtet gefühlt, seine gewichtige Stimme, wo es ihm nötig und nützlich schien, beratend zu erheben; eine besondere Freude aber war es ihm stets, wenn er, der zur Disposition gestellte Gouverneur, von der Regierung um seinen Rat befragt, sowie zur Einreichung von Vorschlägen und zur Mitwirkung in dieser oder jener Art aufgefordert wurde. So hatte Wissmann gleich im ersten Jahre seines steierischen Aufenthaltes eine recht rege Tätigkeit zu entfalten.

Wie wir bereits bei der Betrachtung seiner Wirksamkeit als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika gesehen haben, wandte Wissmann ein Hauptaugenmerk der Erhaltung eines guten Wildstandes in den Schutzgebieten zu; er ging dabei, wie er selbst aufzeichnete, von der Erwägung aus, daß eine Macht, die von einem bisher unkultivierten Lande Besitz ergreift, nicht nur Verpflichtungen gegen die dort wohnenden Eingeborenen, sondern auch gegen die übrigen Geschöpfe der Natur übernimmt, die gleichzeitig einen Teil des natürlichen Reichtums jener Gebiete darstellen.

Da aber dieser Verpflichtung bislang ganz und gar nicht genügt worden war, so wirkte Wissmann schon seit Jahren auf eine allgemeine, durchgreifende Änderung hin. Wenn auch die bezüglichen Anregungen und Maßnahmen auf diesem Gebiet mit seinen sonstigen außerordentlichen weltgeschichtlichen Leistungen natürlich nicht annähernd auf eine Stufe gestellt werden können, so gehört ein Eingehen auf diese seine Bestrebungen doch unbedingt zum Lebensbilde des großen Afrikaners, und es mögen die Absichten, Vorschläge und erzielten Resultate, die er in seinen Berichten sehr ausführlich beleuchtet hat, hier, und zwar an der Hand seiner eigenen Aufzeichnungen, wenigstens skizziert werden, zumal man die geleistete Arbeit und den Erfolg zweifellos gerechterweise ihm zuzuschreiben hat, und er nicht nur infolge seiner langjährigen Beobachtung des Wildes und seines besonderen Interesses für die Naturwelt, sondern auch wegen seiner bedeutenden, durch Praxis und theoretisches Studium erworbenen zoologischen Kenntnisse ein recht erhebliches und maßgebendes Wort zu reden und auch dem erfahrenen Zoologen — wie so manchen anderen Berufsarten bei seiner Vielseitigkeit — ins Handwerk zu pfuschen, und zwar mit Erfolg ins Handwerk zu pfuschen berufen war.

Unter den bezüglichen Aufzeichnungen finden sich folgende Bemerkungen des Forschers:

„Amerika bot uns zuerst ein deutlich sprechendes Beispiel, wie schnell Reichtümer der noch unberührten Wildnis durch den vordringenden Europäer vernichtet werden können. Das Wild in diesem Kontinent, besonders der Büffel, einst fast die einzige Ernährungsquelle der eingeborenen Bevölkerung, wurde

in erschreckend kurzer Zeit durch den vordringenden Europäer mit seinen raffinierten Mordwaffen vernichtet.

Zu spät stellte sich heraus, daß die vielen Hunderttausende, ja vielleicht Millionen von Büffeln auch späteren Generationen von großem Nutzen hätten werden können durch eine Kreuzung mit dem Hausrind, eine Kreuzung, die besonders in den nördlichsten Teilen dieses Kontinents ein in vieler Beziehung außerordentlich günstiges Resultat hätte liefern können. Derart hatte schon der habgierige Eindringling gewüstet, daß in wenigen Jahrzehnten der Reichtum an Tierleben so verringert war, daß heute die erwähnte Kreuzung schon nicht mehr mit günstigen Aussichten durchgeführt werden kann, weil der Bison nur noch in einigen wenigen in die äußerste Wildnis gedrängten kleinen Herden und in einer kleinen Anzahl in Parks gehegter Stücke lebt.

Ebenso ging es in Afrika, und zwar besonders im Süden, wo infolge der günstigen klimatischen Verhältnisse zuerst der Europäer weiter ins Innere vordrang.

Afrika ist an jagdbaren Tieren der reichste Kontinent unseres Planeten; reich an Arten und reich an Zahl bevölkern Tausende von edlen nützlichen Wildarten die Steppen, Savannen und Wälder.

Wurde schon zu Anfang dieses Jahrhunderts in Südafrika mit der Vernichtung des Tierlebens begonnen, so nahm diese in den letzten zwei Jahrzehnten, in denen der dunkle Kontinent in überraschend plötzlicher Weise aufgehellt und erforscht wurde, einen Umfang an, der jedem denkenden Menschen die Sicherheit geben mußte, daß schon bevor eine eigentliche Kultur sich festgesetzt haben würde, ein Teil des großen Reichtums der Gebiete, nämlich die reiche Tierwelt, vernichtet sein würde.

Einige Arten sind in Afrika schon vollständig ausgerottet worden, so das Quagga, das edelste der Wildpferde; einige Arten sind diesem Schicksal nahe gerückt oder es hat sich auch schon an ihnen vollzogen, so an dem kräftigen, sicherlich zur Arbeit unter der Leitung des Menschen sich eignenden Bergzebra, das schon seit einem Jahrzehnt nicht mehr gefunden wird, so an den nützlichen Antilopenarten: dem Buntbock, dem Bläßbock und dem Weißschwanzgnu, die

früher in Herden von Tausenden Südafrika bevölkerten und heute nur noch in einigen Wildparks gehegt werden.

Der Vernichtung entgegen schreiten in unheilvoller Eile die Riesen des Kontinents: das Nashorn, das Flußpferd und vor allem der Elefant.

Diese Vorgänge konnten für Kenner jener Gebiete, die einen etwas weiteren Blick hatten als der nur ausbeutende Kolonist, nicht unbeobachtet, unberücksichtigt bleiben und so wurden denn auch vielfach Stimmen laut, die vor der Gefahr der Vernichtung des nützlichen Tierlebens warnten.

Wenn auch in englischen und deutschen Kolonien hie und da Maßnahmen getroffen wurden, das nützliche Wild zu schützen, so war es doch klar, daß diese Bemühungen nur von einem sehr zweifelhaften Erfolge gekrönt sein konnten, wenn nicht die Schutzmaßregeln über die ganzen wildreichen Gebiete ausgedehnt würden; denn was hätte es genützt, in einem Gebiete das Wild zu schonen, damit es rings umher in den Besitzungen anderer rücksichtslos gejagt und vernichtet worden wäre. Es hätten dann die vorsorglich sich Beschränkungen Auferlegenden nur für die anderen sich bemüht, und ein Erfolg wäre doch mehr als zweifelhaft gewesen."

Eine im Mai des Jahres 1900 in London zusammengetretene Konferenz zur Herbeiführung einer internationalen Verständigung über den dringend notwendigen Schutz des afrikanischen Wildes war das Resultat Wissmannscher Anregungen und seiner planmäßigen, energischen Bemühungen, die es rechtfertigen, ihn sozusagen als Vater der Konferenz zu bezeichnen.

Da wir auf das meiste Interesse und Verständnis bei den Engländern rechnen konnten, so setzte Wissmann, nachdem er die deutsche Regierung interessiert hatte, bei jenen und insbesondere dem englischen Staatssekretär der Kolonien, Sir Clement Hill, zunächst den Hebel an und es wurden von den Regierungen des Deutschen Reiches und Großbritanniens und Irlands gemeinsame Einladungen zu der betreffenden Konferenz an alle Mächte erlassen, die in Afrika Kolonialbesitz hatten. Die Resultate der Konferenz waren das Ergebnis von Arbeiten, an denen Diplomaten, Verwaltungsbeamte, Kenner der afrikanischen Verhältnisse und Zoologen teilnahmen. Waren in der Konferenz die Zoologen und Jäger mit einem Teil der

erfahrenen Verwaltungsbeamten für möglichst weitgehenden Schutz des Wildes, so mußte doch auch den Erwägungen Rechnung getragen werden, daß zu weitgehende Beschränkungen im Interesse der Landeskultur und des Handels sowie auch der Wissenschaft zu vermeiden seien. Einig aber war man darüber, daß die Tierwelt einen nicht unbedeutenden Teil des Reichtums in den Kolonien darstelle bei ihrer Wichtigkeit für die Ernährung des Menschen, die Landeskultur und den Handel, in welchem Produkte tierischer Herstammung die erste Rolle spielen.

Die in der Konferenz getroffenen Abmachungen beschränkten sich auf das äquatoriale Afrika, nicht als ob dies Gebiet allein wildreich war und in Berücksichtigung gezogen werden mußte, sondern weil nach den damaligen politischen und kolonialen Verhältnissen ein besonderer Erfolg von einer Einbeziehung der nord- und südafrikanischen Gebiete nicht zu erhoffen war; immerhin wurde ein späterer Anschluß der südafrikanischen Kolonien in Aussicht genommen.

Die Beschlüsse der Konferenz, welche direkt den Schutz des Wildes bezweckten, enthielten zunächst Bestimmungen für absolute Schonung — bis zu einem gewissen Zeitraume — einiger Wildarten, die die betreffenden Lokalregierungen teils wegen ihrer Nützlichkeit, ihrer Seltenheit oder der Gefahr ihrer völligen Vernichtung zu schützen für gut hielten, ohne daß es möglich war, diese Tiere seitens der Konferenz bis ins einzelne zu bezeichnen. Es fielen nach den Intentionen Wissmanns in diese Kategorie z. B. die als Gesundheitspolizei gewissermaßen nützlichen Geierarten, welche krepiertes Vieh oder beim Schlachten weggeworfene und unbrauchbare Teile, die sonst die Luft verpesten und eine Masse Krankheitsstoffe erzeugen würden, verzehren und so für die Menschen Nutzen stiften. Ferner gehören dahin die Schlangengeier, die, wie der Name schon andeutet, durch die Vertilgung gefährlicher Reptilien nützlich werden, die Eulen, die Madenhacker, die das Hausvieh von dem in den Tropen so entsetzlich häufigen Ungeziefer befreien.

Unter die wegen ihrer Verwendbarkeit im Dienste des Kulturmenschen schonungsbedürftigen Tiere rechnet Wissmann einzelne, noch erhalten gebliebene Arten von Wildpferden und

die Elenantilope, die auf jeden Beobachter durch ihre Ruhe und ihr unserem Rind ähnelndes Benehmen den Eindruck eines Haustieres macht, ebenso wie sie ein vorzügliches, über jede andere Fleischart zu stellendes, mit Fett durchwachsenes Wildpret hat, gleichwie ein geschnittener Elenbulle als Zug- und Arbeitstier mehr leisten dürfte als der stärkste Arbeitsochse; dazu kommt der Wert der weichen, elastischen Decke dieser Wildart und der Umstand, daß das Tier, welches, da ihm nach Wissmann vollkommen die wasserhaltigen Kürbisse und feuchte Wurzeln genügen, fast keines Wassers bedarf, ein Herdenvieh selbst in den trockensten, tropischen Gegenden werden könnte.

Des weiteren stellte die Konferenz eine Tabelle von Tieren, zu welchen in allererster Linie der Elefant gehört, auf, die, solange sie nicht ausgewachsen sind, zu jagen und zu töten verboten ist.

Zur Begründung dieser Bestimmung schreibt unser Forscher: „Es ist unklug, eine Frucht zu pflücken, die noch nicht reif ist, eine Blume, die noch in der Knospe steht; es ist unklug, ein Tier zu töten, das noch nicht zu seiner vollen Entwicklung gelangt ist, noch nicht den vollen Vorteil gewähren kann wie später. Ganz besonders kommt dieser Gesichtspunkt zur Geltung bei Tieren, die in ausgewachsenem Zustande oder vielmehr in einer gewissen Reife des Lebens besonders wertvoll werden, so vor allem bei dem Elefanten."

Um die Wirksamkeit der Maßnahme zu erhöhen, wurde gerade mit Bezug auf das Elfenbein bestimmt, daß diejenigen Elefantenzähne, die weniger als 5 kg wiegen, von der lokalen Regierung konfisziert werden. Das erschien nötig, denn ein junger Elefant trägt so wenig Elfenbein, daß es schmachvoll ist, ein Tier, das später großen Gewinn abwirft, eines so geringen Vorteils wegen zu töten. Der habgierige skrupellose eingeborene Elefantenjäger will sich auch nicht die geringste Chance eines Vorteils entgehen lassen, und infolgedessen gelangen häufig Zähne in den Handel, die so klein sind, daß sie in der Elfenbeinindustrie kaum Verwendung finden können und nur einen ganz geringen Preis erlangen. Die Schädigung durch eine solche Übertretung leuchtet wohl jedem ein, denn dasselbe Tier, das jung einen Erlös ergibt, der kaum die Mühe

der Jagd und den Preis des Schusses lohnt, kann 10 oder 15 Jahre später ein kleines Vermögen für den Elefantenjäger bedeuten.

Um diese eklatanten Fälle einer unüberlegten, man könnte fast sagen, mutwilligen Schädigung noch nachhaltiger zu verhindern, soll nach den Bestimmungen der Jäger, der einen jungen Elefanten erlegt hat, bestraft werden, und da man seiner nur in den seltensten Fällen habhaft werden kann, auch überhaupt der Besitzer der Zähne junger Elefanten, denn er ist in diesem Falle, wenn er verbotenes aufkauft oder irgendwie an sich bringt, der Hehler. Findet sich niemand, der dem Jagdfrevler die verbotene Ware abnimmt, so wird dieser sich auch nicht mehr um die Ware bemühen.

Weiterhin wird verboten, die weiblichen Tiere gewisser Arten zu jagen oder zu töten, wenn sie von ihren Jungen begleitet sind, und von einzelnen Gattungen, bei denen das weibliche Wild als solches für den Jäger erkennbar ist, überhaupt weibliche Tiere zum Gegenstand der Jagd zu machen.

„Leider sagt sich," so schrieb Wissmann mit Bezug auf die Bestimmung des genannten Paragraphen nieder, „häufig mancher Europäer, der mit der Büchse in der Hand durch die Wildnis streift, in der Aufregung der Jagd nicht, was er mit einer Tat anrichtet, wie der des Niederknallens eines weiblichen Wildes, welches noch ein Junges nährt und aufzieht. Aber gerade dieser Paragraph, der am allerdeutlichsten das ungebührliche, ja herzlose der erwähnten Tat zeigt, wird vielleicht am allermeisten dazu beitragen, klar zu machen, daß es für den Menschen ein Gebot des Anstandes ist, auch die niedrigen Geschöpfe der Allmacht nicht seiner momentanen Laune zu opfern. So wird dieser Paragraph einer der wirksamsten sein zur Erziehung des Jägers, der sich im allgemeinen in der Wildnis weniger geneigt sieht, Grenzen und Gesetze anzuerkennen, die ihn binden, als daheim in geordneten Verhältnissen."

Nennenswerten Wildschaden befürchtete der große Kenner afrikanischen Wildes und kolonialer Verhältnisse von einer größeren Hege der nützlichen Wildarten nicht, denn, „da das meiste afrikanische Wild sich zunächst vom Menschen zurückzieht in die Einsamkeit und sich erst allmählich, wenn es ge-

schont wird, an die Nähe der Menschen gewöhnt, so ist in Afrika für lange Zeit noch nicht anzunehmen, daß Wildschaden zu befürchten wäre. Es mag wohl hie und da einmal einer der mächtigen Dickhäuter Kulturen durchwandern, aber das wird so selten sein, daß es kaum in Betracht kommt, und ganz besonders die große Anzahl der Antilopen wird wohl noch für Jahrzehnte kaum zu Klagen wegen Wildschaden Veranlassung geben.

Deshalb wird ein Überhegen des Wildes gewiß auf viele Jahrzehnte hin nirgends fühlbar werden, und man kann ohne jede Besorgnis das Verbot des Abschusses von weiblichem Wild aufrecht erhalten.

Schlimm ist es, sehr bedauerlich, daß bei vielen Arten des Wildes das weibliche Tier vom männlichen schwer zu unterscheiden ist.

Dieser Umstand hat z. B. gerade beim Ausrotten der in Südafrika heimischen Wildpferde, des Quaggas und des Bergzebras mitgesprochen, denn selbst der Bur schießt nicht gern weibliches Wild.

Bei all den Arten, bei denen sich das männliche Wild deutlich zu erkennen gibt, wird jeder Jäger, für gewöhnlich auch der Eingeborene, sich zur Beute das männliche Wild ausersehen. Dies ist meist im Wildpret stärker und trägt eine sehr viel schönere oder überhaupt nur eine Jagdtrophäe für den Jäger."

In einem weiteren Paragraphen werden Beschränkungen für den Abschuß einzelner Tierarten gegeben, insbesondere solcher, die in ganz großen Rudeln auftreten, damit in Äquatorialafrika nicht auch so schreckliche Schlächtereien unter dem Wilde vorgenommen werden, wie dies in Nordamerika und auch in Südafrika geschah. Hätten wir freilich nur oder in der Hauptsache weidgerechte Jäger in den Kolonien, so wäre ja eine solche Bestimmung überflüssig; Wissmann selbst z. B. schrieb zu dem Paragraphen erläuternd von sich: „Mir ist immer da, wo das Wild in Rudeln von Tausenden mich ohne Scheu umstand, die Freude an der Jagd ganz vergangen. Wo es keine Mühe kostet, ist der Erfolg nicht lohnend."

Ein hervorragend wichtiger Paragraph bestimmte die Schaffung von Wildreserven, das sind ausreichend große Ge-

ländestrecken, die alle erforderlichen Bedingungen haben für die Erhaltung des Wildes und seine Fortpflanzung, in denen es verboten ist, Wild zu jagen oder zu fangen.

Bei den Wildreserven unterscheidet Wissmann zwischen absoluten und beschränkten Reserven. In den ersteren, die geschaffen werden müssen, ruht die Jagd gänzlich, während in den letzteren, die von den Lokalregierungen geschaffen werden können, nur für einzelne Gattungen völlige Schonung angeordnet wird.

Die Wahl des Geländes für die Wildreserven ist schon deswegen nicht schwer, weil diese für uns naturgemäß in den unbewohntesten, zugleich auch meistens für die Kultur unwichtigsten Gebieten, den weiten, trockenen Steppen, die zeitweise wüstenähnlich, aber gerade ungeheuer wildreich sind, geradezu auf dem Präsentierteller daliegen. Daß in den Wildreserven alles geschehen muß, um das Raubwild durch Abschuß, Gift und Fallen niederzuhalten, liegt auf der Hand, da sonst die Einrichtung der Wildreserven illusorisch würde.

Des weiteren wird verlangt, Schonzeiten einzuführen, um dem Wilde die Aufzucht der Jungen zu sichern.

Mit Bezug auf diesen Punkt bleibt uns allerdings noch recht viel zu tun, da wir noch lange keine genügende Kenntnis über die Brunft- und Setzzeiten sowie über die Entwicklung vieler Wildarten haben. Den Einwurf, daß man von der Einführung von Schonzeiten absehen solle, da man die Innehaltung doch nicht ganz durchführen könne, will Wissmann nicht gelten lassen, denn nach seiner Ansicht ist es besser, zu tun, was man kann und allmählich die Bevölkerung zur Befolgung der Anordnungen zu erziehen, als alles so gehen zu lassen, wie es geht.

Viel leichter ist allerdings die Durchführung einer anderen Bestimmung, die besagt, daß niemand, Offiziere und Beamte nicht ausgenommen, ohne einen Erlaubnisschein von der lokalen Regierung jagen darf, und welche die Zurücknahme des Erlaubnisscheines im Falle von Übertretungen anordnet; denn diejenigen, die am meisten schaden können, sind Europäer mit ihren modernen Waffen, die zu kontrollieren sind.

Weitere Paragraphen verbieten die Anwendung von Fallen und Netzen zum Tierfang, von Dynamit und anderen Spreng-

stoffen oder von Gift zum Fischfang in Strömen, Flüssen, Bächen, Seen, Teichen oder Lagunen. Sodann wurde die allgemeine Festsetzung von Ausfuhrzöllen auf Leder, Häute, Hörner und Zähne gewisser Tierarten, um deren übermäßigen Abschuß durch eine Erschwerung des Exports vorzubeugen, bestimmt.

„Es ist keine Frage," schrieb Wissmann, „daß die wilden Jäger, es sind ja meist Eingeborene, die die Artikel zum Handel bringen, gar keine Rücksicht darauf nehmen, welcher Art und welchen Geschlechtes das Wild ist, keine Rücksicht darauf nehmen, ob sie das Wildpret verwenden können oder nicht, denn sie wollen ja die Häute oder Gehörne verhandeln, und ich weiß von Kennern der Verhältnisse, daß im Somaliland besonders durch den oben erwähnten Handel in Aden weite Strecken schon sehr wildarm geworden sind."

Der Umstand, daß in den letzten Jahrzehnten die vielfach in Afrika aufgetretenen Rinderseuchen nicht nur das Hausvieh der Bewohner dezimiert und stellenweise vollständig vernichtet haben, sondern sich auch auf das Wild ausdehnten und den einst großen Reichtum an Büffeln bis auf eine besorgniserregende Zahl herunterbrachten, auch die Elen-, Kudu- und andere große Antilopenarten entsetzlich in Mitleidenschaft zogen, gab Veranlassung zur folgenden Bestimmung: Die Behörden sollen Maßnahmen treffen, um zu verhindern, daß die ansteckenden Seuchen unter den Haustieren sich auf das Wild übertragen.

Über ein Fortpflanzen der Seuche auf das Wild hatte Wissmann mehrfach eigene Beobachtungen gemacht.

Er schrieb: „Als ich im Jahre 1891 nach dem Kilima-Ndjaro reiste, trafen wir Hunderte von Stücken an der Seuche gefallenen Viehes an, besonders in der Nähe der Flüsse oder Tränkstellen, denn es scheint, daß diese Seuche die schwerkranken Tiere zur Tränke treibt, wo sie sich dann voll trinken, um bald darauf zu fallen. Viele der Tiere verenden auch im Wasser selbst.

Aus demselben Wasser, häufig kleinen Wasserlöchern, trinkt auch das Wild und holt sich bei der Tränke das Gift der Seuche. Die Aasvögel und von Aas lebenden Raubtiere

nehmen auch das von der Seuche gefallene Vieh und verschleppen das Gift der Seuche in die Wildnis.

Schutzbestimmungen, die ein solches Verschleppen verhindern, kommen auch dem Hausvieh zugute.

Würde jeder Besitzer das von der Seuche ergriffene Vieh, von dem er überzeugt ist, daß es nicht mehr zu retten ist, töten, und dieses, sowie an der Seuche gefallenes Vieh vergraben, so würde auch die Gefahr der Übertragung eine sehr viel geringere werden. Ganz besonders aber sollte man verseuchtes Vieh nicht zu den Tränkstellen treten lassen. Man sollte, wenn man auch die Hoffnung hat, das kranke Vieh wieder herzustellen, dasselbe an einem besonderen Orte tränken.

Als ich in Südwestafrika reiste, wurde ich mehrfach von Buschmännern oder Herero gewarnt, an bestimmten Wasserstellen meine Zugochsen und Pferde zu tränken, weil in diesen — es waren meist kleine, stagnierende Wasserlöcher, sogenannte Pfannen — an der Seuche gefallenes Vieh läge.

Natürlich tritt hier auch das Wild zur Tränke. Während ich in den Gegenden des Kilima-Ndjaro bald nach Ausbruch der Rinderseuche Tausende von gefallenen Büffeln traf, so war in Südwestafrika hauptsächlich die Kuduantilope durch die Rinderseuche angesteckt und fast vernichtet worden.

Also Töten des kranken, Vergraben des gefallenen Viehes, und vor allem Überwachung, Absonderung des verdächtigen Viehes, so daß es nicht an die Tränkstellen in der Wildnis tritt, sind die wichtigsten Vorsichtsmaßregeln.

Wird auch wahrscheinlich in dieser Beziehung noch viel gefrevelt werden, denn es ist schwer, die Eingeborenen Afrikas zu derartigen Vorsichtsmaßregeln anzuhalten, so sollte man doch sich eifrig bemühen, so viel als möglich zu tun, und da, wie ich es in Südwestafrika beobachtet habe, der Neger, seitdem er Beweise davon hat, daß die vom Europäer angeratenen Maßnahmen nützen, sich auch befleißigt, seinen Rat zu befolgen, so wird es möglich sein, die für das Wild so nötigen Vorsichtsmaßregeln durchzuführen, denn sie sind ja mit denen für das Hausvieh die gleichen, und alle eingeborenen Viehbesitzer in Afrika hängen mit großer Liebe an ihrem Vieh, wie es von den Besitzern der zahllosen Herden am oberen

Nil, den Dinkas und Schilluks und ebenso in Südwestafrika von den Hottentotten und Hereros bekannt ist."

Der Paragraph unter den Beschlüssen der Konferenz, der bestimmt, daß die Behörden Maßnahmen treffen zur Verhinderung des Überhandnehmens wilder, schädlicher Tiere, fand nicht ganz den Beifall des Urhebers der Konferenz, insofern, als ihm die Ausführungsbestimmungen nicht weit genug gingen, da Wissmnan wünschte, daß die schädlichsten unter den Tieren unter ein strengeres Gesetz gebracht würden, z. B. durch strickte Anordnung der Ausrottung der Krokodile und Schlangen. Wissmann tröstete sich indes damit, daß er sich sagte, es würde schließlich jede Regierung von selbst auf diesen Weg verfallen und Prämien auf die Vernichtung der angeführten Echse wie auf das Abschießen, Vergiften oder Abfangen der wilden Tiere setzen. Im übrigen war auf der Konferenz bereits bestimmt, daß die Vernichtung der Eier der Krokodile, der Giftschlangen und der Riesenschlange ins Auge gefaßt und Prämien hierauf gesetzt würden. Hierin ist ein sehr praktisches Mittel zur Vernichtung dieser Schädlinge angegeben. „Besonders bei den Krokodilen ist es wenig wirksam, Schußprämien auf ihre Erlegung auszusetzen, denn unter hundert Krokodilen, die man tötet, wird man kaum des zehnten Teiles habhaft, denn nur ein Schuß, der das ganze Gehirn des Krokodils zerstört, hält es davon ab, noch den letzten Sprung ins bergende Wasser zu tun; und das getötete Krokodil kommt nicht, wie jedes andere Tier, nach einiger Zeit an die Oberfläche des Wassers, denn wahrscheinlich wird es von den Gattungsangehörigen zerrissen. Zum Glück hat dieses gefährliche und schädliche Tier aber eine schwache Seite. Es legt seine Eier auf Sandbänke, ans Ufer oder auf Inseln und läßt sie durch die Wärme der Sonne und des Bodens ausbrüten. Diese Nester sind unschwer zu finden und würden in großer Zahl von den Eingeborenen gebracht werden, wenn man eine kleine Prämie für sie zahlte. Man bedenke, daß ein Krokodil 20 bis 100 Eier legt."

Das sind im großen und ganzen die für Erhaltung der nützlichen und Vertilgung der schädlichen Tiere verabredeten Maßnahmen. Selbstredend wurden weiterhin Übergangsbestimmungen und Ausnahmen fixiert, welche letzteren insbe-

sondere im Interesse der Wissenschaft und unter Umständen der Landeskultur oder zufolge besonderer Verhältnisse, wie z. B. bei Hungersnot, nötig erschienen; denn es liegt ein allgemeines Interesse vor, unsere großen zoologischen Gärten aufzufüllen, ihren Tierbestand zu ergänzen und zu ersetzen, und man war auf der Konferenz einig darüber, daß man für die Bedürfnisse der Wissenschaft jede noch so weit gehende Konzession machen solle.

Sodann regt die Konferenz zur Züchtung bislang nicht gezähmter Tiere der Wildnis an. Hierzu äußert sich Hermann von Wissmann, wie folgt:

„Es ist gewiß auffallend, daß während der ganzen historischen Vorzeit, über die wir unterrichtet sind, die Zahl derjenigen Tiere, die der Mensch in seinen Dienst gezwungen hat, sich nur außerordentlich wenig vermehrt hat. Es gab dies manchem oberflächlichen Beobachter Veranlassung zu meinen, daß mit unserem heutigen Bestand von Haustieren alle Bedürfnisse des Menschen gedeckt seien und es einer Zähmung neuer Tiere nicht bedürfe. Es ist wohl kaum nötig nachzuweisen, wie fadenscheinig eine solche Behauptung ist, wie nützlich es wäre, jedes Tier der Schöpfung, welches uns namhafte Vorteile gewährt, für immer zu sichern.

Solange Tiere, die uns sehr nützlich sind, nur als Jagdtiere bestehen, ist ihre Erhaltung immerhin eine zweifelhafte. Erst durch die Domestikation wird ihre Erhaltung gewährleistet. Dies sehen wir an unendlich vielen Beispielen gerade in der neueren Zeit.

Daß uns aber noch in vieler Beziehung die Arbeit nicht domestizierter Tiere fehlt, ist sehr leicht nachweisbar. Haben wir doch in tropischen Gebieten bis heute kein einziges brauchbares Reit- oder Zugtier, welches an die Leistungen des Pferdes herankommt. Tiere, die dasselbe wie das Pferd, welches in den Tropen nicht leben kann, leisten würden, existieren, sind aber bis heute noch nicht gezähmt, die Wildpferde Afrikas; Tiere, die auch in Urwaldgegenden und in feuchten, sumpfigen Gegenden für schwere Arbeit sich eignen würden, wie der Zugochse oder der Arbeitsbüffel in Südasien, leben in Afrika, sind aber noch nicht gezähmt. Es lebt in Afrika ein Tier, welches dasselbe leisten würde wie der indische Arbeits-

elefant. Man ist zu seiner Zähmung noch nicht geschritten, obgleich man weiß, daß er im geschichtlichen Altertume verwendet worden ist. Nur ein Tier ist domestiziert worden, und zwar wegen eines viel geringeren Vorteiles als des der eben genannten, nämlich der Strauß wegen seines schönen Federschmuckes."

Wenn in der Konferenz gar keine Bestimmungen über den Gebrauch der Waffen bei der Jagd getroffen worden sind, so hat dies seinen Grund darin, daß die diesbezüglich gemachten Vorschläge vom Kongostaat und von französischer Seite nachdrücklich zurückgewiesen wurden, einmal, da solche Vorschläge den Handel mit Waffen und mit Munition zu schädigen drohten und anderseits, weil schon in der Brüsseler Konferenz des Jahres 1890 im Interesse des afrikanischen Sklavenhandels Einschränkungen angeordnet sind, die nach reiflicher Überlegung auch die hauptsächlichsten Gesichtspunkte für den Schutz des Wildes in sich schließen.

Von Interesse wird es noch sein, zu wissen, wie sich in seinen Ausführungen zu den Bestimmungen der Konferenz unser trefflicher Beobachter mit Bezug auf die in Afrika vorkommenden Riesen der Tierwelt ausgesprochen hat. Ich finde darüber folgendes:

„Der Elefant in erster Linie kommt in Deutsch-Ostafrika nur noch im äußersten Nordwesten und Südwesten in einiger Anzahl vor, sonst erscheint er wohl hie und da als Wechselwild und hält sich dann in ganz geringen Rudeln. In Südwestafrika existiert er gar nicht mehr oder besser gesagt, er wird alle zwei, drei Jahre einmal von Nordosten kommend gespürt, schon lange aber nicht mehr gejagt. Diese Kolonie wird aber, wenn die vorliegenden Verordnungen in Kraft getreten sind, wieder Elefanten in ihren Jagdgründen haben, denn nur wenig nördlich von Südwestafrika, in unwegsamen Gegenden der Provinz Mossamedes und Benguela, ist noch ein guter Stand von Elefanten, und auch vom Sambesi werden sie, so denke ich, wieder herüberwechseln.

In Ostafrika wird sich hoffentlich durch die Schutzmaßregeln der Stand vermehren, denn früher war der Elefant in Ostafrika überall häufig. Auch Kamerun und vielleicht auch Togo wird von den Schutzmaßregeln für Elefanten bald Vor-

teile haben, denn beide Kolonien hatten und haben zum Teil noch heute Elefantengebiete, Kamerun besonders deshalb, weil aus dem mächtigen Kongogebiet, der Hauptreserve der Elefanten, ein Zuwechseln stattfinden wird.

Wir können sehr wohl hoffen, daß in einem Jahrzehnt schon wieder ein regelmäßigerer und infolgedessen lohnender Elfenbeinhandel entstehen wird, denn man muß bedenken, daß heute in Gegenden, wo Elefanten sonst selten sind, die Eingeborenen, so bald sie eingewechselte Elefanten spüren, sofort zu einer Vernichtung des Elfenbeines wegen aufbrechen und dadurch eben ein weiteres Zuwachsen erschweren.

Die Nashörner sind bei weitem weniger wichtig, denn eigentlich kommt nur das Horn als Rarität in Betracht. Zur Verarbeitung wird dasselbe heute kaum herangezogen, da es keine besonders großen Vorzüge vor anderen Hornarten hat. Da diese Tiere aber, die eine Art nur in vorläufig kulturell nutzlosen weiten Steppen wohnt, die andere im unwegsamen, dichten Buschgelände, so tun sie keinen Schaden und können deshalb ohne jede weitere Schwierigkeit einigermaßen geschont werden.

Bei dem Flußpferd liegt die Sache anders. Ich fürchte, daß in den Gewässern, wo Schiffahrt betrieben werden kann, dieses interessante, an vorweltliche Tiergebilde erinnernde Wesen verschwinden muß. Es wird hie und da der Schiffahrt gefährlich dadurch, daß es Boote umwirft und selbst größere Fahrzeuge beschädigt. Allerdings tut es dies nur, wenn es gequält wird, d. h. wo es im Menschen einen grausamen Feind kennen gelernt hat. Es ist aber immerhin ein peinliches Gefühl, mit einem leichten Fahrzeug durch ein Rudel dieser mächtigen Wasserbewohner hindurch zu fahren. Jedenfalls sollte man das interessante Geschöpf in Lagunen und Wasserläufen, in denen keine Schiffahrt stattfindet, schonen, denn Schaden wird es dort nicht tun, und kaum ein Tier der Wildnis ist interessanter als das Behomot mit seiner gewaltigen, in stiller Nacht meilenweit hörbaren Stimme, dem Generalbaß der Wildnis.

Ein richtiger Abschuß wirft ja immerhin einen gewissen Vorteil ab, denn jedermann weiß, wie gut bezahlt die Stöcke und Peitschen sind, die aus der Haut des Flußpferdes ge-

fertigt werden. Auch benutzt man in neuerer Zeit die Haut zu Treibriemen ganz schwerer Schwungräder."

Die Zeit der Verpflichtung auf die Bestimmungen, von denen die wichtigsten oben an der Hand der Wissmannschen Aufzeichnungen erörtert worden sind, wurde auf 15 Jahre normiert, als auf einen Zeitraum, nach welchem mit Sicherheit die Erfolge des anbefohlenen Vorgehens zu erkennen sein werden.

Mein großer, edler Freund hat jedenfalls der Überzeugung gelebt und in dieser gewirkt, daß er eine gute Tat mit seiner hier ja nur skizzierten Arbeit verrichtete; in einem seiner Briefe schreibt er an mich:

„Das afrikanische Wild, dem ich so viel Freude, so viele schöne Stunden verdanke, kann mir als Jäger nicht zürnen, denn schon heute ist eine ganze Anzahl meiner Wünsche eingeführt, der Anfang gemacht zu einer anständigen Jagd; das ist mir mehr wert, viel mehr, als manche Anerkennungen, denn das wird sich unserem Zeitgeiste entsprechend zum Segen für Menschen und Tiere ausarbeiten."

Ich glaube, jeder deutsche Jäger wird ob dieser Worte und seiner Taten den großen Afrikaner auch als verdienten Weidmann ehren und in Gedanken seine letzte Ruhestatt mit einem grünen Reis schmücken.

Seine Majestät der Kaiser zeichnete Wissmann wegen der Vorbereitung der Londoner Konferenz und seines Wirkens während derselben durch Verleihung des Kronenordens zweiter Klasse mit Schwertern am Ringe aus.

Eine Arbeit, für welche die deutsche Jägerwelt weiterhin dem Forscher dankbar sein muß, ist sein treffliches Werk „In den Wildnissen Afrikas und Asiens" mit Illustrationen von W. Kuhnert, welches ebenfalls in den ersten beiden Jahren seines Aufenthaltes in Weißenbach niedergeschrieben wurde. Das Werk enthält viele neue Beobachtungen und Erlebnisse des kundigen, erfahrenen Jägers auf den allerverschiedensten Gebieten der Jagd in den genannten beiden Erdteilen während seiner langen Reisezeit, verbunden mit Ratschlägen zur Waffenausrüstung des Jägers und solchen zum Jagen in der Wildnis. Ich kann nur eines an dem Buche überflüssig finden, nämlich die Versicherung des Autors in der Vorrede, daß kein Jäger-

latein in dem Werke Platz gefunden habe; solches haben wir überhaupt nie von Wissmann gehört, dem jede Renommisterei, sei es auch nur mit Bezug auf Jagd- und gewöhnliche Erlebnisse völlig fremd war; denn Unwahres in Berichten oder ernsten Büchern zu unterbreiten hielt er, meiner Ansicht nach mit vollstem Recht, für unanständig und unwürdig.

Die sonstigen Schriften und Arbeiten Wissmanns während seines Aufenthaltes in Steiermark beziehen sich auf die ihrer baldigen, hoffentlich aber nicht überstürzten Lösung entgegensehende Frage der Schaffung einer Kolonialarmee, Kolonialreservetruppe und die Organisation dieser Truppen und der Schutztruppen, die Militärstationen in den Schutzgebieten, die Arbeiterfrage in unseren Kolonien und die Zukunft derselben überhaupt.

Mit Bezug auf die Frage der Organisation der Kolonialtruppen ist die Ansicht unseres bedeutenden Organisators kurz dahin wiederzugeben, daß er die Schaffung eines praktisch, das heißt aus wirklich praktischen und praktisch erfahrenen Offizieren und Beamten zusammengesetzten Oberkommandos befürwortet; dieses soll die Personalien, Ausrüstung, Verpflegung und die ganze Verwaltung erstens der Schutztruppen in den Kolonien und zweitens einer Stammtruppe für koloniale Zwecke in der Heimat unter sich haben. In der letzteren, welche die für die Praxis nötigen Waffen und Truppenteile umfaßt, sieht Major von Wissmann zugleich für die nach den Schutzgebieten und dem Ausland herauszusendenden Offiziere und Unteroffiziere eine Schule, von deren Erziehung und Belehrung er sich für die Praxis recht viel verspricht. Die Schaffung eines solchen geeignet zusammengesetzten Stammes dürfte sich in der Tat als unumgänglich erweisen, schon um die bei plötzlich auftretenden Unruhen in den Schutzgebieten jetzt in Frage kommende Verwendung von Landungskorps der Marine unnötig zu machen; für unsere tropischen Kolonien freilich werden noch andere sehr genau zu überlegende, nicht etwa in der nervösen Hast des Augenblicks unliebsamer Ereignisse zu treffende Maßnahmen nötig werden, denn mit geschlossenen weißen Truppenkörpern fern von der Küste in tropischen Gebieten könnten wir nur sehr schmerzliche Erfahrungen erleben; europäische Verbände,

deren Verwendung vor allen Wissmann hier für ausgeschlossen erklärt, würden häufig einem Krankentransport verzweifelt ähnlich sehen, nicht aber den an eine fechtende Truppe zu stellenden Anforderungen genügen.

Eine sehr wichtige und interessante Arbeit, die letzte meines Freundes, welche ebenfalls Organisations- und taktisch-koloniale Fragen behandelt, liegt mir, leider unvollendet, vor; es ist dies ein Aufsatz, den er auf Ansuchen der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs niederzuschreiben begonnen hatte. Der Auftrag hatte dem Major von Wissmann eine wirkliche Freude bereitet; der Ausführung desselben unterzog er sich mit Hingabe und Interesse, als der gerade in jenen Tagen so unerwartete Tod allen Arbeiten ein Ende machte.

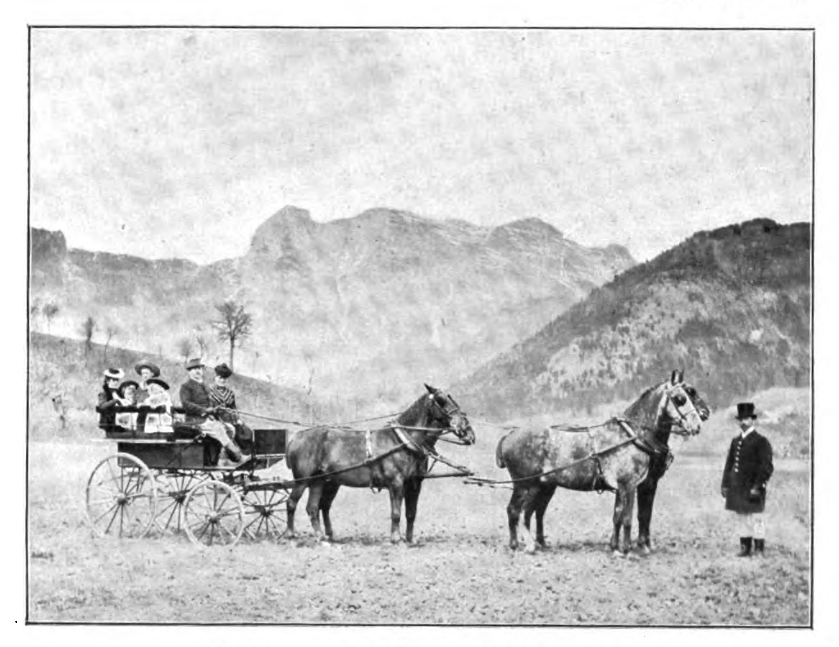
Die rege Tätigkeit, welche Wissmann auf seinem Ruhesitz entwickelte, rechtfertigt es nicht, von einer wirklichen Ruhe zu reden. Es spricht dagegen die Masse seiner Arbeiten, die er zum Teil auf Anfordern der Behörden, zum Teil aus eigenem Antrieb geliefert hat, um als berufener Berater unseres Volkes in kolonialen Fragen aufzutreten, dagegen die Summe der geistigen Interessen, die er allzeit pflegte, denn er studierte sehr viel, las wohl jedes neu erschienene Buch von Bedeutung, betrieb geschichtliche und germanistische Studien, die von jeher ihn im höchsten Maße gefesselt hatten; seine vordem schon riesenhafte Bibliothek wuchs von Jahr zu Jahr; Langeweile war ihm unbekannt, obgleich die Familie von Wissmann einsam lebte, trotzdem sie von allen Seiten in der Umgegend ihres Besitzes gesellschaftlich gern willkommen geheißen und ausgezeichnet wurde. Sie unterhielt nur sehr wenig gesellschaftlichen Verkehr und begnügte sich an dem eigenen, reinen, ungetrübten Familienglück, sowie dem Besuche von Verwandten und alten Freunden. Kam aber der deutsche Afrikaforscher einmal aus dem engen Kreise in die Geselligkeit heraus, so bildete er bei der Vielseitigkeit seiner Interessen, seiner Erfahrung, Belesenheit und Lebhaftigkeit sofort den Mittelpunkt der Gesellschaft.

Eine Quelle reinster Freude für viele, besonders aus dem Kreise derjenigen, die unter ihm in der Ferne gekämpft und gearbeitet hatten, wurde das Heim Hermann von Wissmanns

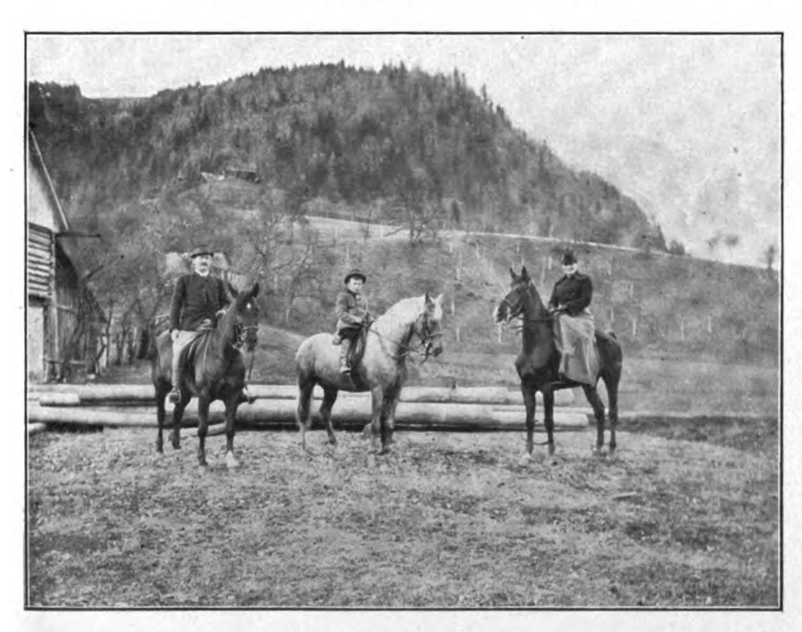
durch die natürliche, aus gutem Herzen kommende, echt deutsche Gastfreundschaft, wenn sie den großen, den meisten zum Freunde gewordenen Führer aufsuchten.

Zu einer gewissen Zurückhaltung im Punkte der Geselligkeit trugen insbesondere die Familienereignisse das ihrige bei. Beim Einzug in die Steiermark bestand die Familie aus nur drei Köpfen, den glücklichen Eltern und dem, wie wir gesehen haben, am Sedantage des Jahres 1895 geborenen Stammhalter, Hermann von Wissmann. Dazu kamen während der Weißenbacher Zeit drei Mädchen, Hildegard, geboren am 20. Mai 1900, Hedwig, geboren am 1. September 1901, und Herta, geboren am 21. November 1903. Die Geburt von Hildegard fiel in die Zeit der afrikanischen Tierschutzkonferenz in London, während welcher der zärtliche Gatte in banger Sorge schwebte, so daß er, wie verraten sein mag, den Vorschlag der andern Konferenzmitglieder, eine achttägige Pause in den Verhandlungen eintreten zu lassen, mit Freuden annahm, um während der Zeit nach seinem lieben Heim zu eilen. Aber er hatte doch die Rechnung ohne den Storch gemacht, der ein paar Tage später kam, als man ihn erwartete, so daß Wissmann zur kritischen Zeit doch wieder in London an der Frage der Gestaltung des Kindes seines Geistes und seiner Erfahrung, den Wildschutzbestimmungen, mitarbeiten mußte. Um so größer war dann die Freude, als er die Gattin und die kleine Hilda endlich in die Arme schließen konnte. Ich habe ihn bald darauf mit dem Kinde spielen und schäkern sehen und habe eine wahre Freude an dem Glück des Vaters gehabt, das ihm durch sein Kind bereitet wurde. Ich hatte es mir bis dahin nicht vorstellen können, daß der Wissmann, den ich von der afrikanischen Zeit her kannte, im Umgang mit seinen Kleinen sich in so rührendem Grade als zärtlicher, besorgter Vater zeigen würde; zwar kannten wir alle sein tiefes Gemüt, wir wußten, wie er zu seiner alten Mutter stand, aber, daß er in dem Maße, wie es der Fall war, in seinen Kindern aufgehen würde, hatte ich nicht erwartet. Einzelne Bilder mögen den Vater im Kreise der Familie den Lesern vorführen.

Wie er sich zu seinem ältesten Töchterchen stellte, so tat er es auch zu den nachfolgenden, und ich brauche nicht zu sagen, daß er dem einzigen Sohn, dem Erben seines Namens,



Familie von Wissmann im Viererzug.



Der Stolz der Eltern.
(Hermann von Wissmann zwischen den Eltern.)

die größte Gewissenhaftigkeit und Fürsorge bei der Erziehung widmete. Bei der Behandlung der Kinder selbst war nur insofern ein Unterschied zu merken, als in der Erziehung von Hermann die Sorge des Vaters dahin ging, daß er zu einem recht tüchtigen Manne heranwachsen solle; er gab sich Mühe, ihn nicht zu verzärteln und ihn schon von Jugend auf an Zucht, Ordnung und Gewissenhaftigkeit zu gewöhnen; naturgemäß war er ganz besonders bedacht auf die Gesundheit und die Bildung des Knaben, die dem Hauslehrer cand. theol. Hafermann übertragen war und unter den fürsorglichen Augen des Vaters nach dessen Angaben vor sich ging. Im übrigen gab der kleine Hermann seinen Eltern zu irgendwelcher Sorge keinerlei Anlaß, sondern bereitete ihnen viele Freude. Die Mädchen, meinte der Vater, könnten schon eher etwas verzogen und verhätschelt werden; mit ihnen stellte er, wie gesagt, alles mögliche auf und diese hingen auch ungemein an ihm. Bei den nur im allerengsten Familienkreise und im Hause stattgehabten Tauffeierlichkeiten legte der Vater seine preußische Uniform, wenn sie ihm auch ein wenig eng geworden war und trotz seines ihn plagenden Asthmas an, weil er sich sagte, das mache seinen Kindern Freude, und das sei er ihnen schuldig. Sehr ungern trennte er sich von seinen Kindern; als im letzten Winter die Mutter der Kinder nach langem Fernsein mit dem Jungen nach der rheinischen Heimat fuhr, blieb der Vater bei den Mädchen zurück, um für diese zu sorgen. Nur für wenige Tage reiste er dann, um seine hochbetagte Mutter zu besuchen, nach Lauterberg und zur Wahrnehmung dringender geschäftlicher Interessen nach Berlin. Hier erzählte er, wie schwer es ihm doch gefallen sei, die Mädels, speziell auch das kleinste, das beim Abschied weinte, wenn auch in der Obhut treuer Angestellter, zurückzulassen; er kürzte denn auch seinen Aufenthalt in Berlin und Lauterberg so viel als möglich ab.

Die wirkliche Vorliebe seines Sohnes Hermann für die Naturwelt und die Tiere machte dem Vater recht viel Freude, und er erblickte gern in ihm einen künftigen Naturforscher, den zu fördern, zu interessieren, zu belehren und zu beraten er eben bei jenem letzten Aufenthalte in Berlin noch den von ihm selbst hochgeschätzten Direktor des Zoologischen Gartens, Dr. Heck, zu bitten Gelegenheit nahm.

Das Leben in der Wissmannschen Familie war ein in jeder Hinsicht echt deutsches, inniges, ungetrübtes; ich möchte wünschen, daß eine gewandtere Feder es hätte unternehmen können, unserem Volk in dieser Hinsicht ein Bild von dem großen Manne zu geben, dessen Herzenstiefe und Seeleninneres doch weitaus den meisten nicht genügend bekannt geworden ist.

Daß das Gemütsleben Wissmanns nicht nur im Verkehr mit seiner Frau, seinen Kindern und nächsten Angehörigen, sondern auch mit seiner Umgebung und denen, die ihm nahe standen und näher traten, zum Ausdruck kam, ist hiernach erklärlich. So war denn nicht nur in Afrika, wo, wie wir sahen, Weiße und Schwarze für ihn schwärmten, sein Bild in den Herzen eingegraben, sondern auch überall in der Welt, wo immer er sich aufhielt, so in seiner zweiten Heimat und dem Wohnsitz der auch so vielen von uns teuer und lieb gewordenen alten Mutter Wissmanns, dem idyllischen Städtchen Lauterberg am Harz, so in Weißenbach und Umgegend. Überall, wo man Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, war er durch seine natürliche Freundlichkeit, Güte und vor allem tatkräftige Hilfsbereitschaft eine außerordentlich beliebte Persönlichkeit geworden und dies ohne, daß er, was auch seinem Wesen völlig fremd war, etwa darnach gestrebt hätte, populär zu werden. Sein Verkehr mit Hoch und Niedrig ging ganz ungezwungen vor sich. Er hielt auch mit seiner Mißbilligung oder dem Ausdruck der Entrüstung nicht zurück, wenn er Veranlassung dazu hatte; aber das ließen sich die Leute gern gefallen; sie erkannten, als wenn sich das so gehörte und ganz von selbst verstünde, ihm ein Recht des Tadels zu und seine bessere Einsicht an. Seine Angestellten jeder Kategorie hatten es, wenn sie ihre Pflicht taten, gut bei dem Weißenbacher Gutsherrn; die große Mehrzahl des Personals, das zum Teil aus Deutschland mitgebracht war, hat die 6 Jahre in Weißenbach ausgehalten und sich, wie die Leute selbst versichern, herzlich gut dabei gestanden; fiel wirklich einmal ein hartes Wort, wurde ein herber Tadel ausgesprochen, so wurde es nicht nachgetragen und war bald vergessen. Das wußten die Leute, die deshalb auf ihre Herrschaft hielten, sowie diese für ihre Leute sorgte und zwar in

einer Weise, die bewies, daß sie mit dem Herzen dabei war und für sie fühlte.

Ein kleines Zeichen dafür, wie Wissmann gegen Leute, die in seiner Umgebung lange gewesen waren und ihre Treue bewiesen hatten, empfand, kam mir bei der Durchsicht eines Teils seines Nachlasses unter die Augen, eine Photographie des einfachen Zimmermanns Bugslag, eines Begleiters auf den Forschungsreisen, auf welche Wissmann die Worte „Mein lieber alter Bugslag" aufgeschrieben hatte; das war doch nicht für die Öffentlichkeit, das war für Wissmann allein.

Von manchen Menschen — es sind deren nicht so ganz wenig — denen Wissmann durch die Tat geholfen hat, ist seine Güte und Hilfsbereitschaft ausgenutzt worden.

Natürlich faßte ein solcher Mann den Wert der Freundschaft auch anders auf, als dies gemeinhin heutigen Tages in unserer oberflächlichen Welt geschieht. Wissmann war solchen, mit denen ihn enge Beziehungen verbanden, nicht nur ein Freund dem Namen nach; sobald er sich jemandes Freund nannte, war er seinerseits ein solcher in der Tat; wenn er erkannte, daß er sich in einem Freunde getäuscht hatte, so gab ihm das einen Stich ins Herz und bereitete ihm Kummer, bitteren Schmerz, um so mehr, je näher ihm der Freund gestanden hatte. Starb ihm ein Freund oder auch nur ein guter Kamerad, ein braver Untergebener, so empfand das Wissmann unendlich viel tiefer, als viele andere, viel tiefer, als dies wohl die meisten von ihm annahmen. Ein Beispiel hierfür liefert ein Brief, den nach dem plötzlichen Tode seines früheren Adjutanten, des Hauptmanns Heymons, der uns stets ein braver und treuer Kamerad gewesen ist, mein Freund an mich richtete; der Brief enthält nichts besonderes, gestattet uns aber einen Blick in die Seele unseres Wissmann und deshalb gebe ich ihn hier wieder. Derselbe lautet:

6. Mai 1904.

Lieber Rochus!

Ganz furchtbar mitgenommen hat uns der plötzliche Tod von Heymons. Dieser frische, junge, tüchtige Mann, in der Vollkraft! Was war es denn, was ihn so schnell gerafft hat? Natürlich habe ich der armen jungen Witwe

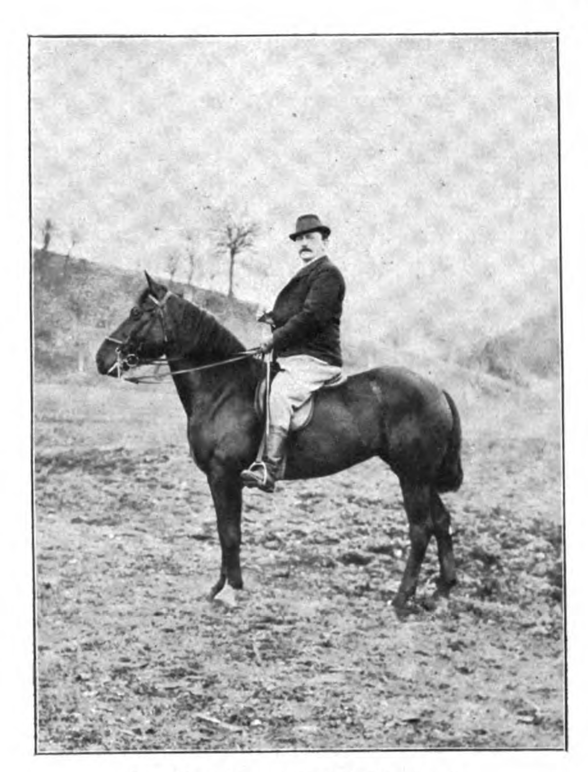
mein Mitgefühl ausgesprochen, mein wahres, tiefes Trauern um diesen selten famosen, vornehmen Menschen, aber sie wird ja wohl vorläufig kaum daran denken, näheres zu schreiben. Also lieber Rochus, sei so gut, mir, was Du weißt, zu erzählen. — Euch geht es hoffentlich wohl. Seht Ihr Perbandt oft? Warum schickt man den Perbandt denn nicht hinaus? Er ist doch ein tüchtiger Soldat und hat vielseitige Erfahrung. Hedwig grüßt herzlich Frau Gretchen und Dich. Ich schließe mich an.

Dein treuer Hermann.

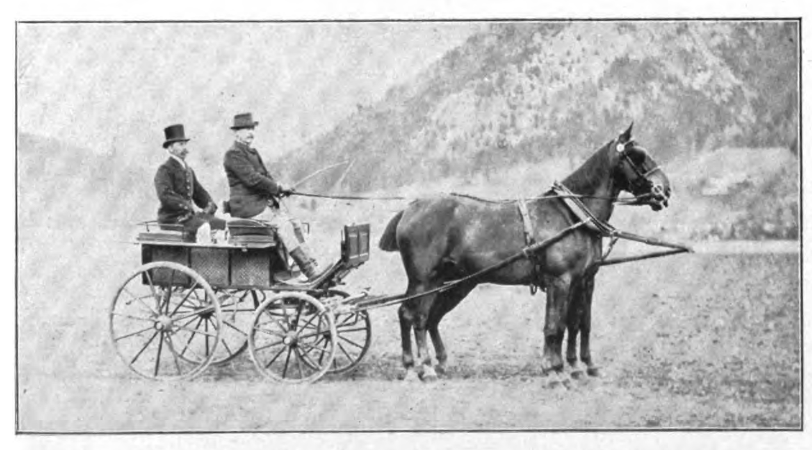
In ähnlicher Weise äußerte sich Wissmann beim Tode unseres gemeinsamen lieben Freundes Dr. Kohlstock, der während der Chinaexpedition nach treuer Pflichterfüllung und aufopfernder Hingabe in seinem ärztlichen Beruf dem Typhus zum Opfer fiel.

Wie Hermann von Wissmann ein tief empfindender Freund war, so war er auch ein treuer, guter Patriot, ein Patriot vom Scheitel bis zur Sohle. Welch' regen Anteil nahm er nicht nur an den den Kolonialmann angehenden Fragen, sondern an allen Fragen, die die Stellung des Vaterlandes in der Welt betrafen, welche selbstredend auch er durch eine ausreichend verstärkte Seemacht gewahrt zu wissen wünschte, was sich rein äußerlich beispielsweise durch seine Zugehörigkeit nicht etwa nur zu einer, sondern zu mehreren Sektionen des Flottenvereins aussprach. Wenn, was leider öfters der Fall war, in österreichischen Zeitungen über deutsche Zustände ungerechte und hämische Angriffe erschienen, so schmerzte ihn dies sehr, und er gab dem öfters in Briefen an seine Freunde Ausdruck, um so schärfer, wenn die Allerhöchste Person mit berührt war; er war dann empört, daß solches gewagt wurde, ebenso wie er es peinlich empfand, wenn in den Witzblättern gewissenloser- und ungerechterweise Personen und Verhältnisse in den Schmutz gezogen wurden; Blätter, die sich in solchen Sachen hervortaten, waren Wissmann ein Greuel, und er tadelte es scharf, wenn andere sie lasen.

Ich bin des öfteren unter meinen Landsleuten der Meinung begegnet, Wissmann sei wohl aus Ärger über Mangel an Anerkennung nach Österreich übergesiedelt. Dieser Legende muß



Der Gutsherr von Weißenbach.



Im Jagdwagen.

ich ganz entschieden entgegentreten. Ich habe die Gründe, die für Wissmanns Niederlassung in Steiermark maßgebend waren, im Eingang dieses Kapitels genannt; ich gehe freilich nicht so weit, zu sagen, daß mein Freund in seinem Leben mit der ihm von der vorgesetzten Behörde von Amtswegen zuteil gewordenen Behandlung ausnahmslos und immer zufrieden gewesen wäre; stets aber hat er, auch wenn nicht alles nach seinem Wunsche ging, nur das eine Ziel gehabt, für das eigene Vaterland zu arbeiten und diesem seine wertvollen Kräfte zu widmen; so schlug er in den Jahren 1890 und 1891, wie der Verfasser dieses Kapitels aus dem Nachlasse des treuen Patrioten jetzt nach dessen Tode ersieht, einige, in materieller Beziehung doch recht verlockende Anerbietungen aus zur Annahme von Stellungen sowohl privater Art in Deutschland wie amtlicher für andere Staaten, ohne überhaupt in Erörterungen einzutreten.

Unter den Lieblingsbeschäftigungen, denen sich Wissmann als Gutsherr von Weißenbach hingab, sind einzelne Zweige des Sports zu nennen, Reiten, Fahren, Schwimmen, Fischen und vor allem die Jagd. Zu jeder Jahreszeit, auch im Winter bei Schnee und Kälte, ritt er viel und gern; seine Bergpferde dienten ihm und den Jagdfreunden oft als schnelle und sichere Transportmittel in die Vorberge der Alpenwelt.

Die Jagd im Hochgebirge übte hier schon durch die sie begleitenden Umstände einen hohen Reiz aus, so in besonderem Maße die auf den hoch in den Bergen balzenden Auerhahn. Da ging es beispielsweise gegen Mitternacht von Gut Weißenbach mit den schnellen Wagenpferden über die Enns bis an den Fuß der jenseits sich erhebenden Berge, wohin die Bergpferde vom Gut vorausgeschickt wurden, um die Jagdfreunde bis zu einer Höhe herauf zu tragen, von der aus sie dann den weiteren Aufstieg vor Tagesgrauen zu Fuß unternahmen. Welch' hohen Lohn gewährte da die schöne Natur, der Anblick der in Schnee und Eis prangenden jenseitigen Gebirgsriesen! Ein anderes Mal galt die Pürsche dem Gamsbock. Da war man schon nach 2—3 Stunden Ritt oder Marsch vom Gutshause aus in der Lage, am Hochtausing Gamswild zu sehen. Unterkunft für die Nacht boten die dort eingerichteten Jagdhütten oder die grüne Alm

der Sennerin. Wie manchem von uns hat unser Wissmann die Freude bereitet, seinen ersten Gamsbock oder Auerhahn zu erlegen!

Er selbst war als leidenschaftlicher Jäger nach Steiermark gekommen und hat hier auch viele und reine Freuden an dem Weidwerk gehabt; die größte Freude aber blieb für ihn — was bei einem passionierten Jäger doch recht selten ist —, wenn er seinen Verwandten und Freunden, ja oft auch nur Bekannten, einen großen, weidmännischen Genuß bieten konnte. Die eigentlich ja auch nur beim Schießer vorkommende schlechte Eigenschaft des Jagdneides war Wissmann völlig fremd; er gab — welcher Jäger hätte es ihm wohl verdacht, wenn er nicht so weit ging? — seinen Freunden, so weit es die Rücksicht auf die Hege und Pflege der Jagd gestattete, alles frei, was abzuschießen war; ja, in seiner Herzensgüte kam es vor, daß er die sich selbst als weidgerechter Jäger in dieser Hinsicht gesteckte Grenze überschritt. Einen kapitalen Zwölfer, den besten Gebirgshirsch, den ich je gesehen habe und der dort geschossen wurde, hatte er im Jahre 1900 mir zugedacht, als er ihm, oben in den Latschen seines höchsten Jagdreviers stehend, gemeldet war, und nur der Zufall brachte es beim Drücken auf denselben mit sich, daß er ihn selbst schoß, und das war gut so.

Der Jagdherr von Weißenbach war aber nicht nur ein passionierter Jäger, er war auch ein guter Jäger, der das Wild und seine Gewohnheiten, sowie den Jagdbetrieb genau kannte und weidmännisch jagte. Er war in der ersten Zeit der Jagdausübung überhaupt, wie er selbst sagte, ein richtiger Jäger noch nicht gewesen, aber er wurde ein solcher bald und war ein gutes Beispiel für seine angestellten Jäger.

Zu seiner Eigenjagd hatte er noch einige Jagden hinzu gepachtet, und so verfügte er über ein zwar nicht reichlich besetztes, aber doch recht mannigfaltiges Jagdterrain, das vom Tal der Enns bis in die Spitzen des steirischen Hochgebirges hinauf reichte; da kamen vor, abgesehen von Raubzeug, die Gams, der Hirsch, Rehwild, Alpenhase, Hase, Adler, Auer-, Birkwild, Fasanen, Enten, Hasel- und Rebhühner, Schnepfen und dergleichen.

Wissmann besaß eine gute Schießfertigkeit; wenn diese

zeitweise mehr oder weniger zu wünschen übrig ließ, so war der durch sein Asthma stark beeinträchtigte Zustand seiner Nerven schuld daran.

Die Gerechtigkeit verlangt es, daß ich eine sehr tadelnswerte Eigenschaft Wissmanns, die ihm verhängnisvoll wurde, anführe, seine Unvorsichtigkeit als Jäger, die um so weniger erklärlich ist, als er genau den Umgang mit der Waffe kannte und im Dienst in Afrika immer darauf gehalten hatte, daß die Leute auf die größte Vorsicht im Gebrauch der Schußwaffen hingewiesen und eingehend unterrichtet wurden. Wohl war Wissmann in seinem Hause und in der Familie bei Aufbewahrung und Behandlung der Waffen vorsichtig, doch zeigte er sich leider ganz anders auf der Jagd und im Walde. Sowohl von mir selbst als auch von anderen ist er in wohlmeinender Weise gewarnt worden, wenn er das Gewehr nicht so trug, wie es eigentlich dem Jäger Gesetz sein soll, oder wenn er die Büchse, öfters sogar beide Läufe der Doppelbüchse zu frühzeitig, auf dem Ansitz oder bei der Pürsche, ehe er überhaupt das Wild sah, stach. (Für den Nichtjäger sei bemerkt, daß das Stechen der Büchse ein Losgehen derselben schon nach einfacher Berührung des Abzuges zur Folge hat, während bei einer ungestochenen Schußwaffe die Ausübung eines Druckes auf den Abzug nötig wird, um dieselbe abzufeuern.) Derartige gut gemeinte Ratschläge hat nun Wissmann zwar angehört, aber darüber gelacht und sie nicht berücksichtigt, indem er bemerkte, er habe die nötige Geschicklichkeit im Ergreifen der Waffe sich angeeignet und könne diese fast im Schlafe handhaben; ihm passiere so leicht nichts. Ich kann nicht verhehlen, daß diese leichtsinnige Art des Umgangs mit dem Gewehr zum sonstigen Jäger Wissmann gar nicht paßte, möchte aber doch anführen, daß mir auch einzelne andere Fälle bekannt sind, wo alte, erfahrene und tüchtige Jäger gerade im Vertrauen auf ihre Übung in einer Weise leichtfertig mit der vertrauten Büchse umgingen, die mich Wunder nahm. Wenn mir z. B. von alten Jägern erzählt wird, daß sie in besonderen Ausnahmefällen mit gestochener Büchse pürschen, so sträuben sich mir fast die Haare.

Der Jagdbetrieb wurde von unserm Wissmann während seines Weißenbacher Aufenthaltes im Laufe der Zeit sehr ein-

geschränkt. Dazu zwang ihn ein Herzleiden, das als die Folge von mehrfach überstandenem Gelenkrheumatismus bei ihm zurückgeblieben war. So schreibt er im August 1901 an mich nach einer mitgemachten Hochgebirgsjagd:

„Ich war gestern tot, heute bin ich's nur halb. Bei Leonhart war eine Gamsjagd, auf der ich mit 3 Gemsen Jagdkönig blieb. Ich kann so wenig vertragen, Anstrengungen und Alkohol, jetzt, daß ich noch heute kaum die Feder führen kann."

So trat denn Wissmann den größeren Teil seiner im Hochgebirge angepachteten Jagden wieder ab und begnügte sich mit einem kleineren Jagdterrain; auch wurde die Zahl der Jäger bis auf einen, den treuen und biederen steirischen Jäger Lederwasch, vermindert.

Das Fischen in der Enns und im Weißenbach, wo die Gutsherrschaft an einzelnen Stellen Pachtungen übernommen hatte, machte Wissmann viel Freude; da ging er, trotz seines Leidens, in das zum Teil eisig kalte Gebirgswasser hinein. Dann glaubte man nicht anders, als einen völlig gesunden, wetterfesten Mann vor sich zu haben, um so mehr, als sogar die Leute bei dem Arbeiten mit den Fischnetzen im eisigen Wasser öfters schlapp wurden. Ebenso schwamm er mit Vorliebe in dem nahen Buttersee bei Aigen, bis im vergangenen Jahre der Arzt ihm dies wegen seines Herzens verbot. Zur Winterszeit bereitete ihm das Schlittenfahren mit seiner Familie viel Vergnügen, und es war ihm eine Freude, die Dorfjugend auf den Kufen des Schlittens mitzunehmen. Übrigens fuhr er seine Pferde stets selbst. Daß er hierbei die langsameren Gangarten bevorzugte, kann nicht behauptet werden; er fuhr aber mit außerordentlicher Sicherheit und Geschicklichkeit, wie das in den Bergen auch nötig war. Das Reisen hatte unser Wissmann in Steiermark fast ganz vergessen. Nur einen Teil des Winters von 1900 zu 1901 brachte das Ehepaar Wissmann in Südspanien, Tunis und Marokko zu, und im letzten Winter entschloß sich unser sonst so passionierter Reisender, wie wir bereits sahen, zu einer ganz kurzen Reise nach Berlin und Lauterberg.

Viel Freude hatte Wissmann an der Verschönerung des Gutes und der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, sowie an der Schaffung von Parkanlagen, durch welche nach Abbruch

einer dem Wohnhaus von früheren Besitzern vorgebauten Scheune das Gut ungemein gehoben wurde. An der Schaffung dieses Parkes arbeitete der Gutsherr nebst dem Jäger und dem Gärtner persönlich mit und hatte viele Freude daran. Den Park zu verschönern und die Jagd, nicht durch Anpachtung, sondern durch Wiedererlangung des Jagdrechtes auf einem Teil des Eigenbesitzes an dessem höchsten Gipfel, wo der Kaiser von Österreich die Jagdgerechtsame ausübte und weiter vergeben hatte, zu verbessern und zu vermehren, überhaupt für die Zukunft zu wirken, das war eine Aufgabe, die sich mein lieber Freund gerade in allerletzter Zeit gestellt hatte, und die er noch lösen wollte, als ihn der Tod ereilte.

Mit Bezug auf seine Pläne schreibt er mir im Februar 1905 voller Hoffnung auf die Zukunft: „Ich reiße zur Zeit die große Scheune ab und mache einen Garten vor dem Wohnhaus. Elektrisches Licht gibt mir mein Bach. Die Kaiserliche Jagdgerechtsame in Langpolten wird aufgehoben! Dann ist Weißenbach schön raus."

Der Mann, der so vieles im Leben geleistet hatte, dessen Lebenswerk im wesentlichen in einem ungesunden Klima, zu einer Zeit, wo jede Bequemlichkeit dem Reisenden versagt war, getan wurde, kam, wie wir sahen, mit sehr angegriffener Gesundheit und geschwächtem Körper nach Steiermark. Zu dem asthmatischen Leiden, das ihn in der Jugend schon befallen, aber nicht davon abgehalten hatte, in dem unerforschten Erdteil sich für sein Vaterland und für die Wissenschaft aufzuopfern unter völliger Mißachtung seiner Gesundheit und mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit, traten mehrfache, sehr energische Attacken von Gelenkrheumatismus, Bronchialkatarrh und Dysenterie. Diese schwächten den Körper naturgemäß weiterhin, riefen ein Herzleiden hervor und machten, aber durchaus nicht auf die Dauer und nicht in dem Grade, wie vielfach angenommen wird, die Anwendung narkotischer Mittel nötig.

Weihnachten 1902 war der sonst so zähe Afrikaner derart an Gelenkrheumatismus erkrankt, daß das Schlimmste befürchtet wurde; die gute Natur half aber die Krisis überstehen. Schon vorher war es unserm Wissmann klar, daß für ihn eine ernste Gefahr bestehe und es gälte, seine Verhältnisse

zu ordnen. Das ist von ihm in einer geradezu mustergültigen Weise geschehen, wie überhaupt unter seinen Sachen, was den meisten unbekannt sein dürfte, tadelloseste Ordnung herrschte.

So traf er schon vor Jahren die eingehendsten Vorkehrungen für den Todesfall. An den Verfasser dieses Kapitels schrieb er unter dem 24. September 1901 unter anderm: „Ich gedenke durchaus nicht, so bald zu sterben, bin aber doch mit dem Herzen (physisch) so herunter, daß das einmal schnell kommen kann, und deshalb ist es doch besser, daß ich weiß, ob Du mir eventuell obigen Freundschaftsdienst (gemeint ist eine weitere Kreise nicht interessierende Kleinigkeit) tun willst." — Man ersieht hieraus, wie Wissmann auf der einen Seite über das Sterben dachte, wie er aber auch alles für den Tod vorbereitete.

Es möge hier weiterhin ein Auszug aus dem, was Wissmann in seinem, ebenfalls vor einer Reihe von Jahren niedergeschriebenen Testament über seinen Sohn Hermann sagt, Platz finden aus dem Grunde, weil das geeignet ist, einesteils dem deutschen Volke auch den Menschen Wissmann näher zu bringen und zu zeigen, daß er nicht bloß der große Afrikaner, sondern auch ein gewissenhafter, vorsorglicher Vater, ein edler, warmherziger Mann war, andernteils die nächsten Angehörigen mit mir der Ansicht sind, daß die Veröffentlichung, soweit diese hier erfolgt, der Entwickelung des Knaben, der der Erbe eines berühmten, ihm aber auch große Verpflichtungen auferlegenden Namens ist, mindestens nicht zum Schaden gereicht. Ich finde da folgendes niedergeschrieben:

„Obgleich ich auf meinen Sohn hierdurch keineswegs einen Druck ausüben will, so möchte ich ihm doch zu wissen geben, daß es mein Wunsch ist, ihn Naturwissenschaften studieren zu sehen. Ich möchte durchaus nicht, daß er ein ‚Gelehrter' (ein trockener Bücherwurm) wird, sondern möchte ihm durch dies Studium den höchsten Genuß des Lebens, die Freude an der Natur, recht zugänglich machen, ihn in möglichst unabhängiger Stellung sehen. Nur wenn er ein nicht durch den Reserveoffizier zu stillendes militärisches Interesse hat, möge er Berufssoldat werden, oder, wenn er sich für Geschichte interessiert, Geschichtsforscher, und vielleicht, durch dies Interesse angeregt, Diplomat werden, vielleicht auch Staatswissen-

schaften studieren. Wenn ich ins einzelne eingehe, so möchte ich zunächst, daß er als Knabe nicht körperliche Übungen (Turnen, Reiten, Fechten, Schwimmen, Segeln, Jagen etc.) vernachlässigt, ohne zu übertreiben, wie sein Vater, der sich dadurch asthmatische Leiden zugezogen hat. Da solches Leiden erblich sein kann, so möge von Jugend auf Vorsicht walten, kein Katarrh vernachlässigt werden etc. Ich möchte, daß mein Sohn während seiner Schulzeit sein Vaterland gründlich kennen lerne durch Reisen mit frischen Begleitern, älteren als Lehrer, die ihn in der Freude an der Natur erziehen, gleichaltrigen, um ein guter Kamerad zu werden. Als Student möge er in ein gutes Korps eintreten (vielleicht Saxo-Borussia, wie sein Großvater). Zunächst möge er Geologie und Paläontologie als Grundlage hören — das sind Wissenschaften, in denen noch viel zu leisten ist und an deren Hand man das Leben wahrhaft genießen kann.

Warnen möchte ich meinen Sohn davor, sich durch Massentrinken den Magen zu verderben, vor allem aber davor, sich den Frühschoppen, der schon viele hoffnungsvolle Leute verdorben hat, anzugewöhnen. Er möge schneidig fechten, aber kein Raufbold werden. Er möge nicht spielen, denn nur dadurch kann er seine pekuniäre Unabhängigkeit verlieren. Auch wenn er Offizier von Beruf werden will, möge er erst einige Semester studieren. Hat sich mein Sohn eine Lebensstellung erworben, so soll er vornehm streben, aber kein Streber werden, kein Mucker, kein Bücherwurm, immer in der Praxis leben, kühlen Verstand und Ruhe stets bewahren, alles ruhig überlegen und dann mit aller Kraft und Energie durchführen, kühl im Wägen, furchtlos im Wagen. Was er begonnen, greife er fest an und halte zähe aus. Hat er sich für etwas entschieden nach ruhiger, kühler Überlegung, nachdem er auch den Rat kluger Männer hörte, so möge er alles an das Ziel, ans Gelingen setzen. Er soll seinen Weg sich bahnen, wenn er nicht frei ist.

Gern würde ich es haben, wenn er früh heiratet, früh mit frischem Herzen und Gemüt sich ein gesundes, frisches, kluges, herzensreines Weib sucht, ein Weib, wie seine Mutter es ist. Auf Geld braucht er nicht zu sehen, wenn er klug und anständig wirtschaftet. Endlich möge er seine Mutter

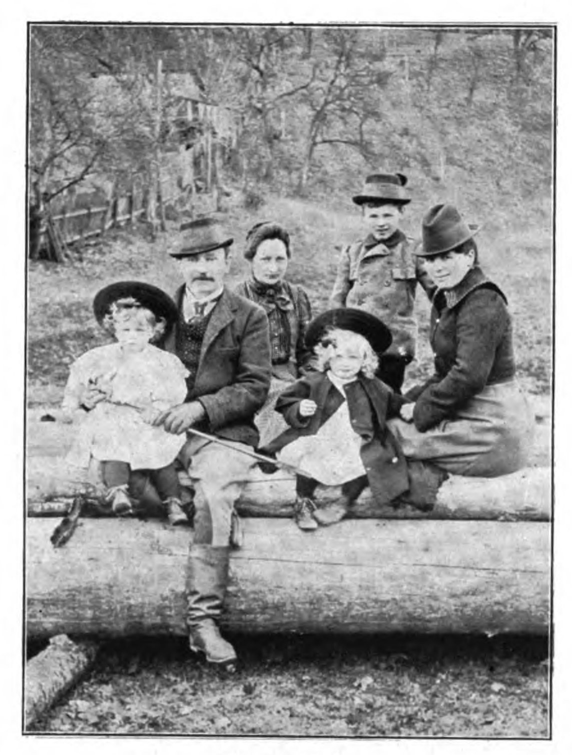
lieben und hochachten über alles. Sie ist ein Vorbild einer deutschen Frau und muß durch Freuden an ihrem Sohne entschädigt werden für manche Sorge und Kummer, den sie in der angegriffenen Gesundheit ihres Mannes zu tragen hatte. Herzensgüte, Liebe, Opferfreudigkeit und Menschenliebe und Mitleid kann er von seiner Mutter, seiner alten Großmutter, von seinen Tanten, meinen Schwestern, lernen. Er lohne ihnen die zärtliche Liebe, mit der alle diese an ihm hängen, mit treuer Liebe seinerseits."

Aus alledem ist die treue Fürsorge des Gatten für seine Frau, des Vaters für seine Kinder deutlich erkennbar. Zu jeder Zeit seit einer Reihe von Jahren, seit ihn das Herzleiden daran mahnte, daß es schnell einmal zu Ende gehen könne, war alles bis aufs kleinste wohl vorbereitet, allerlei Verhaltungsmaßregeln für seine Frau, für ihre und der Kinder Sicherheit im Hause, die Sicherung des letzteren zur Nacht etc. niedergeschrieben. Aber gerade in der allerletzten Zeit fühlte sich Wissmann erheblich wohler und frischer, als dies seit Jahren der Fall war.

Unser gemeinsamer, treuer Freund und Kamerad und mein lieber Mitarbeiter an diesem Buch, Hauptmann von Perbandt, der mit seiner Frau bei Wissmann noch acht Tage vor dessen plötzlichem Ende zum Besuch in Weißenbach weilte, ist ein Zeuge dafür, mit welcher Frische und Hoffnungsfreudigkeit der Gutsherr mit der Verschönerung und Wertsteigerung seines Besitzes sich beschäftigte, wie gern er an Gebirgstouren und Ausflügen sich beteiligte.

Am vorletzten Tage seines Lebens, dem 14. Juni, hatte er für seinen Sohn Hermann, dem der Vater eine im Laufe der Zeit recht wertvoll gewordene Markensammlung angelegt hatte, seltene Briefmarken, und zwar zum Preise von 800 Mark, gekauft.

Auch am 15. Juni dieses Jahres, dem verhängnisvollen Tage, war Wissmann, von dessen letzten Stunden Ausführliches zu hören, sicher den weitesten Kreisen von Interesse sein wird, wie immer zuletzt, frisch, vergnügt und guter Dinge. Er besorgte in üblicher Weise die gewohnten Wirtschaftsangelegenheiten und erledigte einige Korrespondenz, die durch den Besuch des Perbandtschen Ehepaares, während dessen man, wie gesagt, viel Partien in die herrliche Umgebung unternommen



Elternglück.



Das Nesthäkchen.
(Hertha von Wissmann.)

hatte, etwas angewachsen war. Hierunter befand sich ein Brief an mich, der zwar rein persönlich gehalten, aber doch von mir bald nach seinem Eintreffen in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht ist, weil er einen klaren Einblick in das Innere des Freundes gestattet und die hoffnungs- und lebensfreudige Stimmung desselben in klarster Weise bezeugt. Aus diesem Grunde mag derselbe auch an dieser Stelle wiedergegeben werden. Er lautet, wie folgt:

Gut Weißenbach, 15. 6. 1905.

Lieber alter Rochus!

Wie wird es denn mit Dir, d. h. mit Euch in diesem Jahre? Ihr kennt Weißenbach gar nicht wieder, das geht doch nicht. Es ist jetzt mit einem sehr netten kleinen Park vor dem Hause ganz herrschaftlich.

Du wirst, denke ich, in diesen Tagen einen Fuchs als Papierkorb-Wächter von Banzer aus Öhringen erhalten, den ich Dir dedizieren möchte. Da der Fuchs groß und gefräßig ist und ich weiß, daß Dir der Papierkorb auch eins der wichtigsten Möbel ist, so kam ich auf den Gedanken. Großartiges Wetter hier!

Was habt Ihr vor?

Wenn auch jagdlich, bevor die Langpoltener Frage nicht entschieden ist, nicht recht was los ist, so könnten wir doch eine Masse Partieen von hier machen, die Ihr noch nicht kennt. Also bitte überlege. Sehr nett wäre es z. B., wenn Ihr Becker*) mit Schwägerin mitbrächtet. Dann kann ich auch, wenn ich eine Partie event. nicht mitmachen kann, nicht stören. Bitte grüße Becker und lege ihm die Sache ‚warm empfohlen' vor.

Lebe wohl, mein alter Rochus, grüße Frau Gretchen und alle braven Kameraden.

Dein treuer Hermann.

Wie schade, daß mir X übel genommen zu haben scheint, daß ich ihn nicht besuchte. Du weißt ja, wie kaputt ich war am letzten Morgen in Berlin. —

---

*) Oberstabsarzt; Mitarbeiter an diesem Werk.

Am Nachmittag fuhr Wissmann selbst, seiner Gewohnheit gemäß, nach Liezen zur Post, gab dort die Briefe ab und nahm die Eingänge in Empfang. Hierunter war ein Telegramm von der Redaktion der „Woche" in Berlin, durch welches er gebeten wurde, anläßlich des Todes Tibbu Tibbs über diesen zu schreiben. Er beantwortete dasselbe in seiner liebenswürdigen Weise, da es der Redaktion sehr eilig war, bald Antwort zu erhalten, sofort in Liezen in der der Post gegenüberliegenden Gastwirtschaft durch folgendes Schreiben:

An die Redaktion der „Woche".

Soeben finde ich hier in Liezen Ihr Telegramm, in dem Sie mich auffordern, über Tibbu Tibb zu schreiben. Ich könnte ja ein kleines Buch über den interessanten Halbblutaraber schreiben, mit dem ich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen zu tun hatte. Ich werde versuchen, etwas auf einen so beschränkten Raum zusammenzudrängen. — Es ist mir fast eine sympathische Pflicht, Ihrer Aufforderung zu folgen, und gern hätte ich zur Aufklärung des häufig ungerecht beurteilten Mannes mehr über ihn berichtet. Von einem Verrat an Stanley z. B., von dem ich in der „Freien Presse" lese, ist mir nichts bekannt, wohl aber hat Stanley unendlich viel (wie ich z. B. dem Baluba-Stamm) Tibbu Tibb zu danken. Ohne diesen war damals nichts möglich im Herzen Afrikas. Tibbu Tibb hat mir zweimal das Leben gerettet, einmal persönlich, als er mich gegen einen Speerausfall eines durch Waffentanz in wahnsinnige Ekstase geratenen, mich hassenden Arabers mit seinem recht umfangreichen Körper deckte, einmal indirekt durch seine Freundschaft bei den Arabern Nyangwes, die täglich über mein Schicksal (Sein oder Nichtsein) im Schauri saßen. —

Auch ich konnte Tibbu Tibb einen Dienst leisten, als ich, als Gast bei Mirambo, dem großen Waniamwesi-Fürsten (dem Napoleon Ostafrikas, wie ihn Stanley etwas schwungvoll nennt), den Sohn Tibbus, „Sef bin Mohammed", der es, auf meine Anwesenheit bei dem mächtigsten Feinde der Araber bauend, wagte, Mirambo zum Abschluß von Verträgen zu besuchen, unter meinen Schutz



nahm. Ich habe Tibbu Tibb stets loyal gefunden, ja fast dankbar.

Wäre ich z. Z. in Ostafrika gewesen, so hätte sich Tibbu Tibb, glaube ich, bei uns, nicht auf der Insel Sansibar (englisches Gebiet) niedergelassen.

Doch genug, ich werde Ihnen also einige Worte senden, sicher zu Gunsten des Verstorbenen.

gez. Dr. von Wissmann
Gouverneur.

(In einer Landkneipe geschrieben. Pardon wegen Papier usw.)

Nach der Rückkehr von dieser Fahrt nach Liezen nahm der Gutsherr im Kreise der Seinen um 7 Uhr mit recht gutem Appetit, wie er ihn in der letzten Zeit entgegen früheren Tagen bewies, das Abendessen ein, um dann, nachdem die Kinder ihm gute Nacht gesagt und nach Vaters Gewohnheit von ihm je ein Stück Schokolade erhalten hatten, noch mit dem Hauslehrer Hafermann und dem Jäger Lederwasch nach dem Dorfe Fischern zu fahren. Hier galt es, auf einen zwar ziemlich sicher, aber sehr spät bei hereinbrechender Dämmerung von den Bergen her auf eine am Hange gelegene Wiese austretenden Rehbock sich anzusetzen. Auf diesen Rehbock hatte Wissmann in den letzten Tagen mehrfach angesessen, aber stets vergeblich, da er immer an einer anderen Stelle der Wiese ausgetreten war; jetzt sollte ihm an drei Stellen aufgepaßt werden, und er diesmal nicht entkommen. An dieser Wiese hatte mein Freund überhaupt oft und gern sich angesetzt, des öfteren in Gesellschaft seiner Frau. Den letzten jagdbaren Hirsch, einen guten Zwölfer, hatte er im vergangenen Winter ebenfalls an jenem Hange geschossen.

Auf dem Wege nach Fischern am 15. Juni führte der Gutsherr, wie immer, die Zügel selbst und zeigte sich ebenso gut aufgelegt, wie dies stets, namentlich wenn es in die schöne Natur und zur Beobachtung des Wildes herausging, bei ihm der Fall war. Da am folgenden Tage eine Tour unternommen werden sollte, kam er mit seinen Begleitern auf das Wetter zu sprechen. Der Jäger meinte nach einem Blicke auf den Wetterwinkel im Ennstale, den Grimming, es würde sich wohl

halten bis zum nächsten Tage. Auf die Frage des Brotherrn, ob er eine Erklärung dafür hätte, weshalb der Westwind meistens die Niederschläge, der Ostwind dagegen trockenes, warmes Wetter brächte, versagte begreiflicherweise der biedere Steirer. Diese Gelegenheit benutzte Wissmann dazu, ihn und den Kutscher in Gegenwart des Hauslehrers über diese Frage aufzuklären. Im Anschluß daran kam er auf den, die Erde bis zu einer gewissen Höhe umgebenden Luftgürtel zu sprechen, auf die Atmosphäre. Unter anderm sprach er auch davon, wie der Luftdruck in verschiedener Höhe sehr verschieden sei. So könnten z. B. in einer bestimmten Höhe die Menschen nicht mehr leben, da ihnen infolge des geringen Luftdrucks das Blut aus allen Poren hervordränge. Er versprach dann, den beiden noch einen Beweis für seine Aussagen zu geben; sie sollten sich selber von dem Vorhandensein des Luftdrucks überzeugen.

In Fischern, im Wirtshaus, wo ausgespannt wurde, ließ er sich denn auch, ehe er mit den Begleitern zum Waldeshang emporstieg, vom Wirt ein Glas Wasser geben, das bis zum Rande gefüllt war. Hiermit machte er dann das bekannte Experiment, welches zeigt, daß ein über das Glas gelegtes Stück Papier infolge des Luftdrucks es bewirkt, daß das Wasser nicht aus dem umgekehrten Glase zu Boden fällt.

Nachdem er vorher noch mit einem Bäuerlein, das seine Pferde zur Weide trieb, gescherzt hatte, begab sich Wissmann auf den Ansitz. Der Jäger Lederwasch erwies ihm die Aufmerksamkeit, da er wußte, daß seinem Herrn der Jagdstock etwas unbequem war, einen Stuhl sich vom Wirt in Fischern geben zu lassen und diesen nach dem Ansitz zu tragen, eine Aufmerksamkeit, die seinen Herrn noch erfreute.

In jeder Hinsicht zeigte sich dieser, genau wie immer, als der gut gelaunte Weidmann und Menschenfreund, den seine Umgebung in ihm kannte, in dessen offenen, ehrlichen, kein Geheimnis bergenden Augen ein jeder zu lesen verstand.

So setzte er sich, da er das Steigen gern vermied, am unteren Hange der Wiese zwischen zwei Erlen an. Seine Jagdutensilien, Patronentasche, Fernrohr zur Doppelbüchse, legte er vor sich nieder, die Doppelbüchse lud, spannte — und leidiger Gewohnheit folgend — stach er und lehnte sie an eine der Erlen. So verließ ihn der Jäger, der dann den Hauslehrer

Hafermann und sich selbst an einem höheren Hange der Wiese nach Anweisung seines Herrn anstellte.

Der erwartete Rehbock blieb aus. Als es dunkelte und das Büchsenlicht schwand — es war etwa 9 Uhr —, näherte sich der Jäger Lederwasch dem Stande des Jagdherrn, um ihn, der Verabredung gemäß, abzupfeifen. Die ersten beiden Pfiffe des Jägers blieben unbeantwortet, auf den letzten Pfiff desselben folgte ein scharfer Pfiff des Gouverneurs und unmittelbar darauf fiel ein Schuß.

Der Jäger glaubte, sein Herr habe doch noch auf den Rehbock geschossen, der herausgetreten und auf den Schuß — das schloß er aus einem wahrgenommenen Geräusch — zusammengebrochen sei; er näherte sich vorsichtig dem Sitz des Herrn und glaubte diesen, näher gekommen, rechts rückwärts blickend, sitzen zu sehen. Er redete ihn mit den Worten an: „Haben Herr Gouverneur den Rehbock?", und als keine Antwort erfolgte, wiederholte er diese Frage. Wieder keine Antwort. Da wurde nun Lederwasch stutzig, trat herzu und erkannte, welch' entsetzliches Unglück geschehen war.

Er fand seinen teuren Herrn, die Doppelbüchse an der linken Seite haltend, sie mit der linken Hand am **oberen** Ende des Laufes umfassend, den rechten Fuß etwas zurück-, den linken ein wenig mehr vorgestellt, in noch sitzender Stellung auf dem Stuhl, den Oberkörper nach der rechten Seite mit einer Neigung nach rückwärts gebeugt, die rechte Hand ganz entfernt vom Gewehr, nach rechts rückwärts herunter hängend, eine Schußwunde in der rechten Kopfseite, den Hut vom Kopf gerissen.

An der Doppelbüchse war der rechte Lauf abgeschossen, der linke Lauf noch gespannt und gestochen.

Der Jäger rief nun sogleich den Hauslehrer Hafermann zu sich heran; ein Vaterunser beteten die beiden für den guten, toten Herrn; sodann ging es an die Erfüllung der harten Pflicht, zunächst Meldung von dem Vorgefallenen bei dem Bezirksgericht zu erstatten, selbstredend, ohne irgend welche Änderung an der traurigen Stelle vorzunehmen, sodann der unglücklichen Gattin, die am jenseitigen Ufer der Enns im Wohnhaus den Schuß, glaubend, er habe dem Rehbock gegolten, mit angehört hatte, das Entsetzliche mitzuteilen.

Seit mein teurer Freund, als er sich an den Erlen niedersetzte, vom Jäger verlassen wurde, hat ihn eines Menschen Auge lebend nicht mehr gesehen. Und doch wird, wie ich mir nach der ganzen von mir nach bestem Wissen und Gewissen gekennzeichneten Situation sagen muß und worin alle Beteiligten mit mir übereinstimmen, der Hergang durch die gegebenen Anhaltspunkte so klar wie das liebe Sonnenlicht, so daß in wesentlichen Punkten eine Meinungsverschiedenheit über das traurige Ende unseres lieben Wissmann gar nicht aufkommen kann.

Derselbe wird auf dem bequemen Stuhl, nachdem er die Büchse an den Baum gestellt hatte, möglicherweise, ohne diese in die Hand zu nehmen, eingeschlafen sein. Der dritte Pfiff des Jägers ist erst gehört und erwidert worden. Dabei hat er, den Kopf links nach dem Jäger hin drehend, hastig nach der an der Erle stehenden, gestochenen Büchse gegriffen, hierbei zugleich die Bewegung zum Aufstehen von dem Stuhle machend, derart, daß er sein Gewicht mehr auf die rechte Seite verlegte. In diesem Augenblick ging der rechte Lauf los, was entweder dadurch veranlaßt wurde, daß ein kleiner Zweig von dem dort reichlich vorhandenen Gestrüpp an den rechten Abzug kam — da gestochen war, bedurfte es ja nur einer Berührung — oder es wurde die Büchse von dem unglücklichen Schützen hastig herangezogen und heftig auf den Boden gestellt; kurz, der rechte Lauf entlud sich während der Drehung des Kopfes seitens des abgepfiffenen Schützen nach seinem Jäger hin. Anders kann es sich nicht zugetragen haben, denn die Kugel war, während die Doppelbüchse an der linken Seite gehalten wurde, am Jochbein des rechten Auges — ich betone, nicht am Auge selbst — in den Kopf eingedrungen und hat in diesem eine, im Augenblick tödlich wirkende, starke Verletzung des Gehirns hervorgerufen.

Ich kann es nach dem mir später an der Unfallstelle vom Hauslehrer und dem Jäger mitgeteilten Befunde natürlich für ebensowohl möglich erklären, daß mein Freund das Gewehr, den Bock erwartend, an sich herangezogen hat, und dasselbe in der Hand haltend, eingeschlafen ist, und daß er dann, nach dem dritten Pfiff aufwachend, eine

hastige Bewegung gemacht hat, die das Losgehen des rechten Laufes zur Folge hatte. Im ersten sowohl wie im zweiten Fall ist jedenfalls nach dem mitgeteilten Befunde sicher, daß der Abzug direkt von dem Schützen gar nicht berührt worden sein kann.

Zwei beamtete Ärzte, die Bezirksärzte von Liezen und von Irdning, haben den örtlichen Befund begutachtet und die Sachlage als eine absolut klare, über jeden Zweifel erhabene, dargestellt. Der Bezirksarzt in Liezen, Herr Dr. Fugger, hat mich dessen unter genauester Begründung seiner Ansicht, persönlich versichert.

Die am 18. Juni auf Gut Weißenbach abgehaltene, ergreifende Trauerfeier und die Überführung der irdischen Überreste nach Bahnhof Liezen legten Zeugnis ab von der großen Beliebtheit, die unser Wissmann auch in österreichischen Landen sich erworben hat. Nicht nur die Spitzen der Behörden, nicht nur die, die ihm im Leben persönlich nahe getreten waren, nein, Alles aus der Umgegend von Weißenbach, Hoch und Niedrig, Groß und Klein, Veteranen- und Feuerwehr-Vereine, strömten herbei, um ihre Trauer um den großen, auch ihnen teuer gewordenen Deutschen zu bekunden.

Es möge hier die vom Senior Eckardt aus Graz auf Gut Weißenbach gehaltene Trauerrede Platz finden.

Rede am Sarge von Hermann von Wissmann auf Gut Weißenbach i. d. Steiermark.

> Laß zeitig mich mein Haus bestellen,
> Daß ich bereit sei für und für
> Und sagen kann in allen Fällen:
> Herr, wie du willst, so schick's mit mir!
> Gib, daß bei jedem Glockenschlag
> Ich an mein Ende denken mag.

Zu solchen und ähnlichen Gedanken erweckt uns der Sarg, der die sterbliche Hülle eines Mannes umschließt, dessen Tod die Herzen vieler in zweien Weltteilen in tiefe Trauer versenken wird, eines Mannes, der eine Zierde des deutschen Volkes war. Wenn die, welche ihn kannten und verehrten, nicht mehr um ihn trauern werden, wenn die Herzen, die ihn liebten und ihn zu lieben nicht ablassen, einmal nicht mehr schlagen, dann wird doch noch der deutsche Knabe sich begeistern an dem,

was er für unseres Volkes Macht und Ehre getan hat, und das Auge des Jünglings wird flammen vor Begierde, es einem Wissmann gleichzutun. Denn er war ein echter Germane, kühn und zäh in der Verfolgung großer Ziele und weitsichtiger Pläne, von heiligem Feuer beseelt für die Ehre der deutschen Flagge, unter der er als erster Deutscher den dunklen Weltteil durchquerte, niemals zurückschreckend vor der Feindseligkeit der Elemente oder der Menschen, eine wahre Herrschernatur, geboren, Mensch und Tier zu zügeln, und doch dabei ein herzensguter liebenswürdiger Mensch, fähig einer wahrhaft kindlichen Fröhlichkeit. Dabei trotz seines heißen Blutes von bewunderungswerter Objektivität: als entschiedener Protestant nicht blind für die Schäden seiner Kirche und stets bereit, das Gute auch an anderen Konfessionen anzuerkennen. Ob wir seiner als wissenschaftlichen Forschers gedenken, oder als treuen Dieners seines Kaisers, der mit Kraft und Energie den Schandfleck Afrikas, die Sklaverei, austilgte, oder als Mehrer des Reiches und Erschließer neuer Handelswege, — in allen diesen Hinsichten muß Deutschland um ihn trauern, denn einer seiner besten Männer sank dahin. Und trat man ihm näher, wer unterlag da nicht dem Zauber seiner Persönlichkeit! Wer blickte nicht gerne in dieses treue Auge ohne Falsch! Wer hörte nicht gern die freie ungezwungene Art seiner fesselnden Rede! Und als Glied seiner Familie, welch' treuer, guter Mann: mit welch' pietätvoller Verehrung blickte er zu seiner alten Mutter auf, mit welch' zärtlicher Fürsorge umfaßte er seine Kinder, mit welch' inniger Liebe umfing er sein Weib! Denn er hat es stets für die größte Gnade Gottes gehalten, daß ihm nach seinem sturmbewegten Leben an der Seite seiner Gattin solch' reiches eheliches Glück beschieden war. Und wer hat eben darum auch mehr verloren an ihm, als ihr, die Seinen im engeren Sinne, als du, trauernde Witwe, die du vor diesem Unglück wie vor einem unfaßbaren Rätsel stehst, und die armen Kinder! War's darum, daß dieser Mann dir einst das junge Herz abgewann, damit du ihn so bald verlörest; blühten ihm darum die lieblichen Kinder, damit sie so früh vaterlos würden? Mußte er erst so spät erkennen, welch' aufopfernder Liebe ein Weib fähig ist, damit dies schöne Band schon so bald und so furchtbar gelöst würde? Das, liebe Leidtragende, sind

Fragen, die sich nicht ohne weiteres zurückdrängen lassen. Wir wollen sie aber doch in Gottes Hand legen und uns an das Wort unseres Heilandes halten: „Was ich jetzt tue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren“. Sind wir evangelische Christen, so wollen wir uns auch als solche bewähren damit, daß wir beweisen, daß unser Glaube nichts als ein großes, starkes Gottvertrauen ist, ein Sichgeborgenwissen in Gottes Arm, auch wenn er sein Antlitz verhüllt, ein kraftvolles Sichanihnanklammern, und rufen: Ich lasse dich nicht; dennoch bleibe ich stets bei dir! Es wäre auch gar nicht im Sinne unseres Entschlafenen gewesen, sich kleinmütig dem Schmerze hinzugeben, sondern er rief euch zu: „Aufwärts die Herzen, seid männlich und seid stark!“ Liebe Leidtragende, was ihr so manches Mal in glücklichen Tagen gebetet habt: Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden! das wollen wir jetzt auch tun. Wir wollen nicht von dem Glauben lassen, daß dieser rasche Abschied dem Heimgegangenen viel schweres Leid erspart hat, aus welchem heraus er noch manchmal geseufzt haben würde: Mach' End', o Herr, mach Ende mit aller meiner Pein!

Wir wollen nicht von der Gewißheit lassen, daß Gott auch durch Trübsal uns zu sich zieht, nicht von dem Glauben, daß unser Heiland ihm, der so oft für die Ehre des Kreuzes wider den Trug des Halbmondes focht und sein Bekenntnis niemals verheimlichte, eine Stätte am Herzen Gottes erworben hat. Wir wollen nicht von der Hoffnung lassen, daß seine lieben, freundlichen Züge uns einmal aus einem verklärten Leibe entgegenleuchten werden an jenem Tage, an welchem er durch Gottes Gnade den wiedergewonnenen Seinen mit seligem Aufschrei in die Arme sinkt. Das ist unser Glaube, das ist unsere Hoffnung, da wird sich jedes Rätsel lösen, auch das Rätsel des heutigen Tages.

Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah,
Da schaut mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang. Amen.

Von Liezen aus erfolgte in einem Waggon, geschmückt mit Tannen aus seinem eigenen Walde, die Überführung Hermann von Wissmanns, den man auch in den steirischen Bergen und Tälern nicht vergessen wird, in sein deutsches Vaterland.

Hier fand am 20. Juni bei schwüler, afrikanischer Temperatur in dem altehrwürdigen Köln die Beisetzung unter militärischen Ehren statt.

Sein Kaiser mit einer Reihe deutscher Fürsten und Souveräne Europas, der deutsche Reichskanzler, Minister, hohe Staatsbeamte, staatliche und geistliche Würdenträger, Männer der Wissenschaft, Offiziere hatten ihrer aufrichtigen Trauer und Verehrung des Dahingeschiedenen durch Telegramme und Kranzspenden Ausdruck verliehen; die Trauerparade wurde von der Kölner Garnison gestellt.

Bevor man den Verstorbenen zur letzten Ruhe überführte, fand noch eine Trauerfeier im Langenschen Hause statt. Die Leiche lag in einem Zinksarg aufgebahrt unter Palmen und einer Fülle von prächtigem Blumenschmuck, den Zeichen treuer Liebe, Verehrung und Dankbarkeit für das, was der Treue seinem Vaterlande und seinen Lieben Gutes und Unvergeßliches getan hat.

Inmitten einer auserlesenen Trauergemeinde hielt Divisionspfarrer Kliche die hier folgende, zu Herzen gehende und tiefempfundene Trauerrede:

Rede am Sarge von Hermann von Wissmann in Köln, von Werthstrasse 14.

„Ich weiß deine Werke und deine Liebe und deinen Dienst und deinen Glauben und deine Geduld, und daß du je länger je mehr tust."

Christliche Versammlung!

An diesem Sarge ist eine zweifache Trauergemeinde versammelt. Die eine, die kleine Gemeinde der schmerzbewegten Familie, der Gattin, der Angehörigen, der nahestehenden Freunde des Hauses und des durch einen traurigen Unglücksfall so jäh aus dem Leben hinweggenommenen Mannes. Und die andere Gemeinde, unsichtbar, aber nach Tausenden zählend, die ebenfalls an diesem Sarge steht, dankend und denkend der Bedeutung des Namens Hermann von Wissmann. Männer des Geistes und der Wissenschaft, Männer der Kulturarbeit und

Pioniere der Menschheitsentwicklung, Politiker und Diplomaten, Männer des Heeres und des wirtschaftlichen Lebens, führende Geister diesseits und jenseits des Ozeans, — die geistige Elite der Kulturwelt gedenkt in diesen Tagen des Mannes, dessen Überreste in diesem Sarge verschlossen sind. — Wie erschütternd ist der Tod: Wie eng dieses letzten Hauses Wände sind, so weit war dieses Mannes Haus in seinem Leben; sein Haus war die Welt! Wie kalt und stumm das Herz nun ruht, so laut und warm und groß schlug es im Leben; — dies Herz schlug für die Welt! Wie gebrochen das Auge dort im kleinen Schreine schlummert, dies Auge umfaßte im Leben mit weitem, großem Blick die Welt! Darum steht heute mit der sichtbaren Trauergemeinde die unsichtbare an diesem Sarge, die Geistesgemeinde, die ihn verstand, ihn würdigte, ihn ehrte, eine Gemeinde aus aller Welt!

Nicht kann es meine Aufgabe sein, in so kurzer Spanne Zeit einen Lebensabriß dieses taten- und erfolgreichen Daseins an uns vorüberzuführen, — davon werden berufenere Männer zeugen, die mit ihm gearbeitet und gekämpft, geforscht und gelebt haben —; aber zu der Fülle von Kränzen, die, von des Kaisers Majestät herab bis zu den schlichten Kränzen einfacher Menschen, Dankbarkeit, Liebe und Verehrung an diesem Sarge aufgehäuft haben, will ich einen andern Kranz hinzufügen, geflochten aus Lorbeer, den die Arbeit reicht, aus Myrten und Rosen, die die Liebe gibt, aus Immergrün und Palmen, den Glauben und Geduld darreichen, nach den Worten unseres Textes: „Ich weiß deine Werke, deine Liebe, deinen Glauben und deine Geduld!"

„Ich weiß deine Werke und deinen Dienst!" So können auch wir bis zu einer gewissen Grenze von diesem abgeschlossenen Leben sprechen. Seine Werke liegen offenkundig vor der Welt, sein Wirken ist mit Deutschlands Machtentwicklung der letzten Jahrzehnte eng verbunden. Von dem Tage, da er als junger Offizier in den dunklen Erdteil hinauszog, und sein Fuß Strecken durchmaß, die nie oder selten eines Europäers Fuß betreten, bis zu den heißen Kämpfen, in denen es deutsche Macht und Autorität, des Vaterlandes Ehre und Größe zu schirmen galt, bis in die Zeit der friedlichen Verwaltung eines gewaltigen Landgebietes, läßt sich sein Wirken in seinen Erfolgen übersehen. Forschungsdrang und Wissenstrieb,

die beiden großen Quellen menschlicher Entwicklung, waren auch die Triebfeder seines Handelns. Und solange in einer Nation diese Kolumbusnaturen nicht ausgestorben sind, die in sich das heilige Feuer des Wissensdurstes glühend spüren, die brennend in ihrer Seele die Losung jenes kühnen Weltentdeckers tragen: „novum desidero mundum, eine neue Welt suche ich!" — solange in der Menschheit nicht diese Alexanderart ausstirbt, die über des eigenen Reiches Grenzen hinausstrebt, nicht um zu erobern, sondern um den Kulturwert der Menschheit zu steigern, solange diese Bahnbrecher und Pfadfinder, gewohnte Gleise meidend, als die Träger eines wahren idealen Fortschrittes der Menschheit neue Wege weisen: so lange ist die Entwicklung der Menschheit gesichert, und so lange wird dankbare Mit- und Nachwelt ihren großen Pionieren der Arbeit huldigen. Es ist verständlich, daß an diesem Zug ins Große und Weite, an diesem Wissens- und Forschungsdrang schon manche geniale Natur gescheitert ist. Das sind jene „problematischen Naturen", von denen der Altmeister unserer Dichtung redet, die nie das Maß ihrer Kräfte erkannten, bei denen der Zwiespalt des Könnens und Wollens eine unglückliche Disharmonie schuf, und deren Leben zerrann wie ihr Wollen und Wirken. Von diesem Manne dürfen wir sagen: Nicht eine problematische Natur war er, sondern eine Charakternatur, wie selten eine. Anspruchslos selbst auf der Höhe seines Ruhmes und Erfolges, bescheiden, wie man es bei erfolggekrönten Menschen selten, bei wahrhaft großen und edlen Naturen immer findet, geschlossen in seinem Wesen, so daß Kraft und Können, Kühnheit und Selbstbeschränkung in schöner Harmonie sich einten, zielbewußt in Kampf und Verwaltung, tatkräftig und doch versöhnlich, ein Held im Kampf und großmütig gegen die Besiegten, — so schildere ich ihn nicht, — die zivilisierte Welt hat sein Charakterbild so in das goldene Buch der Geschichte eingegraben. Und daß er so war, bezeugen an diesem Sarge die Kundgebungen gekrönter Häupter und, was noch rührender ist, die schlichten Zeugnisse schlichter Menschen, bezeugen die Lorbeerzweige des Nachrufes der großen Weltblätter und, was noch rührender ist, jene Menschen der schwarzen Erde, die er nicht herrisch knechten, sondern freundlich und wohlwollend gewinnen wollte für das große Deutsche Reich.

Das Leben Wissmanns gehörte der Welt im vollem Sinne des Wortes. Nicht immer ist es großen Männern vergönnt gewesen, mit dem Dienst für die Menschheit den Dienst des Vaterlandes zu einen. Hier war's der Fall. Hinter seinem Forschungsdrang, seinem Wissenstrieb, seiner Tatenlust stand eins, leuchtend und groß: der Gedanke ans Vaterland. Alle seine Handlungen waren darauf gerichtet, des Vaterlandes Größe zu mehren. Nie hat dieser Mann seine militärische Erziehung vergessen, stets hat er wie ein Soldat, wie ein Offizier seines Königs gehandelt. Und es ist mir gestern noch aus berufenem Munde versichert, daß er eine jener Kernnaturen preußischer Art war, von denen das Wort gilt: „Wir sind königstreu bis in die Knochen!" Ob er in seinem Dienste vorwärts gehen mußte oder die Geduld des Wartens üben, ob der Erfolg ihn krönte oder Hindernisse in den Weg sich stellten, ob die Sonne der Huld ihm lächelte oder Orden und Ehrenzeichen seine Brust schmückten, — nicht Persönlichem galt sein Streben; sein Ehrgeiz ging höher: dem Kaiser seine Kraft, dem Deutschen Reiche seinen Arm, dem Vaterlande all sein Können! Des Kaisers Anerkennung, des eisernen Kanzlers Zeugnis, des ganzen Deutschlands Würdigung, selbst bis zu den politischen Gegnern hin, sie sind dafür beredte Kunde!

„Ich kenne deine Werke und deine Liebe!" — Wie gesegnet ein Leben, in das neben den Lorbeer des Ruhmes und der Arbeit die Myrten und Rosen der Liebe geflochten sind! Welt und Heimat, Welt und Haus, sind es sonst zwei Gegensätze, hier fanden sie sich in schöner Harmonie. Steht die Welt des Vaterlandes dem Manne obenan, die Welt des Hauses steht doch dicht daneben. Die Welt des Hauses ist der tiefe Quell, aus dem der Mann für seine Schaffenskraft und Freudigkeit am Wirken stets neue Nahrung zieht. Diese Heimat des Hauses fand der Entschlafene in seinem reichen Leben auch; er fand sie durch die treue Lebensgefährtin, mit der er vor einem Jahrzehnt den Bund fürs Leben schloß. Der Liebe Sonnenglanz, wer will ihn in einem glücklichen Eheleben schildern. Dieses Verstehen von Herz zu Herz, das für jede leise zarte Regung des inneren Lebens ein steigendes Verständnis gewinnt, dieses Ineinanderleben der Gedanken und des Geistes, gebend und nehmend, anregend und empfangend, dies selbstlose Verzichten auf sich selbst um des andern willen, die treue

Sorge und Sorgfalt des einen für den andern: wie ein reicher Fruchtbaum steht solch Leben vor uns, aus dem eine Blüte nach der andern emporwächst, Frucht auf Frucht, immer reifer und reicher. Aus der Freundlichkeit die Geduld, aus der Geduld die Sanftmut, aus der Sanftmut die Güte, aus der Güte die Nachsicht: und über allen die duftigste Blüte, die Liebe, die reine, aus der Tiefe quellende Liebe, von der des Apostels Wort zutrifft, daß sie alles glaubt, alles hofft, alles duldet! — Der Grabhügel ist höher als alle Berge der Welt! Man sieht zurück auf einen langen gemeinsamen Lebensweg; man faßt noch einmal alle Charakterzüge eines lieben Toten wie in einem Schlußakkord zusammen. Wenn alle, die dem Entschlafenen näher gestanden, ausnahmslos seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit hervorheben, nicht eine erzwungene, nicht eine geheuchelte oder anerzogene, die aus Selbstsucht oder Berechnung andern gegenüber Wohlwollen bekundet, sondern eine wahrhaft natürliche, angeborene Liebenswürdigkeit, die aus der Tiefe seines Herzens kam, — wie wird sich dieser Zug seines Wesens erst denen offenbart haben, die ihm die Teuersten im Leben waren! — Und anderseits, wie er Liebe gab, empfing er sie. Echte Liebe ist nie einseitig, sie flutet stets von Herz zu Herz. In den Jahren der Stille, die er in seinem sonnigen Heim in der Ferne nur seinem häuslichen Glück gelebt hat, wie wird der von den Strapazen und dem Klima der Tropen angegriffene Mann der Liebe linde Hand von seiten seiner Gattin mit innigem Dank empfunden haben. Wenn die Gattin aus seinem klaren Auge seine Seele las, wenn sie ihm den Mißmut aus dem Herzen trieb und die Sorgen von der Stirn scheuchte, wenn sie ihn aufheiterte und ermutigte unter seinen körperlichen Schmerzen und jene sanfte stille Art der Liebe walten ließ, wie sie des Weibes schönstes Erbe und Gabe ist, — wird er da nicht oft der Gattin im stillen die Hand geküßt haben, mag's nicht durch seine Seele geklungen sein nach der Melodie des alten Mathias Claudius:

Du warst mein Glück, mein Heil in diesem Leben;
Gott sei gedankt, daß ich dich fand;
Doch nicht — „ich fand!" — Gott hat dich mir gegeben,
So segnet keine irdische Hand!

Nun ist das Band der Liebe nach Gottes Willen gelöst. Aber ein teures Vermächtnis seiner Liebe führt die Gattin an ihrer Hand. Vier blühende Kinder hat sie aus der neuen Heimat in das alte traute Vaterhaus zurückgeführt — alle noch unmündig. Legt sich der ganze Ernst einer heilig hohen Aufgabe auf der Mutter Seele, das ganze Glück der Mutter und der Segen des heimgegangenen Vaters ist doch auch mit ihren Kindern verbunden. War der Älteste der Stolz des Vaters, der Träger seines Namens, so das Jüngste, das kaum den Vaternamen lallen kann, bis in die letzten Tage und Stunden der Sonnenschein des Vaterherzens. — Schließt die Liebe nun ab mit dem sich schließenden Sargdeckel? Sind mit den erloschenen Augensternen alle Sterne des Glückes verschwunden? O, die Liebe ist göttlicher Art, darum kann sie nicht sterben. Werden seine Freunde, das dankbare Vaterland dem Toten ein bleibendes Denkmal der Liebe in ihrem Herzen setzen, so wird es in das Herz der Gattin mit unauslöschlicher Schrift eingegraben bleiben: Die Liebe höret nimmer auf!

„Ich weiß deine Werke, deine Liebe, deinen Glauben!" Die Welt des Glaubens in einem Mannesleben zu schildern, wer will sich des unterfangen; dieses zarteste und feinste Gebiet inneren Lebens, das der Mann und gerade der deutsche Mann am liebsten in der Tiefe seiner Brust verschließt, und das nur an den Früchten des Lebens erkannt werden kann. Welcher Art die innerste religiöse Stellung des Entschlafenen war, ich weiß es nicht. Aber daß er ein Mann war von großen sittlichen Forderungen gegen sich und andere, das ist von Näher- und Fernerstehenden uns versichert. Und wenn der forschende Mann draußen in den unendlichen Räumen der Natur, in der Wildnis mit ihrer gigantischen Größe, unter des Meeres erhabener Majestät, unter der Bergriesen gewaltigen Häuptern, unter den Eindrücken der Natur mit ihrer entzükkenden Pracht und zugleich mit ihrer erdrückenden Macht gestanden hat, ob es dann nicht auch seinen empfänglichen Geist beeinflußt haben wird, wie einst seinen Geistesgenossen, den Geographen Karl Ritter, der, nach seinem Glaubensbekenntnis gefragt, einfach antwortete: Psalm 19, „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk!" — Im Kampf hat dieser Mann gestanden als Führer gegen die

schmachvollste Erscheinung der Menschheit, gegen die Bestialität der Sklaverei. Wenn er mit heiligem Feuer einen Kreuzzug eröffnet gegen den Sklavenhandel, wenn seine letzte Reise das Ziel hatte, einen Dampfer, der seinen Namen trug, nach dem großen See hinüberzuschaffen, um den Sklavenhandel bis in seine Schlupfwinkel zu verfolgen und zu unterdrücken, christliche Versammlung, so ist das ein Christentum praktischer Art, im Sinne unseres Meisters, vor dessen Betätigung wir heilige Achtung haben. — Und wenn dieser Mann mit seinem ausgeglichenen Wesen in heiligen Zorn geraten konnte, sobald er sah, daß einer seiner Untergebenen die seiner Fürsorge unterstellten schwarzen Menschen ungerecht behandelte oder grausam mißhandelte, so ist dieser Zug auch ein Christentum praktischer Art, das in jedem, auch in dem unkultivierten Neger einen Abglanz des ewigen Gottesgeistes sah, und vor dieser Wertschätzung der menschlichen Persönlichkeit, die ganz im Sinne Jesu liegt, haben wir eine heilige Achtung. Im übrigen steht und fällt jeder seinem Herrn; der Herr, der der Treue eine so große Verheißung gegeben, er wolle in Gnaden dieses, in bewunderswerter Treue bewährten Lebens sich annehmen.

Nun ist dies reiche Leben abgeschlossen; — wir tragen den Leib hinaus, Staub zum Staube. Bangend fragen wir: Was bleibt? Mit unserem Texte antworte ich: „Du wirst je länger, je mehr tun!" Über den Sarg des scheidenden Mannes schreibe ich das Wort des Amerikaners Emerson: „Große Menschen sind dazu da, damit größere werden!" Stehen wir auf den Schultern vergangener Geschlechter, so sind die Führer und Geister der Gegenwart die Männer, auf deren Arbeit die Erfolge der Zukunft gebaut sind. So wird auch dieser Tote weiterwirken: Der Geist des Glaubens an Deutschlands Zukunft, der Idealismus, dessen diese strebende Natur fähig gewesen, der Geist des Opfersinnes, der im Dienst fürs Vaterland sich tatsächlich verzehrt hat, er wird begeistern das zukünftige Geschlecht, daß es deutsche Kultur in die Weite trage und Träger werde der Zivilisation und wahrer Humanität. — Große Menschen sind dazu da, damit größere werden!

Wir scheiden. Doch Abschied nehmend sprechen wir: Wir beklagen einen Toten, wir grüßen einen Unsterblichen.

Die aber mehr verloren als wir, die neben dem Manne

der weltweiten Arbeit ein Herz voll Liebe beklagen, die mögen sich aufrichten an dem Wort:

Was wir bergen in den Särgen,
Ist der Erde Kleid.
Was wir lieben, ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit! Amen.

Ein imposanter, schier unendlicher Trauerzug geleitete alsdann den großen Heimgegangenen nach dem Kölner Friedhof in Melaten; hier sprach der Geistliche noch ein Gebet. Dann erklang dem Tapferen, der seine Truppe so oft in hartem Kampf zum Sieg geführt, in den drei Salven der Trauerparade der militärische Scheidegruß.

Unter dem stummen Trauern der Hinterbliebenen, seiner Freunde und Bewunderer wurde, was irdisch an ihm ist, zur letzten Ruhe versenkt, während sein Geist schon weit über uns weilte, mit den Seelen der Braven unseres Volkes im Geiste der Allmacht vereint.

Wir aber haben das Recht, ja wir haben die Pflicht, über der Trauer um ihn den Stolz nicht zu vergessen, den Stolz darüber, daß er uns in großer Zeit ein herrlicher Führer war, eine Persönlichkeit, die Felix Dahn zu folgenden Worten begeisterte:

(Felix Dahn an Wissmann am Sedantag 1890.)

Dazu gab Gott dem Mann die Hand, die schwertgefüge Rechte,
Daß er sein Recht, sein Volk, sein Land bis in den Tod verfechte.
Doch auch, daß sie das goldne Band herztiefer Freundschaft flechte,
Der Ehre, des Vertrauens Pfand von Geschlechte zu Geschlechte.
Heil Dir, Du wackrer, tapfrer Mann, Du Held im Sagensinne,
Was eine deutsche Rechte kann — man ward's mal wieder inne.
Das alte, deutsche Heldenmark, die Welt hat's neu erfahren:
Zum Greifen rasch, zum Schlagen stark und fest zum Treue wahren.

Schlußwort.

Verfasser: Rochus Schmidt.

Am 20. Juni 1905, dem Tage der Beisetzung ihres großen Führers auf afrikanischer Erde, vereinigten sich die in Köln anwesenden früheren Offiziere der Wissmanntruppe mit Freunden und Verehrern des Heimgegangenen in dem Gedanken, den kommenden Geschlechtern die Gestalt Hermann von Wissmanns im Bilde zu erhalten und ihm in Lauterberg im Harz, der zweiten Heimat des Entschlafenen, dem Wohnsitz seiner alten Mutter, ein seiner würdiges Denkmal zu errichten.

Denselben Gedanken faßten am gleichen Tage zu Lauterberg der Magistrat, die Vertretung der Bürgerschaft und Wissmanns dort lebende Verehrer. Mit ihnen schlossen sich die alten Afrikaner zusammen und bildeten ein Komitee zur Errichtung eines Wissmann-Denkmals in Lauterberg im Harz. Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft, nahm den ihm angetragenen Ehrenvorsitz in diesem Komitee an. Ein erwählter Arbeitsausschuß führte die Geschäfte des Komitees und trat mit folgendem Aufruf in die Öffentlichkeit:

„Unter dem Ehrenvorsitz Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg scharen wir uns zusammen, um das Andenken Hermann von Wissmanns zu ehren, den uns ein unheilvolles Geschick in der Blüte seiner Jahre entrissen hat. Ganz Deutschland blickte mit Stolz auf den Mann, der in der Erforschung und Erschließung des dunkeln Erdteils einer unserer Besten war und mit Begeisterung die reichen Schätze seiner Erfahrung in den Dienst praktischer Kolonialpolitik gestellt hat.

Hermann von Wissmann hat in zweimaliger Durchquerung Afrikas von Westen nach Osten Kulturstätten im Innern geschaffen, die Eingeborenen in ihrer Eigenart verstanden und uns verständlich gemacht. Die Greuel der Menschenjagden und des Sklavenhandels hat er vor das Forum des entrüsteten Europas gebracht.

Als dann das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war und der Araberaufstand die ostafrikanische Küste in Flammen gesetzt hatte, berief Fürst Bismarck den erfahrenen Afrikaner in ernster Stunde und es wurde die Wiedergewinnung der Kolonie ihm übertragen. Wissmann schuf in kürzester Frist die mit seinem Namen aufs engste verknüpfte Schutztruppe und führte sie zu Kampf und Sieg. Die heute erreichte wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas hat in Wissmanns Taten ihre Grundlage.

Neben seinen wissenschaftlichen und militärischen Erfolgen hat die rein menschliche Persönlichkeit unseres Wissmann die deutschen Herzen gewonnen. Die Tiefe seiner Empfindung, die Größe seiner Anschauung, die Lauterkeit seines Charakters mußten mächtig auf jeden wirken, der das Glück hatte, in seine Nähe zu kommen. Und so verlieh er dem kolonialen Gedanken in Deutschland durch sein Wesen kraftvolle Schwingen.

Wir Deutsche wollen sein Gedächtnis gebührend ehren und die uns teuere Heldengestalt den kommenden Geschlechtern im Bilde erhalten. Ein Denkmal soll ihm in Lauterberg, seiner zweiten Heimat, erstehen und die Erinnerung an seine Taten für alle Zeiten wach halten."

Diesem Aufruf sah man sich veranlaßt, im Februar 1906 den nachstehend wiedergegebenen folgen zu lassen:

„Unter dem Ehrenvorsitz Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg taten wir uns nach dem Tode Hermann von Wissmanns zusammen, um das Andenken dieses großen Afrikaners in gebührender Weise zu ehren.

Der Appell an die nationalen Kreise des deutschen Volkes ist nicht vergebens gewesen. Die bisherigen Sammlungen haben eine schöne Summe ergeben, ein gut Teil Opferfreudigkeit des deutschen Volkes bewiesen. Aber die Mittel langen noch nicht, das Denkmal, das aus der öffentlichen Konkurrenz

der Künstler unseres Vaterlandes hervorgehen soll, eines Wissmann würdig im großen Stil, weithin von den Höhen der Harzberge aus sichtbar, bei Lauterberg am Bergeshange zu errichten.

Mit dem Denkmal schaffen wir zugleich ein koloniales Wahrzeichen, das sich verkörpert in der Person dessen, der kerndeutsch im Wollen und Wesen, kraftvoll im Walten und Wirken, über dem Ozean unseres Volkes bester Führer war. Es gilt, dem Deutschland der Zukunft des Mannes Züge zu erhalten, der in der Reihe deutscher Forscher von dem kulturellen Wirken für die Menschheit die Brücke schlug zum kolonialen Schaffen fürs eigne Vaterland."

Die beiden Aufrufe haben ihre volle Wirkung getan, die Sammlungen für das Denkmal die stattliche Summe von 50000 Mark überschritten. Noch erfreulicher aber als die von den einzelnen beigesteuerten Beträge war die Art, wie von den meisten, die unser Ruf erreichte — Ausnahmen bestätigen ja die Regel! — gespendet wurde; von den oberen Zehntausend, den nationalen Schichten unseres Volkes, von Begüterten und weniger Bemittelten. Wenn die Arbeiter in den Lauterberger Stuhlfabriken nicht etwa vereinzelt, sondern in Massen ihr Scherflein für ein Denkmal Wissmanns beitrugen, so ehrten sie damit nicht nur den im Harz außerordentlich volkstümlichen Kolonialhelden, sondern auch sich selbst; sie bewiesen, daß auch in der heutigen Zeit der einfache Arbeiter Sinn für das Ideale, Bewunderung für die großen Söhne unseres Volkes haben kann. Oft freilich wird es nicht vorgekommen sein, daß für die Ehrung eines bedeutenden Mannes, der auf einem der Nation doch noch so fremden Felde tätig war, die arbeitende Klasse derart wenn auch naturgemäß nur kleine Summen beigetragen hat, wie es für Hermann von Wissmann in Lauterberg geschah! —

Im Juli 1906 konnte der Arbeitsausschuß des Denkmalkomitees zum Ausschreiben eines Bedingungsplanes für den Wettbewerb um das Denkmal schreiten. Dieser Wettbewerb findet unter allen Künstlern deutscher Reichsangehörigkeit statt; man hat sich dazu auf Veranlassung einer Anzahl von Wissmannschen Verehrern in Süddeutschland in der Annahme entschlossen, daß aus der deutschen Künstlerschaft





Wissmann-Gedenkmedaille, modelliert von M. A. Wolff.

heraus einem Wissmanndenkmal besonderes Interesse entgegengebracht werden würde. In dieser Erwartung hat man sich nicht getäuscht, denn unter der großen Zahl der Teilnehmer am Wettbewerb aus allen Teilen Deutschlands befinden sich die Namen hervorragender Künstler. Auch als Preisrichter gelang es, unter den bildenden Künstlern der Besten einige zu gewinnen. Selbstverständlich ist das Laienelement im Preisgericht, dessen Vorsitz Herzog Johann Albrecht übernimmt, auch durch einige Afrikaner vertreten.

In einem Punkte hat man sich, und zwar auf den übereinstimmenden Rat der zugezogenen Künstler und den Wunsch des Lauterberger Magistrats, dem das Denkmal naturgemäß übergeben wird, zu einer Änderung des ursprünglichen Gedankens entschlossen. Wie nämlich in dem zweiten vorstehend mitgeteilten Aufruf gesagt wurde, war für das Denkmal insbesondere auf Wunsch der Afrikaner ein geeigneter Platz am Hange der Harzberge in Aussicht genommen. Dem standen jedoch große Schwierigkeiten und Bedenken entgegen. Man war seitens des Ausschusses um so freudiger bereit, die bisher als „Kurpark" bezeichneten Anlagen Lauterbergs für das Denkmal endgültig in Aussicht zu nehmen, als der Kurpark zufolge eines Beschlusses des Magistrats und der Bürgerschaft von Lauterberg dem großen Afrikaner zu Ehren den Namen Wissmannpark erhalten hatte und als solcher nunmehr auf den Harzkarten verzeichnet wird; der Wissmannpark ist eine idyllische, am bisherigen Bahnhof Kurpark, dessen Name jedenfalls folgerichtig auch in „Wissmannpark" umgewandelt wird, gelegene Anlage. Bei dem lebhaften Interesse der Künstlerschaft ganz Deutschlands und der künstlerischen Zusammensetzung des Preisgerichts ist alle Aussicht vorhanden, daß im Wissmannpark zu Lauterberg ein stilvolles Denkmal Aufstellung findet. In diesem wird man bei der Bedeutung Wissmanns eine Art Kolonialdenkmal erblicken dürfen. Infolge der Beliebtheit und der zentralen Lage des schönen Harzes in Deutschland kann es nicht fehlen, daß dasselbe alljährlich von vielen Tausenden deutscher Landsleute aus allen Teilen des Reichs besichtigt und hoffentlich gleich dem, den es darstellt, bewundert werden wird. Möge dann der Wissmannpark mit dem Denkmal dem herrlichen Flecken Erde, den unser Wiss-

mann so lieb gewonnen, der ihm öfters nach harten Kämpfen und herber Arbeit in den Tropen Ruhe und Erholung bot, noch recht viele Freunde erwerben und neue Besucher zuführen!

Neben diesem Denkmal im deutschen Heimatland ist noch ein anderes Monument für Hermann von Wissmann geplant, und zwar in der Hauptstadt von Deutschlands größter Kolonie, Deutsch-Ostafrika. Der Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, selbst hat die Initiative hierzu ergriffen und bald nach dem Hinscheiden Wissmanns folgenden Aufruf an die deutsche Kolonialgesellschaft erlassen:

„Unser Ehrenmitglied Gouverneur Hermann von Wissmann ist uns durch den Tod am 16. d. Mts. entrissen worden. Mit uns trauern weite Kreise des Vaterlandes. Unauslöschliche Verdienste hatte sich der jetzt so unerwartet Dahingeraffte schon durch seine großen Entdeckungszüge quer durch Afrika erworben, als ihn Seine Majestät der Kaiser in den Dienst des Reiches berief und ihn zum Reichskommissar für Ostafrika ernannte, nachdem dort der Aufstand gegen uns ausgebrochen war. Unvergänglichen Ruhm schuf sich Wissmann in dieser Stellung durch Niederwerfung des Aufstandes und durch Aufbau der deutschen Verwaltung in unserer ostafrikanischen Kolonie.

Da ist es uns eine schöne Pflicht der Dankbarkeit, ihm für seine Verdienste um die koloniale und nationale Entwicklung an der Stätte seines Wirkens, in der Hauptstadt des uns durch ihn gesicherten Deutsch-Ostafrikas, in Daressalaam, ein Denkmal zu errichten. Schlicht und einfach wie der große Tote und doch kernhaft und fest soll es sein: Ein Felsblock, der auf eingelassener eherner Platte die Züge des kühnen und treuen Mannes der Nachwelt erhält.

Die deutsche Kolonialgesellschaft und ihre Abteilungen sind an erster Stelle berufen, Hermann von Wissmann, ihrem teuren Ehrenmitgliede, diese Dankespflicht abzustatten, um hierdurch auch auf dem Pfade seiner Wirksamkeit zu bekunden, daß wir die Pionierarbeit Hermann von Wissmanns, dieses unsers großen Landsmannes, zu würdigen wissen.

Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg."

Die Wirkung dieses Rufes war in den Kreisen der deutschen Kolonialgesellschaft eine hocherfreuliche. Die eingegangenen Spenden sichern die Ausführung des vom Herzog Johann Albrecht ausgesprochenen Gedankens einer Ehrung Wissmanns auf dem Felde seiner Tätigkeit vollkommen und in würdigster Weise.

Eine weitere Ehrung wurde dem Verstorbenen in seiner Vaterstadt Frankfurt a. O. seitens der dortigen Abteilung der deutschen Kolonialgesellschaft durch Anbringung einer vom Kaufmann Baltzer gestifteten Gedenktafel am Geburtshause Linden 9 zuteil. Diese, bestehend aus poliertem Schiefer, trägt in goldenen Buchstaben die folgende Inschrift: „In diesem Hause wurde Deutschlands Vorkämpfer in Ostafrika, Hermann von Wissmann, am 4. September 1853 geboren."

Der Bildhauer Moritz Albert Wolff zu Berlin entwarf eine Gedächtnismedaille, die auf der vorderen Seite das Brustbild Wissmanns mit Angabe des Geburts- und Todestages zeigt und auf der Rückseite das Bild eines Sudanesensoldaten, der zum Zeichen der Trauer die deutsche Flagge vor dem Sarkophag des Begründers und ersten Führers der Schutztruppe senkt. Die Medaille ist in Silber und Bronze ausgeführt und der Münzsammlung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin einverleibt worden.

Nicht vergessen werde auch der pietätvolle Beschluß des Vereins ehemaliger Ruppiner Schüler in Berlin, dem Gymnasium zu Neu-Ruppin ein von Ismael Gentz gemaltes Ölbild des Gouverneurs von Wissmann in würdiger Einrahmung zu stiften und einen Fonds zur Hebung sportlicher Zwecke mit der Benennung „Wissmann-Fonds" zu übergeben. Die feierliche Übergabe des Bildes und der Stiftung hat am 10. November 1906 in der Aula des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Neu-Ruppin stattgefunden.

Wurde dem lebenden Wissmann nicht immer ungeteilte Verehrung in unserem Volk zuteil, so wetteiferte nach seinem Heimgang, wie wir sehen, alles, dem großen kolonialen Helden den Tribut der Anerkennung und Dankbarkeit zu bezeugen. Und das mit Recht. Spricht sich doch darin die Erkenntnis aus, daß wir Führer von der Bedeutung, dem praktischen Sinn, der Eigenart, der Vaterlandsliebe, überhaupt den treff-

lichen, selten in einer Person vereinten Charakter- und Herzenseigenschaften Wissmanns, in unserem Volke, besonders auf kolonialem Gebiete dringend bedürfen! Daß die breite Masse deutscher Söhne, die in den deutschen Schutzgebieten kämpften, sich würdig an die früheren Generationen anreiht, zeigt der Heldenmut unserer Truppen in Afrika; daß wir auch koloniale Arbeit zu leisten verstehen, verraten die wirtschaftlichen Erfolge der Vorkämpfer aus der schlichten Masse unseres Volkes, die deutsche Kraft und Energie betätigen. Unter den Führern aber des deutschen Volkes im dunkeln Erdteil, unter seinen kolonialen Helden ist einer, der alle anderen überragt, der sich auf den verschiedensten Gebieten afrikanischen Wirkens und in des Vaterlandes kolonialer Sturm- und Drangperiode bewährte, Hermann von Wissmann.

Die oben angeführten Ehrungen beweisen die Gesinnung und das Urteil der Mitwelt und seiner Zeitgenossen. Freilich das Höchste, das Größte wird ihm erst die Zukunft geben: denn die Geschichte wird ihn schreiben dorthin, wo unsere Großen stehn; in ihr wird er unsterblich sein.

Das dankbare Vaterland aber erkennt schon heute in Hermann von Wissmann einen Kolonialhelden von besonderer Bedeutung, es sieht in ihm

Deutschlands großen Afrikaner.

